



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

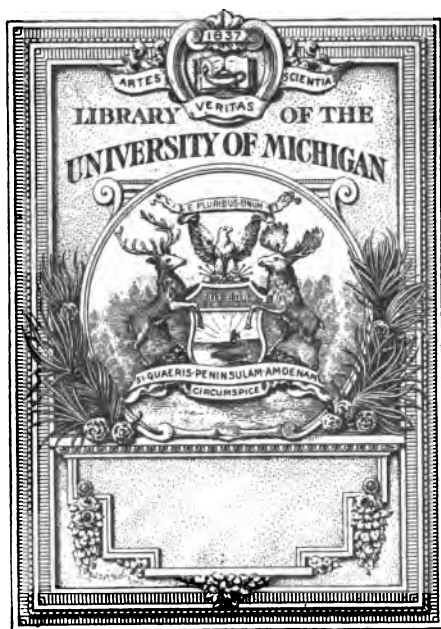
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A 928,729



838

Z92



Heinrich Ischotte's

Gesammelte Schriften.

Dritter Theil.

A a r a n.

Druck und Verlag von F. R. Gauerländer,

1851.



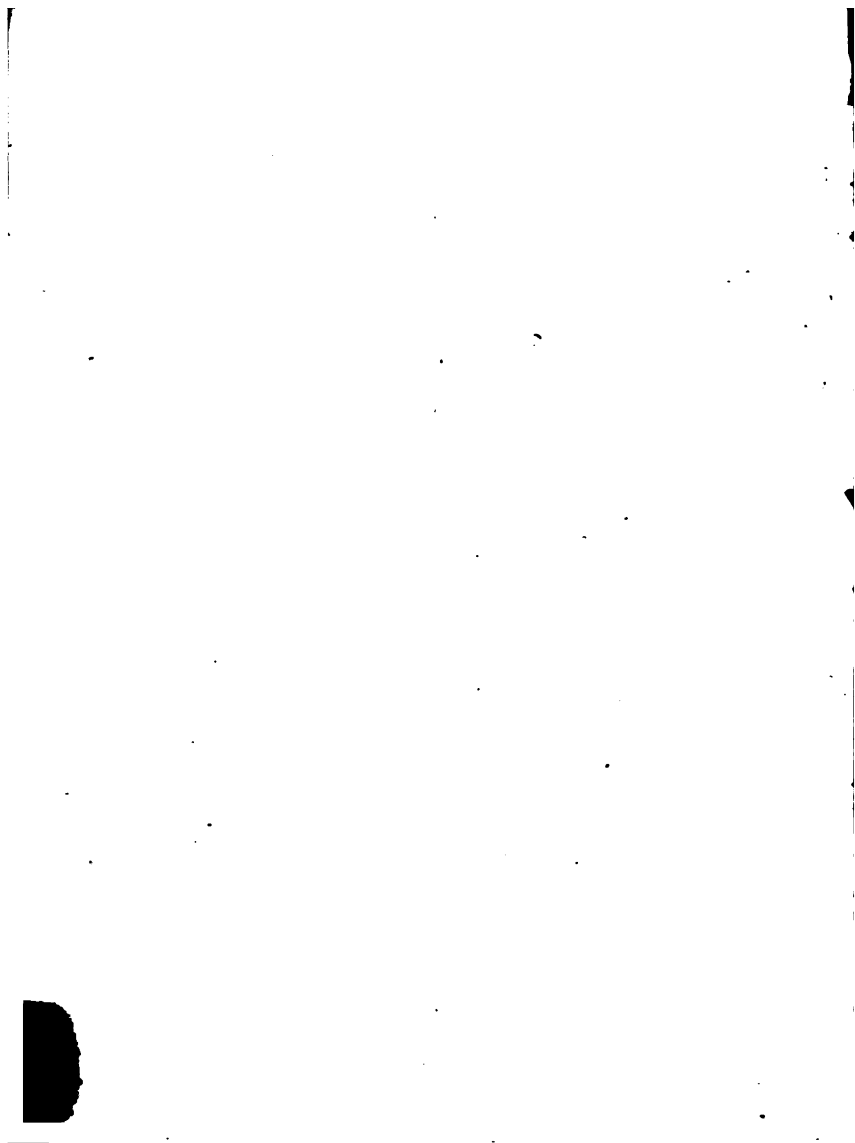
β. (S)

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In fünfzehn Bändchen.

Dritter Theil.



Inhalt.

	Seite
Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts	1
Die weiblichen Stufenjahre	63
Der Millionär. — Eine Doppelgeschichte	99
Der todte Gast	204
Der Fürstenblick	322
Das Loch im Aermel	371

1. The first part of the document is a list of names and addresses of the members of the committee.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

Ein Narr
des
neunzehnten Jahrhunderts.



Vorläufige Nachrichten.

Auf meiner letzten Reise im Norden unsers Vaterlandes ließ ich mich einen kleinen Umweg nicht gereuen, um meiner Lieblinge einen aus dem goldenen Zeitalter des Lebens einmal wieder zu sehen. Man erlaube mir indessen nur, in der folgenden Erzählung Namen von Gegenden, Ortschaften oder Personen zu verschweigen oder zu verstellen. Die Geschichte ist darum nicht weniger wahr, wie unwahrscheinlich sie auch Vielen vorkommen mag.

Jener Liebling also war der Freiherr Olivier von Elyeln, mit dem ich auf der Göttingischen Hochschule zugleich den Wissenschaften angehört hatte. Er war damals einer der trefflichsten Jünglinge und zugleich einer der geistreichsten jungen Männer gewesen. Die Liebe der römischen und griechischen Schriftsteller hatte uns zusammengeführt und verbunden. Ich nannte ihn nur meinen Achilles, er mich seinen Patroklos. Aber er hätte in der That jedem Künstler zum Urbild eines Achilles dienen können. In Gestalt und edler Haltung einem jungen Halbgott ähnlich, Trotz und Güte im dunkeln Feuer seines Blicks, gelenk und gewandt wie Reiter, der kühnste Schwimmer, der schnellfäßigste Kenner, der wildeste Kletter, der anmuthigste Länger, hatte er dabei das edelmüthigste und furchtloseste Herz. Sein Edelmuth verwickelte ihn eben in mancherlei unangenehme Fäden, weil er sich oft ungerufen der Unterbrücken annahm. Er mußte sich dabei mehrmals mit Andern schlagen; er schonte die besten Fechter nicht; ging in den Kampf wie zu einer Lustpartie, ward dabei niemals verwun-

bet, als wäre er am ganzen Leibe gezelet, ließ aber Keinen ungezeichnet von sich.

Seit unserer Trennung hatten wir uns mehrmals geschrieben; aber wie es denn so geht, wenn man in den Wogen des Lebens auseinander kömmt; wir vergaßen zwar uns nie, aber zuletzt doch den Briefwechsel. Ich wußte endlich von ihm nur, daß er Hauptmann bei einem Infanterieregiment gewesen war. Jetzt mochte er etwa fünfundsiebzig Jahre alt und im Range vorgerückt sein. Sehr zufällig erfuhr ich auf der Reise den Standort seines Regiments, und das verleitete mich, wie gesagt, zu dem Umweg.

Der Postknecht fuhr mit mir in die Straßen der alten, weitläufigen, reichen Handelsstadt ein, und hielt vor dem angesehensten Gasthof. Sobald ich vom Aufwärter mein Zimmer angewiesen erhalten hatte, fragte ich ihn, ob beim Regiment in hiesiger Besatzung nicht ein Freiherr von Elhelm sei?

„Sie meinen den Major?“ fragte der Aufwärter.

„Major kann er wohl sein. Ist seine Wohnung entfernt von hier? Trifft man ihn um diese Zeit an? Es ist schon spät; aber ich wünsche, daß mich Jemand zu ihm führe.“

„Verzeihen Sie, der Herr ist nicht mehr beim Regiment, schon lange nicht mehr. Er hat den Abschied genommen oder nehmen müssen.“

„Müssen? Warum?“

„Er hat allerlei Geschichten getrieben, wunderliches Zeug; ich weiß selbst nicht was? Er ist zuletzt nicht recht im Kopf gewesen; überschnappt, verrückt geworden. Man sagt, er habe sich um den Verstand stüblert.“

Die Botschaft erschreckte mich so, daß ich die Fassung und die Frage verlor.

„Und wie denn?“ stammelte ich endlich, um doch etwas zu fragen und Genaueres zu vernehmen.

„Verzeihen Sie,“ sagte der dienstfertige Aufwärter: „was ich weiß, hab' ich nur vom Hörensagen, denn er ist früher weggeschickt, als ich in dies Haus kam. Man erzählt aber noch viel von ihm. Zum Beispiel hat er mancherlei Handel mit Offizieren gehabt, und jeden Du geheissen, sogar den General, jeden, er mochte sein wer er wollte. Als er eine reiche Erbschaft von seinem Oheim in Empfang genommen hatte, bildete er sich ein, er sei bettelarm geworden, könne seine Schulden nicht zahlen, und verkaufte, was er um und an sich hatte. Er soll auch gotteslästerliche Neben in seinem Wahnsinn ausgestossen haben. Das Lustigste aber ist, daß er seiner Familie zum Trost ein unehrliches Mädchen, ein Gaunerkind, geheirathet hat. Auch sein Anzug soll zuletzt gar toll gewesen sein, gar handwurmähnlich, so daß ihm alle Gassenbuben nachliefen. Man hat ihn in der Stadt sehr bedauert; denn er war vorher allgemein geliebt, und muß, so lange er noch den Bestand hatte, ein vortrefflicher Herr gewesen sein.“

„Und wo befindet er sich jetzt?“

„Ich kann es nicht sagen. Er hat die Stadt verlassen. Man hört und sieht nichts von ihm. Vermuthlich hat ihn seine Familie irgendwo untergebracht, um ihn heilen zu lassen.“

Mehr wußte der Aufwärter nicht zu berichten. Ich hatte schon zuviel gehört. Ich warf mich wie erlahmt in einen Sessel. Ich dachte mir noch die Helbengegestalt des gekrönten Jünglings, von dessen Zukunft ich hohe Erwartungen gehegt hatte; der sowohl durch seinen Stand, als durch seine großen Familienverbindungen Ansprüche auf die ersten Stellen im Heer oder im Staate hätte machen können; der durch seine Kenntnisse, durch seine seltenen Geistesgaben zu allem Großen berufen zu sein geschienen, — und der nun war einer der Unglücklichen, vor deren Anblick die Menschheit mittheilbig zurückschaudern muß! Hätt' ihn doch der Engel seines

Lebens lieber aus der Welt hinweggerückt, denn ihn zum traurigen Schauspiel, als klägliches Zerrbild, stehen gelassen!

Wie gern ich den guten Olivier gesehen hätte, war mir's nun doch lieb, ihn nicht mehr in der Stadt zu wissen. Ach, er wäre ja doch nicht mehr Olivier, nicht mehr mein herrlicher Achilles gewesen, sondern ein klägliches, unkenntliches Torso! Ich wollte ihn nicht sehen, auch wenn es mir leicht gewesen wäre, ihn zu finden. Dann hätt' ich meinen Göttingischen Achilles im Gedächtniß auswechseln müssen mit der Gestalt eines Wahnsinnigen; das hätte mir eine der liebsten und anmuthigsten Erinnerungen geraubt. Ich wollte ihn aus demselben Grunde nicht wiedersehen, wie ich keinen meiner Freunde im Sarge betrachten mag, weil ich nur die Gestalt des Lebendigen in Gedanken bewahren will; oder wie ich's meide, Zimmer, die ich vor Zeiten bewohnte, die nun von Andern bewohnt werden, die nun ganz anders eingerichtet sind, wieder zu besuchen. Das Ehemals und Jetzt verwirrt sich immer in meinen Vorstellungen auf eine unaussehnlich-peinliche Weise.

Ich war noch in allerlei Betrachtungen über die Natur des menschlichen Wesens verloren, und wie derselbe Geist, welcher die Räume des Weltalls mißt, das Höchste ahnet — durch Druck oder Verletzung eines unsichtbaren Theils seines Nervengewebes zum widerlich verstimmten Saitenspiel werden muß, sich und der übrigen Welt ein unverständlicher Fremdling: da trat der Aufwärter herein und rief zum Nachtesen.

Die Wirthstafel im hellerleuchteten Speisesaal war von vielen Gästen besetzt. Es traf sich, daß mir ein Platz in der Nachbarschaft einiger Offiziere der hiesigen Stadtbesatzung angewiesen ward. Natürlich leitete ich das Gespräch, sobald es einmal unter uns angeknüpft war, auf meinen Freund Olivier. Ich gab von ihm die genauesten Einzelheiten an, so viel ich deren wußte, um jede

Verwechslung der Personen zu verhüten. Denn es war ja möglich, und ich glaubte die Möglichkeit, daß der wahnsinnige Freiherr von Flyeln ein ganz anderer, als mein Achilles von Göttingen sein konnte. Allein Alles, was ich sagte, Alles, was ich dagegen hörte, bestätigte zu sehr, daß hier keine Verwechslung stattfinde.

„Es ist jammerschade um den Baron!“ seufzte einer der Offiziere: „Jedermann hatte ihn gern. Er war einer der Bravsten beim Regiment, ein verwagener Teufel. Das sahen wir beim letzten Feldzug in Frankreich. Was Keiner von uns wagte, das wagte er spielend. Aber es glückte ihm auch Alles. Denkt nur an die Batterie bei Belle-Alliance! Wir hatten sie verloren. Der General riß sich die Haare aus dem Kopf. Flyeln rief: Wir müssen sie wieder nehmen, sonst ist Alles dahin! Drei Angriffe hatten wir vergebens gethan. Da geht Flyeln mit seiner Kompagnie noch einmal vor, nimmt's mit einem ganzen Bataillon Garben auf, und bei Gott, schlägt in gräßlicher Mehelei durch; nimmt die Batterie!“

„Aber es kostete auch die halbe Kompagnie!“ rief ein alter Hauptmann neben mir: „Ich war Augenzeuge. Er kam, wie gewöhnlich, ohne Schramme davon. Ungeheures Glück begleitete den Menschen. Der gemeine Soldat läßt sich's jezt noch nicht ausreden, der Baron habe sich hieb-, stich- und kugelfest machen können.“

Ich hörte mit wahrer Wollust dem lobreichen Gespräch über den guten Olivier zu. Ich erkannte ihn wieder an allen seinen Tugenden. Man pries besonders seine wohlthätigen Handlungen. Er war der Gründer und Verbesserer einer Schule für Soldatenkinder, und hatte dafür großen Aufwand gemacht. Er hatte im Stillen viel Gutes gewirkt; immerdar ein einfaches, eingezogenes Leben geführt; nie zu dem Muthwillen, nie zu den Ausschweifungen sich geneigt, zu welcher Jugend, Schönheit, Kraftfülle und Reichthum so leicht verlocken. Ja, die Offiziere gestanden mir, daß der Frei-

Lebens lieber aus der Welt hinweggerückt, denn ihn zum traurigen Schauspiel, als klägliches Terrbild, stehen gelassen!

Wie gern ich den guten Olivier gesehen hätte, war mir's nun doch lieb, ihn nicht mehr in der Stadt zu wissen. Ach, er wäre ja doch nicht mehr Olivier, nicht mehr mein herrlicher Achilles gewesen, sondern ein klägliches, unkenntlicher Torso! Ich wollte ihn nicht sehen, auch wenn es mir leicht gewesen wäre, ihn zu finden. Dann hätte ich meinen Göttingischen Achilles im Gedächtniß auswechseln müssen mit der Gestalt eines Wahnsinnigen; das hätte mir eine der liebsten und anmuthigsten Erinnerungen geraubt. Ich wollte ihn aus demselben Grunde nicht wiedersehen, wie ich keinen meiner Freunde im Sarge betrachten mag, weil ich nur die Gestalt des Lebendigen in Gedanken bewahren will; oder wie ich's melde, Zimmer, die ich vor Zelten bewohnte, die nun von Andern bewohnt werden, die nun ganz anders eingerichtet sind, wieder zu besuchen. Das Ehemals und Jetzt verwirrt sich immer in meinen Vorstellungen auf eine unaussehllich-peinliche Weise.

Ich war noch in allerlei Betrachtungen über die Natur des menschlichen Wesens verloren, und wie derselbe Geist, welcher die Räume des Weltalls mißt, das Höchste ahnet — durch Druck oder Verletzung eines unsichtbaren Theils seines Nervengewebes zum widerlich verstimmtten Saltenspiel werden muß, sich und der übrigen Welt ein unverständlicher Fremdling: da trat der Aufwärter herein und rief zum Nachessen.

Die Wirthstafel im Kellerleuchteten Speisesaal war von vielen Gästen besetzt. Es traf sich, daß mir ein Platz in der Nachbarschaft einiger Offiziere der hiesigen Stadtbesatzung angewiesen ward. Natürlich leitete ich das Gespräch, sobald es einmal unter uns angelüpelt war, auf meinen Freund Olivier. Ich gab von ihm die genauesten Einzelheiten an, so viel ich deren wußte, um jede

Verwechslung der Personen zu verhüten. Denn es war ja möglich, und ich glaubte die Möglichkeit, daß der wahnsinnige Freiherr von Fiheln ein ganz anderer, als mein Achilles von Göttingen sein konnte. Allein Alles, was ich sagte, Alles, was ich dagegen hörte, bestätigte zu sehr, daß hier keine Verwechslung stattfinden.

„Es ist jammerlich um den Baron!“ seufzte einer der Offiziere: „Jedermann hatte ihn gern. Er war einer der Bravsten beim Regiment, ein verwagener Teufel. Das sahen wir beim letzten Feldzug in Frankreich. Was Keiner von uns wagte, das wagte er spielend. Aber es glückte ihm auch Alles. Denkt nur an die Batterie bei Belle-Alliance! Wir hatten sie verloren. Der General riß sich die Haare aus dem Kopf. Fiheln rief: Wir müssen sie wieder nehmen, sonst ist Alles dahin! Drei Angriffe hatten wir vergebens gethan. Da geht Fiheln mit seiner Kompagnie noch einmal vor, nimmt's mit einem ganzen Bataillon Garden auf, und bei Gott, schlägt in gräßlicher Mezelei durch; nimmt die Batterie!“

„Aber es kostete auch die halbe Kompagnie!“ rief ein alter Hauptmann neben mir: „Ich war Augenzeuge. Er kam, wie gewöhnlich, ohne Schramme davon. Ungeheures Glück begleitete den Menschen. Der gemeine Soldat läßt sich's jetzt noch nicht ausreden, der Baron habe sich hieb-, stich- und kugelfest machen können.“

Ich hörte mit wahrer Wollust dem lobreichen Gespräch über den guten Olivier zu. Ich erkannte ihn wieder an allen seinen Tugenden. Man pries besonders seine wohlthätigen Handlungen. Er war der Gründer und Verbesserer einer Schule für Soldatenkinder, und hatte dafür großen Aufwand gemacht. Er hatte im Stillen viel Gutes gewirkt; immerdar ein einfaches, eingezogenes Leben geführt; nie zu dem Muthwillen, nie zu den Ausschweifungen sich geneigt, zu welcher Jugend, Schönheit, Kraftfülle und Reichthum so leicht verlocken. Ja, die Offiziere gestanden mir, daß der Frei-

herr bedeutenden Einfluß auf Vereblung des Lons² unter dem Offizierkorps, auf die ernstern Sitten desselben und auf dessen wissenschaftlichere Bildung gehabt. Er selbst habe Vorlesungen über verschiedene, dem Krieger nützliche Gegenstände gehalten, bis es untersagt worden sei.

„Und warum untersagt?“ fragte ich verwundert.

„Eben in diesen Vorlesungen,“ antwortete mir einer meiner Tischnachbarn, „offenbarten sich die ersten Spuren seiner beginnenden Geisteszerrüttung. Kein Jakobiner im Pariser Nationalkonvent hat jemals rasender gegen unsere monarchischen Einrichtungen gewüthet, und gegen die verschiedenen europäischen Höfe und ihre Politik, als er zuweilen. Er sagte geradezu, die Völker selber würden früh oder spät sich helfen, sich und den Königen, gegen Ministerwillkür, Priesterherrschaft und Handelsbebrängung. Er meinte auch, die Revolution werde unvermeidlich von Volk zu Volk mild oder stürmisch übergehen, und werde binnen einem halben Jahrhundert die politische Gestalt Europa's verändern. Genug, die Vorlesungen wurden ihm untersagt, und billig und mit Recht. Eben so toll deklamirte er zuweilen auch gegen den Adel und dessen Vorrechte. Wenn man ihn dann erinnerte, daß er ja selbst Baron wäre, antwortete er: „Ihr habt die Thorheit, mich so zu nennen; ich bin ein vernünftiger Mensch und von Geburt eben so viel, wie unser Profos.“

„Das waren aber doch nur erst Vorspuren der Geisteszerrüttung!“ rief ein junger Lieutenant, „allein der erste Akt seiner Narrheit war, als er den Oberstlieutenant von Berken ansah, mit Maultschellen bewirthete und die Treppe hinunterwarf, nachher aber die Herausforderung nicht anzunehmen wagte, und bei der Gelegenheit das ganze Offizierkorps beleidigte.“

„Er war doch sonst ein guter Fechter, der eben die blanke Klinge nicht fürchtete!“ sagte ich.

„Wir kannten ihn bis dahin auch als solchen. Aber wie gesagt, seine ganze Natur änderte. Als er auf den Platz kam, wo er sich schlagen sollte, erschien er ohne Degen, bloß mit einer Ruthe in der Hand, und sagte in unser aller Gegenwart zum Oberstlieutenant mit lachendem Munde: Du verächtlicher Vock, wenn ich dich wirklich mit dem Degen zersehte, würdest du darum mehr werth sein? Und als der Oberstlieutenant seinen Zorn nicht mehr mäßigen konnte und den Degen zog, entblöhte der Major kaltblütig seine eigene Brust, und hielt sie ihm hin und sagte: Hast du Lust, Menschenmörder zu werden: stoß zu! — Wir wollten uns hinein mischen in den Wortwechsel, ihn zwingen, sich mit dem Oberstlieutenant zu schlagen, wie Pflicht und Ehre geboten. — Da nannte er uns allesammt Narren, die mit ihren Grundsätzen von Ehre ins Irrenhaus oder ins Zuchthaus gehörten. Nun konnten wir bald merken, daß es nicht mehr ganz richtig bei ihm im Oberstbüchsen wäre. Einige unter uns schimpften ihn. Daraus machte er nichts, sondern lachte. Wir begaben uns zum General, wir erzählten demselben offenherzig den ganzen Vorfall. Der General ward sehr vertrießlich, um so mehr, da er an demselben Tage für den Major den Orden vom Hofe erhalten hatte. Er bat uns, ruhig zu sein; er wolle Alles vermitteln, der Major müsse Genugthuung geben. Folgendes Morgens bei der Parade überreichte der General, laut Vorschrift, mit einer angemessenen Rede dem Major den Orden. Der Major nahm ihn nicht an, sondern antwortete in den ehrerbietigsten Worten die unehrerbietigsten Dinge, des Inhalts: „Er habe für das Vaterland, und nicht für ein Stückchen Band gegen Napoleon gekämpft. Habe er einiges Lob verdient, so wolle er's nicht vor Aller Augen an der Brust umher zur Schau tragen.“ Der General war außer sich vor Schrecken. Keine Bitten, keine Drohungen konnten den Major bewegen, das königliche Gnadenzeichen anzunehmen. — Nun traten die Offiziere vor und machten

fahrener Weg, der bald durch tiefen Sand, bald durch ausgetretene Bäche und versumpften Boden, bald durch Kieferngebüsch forzog, und meinem Wagen ein paar Male den Umsturz drohte. Eine Stunde von Fheln aber erhob sich das Land, und eine schöne breite Fahrstraße, auf beiden Seiten mit Obstbäumen bepflanzt, verkündete die Nähe eines reichen Gutsbesizers. Die Felder standen in der weiten Ebene trefflich gebaut; rechts dehnte sich in der Ferne ein hoher Eichenforst mit dunkelm Grün, wie ein ungeheures Laubgewinde; links das unendliche Meer, ein wallender, weiter Spiegel, der mit glänzenden Wolken am Rand des Gesichtskreises zusammenrannte. Fheln, das Dorf, zeigte sich zwischen Fruchtäbäumen, Weiden und Pappeln vor mir; seitwärts erhob sich ein großes, alterthümliches Gebäude, das Schloß, wie aus einem Walde von wilden Kastanien hervorsteigend. Abwärts, dem Meere näher, lag das Dorf Niederfhehn, ebenfalls zu Oliviers Herrschaft gehörig, malerisch an schroffe Felsen gelehnt, die zuletzt, als umblühte Klippen, wie kleine Inseln weit ins Meer hinaus gingen. Einige Fischerboote, mit Segeln, schwärmten um die Gestade; auf der Höhe des Meeres erblickte man ein reisendes Schiff; die weißen Möwen flatterten Schaarenweis in den Lüften.

Je näher ich dem Dorf und dem Schlosse kam, je malerischer und freundlicher ward die Umgebung. Es lag in ihr der eigenthümliche Reiz einer Seegegend, welcher aus der Paarung des Ländlich-Anmuthigen mit der Majestät des unübersehbaren Ozeans, des Geborgenen und Friedlichen einfacher Hütten mit dem weiten stürmischen Leben des kühnen Elementes, erwächst. In jedem Fall ist der Verbannungsort meines Freundes reizend genug, daß man dafür ohne Gram die Freiheit, in lärmersichen Städten zu wohnen, aufopfern kann.

Sowohl auf den Feldern als in einigen Gärten sah ich schon die angekündigten „Fheler Wärdte.“ Auch der Wirth, vor

dessen Schenke ich hielt und abstieg, war reichlich geschmückt mit Haarwuchs um Kinn und Mund. Er erwiderte meinen Gruß freundlich, und schien dabei doch über meine Ankunft verwundert. „Willst du etwa den Gutsherrn besuchen?“ fragte er mich höflich. Ich ließ das etwas auffallende Du lächelnd durchgehen und bejahte es. „So bitt' ich um deinen Namen, Stand und Wohnort. Das muß dem Herrn Olivier gemeldet werden. Er nimmt ungern Reisende an.“

„Aber mich nimmt er gewiß an. Laß Er seinem Herrn nur melden, es wünsche ihn einer seiner ältesten und besten Freunde im Vorbeitreffen auf ein paar Stunden zu sehen. Mehr lasse Er ihm nicht sagen.“

„Wie du willst,“ erwiderte der Wirth, „aber ich kann dir die abschlägige Antwort voraussagen.“

Während der Wirth einen Boten suchte, ging ich langsam durchs Dorf in gerader Richtung gegen das Schloß, zu dem mich ein Fußweg hinzuleiten schien, der zwischen Häusern und Baumgärten lief. Er führte mich aber irre zu einem Gebäude, das ich für ein Waschhaus hielt. Seitwärts, jenseits einer Wiese, floss ein ziemlich breiter Bach, hinter welchem sich die hohen dunkeln Wildkastanien des alterthümlichen Stammhauses der Freiherren von Fiheln schattig erhoben. Ich beschloß das Wagerück, mich bei Olivier unangemeldet einzuführen. Ich hatte dem Wirth absichtlich meinen Namen verschwiegen, um, wenn mich Olivier vor sich ließe, zu sehen, ob er mich erkennen würde? Ich ging über die Wiese, fand nach langem Suchen weiter abwärts über den Bach Steg und Weg, die mich zwischen Buschwerke gegen die Wildkastanien zurückführten. Diese beschatteten einen geräumigen, mit grünen Rasen bedeckten runden Platz neben dem Schlosse. Ringsum zog sich im Innern ein breiter mit Sand bedeckter Weg, links und rechts standen artige Ruhebänke unter den breiten Zweigen

der Bäume, und auf einer der Bänke saß, ich war nicht wenig überrascht, Olivier. Er las in einem Buche. In seinen Füssen spielte ein dreijähriges Kind im Grase. Neben ihm saß ein bildschönes Frauenzimmer, mit einem Säugling an der Brust. Die Gruppe hatte etwas Wunderbarliches. Ich stand still, halb vom Gesträuch verdeckt. Keiner sah nach mir auf. Meine Augen hingen nur an dem guten Olivier. Selbst der schwarze Bart, der sich ihm um Kinn und Lippen kräufelte, und durch den Backenbart mit den finstern Locken seines Hauptes zusammenhing, stand ihm wohl an. Seine übrige Tracht hatte etwas Eigenes und doch nicht Befremdendes. Auf dem Kopfe trug er eine Art Varet mit Vorschirm gegen die Sonne; die Brust offen, mit weit überlegtem Hemdtragen; eine grüne weite Jacke, vorn über einander geknüpft, mit bis gegen das Knie reichenden vorn ganz zusammengehenden Schößen, weiße weite Matrosenhosen, Halbstiefeln. Es war ungefähr dieselbe Tracht, welche ich an den Bauern gesehen hatte, nur die feinnige feinern Stoffs und geschmackvoller. Seine Miene war ruhig und nachdenkend. Auch als Mann, der den Vierzigern entgegen ging, konnte er noch schön heißen. Sein Bart gab ihm ein heldenartiges Wesen und Ansehen. Es kam mir vor, als sähe ich eine edle Gestalt aus dem Mittelalter.

Indem trat der Bote meines Schenkwirthe vom Schlosse in den Kreis der Bäume. Der junge Bursch zog den kleinen Hund filz ab, und sagte: „Herr, es wünscht dich ein Fremder auf der Durchreise zu sprechen. Er sagt, er sei einer der ältesten und besten Freunde.“

Olivier sah auf und fragte: „Durchreise? Ist er zu Fuß?“

„Nein, er kam mit der Post.“

„Wie heißt er? Woher ist er?“

„Das will er nicht sagen.“

„Er soll mich ruhig lassen. Ich will ihn nicht sehen!“ rief

Olivier, und machte dem Jüngling eine Bewegung mit der Hand, sich fortzubegeben.

„Aber du mußt mich doch sehen, Olivier!“ rief ich, und trat hervor und verneigte mich mit einer Entschuldigung gegen das Frauzimmer. Er, ohne sich zu bewegen, ohne meinen Gruß zu erwidern, drehte vertrießlich den Kopf nach mir, musterte mich eine Weile mit scharfem Blick, ward ernster, legte das Buch weg, trat näher gegen mich vor, und sagte: „Mit wem habe ich zu sprechen?“

„Wie, Achilles kennt seinen Patroklos nicht mehr?“ entgegnete ich ihm.

„O Popoi!“ fuhr er hochbestürzt auf, indem er die Arme auseinander breitete: „Sei willkommen, mein edler Patroklos im französischen Frack und gepuderten Haar!“ — Damit lag er an meiner Brust. Trotz seiner satirischen Anrede wurden er und ich bewegt und zu Thränen weich. In dieser Umarmung verschwand ein Zwischenraum von zwanzig Jahren. Wir athmeten wieder wie an den Ufern der Seine, wie zu Bovenben, Morten und auf den Schloßtrümmern von Gleichen.

Darauf führte er mich mit freubeleuchtenden Augen zu der reizenden jungen Mutter, die verschämt erröthete, und sagte zu ihr: „Sieh', dies ist Norbert, „du kennst ihn ja aus mancher meiner Erzählungen!“ und zu mir: Das ist mein liebes Weib.“

Sie lächelte mich mit einem wahrhaften Engelslächeln unter ihren Locken an, und sagte mit einer Miene und einer Stimme, in der noch unendlich mehr Güte lag, als in ihrem Worte: „Edler Freund meines Oliviers, sei mir recht sehr willkommen. Ich habe lange schon das Vergnügen Deiner persönlichen Bekanntschaft gewünscht.“

Ich wollte etwas Verbindliches erwidern, aber ich gestehe, das überraschende trauliche Du, welches mir Unbekannten von so

lieblichen Lippen und so unbefangen hing gesprochen, entgegenklang, stieß mich einen Augenblick lang aus aller Fassung.

„Meine Gnädige,“ stammelte ich endlich: „ich habe mit dem Umweg von mehr denn zwanzig Meilen das Glück nicht zu theuer erkauft, Sie und Ihren Herrn Gemahl, meinen ältesten Freund —“

„Holla, Norbert!“ unterbrach mich Olivier lachend: „Nur gleich beim Anfang ein vorläufiges Wort, eine Bitte: nenne meine Frau, wie du deinen Gott nennst, einfach Du. Störe die schlichten Sitten von Elzein nicht mit den Schnörkeln deutscher Zeremonien- und Komplimentenmeister; das gäbe unleidlichen Mißklang in unsern Ohren. Wille dir jetzt ein, du seiest von Deutschland und Europa zweitausend Jahre oder zweitausend Meilen weit geschieden, und lebest wieder in einer ganz natürlichen Welt, etwa, wenn du willst, im Zeitalter des vielweisen Odysseus.“

„Also, Olivier,“ sagte ich, „und du begreifst es, mit einer so lebenswürdigen Frau Du und Du zu sein, läßt man sich nicht zweimal bitten: also Frau Baronin, Du — —“

„Noch einmal halt!“ rief Olivier lautlachend dazwischen. „Deine Baronin steht zum Du, wie dein französischer Frack und der rastrte Bart zum Patrouillenamen. Meine Bauern sind nicht mehr Leibeigene, sondern Freiherren; ich und meine Frau sind aber nicht mehr und nicht minder Baronen, als es meine Bauern sind. Nenne meine Amalia, wie sie hier Jeder nennt, Mutter — der edelste Namen des Weibes, — oder Frau.“

„Es scheint,“ versetzte ich, „ihr lieben Leute habt hier mitten im Königreiche eine neue Republik gegründet und allen Adel abgeschafft.“

„Richtig, allen, bis auf den Adel der Gesinnungen!“ antwortete Olivier. „Und daraus siehst du, wir sind hier zu Lande noch unendlich aristokratischer, als in euerm Deutschland. Denn bei euch dort trägt der Gemüthsadel wahrhaftig wenig ein, und

der Geburtsadel sinkt auch in den Koth, wohin er von Rechts wegen gehört.“

„Um Verzeihung, du bist etwas jakobinisch gelaunt!“ entgegnete ich. „Wer sagt dir, daß der Geburtsadel bei uns in der öffentlichen Meinung fällt?“

„O Popoi!“ rief er: „muß ich denn dich noch belehren! Ich kannte vor Jahren noch einen armen, lumpigen Juden, den eure frommen Christen lieber ungeboren als geboren gesehen hätten. Er schachtelte sich aber so viel zusammen, daß er bald Briefe von der Post mit dem Präbikat Edelgeboren erhielt. Nach einigen Jahren war er ein reicher Mann; und die höflichen Deutschen begriffen sogleich, daß der Mann von äußerst guter Geburt sein müsse. Alles schrieb ihm von da an sogleich als einem Wohlgebornen Herrn Banquier. Der Banquier half aber mit seinen Dukaten Finanzministern und völkerbeglückenden Kriegsministern aus der Geldklemme. Auf der Stelle ward der nützliche Millionär ein Hochwohlgeborner Herr Baron von und zu. — Diese Aufklärung der Deutschen, dieser Spott mit dem Adelswesen führt in wenigen Jahrhunderten weiter als du glaubst. Ich hoffe aber, ist der Geburtsadel bei euch null, wird der Gemüthsadel sich wieder gütlich machen.“

Die Baronin, um ihren Säugling in Ruhe zu bringen und mein Zimmer zu ordnen, verließ uns mit den Kindern. Olivier führte mich durch seinen Garten, dessen Beete mit den schönsten Blumen gefüllt waren. Um einen Springbrunnen standen auf hohen Sockeln von schwarzem Gestein weiße marmorne Brustbilder mit goldenen Unterschriften. Ich las da: Sokrates, Cincinnatus, Columbus, Luther, Bartholomeo des las Casas, Rousseau, Franklin, Peter der Große.

„Ich sehe, du liebst noch gute Gesellschaft!“ sagte ich: „Kann man unter den Lebendigen Lebenswürdigeres finden, als dein nied-
Stk. Nov. III. 1“

herr bedeutenden Einfluß auf Vereblung des Lons unter dem Offizierkorps, auf die ernstern Sitten desselben und auf dessen wissenschaftlichere Bildung gehabt. Er selbst habe Vorlesungen über verschiedene, dem Krieger nützliche Gegenstände gehalten, bis es untersagt worden sei.

„Und warum untersagt?“ fragte ich verwundert.

„Eben in diesen Vorlesungen,“ antwortete mir einer meiner Tischnachbarn, „offenbarten sich die ersten Spuren seiner beginnenden Geisteszerrüttung. Kein Jakobiner im Pariser Nationalkonvent hat jemals rasender gegen unsere monarchischen Einrichtungen gewüthet, und gegen die verschiedenen europäischen Höfe und ihre Politik, als er zuweilen. Er sagte geradezu, die Völker selber würden früh oder spät sich helfen, sich und den Königen, gegen Ministerwillkür, Priesterherrschaft und Handelsbedrängung. Er meinte auch, die Revolution werde unvermeidlich von Volk zu Volk milb oder stürmisch übergehen, und werde binnen einem halben Jahrhundert die politische Gestalt Europa's verändern. Genug, die Vorlesungen wurden ihm untersagt, und billig und mit Recht. Eben so toll beklamirte er zuweilen auch gegen den Adel und dessen Vorrechte. Wenn man ihn dann erinnerte, daß er ja selbst Baron wäre, antwortete er: „Ihr habt die Thorheit, mich so zu nennen; ich bin ein vernünftiger Mensch und von Geburt eben so viel, wie unser Profos.“

„Das waren aber doch nur erst Vorspuren der Geisteszerrüttung!“ rief ein junger Lieutenant, „allein der erste Akt seiner Narrheit war, als er den Oberstlieutenant von Verlen ansiel, mit Maulschellen bewirthete und die Treppe hinunterwarf, nachher aber die Herausforderung nicht anzunehmen wagte, und bei der Gelegenheit das ganze Offizierkorps beleidigte.“

„Er war doch sonst ein guter Fechter, der eben die blanke Klinge nicht fürchtete!“ sagte ich.

„Wir kannten ihn bis dahin auch als solchen. Aber wie gesagt, seine ganze Natur änderte. Als er auf den Platz kam, wo er sich schlagen sollte, erschien er ohne Degen, bloß mit einer Ruthe in der Hand, und sagte in unser aller Gegenwart zum Oberstlieutenant mit lachendem Munde: Du verächtlicher Voad, wenn ich dich wirklich mit dem Degen zersepte, würdest du darum mehr werth sein? Und als der Oberstlieutenant seinen Zorn nicht mehr mäßigen konnte und den Degen zog, entblößte der Major kaltblütig seine eigene Brust, und hielt sie ihm hin und sagte: Hast du Lust, Menschenmörder zu werden: stoß zu! — Wir wollten uns hinein mischen in den Wortwechsel, ihn zwingen, sich mit dem Oberstlieutenant zu schlagen, wie Pflicht und Ehre geboten. — Da nannte er uns allesammt Narren, die mit ihren Grundsätzen von Ehre ins Irrenhaus oder ins Zuchthaus gehörten. Nun konnten wir bald merken, daß es nicht mehr ganz richtig bei ihm im Oberstflüßchen wäre. Einige unter uns schimpften ihn. Daraus machte er nichts, sondern lachte. Wir begaben uns zum General, wir erzählten demselben offenherzig den ganzen Vorfall. Der General ward sehr verzeßlich, um so mehr, da er an demselben Tage für den Major den Orden vom Hofe erhalten hatte. Er bat uns, ruhig zu sein; er wolle Alles vermitteln, der Major müsse Genugthuung geben. Folgendes Morgens bei der Parade überreichte der General, laut Vorschrift, mit einer angemessenen Rede dem Major den Orden. Der Major nahm ihn nicht an, sondern antwortete in den ehrerbietigsten Worten die unehrerbietigsten Dinge, des Inhalts: „Er habe für das Vaterland, und nicht für ein Stückchen Band gegen Napoleon gekämpft. Habe er einiges Lob verdient, so wolle er's nicht vor Aller Augen an der Brust umher zur Schau tragen.“ Der General war außer sich vor Schrecken. Keine Bitten, keine Drohungen konnten den Major bewegen, das königliche Gnadenzeichen anzunehmen. — Nun traten die Offiziere vor und machten

fahrener Weg, der halb durch tiefen Sand, halb durch ausgetretene Bäche und versumpften Boden, halb durch Kieferngestrüpp fortzog, und meinem Wagen ein paar Male den Umsturz drohte. Eine Stunde von Fiheln aber erhob sich das Land, und eine schöne breite Fahrstraße, auf beiden Seiten mit Obstbäumen bepflanzt, verkündete die Nähe eines reichen Gutbesizers. Die Felder standen in der weiten Ebene trefflich gebaut; rechts dehnte sich in der Ferne ein hoher Eichenforst mit dunkelm Grün, wie ein ungeheures Laubgewinde; links das unendliche Meer, ein wallender, weiter Spiegel, der mit glänzenden Wolken am Rand des Gesichtskreises zusammenrannte. Fiheln, das Dorf, zeigte sich zwischen Frucht bäumen, Weiden und Pappeln vor mir; seitwärts erhob sich ein großes, alterthümliches Gebäude, das Schloß, wie aus einem Walde von wilden Kastanien hervorstrebend. Abwärts, dem Meere näher, lag das Dorf Niederfiheln, ebenfalls zu Oliviers Herrschaft gehörig, malerisch an schroffe Felsen gelehnt, die zuletzt, als umhüllte Klippen, wie kleine Inseln weit ins Meer hinaus gingen. Einige Fischerboote, mit Segeln, schwärmten um die Gestebe; auf der Höhe des Meeres erblickte man ein reisendes Schiff; die weißen Möwen flatterten schaarenweis in den Lüften.

Je näher ich dem Dorf und dem Schlosse kam, je malerischer und freundlicher ward die Umgebung. Es lag in ihr der eigenthümliche Reiz einer Seegegend, welcher aus der Paarung des Ländlich-Anmuthigen mit der Majestät des unübersehbaren Ozeans, des Geborgenen und Friedlichen einfacher Hütten mit dem weiten stürmischen Leben des thätlichen Elementes, erwächst. In jedem Fall ist der Verbannungsort meines Freundes reizend genug, daß man dafür ohne Gram die Freiheit, in lärmgerischen Städten zu wohnen, aufopfern kann.

Sowohl auf den Feldern als in einigen Gärten sah ich schon die angekündigten „Fiheler Bärte.“ Auch der Wirth, vor

dessen Schenke ich hielt und abstieg, war reichlich geschmückt mit Haarwuchs um Kinn und Mund. Er erwiderte meinen Gruß freundlich, und schien dabei doch über meine Ankunft verwundert. „Willst du etwa den Guts Herrn besuchen?“ fragte er mich höflich. Ich ließ das etwas auffallende Du lächelnd durchgehen und bejahte es. „So bitt' ich um deinen Namen, Stand und Wohnort. Das muß dem Herrn Olivier gemeldet werden. Er nimmt ungern Reisende an.“

„Aber mich nimmt er gewiß an. Laß Er seinem Herrn nur melden, es wünsche ihn einer seiner ältesten und besten Freunde im Vorbeireisen auf ein paar Stunden zu sehen. Mehr lasse Er ihm nicht sagen.“

„Wie du willst,“ erwiderte der Wirth, „aber ich kann dir die abschlägige Antwort voraussagen.“

Während der Wirth einen Boten suchte, ging ich langsam durchs Dorf in geradester Richtung gegen das Schloß, zu dem mich ein Fußweg hinzuleiten schien, der zwischen Häusern und Baumgärten lief. Er führte mich aber irre zu einem Gebäude, das ich für ein Waschhaus hielt. Seitwärts, jenseits einer Wiese, floß ein ziemlich breiter Bach, hinter welchem sich die hohen dunkeln Wildkastanien des alterthümlichen Stammhauses der Freiherrn von Fiheln schattig erhoben. Ich beschloß das Wagerstück, mich bei Olivier unangemeldet einzuführen. Ich hatte dem Wirth absichtlich meinen Namen verschwiegen, um, wenn mich Olivier vor sich ließe, zu sehen, ob er mich erkennen würde? Ich ging über die Wiese, fand nach langem Suchen weiter abwärts über den Bach Steg und Weg, die mich zwischen Buschwerke gegen die Wildkastanien zurückführten. Diese beschatteten einen geräumigen, mit grünen Rasen bedeckten runden Platz neben dem Schlosse. Ringsum zog sich im Innern ein breiter mit Sand bedeckter Weg, links und rechts standen artige Ruhebänke unter den breiten Zweigen

der Bäume, und auf einer der Bänke saß, ich war nicht wenig überrascht, Olivier. Er las in einem Buche. Zu seinen Füßen spielte ein dreijähriges Kind im Grase. Neben ihm saß ein bildschönes Frauenzimmer, mit einem Säugling an der Brust. Die Gruppe hatte etwas Wunderbares. Ich stand still, halb vom Gesträuch verdeckt. Keiner sah nach mir auf. Meine Augen hingen nur an dem guten Olivier. Selbst der schwarze Bart, der sich ihm um Kinn und Lippen kräufelte, und durch den Backenbart mit den finstern Locken seines Hauptes zusammenhing, stand ihm wohl an. Seine übrige Tracht hatte etwas Eigenes und doch nicht Befremdendes. Auf dem Kopfe trug er eine Art Barett mit Vorschirm gegen die Sonne; die Brust offen, mit weit überlegtem Hemdtragen; eine grüne weite Jacke, vorn über einander geknüpft, mit bis gegen das Knie reichenden vorn ganz zusammengehenden Schößen, weiße weite Matrosenhosen, Halbstiefeln. Es war ungefähr dieselbe Tracht, welche ich an den Bauern gesehen hatte, nur die feintge feinern Stoffs und geschmackvoller. Seine Miene war ruhig und nachdenkend. Auch als Mann, der den Vierzigern entgegen ging, konnte er noch schön heißen. Sein Bart gab ihm ein heldenartiges Wesen und Ansehen. Es kam mir vor, als sähe ich eine edle Gestalt aus dem Mittelalter.

Indem trat der Bote meines Schenkwirthe vom Schlosse in den Kreis der Bäume. Der junge Bursch zog den kleinen Rundstülz ab, und sagte: „Herr, es wünscht dich ein Fremder auf der Durchreise zu sprechen. Er sagt, er sei einer der ältesten und besten Freunde.“

Olivier sah auf und fragte: „Durchreise? ist er zu Fuß?“

„Nein, er kam mit der Post.“

„Wie heißt er? Woher ist er?“

„Das will er nicht sagen.“

„Er soll mich ruhig lassen. Ich will ihn nicht sehen!“ rief

Olivier, und machte dem Jüngling eine Bewegung mit der Hand, sich fortzubegeben.

„Aber du mußt mich doch sehen, Olivier!“ rief ich, und trat hervor und verneigte mich mit einer Entschuldigung gegen das Frauenzimmer. Er, ohne sich zu bewegen, ohne meinen Gruß zu erwidern, behrte verdrießlich den Kopf nach mir, musterte mich eine Weile mit scharfem Blick, ward ernster, legte das Buch weg, trat näher gegen mich vor, und sagte: „Mit wem habe ich zu sprechen?“

„Wie, Achilles kennt seinen Patroklos nicht mehr?“ entgegnete ich ihm.

„O Popoi!“ fuhr er hochbestürzt auf, indem er die Arme auseinander breitete: „Sei willkommen, mein edler Patroklos im französischen Frack und gepuderten Haar!“ — Damit lag er an meiner Brust. Trotz seiner satirischen Anrede wurden er und ich bewegt und zu Thränen weich. In dieser Umarmung verschwand ein Zwischenraum von zwanzig Jahren. Wir athmeten wieder wie an den Ufern der Seine, wie zu Boven den, Morten und auf den Schloßtrümmern von Gleichen.

Darauf führte er mich mit freudeleuchtenden Augen zu der reizenden jungen Mutter, die verschämt erröthete, und sagte zu ihr: „Sieh, dies ist Robert, „du kennst ihn ja aus mancher meiner Erzählungen!“ und zu mir: Das ist mein liebes Weib.“

Sie lächelte mich mit einem wahrhaften Engelslächeln unter ihren Locken an, und sagte mit einer Miene und einer Stimme, in der noch unendlich mehr Güte lag, als in ihrem Worte: „Edler Freund meines Oliviers, sei mir recht sehr willkommen. Ich habe lange schon das Vergnügen Deiner persönlichen Bekanntschaft gewünscht.“

Ich wollte etwas Verbindliches erwidern, aber ich gestehe, das überraschende trauliche Du, welches mir Unbekannten von so

liches Weib mit den beiden Amoretten, und unter den Todten Ehrwürdigere, als diese da?"

"Hast du an meinem guten Geschmacd gezweifelt?" antwortete Olivier.

"Das eben nicht; aber, Olivier, du ziehst dich doch, höre ich, von aller Welt sonst zurück!" versetzt' ich.

"Eben weil ich nur gute Gesellschaft liebe, die nirgends weniger in Europa daheim ist, als in der Gesellschaft von gutem Ton."

"Doch wirst du zugeben, lieber Olivier, daß auch außer Elyseu noch gute Gesellschaft möglich sei."

"Allerdings, Norbert, nur möchte ich keine Jahre und Geldsummen verschwenden, um sie zu suchen. Laß uns davon abbrechen. Ihr Europäer seid von der heiligen Einsalt der Natur, wie im Wichtigsten, so im Geringsten, so ungeheuer abgewichen, seit Jahrtausenden zu solchen verfinsterten Thieren verartet, daß euch die Unnatur zur vollen Natur geworden ist, und ihr einen schlechten Menschen gar nicht mehr versteht. Ihr seid Zerrbilder des menschlichen Geschlechts geworden, von außen und von innen, daß einem gesunden Wesen mitten unter euch grauen muß. Nein, du ehrlicher Norbert, brechen wir davon ab. Du würdest mich gar nicht verstehen, wenn ich redete. Ich schätze dich, ich liebe dich, ich bedaure dich."

"Bedauern? Warum das?"

"Weil du unter Narren lebst, und wider dein Wissen mit Narr sein mußt."

Bei diesen Worten Oliviers merkte ich, daß er zu seiner fixen Idee überging. Es ward mir unheimlich bei ihm. Ich wollte ihn auf andere Gegenstände lenken, sah ängstlich umher, und fing an, da mir eben sein Bart wieder aufkel, seinen Bart zu loben, und wie er ihm so wohl stehe. „Seit wann läßt du ihn wachsen?" fragte ich.

"Seit ich zur Vernunft zurückkehrte, und den Muth hatte,

vernünftig zu sein. — Gefällt er dir auch wirklich, Norbert? Warum trägst du ihn nicht auch?"

Ich zuckte die Achseln und sagte: „Wenn's allgemeine Sitte wäre, ich trüge ihn mit Freuden.“

„Da haben wir's! Weil also die Narrheit Sitte ist, die Natur mit dem Barbiermesser auch am Kinn des Mannes mit Stumpf und Stiel auszurotten, haßt du nicht einmal den Muth, auch nur in dieser Kleinigkeit vernünftig zu sein. Diesen Schmutz des Mannes gab Mutter Natur so wenig vergebens, als die Locken des Hauptes. Aber der Mensch in seinem Wahnsinn bildete sich ein, weiser als der Schöpfer zu sein, und schmierte Seife ums Kinn, und glättete es mit dem Messer. So lange die Nationen nicht ganz von der Natur abgefallen waren, behielten sie noch den Bart bei. Trotz dem, daß ihn noch Christus und die Apostel trugen, erklärte ihn erst Papst Gregor VII. in den Bann. Und doch behielten ihn die Geröllichen am längsten bei, wie heut' noch die Kapuziner. Aber als alte Gecken begannen, sich ihres grauen Haares zu schämen, fingen sie an, es am Kinn zu vertilgen, und auf dem Kopf unter Perrücken zu verstecken. Weil man sich gegenseitig in Allem zu belügen gewohnt war, suchte man sich auch um das Alter zu belügen. Greise hüpfen mit blonden Haupthaaren und glattem Kinn, wie weibliche Jünglinge, und das machte auch ihre Gemüthsart weiblicher. Und alle Andern folgten, weil sie zur Wahrheit keinen Muth hatten. Stelle mir neben die Selbengestalt eines Achilles, Alexander oder Julius Cäsar einen unserer heutigen Generalfeldmarschall-Lieutenants in ihrer geschmacklosen Uniform, einen unserer Elegants mit dickem Halstuch und Pierbengel im Tanzmeister-Schritt neben einen Antinous; dich, Herr Geheimrath von Norbert, neben einen Senator des alten Griechenland oder Roms, muß man da nicht über unsere Karrikaturen aus vollem Halse lachen?" —

„Du hast Recht, Olivier, sagte ich verlegen, „und wer wird läugnen, daß die altrömische oder griechische Tracht edler, als die unsrige sei? Allein bei uns im Norden, wir Europäer, immer der festanschließenden Kleider gewohnt und bedürftig, würden uns bei dem malerischen Faltentwurf der Orientalen und Südländer etwas unbehaglich fühlen.“

„Sieh mich an, Norbert!“ sagte Olivier lächelnd, stellte sich vor mich hin, drückte das Barett auf seinem Kopf ein wenig seitwärts, stemmte fest die linke Hand auf seine Hüfte und sagte: „Ich, Nordländer, in meiner anschließenden, bequemen und einfachen Tracht, würd' ich neben einem altrömischen Bürger so gar übel stehen? Warum gefällt uns noch immer die spanische, italienische und deutsche Tracht des Mittelalters? Well sie, obwohl nordisch, schön ist. Ein österreichischer Reiter im Helm, selbst der Husar, würden heut' noch dem Blick Julius Cäsars gefallen. Warum, ihr andern fleischen Herren, folget ihr nicht dem Bessern nach, wie unsere Frauenzimmer schon begonnen haben, seit sie die Schleppen und gepuderten Toupés ablegten? Würdet ihr euch einmal schämen, von außen Karikaturen zu sein, vielleicht würdet ihr dann auch von innen aufs Natürlichere kommen. Es liegt etwas Wahres in dem Sprüchwort: Kleider machen Leute. Und ich sage dir, Norbert, meine Amalie hat mich hübscher gefunden, seit ich den Bartwuchs nur leicht mit der Schere mir stuzte, aber nicht vertilgte; ja, ich glaube, es ist seitdem in ihrer Zuneigung etwas Inbrünstigeres erregt, seit sie ihre Wangen nicht mehr an ein glattes Weibergeßicht, sondern an das männliche lehnt. Denn das Weib will den männlichen Mann!“

Indem Olivier so sprach, war er ganz Feuer. Er stand in der That vor mir, wie ein kräftiges Helbengebilde aus frühern Jahrhunderten, wie aus einem alten Gemälde lebendig hervorgegangen; wie einer aus einer Welt, die nicht mehr unsere

Welt ist, und die wir nur bewundern, aber nicht wieder herstellen können.

„Wahrhaftig, du könntest mich,“ sagte ich zu ihm, „zum ehrlichen Bart belehren, und ich gewänne dabei noch, daß ich allwöchentlich dreimal der Folter des Bartschneerers entginge.“

„Freund,“ rief Olivier lachend, „dabei könnte es nicht bleiben. Der Bart zieht viel Anderes nach sich. Denke dir deine Figur im krausen Bart, und dazu den dreieckigen Schnabelhut auf dem Kopf, wie ein Iube; das gepuderte Haupt mit dem Rattenschwänzlein im Nacken; und den französischen Frack mit Rodschößen, die dir hinten wie ein Bachstelzen- oder Schwalbenschwanz stehen. Fort mit den Narrheiten! Kleide dich bescheiden, schamhaft, warm, bequem, aber geschmackvoll, daß es auch dem Auge wohlthut, und die erhabene Menschengestalt nicht verzerrt. Alles Zwecklose verbanne! Eben das Zwecklose ist das Unvernünftige, eben das Unvernünftige ist das Unnatürliche!“

Als wir noch über diesen Gegenstand unsern Wortwechsel fortsetzten, ließ uns die Baronin durch einen Diener zum Mittagessen rufen. Ich ging neben Olivier schweigend hin, und hatte den Kopf voller Gedanken, die ich selber nicht aussprechen durfte. Es war mir ganz wunderbar zu Ruch und ich mußte den Baron ein paar Mal seitwärts ansehen. In meinem Leben war mir's nicht geworden, einen Narren so philosophiren zu hören. Ich war auch gar nicht im Stande gewesen, seinen Bemerkungen über die europäische Kleidertracht gründliche Einwendungen entgegenzustellen. Was er sagte, schien mir richtig. Hier ließ sich mit Recht anwenden: Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Das Gastmahl.

Bei Olyviers Vorliebe zu den alten Römern und den homerischen Griechen ward ich auf dem Gangan zum Schlosse ein wenig wegen des Gastmahls bekümmert. Denn von seinem Bart, Varet und übrigen Anzug zu schließen, konnte ich nichts anderes, als eine für mich höchst unbequeme Haltung am Tische erwarten, daß ich entweder altrömisch auf Polstern der Länge nach hingelagert, oder wohl gar schneidermäßig, auf gut orientallisch, die Beine kreuzweis untereinander geschlagen, die Suppe zu mir nehmen müßte.

Die lebenswürdige Baronin kam uns entgegen, und führte uns ins Speisezimmer. Meine Sorge ward sogleich durch den Anblick europäischer Tische und Stühle gehoben. Es waren zwölf Gesetze auf dem runden Tische. Die Gäste fanden sich auch bald ein; es waren Mägde, Knechte, Schreiber des Barons. Ein artiges junges Stubenmädchen blieb ohne Stuhl und bediente, als Hebe, beim patriarchalischen Mahle. Der Baron verrichtete, ehe wir uns setzten, ein kurzes Gebet. Dann ging's zur kräftigen Suppe. Die Speisen waren vortrefflich zubereitet, doch einfach. Ich bemerkte nur, daß außer dem Wein alle Gerichte aus Erzeugnissen des eigenen Bodens und benachbarten Meeres bestanden; daß auch sogar alle fremden Gewürze fehlten, selbst der Pfeffer, deren Stelle Salz, Kümmel, Fenchel u. s. w. einnehmen mußten.

Die Unterhaltung ward heiter und allgemein; sie betraf meistens ländliche Geschäfte oder Ereignisse der Umgebungen von Elhelu. Die Leute betrugten sich in Gegenwart ihrer Herrschaft weder blöde noch unbescheiden, sondern mit vielem Anstand. Ich kam mir unter diesen hübschen bärtigen Männern in ihrer schlichten Tracht, mit ihrem brüderlichen und doch ehrerbietigen Du, — ich möchte fast sagen, etwas albern, oder lächerlich vor, und saß da mit mei-

nem Puderkopf, steifen Zöpfen, Frack und geglätteten Kinn mitten in Europa, wie in einem fremden Welttheil. Es war mir recht wohlthuend, daß, so sehr ich auch von Allen abfiel, und so häufig mir auch zwischen dem Du, besonders wenn ich damit die reizende Baronin anreden sollte, ein Sie durchschlüpfte, doch Niemand zum Lachen gereizt ward.

Nach einer halben Stunde ließ uns die Dienerschaft allein; wir drei Andern aber pflogen des Mahles und wurden beim alten goldenen Rheinwein traulicher im Gespräch.

„Ich sah dir's wohl an,“ sagte die Baronin lächelnd zu mir, indem sie einige Leckereien von Backwerk aufstellte, „du vermißest in Elveln die Hamburger oder Berliner Küche.“

„Und ich sehe es meiner lebenswürdigen Freundin an,“ versetzte ich, „daß ich der Küche von Elveln noch das gebührende Lob schuldig geblieben bin,“ das ich selbst auf Unkosten der Berliner und Hamburger Küche zollen kann, ohne eine Schmeichelei erborgten zu müssen. Nein, ich bekenne dir, zum ersten Mal in meinem Leben lernte ich bewundern, welch' eine leckere Kost unser heimatlicher Boden aufzulesen kann, und wie leicht wir sogar der Moluffen entbehren können!“

„Sege hinzu, Freund Norbert,“ sagte Olivier, „und mit den Moluffen auch die Ueberreizungen unserer Nerven und die fremden Laster, die sich aus den überreizten oder abgereizten Nerven im krankhaften Leib entwickeln. Ohne gesundes Fleisch und Blut kein gesunder Sinn und Muth! Die meisten Europäer sind heut zu Tage Selbstmörder, Leibes- und Seelenmörder zugleich, vermittelst ihrer Kochkünste. Was eure Rousseau's und Pestalozzi's gut machen wollen, tödtet ihr wieder mit Caffee, Thee, Pfeffer, Muskatnüssen, Zimmet. Lebet einfach, lebet natürlich, und ihr könnet zwei Drittel eurer Predigten, Moralbücher, Suchthäuser und Apotheken ersparen.“

„Ich geb' es zu,“ sagte ich, „und man wußte das schon längst; allein“

„Nun denn!“ rief er: „eben darin besteht die bis jetzt heillose Narrheit der Europäer. Sie wissen das Bessere und meiden es; sie verabscheuen das Schlechtere und suchen es. Sie vergiften ihre Speisen und Getränke mit theuern Giften und halten Doktoren und Apotheker, wieder genesen zu können und die Vergiftung zu erneuern. Sie befördern die vorschnelle Reife der Knaben und Mädchen, und jammern hintennach erschrocken über deren verwilderte Triebe. Sie ermuntern durch Geseze und Belohnungen, ohne es zu wollen, das Sittenverderben, und strafen es hintennach mit Galgen und Schwert. Sind sie nicht allesammt den Irrthäuslern gleich?“

„Aber, lieber Olivier, das war doch wohl von jeher so?“

„Ja, Norbert, von jeher, das heißt, so bald und so oft die Menschen sich einen Schritt weiter von der Natur entfernten zur Barbarei herüber. Wir aber, durch den Schaden der Väter endlich gewarnt, sollen nicht nur wissenreicher, als sie, sondern auch weiser sein. Wozu sonst unser Wissen? Denjenigen achte ich für den Vernünftigsten, welcher mit der Unschuld und Lebensreinheit der Naturkinder die mannigfaltige Kenntniß und Geistesbildung des Zeitalters vereinen kann. Gibst du dies zu, Norbert?“

„Wie sollt' ich nicht?“

„Wie, du gibst dies zu? und machst in deinem Hause und in deinem Innern nicht den Anfang des Bessern?“

„Es könnte doch unter gewissen Umständen möglich werden. Indessen bekenne ich dir, Olivier, wir Kunstmenschen so gut, wie je die einfachsten Naturmenschen, hängen in den schwer zerbrechlichen Banden der Gewohnheit. Unser gekünsteltes Sein ist an sich selbst schon wieder eine Art Natur geworden, die wir nicht ungestraft plötzlich ablegen können.“

„Vormals dacht' ich gleich dir, Norbert. Ich habe mich des Gegentheils aus Erfahrung überzeugt. Es gehörte nur ein einziger schwerer Augenblick dazu, ein starkes Herz, den ersten Kampf zu bestehen mit der Raserei der Welt, um zur Glückseligkeit und Ruhe durchzubrechen. Ich schwankte lange; ich kämpfte lange vergebens. Ein bloßer Zufall entschied mein Glück, und das Glück meiner sämtlichen Angehörigen.“

„Und dieser Zufall? Erzähle mir auch den,“ sagt' ich, denn ich war begierig, das kennen zu lernen, was unmittelbar auf Gemüth und Verstand meines Freundes so mächtig eingewirkt hatte, ihn zu den seltsamsten Grillen und zu der schwärmerhaftesten Lebens- und Handlungsweise überzulocken.

Er stand auf und verließ uns.

„Nicht so, lieber Norbert, sagte die Baronin, indem sie mich eine Weile schweigend anblickte, und es lag in dem zärtlichen Lächeln ihres Auges eine tiefe Frage an mein Herz: „du fühlst Mitleiden mit meinem Manne?“

„Nur mit den Unglücklichen, nicht mit den Glücklichen, sollen wir Mitleiden haben!“ versetzte ich ausweichend.

„Vielleicht weißt du's, er ist verabscheut von seinen Verwandten, verachtet von seinen ehemaligen Bekannten, und wird von aller Welt als Verräther behandelt.“

„Liebenswürdige Freundin, vielleicht einiges abgerechnet, was mir wohl Uebertreibung scheint, die mit kluger Umsicht zu melden wäre, um nicht anstößig zu werden, — dies abgerechnet, bekenne ich, fand ich bisher an Olivier nichts, was des Abscheues oder der Verachtung werth wäre. Doch ich kenne ihn noch viel zu wenig.“

„Lieber Freund,“ fuhr sie fort, „und gilt dir die Stimme der öffentlichen Meinung nichts?“

„Wenigstens noch über meinen Olivier nichts,“ erwiderte ich, „denn ich weiß gar wohl, daß die öffentliche Meinung Jerusalem's

einst zur Kreuzigung der Unschuld rief; daß die öffentliche Meinung Völkerverwüster groß nannte; daß sie Weise für Wahnsinnige hielt, und Priester der Thorheit und Ueppigkeit mit dem Beinamen der Götlichen schmückte.“

„Ich freue mich!“ sagte die Baronin mit einiger Lebhaftigkeit: „du wirst meinen Olivier lieb gewinnen; du bist ein edler Mann, seiner Freundschaft würdig. Glaube mir, Olivier ist ein Engel, und man kößt ihn von der menschlichen Gesellschaft aus, wie einen Verbrecher oder Tollhändler.“

Als wir noch so mit einander redeten, trat Olivier wieder zu uns. Er trug in der Hand ein kleines Buch. Mit dem warf er sich in seinen Sessel und sprach: „Sieh hier des Zufalls oder der himmlischen Vorsehung Werkzeug zu meiner Genesung von Schwäche und zum Erwachen vom Wahnsinn. Es ist ein unbedeutendes Buch, der Verfasser ungenannt und unbekannt; es sagt viel Gemeines und Alltäglichen, aber es hat zwischenein ganz unerwartete Lichtblicke. Selbst der Titel „Träumereien eines Menschenfreundes“ verspricht nicht viel. Ich fand es eines Tages, da ich noch in Garnison lag, auf dem Tische eines Bekannten, und steckte es zu mir, um allenfalls etwas lesen zu können, da ich mich im freien Grünen vor den Stadthoren ein wenig ergehen wollte. Als ich draußen im breiten Schatten eines Ahorns lag und über mancherlei Verkehrtigkeiten des Lebens ärgerlich war, schlug ich mein Buch auf und es fiel mir ein Abschnitt mit der Aufschrift in die Hände: Fragmente aus der Reisebeschreibung des jüngern Pytheas nach Thule.“

„Laß hören,“ sagte ich, „was der alte Grieche aus Massilia von unserm Norden zu erzählen weiß. Er soll Zeitgenosse des Aristoteles gewesen sein.“

Er las:

Fragmente aus der Reisebeschreibung des jüngern
Pytheas nach Thule. (Aus dem Griechischen.)

— — — Ich rede aber die Wahrheit, o Fremde, wenn schon
sie auch unglaublich scheinen wird. Doch bedenket, daß in jenen
rauen Gegenden des Nordens die Natur selbst den Menschen durch
unfrennbliche Härte von sich zurückdrängt, und durch Versagungen
zwingt, mancherlei Erfindungen zu machen, um das Leben erträg-
licher zu stellen. Denn dessen bedürfen wir in unserm Vaterlande
nicht, wo die Natur gütiger gegen die Sterblichen ist, und wir
Winters und Sommers im Freien wohnen, und was zur Fristung
und Anmuth des Daseins nöthig ist, ohne Mühe gewinnen. Jene
aber, die in Strenge eines halbjährigen Winters seufzen, müssen
darauf sinnen, wie sie in gehetzten Häusern einen künstlichen Som-
mer erschaffen. Und weil sie von der Natur zurückgestoßen und
in sich selbst hineingebannt sind, werden sie mehr, denn wir, zur
Beschäftigung des Geistes mit eiteln Träumen, schönen Entwür-
fen, die sie nie ausführen, und zur Erforschung alles Wissens-
werthen hingetrieben. Daher sind sie kenntnißreich und in allerlei
Dingen vielwissend, die weder zur Weisheit noch Glückseligkeit
nützen, und schreiben sie große Bücher von nichtswürdigen Sachen,
die bei uns weder geachtet, noch kaum dem Namen nach bekannt
sind. Ja sie haben dafür besondere Schulen und Lehrstühle er-
richtet — —

— Aber die Witterung ist auf jener mitlernächtlichen Seite
der Welt also beschaffen, daß Wärme und Frost, Tage und Nächte
von einem Aeußersten zum andern Aeußersten übergehen, daß kaum
ein angenehmer Mittelzustand eintritt, welcher dem Geiste und
dem Leibe zuträglich ist. Denn in ihren Sommern leiden sie eben
so große Hitze, als in ihren Wintern tödtliche Kälte; eine Hälfte
des Jahres haben ihre Tage fast die Länge von achtzehn Stun-
den und in der andern Hälfte kaum die Länge von sechs Stunden.

Eben so unflät und ausschweifend ist auch daselbst das Gemüth des Menschen, und veränderlich wie ihre Bitterung. Festigkeit der Denkart und des Willens gebricht fast allen. Sie haben von Jahr zu Jahr neue Kleidertrachten, neue Dichtungsarten und neue Weltweisheiten. Diejenigen, welche gestern die Tyrannei führten, begeben sich, nachdem sie das Glück der Freiheit mit dem Munde priesen und mit dem Leben mißbrauchten, morgen freiwillig in die Knechtschaft zurück. —

— Also ist bei jenen Barbaren die größte Ungleichheit in allen Dingen. Ein Theil des Volkes, aus wenigen Familien bestehend, besizet jede Bequemlichkeit und den größten Reichthum, und schwelget im Uebermaße; aber weitaus die Mehrtheit ist arm und von der Gunst der Reichen in großer Abhängigkeit. Eben so sind zwar Einzelne im Besizze der Schätze des Wissens, aber die Menge des Volks wohnt in Finsterniß der Unwissenheit. Sowohl Fürsten als Priester finden solche Unwissenheit für ihr eigenes Ansehen zuträglich und halten den Pöbel in derselben fest, welcher dazu ohnehin durch Armuth und Trägheit geneigt ist. Daher liebt der Pöbel bei jenen Völkern die gewohnte Weise seiner Vorfahren in allen Gebräuchen, Einrichtungen und übrigen Dingen, welche den Geist betreffen, und ist nur in Sachen körperlichen Genußes zur Veränderlichkeit geneigt. Doch pflichtet er jeder Neuerung bei, sie möge gerecht oder ungerecht sein, wenn sie ihm Geld oder häuslichen Gewinn bringt. Denn Geld und hitziges Getränk geht bei jenen Barbaren über Gewohnheit, Ehre und Götterfurcht.

Bei den Völkern in Thule ist die Freiheit unbekannt, und welche sie vor Zeiten besessen haben mögen, die ist ihnen nach und nach durch Gewalt oder Schlaueit der Großen genommen worden. Sie werden von Königen beherrscht, welche vorgeben, sie seien Söhne der Götter, und die Könige und ihre Satrapen werden eben so oft von Weiskläferinnen oder Lieblingen beherrscht,

als von ihren Rathgebern. Das Volk ist in erbliche Kasten getheilt, wie bei Indern und Aegyptern. Zur ersten Kaste gehören die Könige selbst und ihre Kinder. Zur zweiten gehören die Großen, deren Kinder beim Kriegsheer und im Staat, auch beim Altar der Gottheiten die vornehmsten Ämter verwalten, ohne Rücksicht auf ihre Würdigkeit. Denn was unglaublich für uns ist, das ist bei jenen Barbaren ein Herkommen, daß die Kaste oder die Geburt höher geachtet wird, als alles andere Verdienst. In der dritten Kaste leben die geringen Beamten, die Handwerker, Kaufleute, gemeine Krieger, die Hirten und Ackerleute, desgleichen die Künstler, Gelehrten und gemeinen Priester. In der vierten Kaste sind die Ketzelgenen oder Sklaven, welche man wie anderes Hausvieh verkaufen oder verschenken kann. Bei einigen Völkerschaften, die ihre erste Rohheit schon zum Theil abgelegt haben, fehlt jedoch schon die vierte und letzte von den Kasten; eben so findet man einzelne Völkerschaften, wo gute Fürsten, welche die Gewaltthätigkeit ihrer Großen erkannten, keine Gesetze mehr geben, als mit Einstimmung eines Senats, aus den verschiedenen Kasten des Volks gewählt.

Die Könige in den Ländern von Thule leben unter einander in fast immerwährender Feindschaft. Die Schwächern sind nur sicher durch den gegenseitigen Reiz der Stärkern. Wo aber die Stärkern solche Eifersucht unter sich verlieren, fallen sie die Schwächern Staaten, unter schlecht ersonnenen Vorwänden, mit Krieg an, und vertheilen sie unter sich. Dafür lassen sie sich den Titel der Gerechten, der Väter des Vaterlandes, oder der Helden beilegen, wie denn dergleichen eitle Beinamen überall und von jeher bei den Barbaren beliebt gewesen sind. So oft aber die untere Kaste in irgend einem Lande, Gebrauch machend von ihren bessern Einsichten, sich gegen die unmäßigen Vorzüge der obern Kasten auflehnt, setzen alle Fürsten und höhern Kasten der übrige

insgesammt auf Gewinn erpicht sind, und dafür Leben, wie Augen wagen. Es gehört zu den Seltenheiten, welche Erstaunen und Gelächter erregen, wenn einer dem andern unentgeltlich arztet, oder sein Hab und Gut dem Wohl des gemeinen Wesens aufopfert. — Sie reden übrigens viel von edlen Gesinnungen und großmüthigen Handlungen; doch sieht man dieselben nur auf den Schaubühnen unbespottet erscheinen. Die Einwohner von Thule gleichen aber fast alle den Schauspielern, und sie haben in der Kunst, etwas anderes vorzustellen, als sie sind, große Fertigkeit. Keiner von ihnen spricht leicht gegen andere so, wie er denkt. Daher nennen sie Menschenkenntniß die schwerste Kunst, und Lebensklugheit die höchste Weisheit.

Inzwischen können sie sich doch nicht so sehr verbergen, daß man nicht ihre Schalkhaft oder Unbehilflichkeit erkennen sollte. Denn weil sie mit der menschlichen Vernunft im beständigen Widerspruch leben, anders lehren und anders handeln, anders empfinden und anders reden, und zu ihren Zwecken oft die widerständigsten Mittel wählen, wird ihre Rohheit offenbar. Um zum Ackerbau zu ermuntern, belasten sie den Landmann mit den schwersten Abgaben und der größten Geringschätzung; um den Verkehr und Handel zu spornen, errichten sie zahlreiche Zollstätten und Waarenverbote; um fehlbare Menschen zu strafen und zu verbessern, sperren sie dieselben in öffentliche Zwangshäuser zusammen, wo sie sich gegenseitig mit Lastern noch ärger vergiften, und von wo sie als vollendete Verbrecher in die Gesellschaft der Menschen zurückkehren; um ihres gesunden Leibes zu pflegen, verkehren sie die Ordnung des Lebens: einige wachen in der Nacht und schlafen am Tage; andere zerstören die Säfte ihres Lebens mit hitzigen Getränken und Gewürzen, die sie um große Summen aus Indien erkaufen, also daß kaum eine arme Haushaltung zu finden ist, welche sich mit der Frucht ihres Feldes oder ihrer Heerde begnügt, ohne Getränke

aus Arabien oder Gewürze aus Indien und Fische aus entfernten Meeren hinzuzuthun. — — — —

Die Wirkung der Fragmente des jüngern Pytheas.

Hier endete Olivier die Vorlesung. Er sah mich mit fragenden Blicken an.

Lächelnd sagte ich: „Man muß gestehen, der Ton darin ist gut gehalten. Ungefähr so würde einer der alten griechischen Weisen von den barbarischen Nationen Asiens seiner Zeit gesprochen haben, wenn er sie besucht hätte. Recht brav! Selbst der edeln Steifheit der Schreibart merkt man an, daß diese Fragmente nur Uebersetzung sind. Indessen glaube ich doch nicht an ihre Richtigkeit. Wir haben nichts von Pytheas, meines Wissens, als . . .“

Es unterbrach mich Olivier mit unmäßigem Gelächter, und rief: „O du Kind des achtzehnten Jahrhunderts, der du immer nur an der Schale der Dinge herumtastest, und den Kern darüber vergiffest; der du immer mit dem Schein zu schaffen hast, und nicht in das Wesen bringest, stehst du und hörst du denn nicht, daß du selbst ein Bürger von Thule bist? — Was? Asien? Nein, so würde ein Weiser der griechischen Vorwelt von euch Europäern geredet haben, wenn er euch zu seiner Zeit hätte besuchen können!“

„Du hast Recht, Olivier; du ließt mich nur nicht zu Ende kommen. Ich wollte noch hinzufügen, es sind diese Fragmente eine *Art littres persannes*. Die Rede ist von uns. Die treffende Wahrheit ist unverkennbar.“

„Ich verkenne dich nur halb, dich Kunstmenschen. Nicht so, du beurtheilst die Kunst des Verfassers, ob er die Wahrheit getroffen habe? Oder meinst du, die Wahrheit habe dich getroffen?“

34. Nov. III.

„Weibes! Doch auf dich, lieber Oltvier, machte sie schmerzlichere Eindrücke, wie du vorhin erzähltest; du lagest mit diesem Buche im Schatten eines Ahorns. Erzähle weiter.“

„Gut, da lag ich. Wie ich die Fragmente gelesen hatte, warf ich das Buch von mir, sank mit dem Haupte ins Gras zurück, starrte über mir in die dunkle Bläue des ewigen Himmels hinaus, hinaus in die Tiefen des nirgends umferten Weltalls, und dachte Gott den Alleserfüllenden, Alles mit Liebe und Herrlichkeit Durchbringenden; und dachte an die Ewigkeit meines Daseins in dieser Unendlichkeit; und verstand in dem Augenblick dieser erhabenen Vorstellungen viele Worte Christi besser, des Wiederoffenbarers der göttlichen Verhältnisse unserer Geister: In unsers Vaters Haus sind viele Wohnungen. Oder: wenn ihr nicht werdet wie die unschuldigen, natürlichen Kindlein u. s. w. Oder: wer mein Jünger sein will, der verlänge die Thorheiten der heutigen Welt, und nehme mein Kreuz muthig auf sich. — Und ich sah die Götlichkeit Christi nie heller als damals. Ich dachte an die Entartungen des Menschengeschlechts, wie dasselbe von Jahrtausend zu Jahrtausend aus der Wahrheit, Einsalt und Seligkeit der Natur immer weiter abgeirrt ist zum thierischen, verfinsterten, wahn sinnigen, schmerzenvollen Leben. Ich flog in meinen Gedanken zurück in die Urwelt, zu den ersten Völkern, zu den einfachen Denkweisen der hohen Alten. Ich seufzte; ich fühlte Thränen in meinen Augen. Ich ward in meinen Gedanken wieder ein Gotteskind. Warum kann ich nicht wahr fühlen, wahr denken, wahr reden, wahr handeln wie Jesus Christus? Kann ich nicht die Fesseln des Gewohnnten abstreifen? Was hindert mich, als dumme Sclaven, unter Wahn sinnigen, unter verkehrten Barbaren ein Vernünftiger, ein Gottesmensch zu sein? So sprach ich. In meiner Einbildung war ich's nun schon. Ich schloß die Augen. Ich empfand eine unaussprechliche Seligkeit, frei von der in ihrer Verthierung sich

quälenden Welt, mit Gott, mit der Natur, dem Weltall, der Ewigkeit, wieder versöhnt und eins zu sein. So lag ich lange; denn als ich die Augen öffnete, war die Sonne verschwunden und das Abendroth umschwamm und vergoldete Alles."

"Ich kenne diese heiligen Zustände!" sagte die Baronin.

"Da ich mich erhob, um in die Stadt zurückzukehren," fuhr Olivier fort, "und meine Uniform an mir erblickte, durchzuckte es mich, wie ein Blitz. Gestalt lag die Welt mit allen ihren Thorheiten, mit allen ihren Widersinnigkeiten vor mir da; nie heller sah ich den gräßlichen Abfall der Menschheit von dem Ewigen, Wahren und Heiligen, als in jenem Augenblick. Ich erkannte, daß Sokrates, lebte er heut', noch einmal den Giftbecher trinken mußte; daß Christus, lebte er heut', in jeder Stadt sein Jerusalem wieder finden, von den christlichen Sekten einstimmig zum Kreuz geführt, von den Fürsten als Feind der alten guten Ordnung, als Volksverführer, als Schwärmer verurtheilt werden mußte. — Ich schauderte. Da fragte ich mich mit lauter Stimme: „Hast du Muth?“ — Der feste Wille durchdrang mich. Ich antwortete mit lauter Stimme: „Ich habe Muth. Es soll sein. Ich will vernünftig werden, erfolge daraus, was wolle.“

„Am andern Morgen — ich hatte einen erquickenden Schlaf gethan und fast Alles, was ich den Abend vorher gedacht, vergessen — fiel mir dies Buch wieder in die Augen. Ich erinnerte mich meines Entschlusses. Nun erkannte ich das Gefährliche meines Bagdads. Ich ward schwankend. Und doch mußte ich die Wahrheit meiner gestrigen Ueberzeugungen anerkennen. Wer mein Jünger sein will, soll Alles verläugnen. Ich durchdachte meine häuslichen und öffentlichen Verhältnisse. Ich kam mir vor, wie der reiche Jüngling im Evangelium, der traurig von Christo schied. Da fragte ich mich wieder: „Hast du Muth?“ — Und mit lauter Stimme antwortete ich: „den will ich haben.“ — Und so des

schloß ich von Stund an vernünftig zu handeln, im Meistßen wie im Wichtigsten. Nur den ersten Schritt gethan und den Hohn der Menschen nicht geachtet, wird jeder folgende Schritt leicht.“

„Ich zittere für dich, du edler Schwärmer!“ rief ich und drückte ihm die Hand: „Nicht so, du erzählst mir doch den Ausgang deines Wagemuths?“

„Warum nicht? Aber so etwas muß im Freien geschehen, unterm Himmel, nnter den Bäumen, im Anblick des weiten Meeres!“ sagte Olivier: „Denn, lieber Norbert, in der Stube, zwischen Wänden und Mauern steht Manches vernünftig aus, was in der freien Natur, wo sich die Seele gleichsam in das große, reine All auflöset, gar hirngespinnstig und träumerisch erscheint. Und umgekehrt findet man draußen in den Umgebungen der Gottes-schöpfung, wo das Ewige und Wahre bleibend steht, daß Manches vollkommen richtig sei, was inner den Wänden einer Wohnstube voller häuslichen Rücksichten, oder inner den Wänden eines philosophischen Lehrsaales, eines Audienzimmers, eines Ballsaales, eines prunkvollen Gesellschaftszimmers, wie überspanntes Wesen, wie Albernheit, wie Schwärmerei oder Verrücktheit erscheint. Also komm ins Freie!“

Er nahm mich beim Arm. Die Baronin ging zu ihren Kindern. Olivier führte mich durch den Garten auf einen Hügel, wo wir im Schatten eines Felsen lagerten. Ueber uns schwammen im weiten Lustmeer die zarten Zweige der Birken; unter uns die blickenden Bogen des Djeans ins Unendliche.

Olivier erzählte dann ungefähr folgendermaßen:

Oliviers Erzählung.

Das Schicksal begünstigte mich eben damals, als es mit meiner Vernunft zum Durchbruch kam, ganz vorzüglich. Mein Vater,

dessen Vermögensumstände durch unmäßigen Aufwand zerrüttet worden waren, hatig mir nach seinem Tode nur ein mäßiges Erbtheil hinterlassen. Allein ich hatte die Aussicht, nach dem Tode meines Oheims ein sehr stattlicher Gutesbesitzer zu werden. Diese Aussichten waren aller Welt bekannt. Dazu kam noch, daß ich mit der Baronesse von Mooser, der Tochter des Kammerpräsidenten, verlobt worden. Sie war eine der ersten Parthien im Lande, wie man so etwas zu nennen pflegte, das heißt, sie war sehr hübsch, sehr reich und Nichte des Kriegsministers. Die Heirath wurde von meinen Verwandten und dem alten Oheim eingefädelt; ich mußte, dem Lauf der Welt gemäß, einwilligen. Nur die Kränklichkeit meines Oheims, der bei mir Vaterstelle vertrat, verzögerte die Vermählung. Major war ich schon; bei der nächsten Beförderung sollte ich Oberstlieutenant werden. In ein paar Jahren konnte mir das Regiment nicht fehlen.

So standen die Sachen zu jener Zeit. Ich fand nun freilich, nach meiner Genesung zur Vernunft, daß die Sachen scheinbar widerlich standen. Es ward mir unbehaglich, daß ich freier Mann mein Dasein durch Verwandte, an ein Mädchen, wegen Geldes, Herkunft und Protektionen hatte verkuppeln lassen, ohne zu wissen, ob das Mädchen mit seinen Eigenheiten, Ansichten, Fehlern und Neigungen zu mir gehören könne? Die Baronesse war allerdings hübsch und gut, allein nicht um ein Haar anders, wie Frauenzimmer von eben solcher Erziehung sind und sein können: gutmüthig von Natur, aber durch Verkünstlung eitel, lebenslustig, leichtsinnig, stolz auf Verwandtschaft, auf Rang, auf Schönheit, witzig, und witzig auf Unkosten des Wesen in der Welt; in Allem mehr französisch, als deutsch. Ob sie mich wirklich liebe, wußte ich nicht; daß ich für sie nicht mehr, als für jedes andere gebildete und hübsche Frauenzimmer fühlte, das wußte ich.

Ein Brief durch Gilboten forberte mich zu meinem kränklichen

Doch überall vollstreckt' ich meine Pflicht. Seit der Ungnade, in die ich beim General gefallen war, fingen auch die bessern Offiziere an, sich von mir zurückzuziehen. Man lachte und spöttelte viel. Einige der witzigsten hielten mich für verrückt und meinten, das sei die Folge des Schreckens, den ich bei meiner vereitelten Hoffnung auf die große Erbschaft gehabt haben sollte. Bald ward ich so verlassen, daß selbst mein bisheriger Bedienter nicht mehr bei mir bleiben wollte, weil ich mich und ihn mit zu großer Kost nährte, den Kaffee abschaffte, selten Wein nahm, und ihm statt der bisherigen reichen Livree eine einfache, bequeme Tracht machen lassen wollte, ungefähr wie die, in der du mich jetzt siehst.

Dagegen erhielt ich zu derselben Zeit einen Brief, der mir für Alles Ersatz bot. Ich hatte nämlich vor Jahren ein armes Bettlermädchen weinend vor der Scheuer eines Bauernhauses gefunden. In der Scheuer lag auf Heu die Mutter des Mädchens sterbend, in Lumpen. Ich erfuhr von dem sterbenden Weibe, das selbst noch sehr jung war, es sei aus dem südlichen Deutschland, von armen, aber rechtschaffenen Aeltern, in den Dienst einer reichen Herrschaft getreten, dort vom Sohn des Hauses verführt, dann mit einem Stück Geld aus dem Hause gewiesen worden; habe nach ihrer Entbindung Dienst gesucht, aber wegen des Kindes nirgends langen Unterhalt gefunden, sei immer umhergestrichen, habe zuletzt nur von Almosen gelebt, und könne nun für ihre Tochter nur noch beten. — Ich lief in das Bauernhaus, ihr Erfrischungen zu kaufen, denn der Bauer hatte ihr kaum den Ruheplatz in der Scheuer gestatten wollen. Als ich zurückkam zu ihr, lag sie schon entseelt auf dem Heu, und das kleine Mädchen jammernd über dem Leichnam der Mutter. Ich tröstete so gut ich konnte; bestritt die Begräbniskosten, und schickte das verwaisete Mädchen, welches nicht einmal den Geschlechtnamen seiner Mutter kannte, besser gekleidet in eine weibliche Erziehungsanstalt nach

Kastrow. Es hieß Amalia, ich gab ihm zum Almosen noch den Beinamen Scheuer, nach dem Fundort.

Jetzt eben, da Alles von mir wich, erhielt ich aus der Anstalt Kastrow von dieser Amalie Scheuer einen Brief, der noch zu meinen Kleinodien gehört. Du sollst ihn lesen. Er rührte mich damals zu Thränen. Der Inhalt war ungefähr: Sie habe mein Unglück vernommen, und glaube nun ihrem Vater, ^{ich} ^{so} pflegte sie mich zu nennen, nicht länger zur Last sein zu müssen. Sie werde suchen, als Erzieherin in einem guten Hause, oder durch Stickeret, Putz machen, Unterrichten im Klavierspiel, oder auf irgend eine Art ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Ich möge für sie unbesümmert sein; nun sei die Reihe an ihr, Kummer für mich zu haben. Du mußt den Brief selbst lesen mit den schönen Ausdrücken von Dankbarkeit. Es ist die Abspiegelung der frommsten, reinsten Seele. Sie bat noch um die Erlaubniß, ein einziges Mal ihren Wohltäter zu sehen; dessen Bild ihr nur dunkel im Gedächtniß schwebte seit dem Todestag ihrer Mutter. — Ich schrieb ihr zurück, lobte ihre Gefinnungen, aber versicherte, sie habe nicht Ursache, sich zu überellen; ich würde für sie sorgen, bis sie einen angemessenen Platz habe.

Eines Tages, da ich von der Wachtparade zurückgekommen, ward an die Thür meines Zimmers gepöcht. Ein unbekanntes Frauenzimmer trat herein, ein liebliches Gesicht. Ellen und Pfirsichblüthen mischten die Farben im Strauße nie schöner, als auf diesem Antlitze unter einer Lockenfülle des Haares. Sie fragte mit Erröthen und glitzernder Stimme nach mir; dann fiel sie in Thränen zerfließend nieder, umarmte meine Knie, und da ich erstaunt sie aufrichten wollte, bedeckte sie meine Hand mit ihren Küssen. Was mir ahnete, bestätigte endlich ihr Ruf: „O mein Vater! o mein Vater! o mein Schutzgeiß!“ Ich beschwor sie, aufzustehen. Sie bat mich, sie

in dieser längst ersehnten Stellung verharrten zu lassen, und sagte: „Ach, ich bin so selig, daß mein Herz bricht!“

Es währte lange, ehe sie sich erholte und aufstand. Dann schloß ich sie an mein Herz, drückte einen Kuß auf ihre helle Stirn, und befahl ihr, mich als Vater zu betrachten und Du zu heißen. Sie gehorchte. Aber mir hatte der väterliche Kuß etwas die Sinne verwirrt. Sie war in einem Gasthof abgetreten. Dort ließ ich sie einige Tage; aber diese Tage waren genug, über meine Gemüthsruhe zu entscheiden. Als Amalia in ihre Anstalt zurückreisen wollte, gab ich ihr den Rath, in einer bürgerlichen Wohnung der Stadt zu bleiben, und Stickerien um Geld zu unternehmen. Es war mir zu schwer, mich von ihr zu trennen. Aber ihr verrathen, daß ich reich sei, wollte ich auch nicht. Ich mußte sie prüfen. Ich miethte ihr einige Zimmer, nahm eine Magd zu ihrem Dienst, versorgte sie mit Flügel, Harfe, Büchern, nach wenigen Tagen auch mit Aufträgen zu Stickeriarbeiten, freilich alle auf eigene Kosten, unter Vorgeben, sie kämen von fremder Hand. Ich besuchte sie wöchentlich nur ein- oder zweimal, um Aufsehen oder üble Deutung zu meiden.

Jeder Besuch war mir ein Fest. Du kannst dir's denken, wie süß es mich durchdrang, zu wissen, es lebe unterm Monde ein Wesen, das mir Alles schuldig sei, das Keinem zugehörte in der Welt, als mir, das von meiner Fürsorge Alles erwartete: und dies Wesen sei von Allem, was die Natur mir jemals Schönes, Frommes, Edles, gewiesen, das Auserlesenste. — Amaliens Schönheit und demüthiger Stand waren bald in der Stadt kein Geheimniß. Sie zog die Blicke auf sich. Man sprach mir davon, und ich verhehlte nicht, daß ich ihr Pflegevater sei, und sie ein armes Kind von unehelicher Geburt. Man brachte ihr bald Arbeiten über Arbeitselten, denn ich hatte ihr unter sagt, je in ein fremdes Haus zu

gehen. Frauenzimmer kamen zu ihr, weniger der Stickereten wegen, als die Vielgepriesene in der Nähe zu sehen.

Eines Tages, da ich Amalia besuchte, hörte ich, indem ich vor der Thür ihres Zimmers stand, daß sie mit einem Mann in heftigem Wortwechsel war. Ich erkannte die Stimme meines Oberstenleutnants. Als ich die Thür öffnete, wollte er ihr einen Kuß rauben. Ich warf ihm sein unanständiges Betragen vor, und da er Umstände machte, flog er unter meinen Händen zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Er glaubte, ich habe seine Ehre beschädigt, und forderte mich zum Duell. Ich wies ihn mit seiner Narrenheit ab. Das Korps der Offiziere drohte, nicht mehr neben mir dienen zu wollen, weil ich ein Feiger wäre. Das war ich nicht, ging auf den bestimmten Kampfplatz wehrlos, und sagte dem Narren, wenn er Lust habe zum Neuchâtelmord, so gebe ich ihm Erlaubniß dazu. Jetzt wurden ~~er~~ und die Offiziere pöbelhaft. Sie glaubten, nach ihren barbarischen Vorstellungen, meine Ehre tödtlich verwundet, wenn sie sich selbst durch Pöbelei entehrten. Ich fragte sie dagegen, ob Gassenbuben, die einen achtbaren Mann auf der Straße mit Roth bewürfen, dadurch achtbar, hinwieder der achtbare Mann dadurch ein Gassenbube würde?

Am andern Morgen bei der Parade übergab mir ganz unerwartet mit zierlicher Rede der General einen vom Hofe ertheilten Orden. Dieser war noch Spätfrucht meiner ehemaligen Verbindungen mit der Baronesse von Mooser, und das Werk ihres Oheims, des Kriegsministers. Ich konnte das Bändlein, nach meinen Begriffen von Verdiensten gar nicht annehmen. Und hätte ich wirklich ein Verdienst um den Staat gehabt, würde ich mich geschämt haben, die Belobung desselben alle Tage prahlerisch mit mir umherzuschleppen. — Meine standhafte Weigerung, das Lappchen mit dem Sternlein anzunehmen, war in den Jahrbüchern der Monarchie unerhört. Meine Aeußerung: Pflicht und Tugend lassen sich nicht

belohnen, sondern nur anerkennen; aber auch nicht anerkannt, thme der Biedermann seine Pflicht; am wenigsten lasse er sich zwingen, vor andern Leuten mit dem, was er geleistet, groß zu thun; — diese Aeußerung galt für Jakobineri und Unsinn. Der General ward wüthend. Nun traten die Offiziere wegen ihrer, wie sie meinten, schadhast gewordenen Ehre auf. Ich bekam Verhaft, und nach einigen Wochen Abschied vom Regiment.

Desß war ich wohl zufrieden. Jetzt kleidete ich mich bürgerlich, wie ich wollte; eben nicht nach der herrschenden welschen Mode, aber bescheiden, bequem, naturgemäßer, wie du und Hier alle in Elzein sehest. Die Leute sperrten die Augen auf und hielten mich für närrisch, und das um so mehr, als sie erfuhren, ich sei nichts weniger denn arm, sondern einer der begütertesten Männer des Landes. Nur Amalia wußte, warum ich so handle. Ich hatte sie mit meinen Ansichten der heutigen Welt vertraut gemacht und mit meinen Grundsätzen. Sie selbst ein Naturkind, einfach und geistvoll, billigte meinen Sinn und lebte ganz in demselben. Freilich auf Malchens Urtheile konnte ich nicht stolz sein, denn es waren nur meine eigenen. Sie dachte, sie empfand nichts, als was ich; ihr Wesen war aufgelöst in dem meinigen. Ihre ehrenscheuvolle, töchterliche Liebe war ohne ihr Wissen in die reinste, schamvollste und innigste der Jungfrau übergegangen, und ich freilich schien mir selbst für die Vaterrolle etwas zu jung.

Als ich eines Tages ihr davon sprach, daß ich auf meine Güter zurückzugehen gedenke, bat sie, mir folgen zu dürfen; sie wäre glücklich, mir dort als Magd dienen zu dürfen. Und als ich stockend sagte, ich gedenke mich zu vermählen, senkte sie mit gefalteten Händen ihr Haupt, und sie sprach: „Desto besser, deine Gemahlin wird keine getreuer Dienerin finden, als mich.“ — Aber, sagte ich, meine künftige Gemahlin denkt schon jetzt nicht so vortheilhaft von dir, als du verdienst. — „Was habe ich bei ihr

schon verschuldet?“ antwortete sie mir mit aufgehobenem Antlitz und allem Stolz der Unschuld. „Zeige mir deine Braut, ich werde um ihre Guld und Achtung werben.“ — Ich führte Mädchen vor den großen Spiegel des Zimmers, zeigte hinein und sagte stammelnd: da siehst du sie. — Sie machte bei diesen Worten eine Bewegung des Schreckens, sah mich erblassend mit ihren großen, blauen Augen an, worin eine Frage erstarb, und sagte dann zitternd: „mir ist nicht wohl!“ sie sank todtenhast nieder. Ich rief der Magd. Ich war vom Entsetzen gelähmt.

Als Amalia genas und sich nach dem Schlummer der Ohnmacht ihre Wangen färbten, und sie die Augen aufschlug, war ihr Erstes ein sanftes Lächeln gegen mich, dann Verwunderung über meinen und der beschäftigten Magd Kummer. Erst allmählig kehrten ihre Erinnerungen zurück. Sie glaubte geschlafen zu haben. Ich wagte kaum von dem Vorgefallenen zu reden. Als wir wieder allein waren, sagte ich: „Amalia, warum erschrockst du vor dem Spiegel? Warum darfst du nicht meine Braut sein? Rede offen, ich bin gefaßt, Alles zu hören.“ — Sie erröthete, war lange stumm, den Blick am Boden. — „Warum darfst du nicht?“ fragte ich noch einmal. Da senkte sie und sah zum Himmel: „Dürfen? o Gott, dürfen? Was darf ich noch anders, als was du willst? Kann ich denn selig sein, kann ich denn athmen, ohne dich? Ob deine Magd, ob deine Braut, Alles eins, denn ich habe nur eine Liebe für dich.“

Während ich in den Vorhallen des Himmels lebte, war die Stadt vor Erstaunen außer sich; waren meine Verwandten väterlicher und mütterlicher Seits in Grausen und Verzweiflung, als ich die nahe Vermählung mit Amalien ankündete. Ein Freiherr, aus altadelichem Geschlecht, dessen Ältvorbern im Dienst der Könige die höchsten Würden bekleidet hatten, ein hof-, turnier-, und stiftsfähiger Baron, mit den ersten Familien des Landes blutsverwandt,

erlaubt, den Bart zu tragen. Sklaven mußten barbiert gehen. Ich that die Pforte zur Freiheit auf. Wer seine Felber nach meiner Vorschrift am besten baute, erhielt dieselben Ende Jahres gegen geringen, doch löskäuflichen Bodenzins, zum Eigenthum und dazu Befreiung vom Frohndienst. Wer im zweiten Jahr der Sparsamste, Fleißigste, Verständigste war, empfing seine Freiheit, sein Haus eigen, einen Vorstoß an Geld, ein Ehrenkleid, nach meiner Tracht gemodelt, er durfte den Bart wachsen lassen. Schon am Ende des ersten Jahrs hatte ich Anlaß und Recht, ja sogar Verpflichtung, mehrere ausgezeichnete Familien frei zu sprechen; sie gehörten schon vor meiner Ankunft zu den bessern. Dies erweckte bei Vielen Neid, bei Allen Anstrengung zur Racheiferung, um so mehr, da ich von den Freien an Gerichtstagen zu mir stien und sie über die Fehlbaren mitrichteten ließ. Die Besitzer des Gerichts wurden aus der Mitte der Freien von ihnen selbst erwählt.

Während ich mich hier um die übrige Welt wenig bekümmerte, bekümmerte sich diese desto mehr um mich. Ganz unerwartet erschien auf ministeriellen Befehl, den meine Verwandten bewirkt hatten, eine außerordentliche Kommission, meine Gesundheits- und Vermögensumstände zu untersuchen. Man hatte mich für wahnsinnig ausgeschrien und als verschwende ich mein gesamtes Vermögen auf die tollste Weise. Die Herren der Kommission thaten sich ein paar Monate lang glücklich bei mir. Ich weiß nicht, welchen Bericht sie abgestattet haben, aber vermuthlich, weil ich vergaß, ihnen Gold in die Hand zu drücken, den unvortheilhaftesten. Denn ohne Rücksicht auf meine Beschwerden und Rechtsverwahrungen ward ich, wie ein Blödsinniger, behandelt, und auf meine Güter eingebannt. Es wurde mir ein Administrator meines Vermögens zugesandt, der zugleich mein Betragen beobachtete, und jeden Besuch von Fremden abhalten mußte. Zum Glück war der Administrator ein rechtschaffener und nicht unverständiger Mann;

darum wurden wir bald einig und Freunde. Als er meine Rechnungen durchgesehen hatte, erstaunte der gute Mann über die Strenge der Oekonomie, und begriff, daß ich durch diese und durch das allmälige Auflösen der Leibeigenschaft und der Frohndienste eher gewänne, als verlöre. Aus langer Weile half er mir selbst bei den Vermögenslichungsversuchen meiner Sklaven. Er hatte dabei noch einige gute Einfälle, wie z. B., daß die Freigelassenen fünf Jahre lang Rechnung von ihren Ausgaben und Einnahmen vor Gericht ablegen mußten, um versichert zu sein, daß sie sich nicht verschlimmerten, und heimlich nachlässig würden. Der gute Mann ward zuletzt ganz begeistert von unserer Fiheler Wirthschaft, denn er sah, wie von den wohlberechneten Schritten selten einer ganz vergebens gethan war. Schon im zweiten Jahr meines Hierseins zeichneten sich die Landleute in unsern Ortschaften von allen der ganzen Gegend durch Häuslichkeit und Kenntniß und Ehrbarkeit aus. Man hieß sie anderwärts nur Herrnhuter, und in den benachbarten Dörfern glaubt man noch heutiges Tages, die Fiheler hätten eine andere Religion angenommen.

Der Administrator und Vormund fand meine Ansicht der Welt in den Hauptsachen vollkommen richtig. Er wünschte sogar, daß man allgemein auf Vereinfachung und größere Wahrhaftigkeit in Sitte, Wandel und Leben zurückkommen möchte. Nur der Wort war ihm zuwider; seinen stiefen Jopf im Nacken und den Puder im Haar vertheiligte er auf Tod und Leben; auch das Du war ihm anstößig, und er konnte es gegen Amalien und mich, trotz aller Anstrengung, nicht über die Lippen hervorbrängen. Inzwischen hatte sein Bericht über mich, nach dem ersten Jahre seiner Administration, und nachdem er über die Gesamtverwaltung meines Vermögens an die Regierung die befriedigendsten Aufschlüsse gegeben hatte, die gute Folge, daß ich wieder in die Selbstadministration eingesetzt wurde, aber mit einseitiger Verpflichtung, jährlich das

Sch. Nov. III. 2*

von Keichenschaft abzulegen. Das war das Werk meiner Verwandten. Denn sie ließen sich nicht ausreden, ich habe einen guten Theil des gesunden Menschenverstandes verloren, obgleich mich mein bisheriger Vormund nur für einen wunderlichen Sonderling hatte geltend machen wollen. Eben deswegen, und damit ich durch meine neuerungsfüchtigen Irreden, nämlich durch mein unverhohlenes Ausprechen dessen, was Natur und Vernunft guthießen, kein Kergerniß gebe, ward mir verboten, mich ohne besondere höchste Erlaubniß über die Grenzen meiner Güter hinauszubegeben, das heißt, das große europäische Narrenhospital nicht zu besuchen, sondern es bloß aus den Zeitungen kennen zu lernen. Dabei konnte ich nur gewinnen.

Es sind nun beinahe fünf Jahre, daß ich hier in meiner glückseligen Einsamkeit wohne. Gehe hinaus, betrachte meine Felder und die Felder unserer Bauern, und unsere Waldungen, unsere Heerden und Wohnungen! Du wirst einen ausblühenden, vorher hier ungekannten Wohlstand erblicken. Alle meine Leibeigenen sind frei. Ein einziger Trunkenbold und ein anderer träger, roher Kerl schienen unverbesserlich. Der Trunkenbold starb. Den andern bekehrten weder Hoffnungen noch Strafen. Als aber alle Fehler den Bart trugen, und er und der Pfarrer nur allein glattkönnig gingen, machte das auf den Kerl eine wunderbare Wirkung. Denn auch der Pfarrer wagte es endlich, den Bart stehen zu lassen. So blieb der Leibeigene allein der Geschorne. Das konnte er nicht ertragen. Er besserte sich, um unter ehrlichen Leuten ehrlich zu sein.

Den guten Pfarrer kostete sein Bart beim Consistorium vielen Verdruß. Umsonst bewies er, daß der Bart nicht für und wider den wahren Glauben sei; umsonst betraf er sich auf die heiligen Männer des alten und neuen Bundes; umsonst zeigte er, daß er, indem er sich seiner Gemeinde in Allem gleich mache, am besten wirken könne; daß er eben dadurch wirklich einen für unverbesser-

lich gehaltenen Menschen im bisherigen Lebenswandel geändert habe. Der Bart gab zu vielen Konfistorialverhandlungen Anlaß. Erst nachdem mein Pfarrer ärztliche Zeugnisse beibrachte, daß er, sonst immer vom Zahnweh leidend, nur durch den Bart gegen diese Noth geschützt sei, ward ihm derselbe, seiner Gesundheit willen, doch unter Beschränkungen, gestattet.

Ich bestelle jetzt nicht nur mit meinen freien Leuten das Dorfgericht, sondern habe ihnen auch das Recht ertheilt, sich unmittelbare Vorsteher zu ihrer Gemeindeverwaltung zu wählen. Ihr Ehrgefühl ist geweckt; sie fühlen ihre Menschenwürde. Von Zeit zu Zeit speisen ausgezeichnete wackere Leute an meinem Tische mit ihren Frauen. Ich bin ihres Gleichen. Die Gleichförmigkeit der Kleidertracht stellt eine gewisse Vertraulichkeit her, ohne die Ehrfurcht zu schwächen. Vor alten Leuten müssen die Kinder aufstehen und das Haupt entblößen; aber Keiner entblößt vor seines Gleichen das Haupt. Jede erwiesene boshafte Lüge gehört bei uns zu den Verbrechen, wie der Diebstahl. Die Leute, nun sie sich selbst richten, sind strenger, als ich es ehemals war. Ich muß ihre Urtheile oft mildern. Unsere Schulen sind brav. Die fähigern Knaben lernen auch Geschichte der Welt, Kenntniß der Erde und ihrer Länder und Völker, Feldmesskunst und etwas vom Bauwesen. In der Kirche haben wir schönen vierstimmigen Gesang und Andacht.

Doch, lieber Norbert, besser, du bleibst einige Tage bei uns, und siehst selber; kannst du, so verweile einige Wochen.

Das Gespräch auf der Höhe von Flyeln.

So erzählte Olivier.

Ich berge es nicht, Alles, was er mir gesagt hatte, Alles, was ich in Flyeln gesehen hatte, machte großen Eindruck auf mich.

Ich bewunderte seinen Sturkmuth, seinen wohlthätigen Schöpfergeist, und bemitleidete sein Loos, in solchem Grade verkauft zu werden, als er es war.

Es gehörte gar nicht die Ueberredungsgabe meines Freundes, gar nicht die zauberische Schmeichelei in den Worten der schönen Baronsin dazu, um mich zur Verlängerung meines Aufenthalts in dieser herrlichen Dase zu bewegen. Ja, ich muß dies Fiheln eine Dase nennen, eine blühende Insel in den Blüten der umliegenden Gegenden. Denn hier, sobald man diesen Boden betritt, wenn man aus den theils sandigen, theils versumpften Landschaften der Umgebung, aus den weiten, verwilderten Kieferwäldern, aus den ärmlichen, lathigen, unordentlichen Dörfern voller Paraden und verwahrloseter Menschen tritt, wird der Boden plötzlich grüner, der Mensch plötzlich menschlicher. Auch hier waren Paraden gewesen, und sie sind saubere Hütten geworden, in denen ich mit Vergnügen am Arm der Baronsin Besuche machte; auch hier waren Moräste gewesen; man erkennt sie nur noch an den langen Gräben und unterirdischen, mit Steinen gefüllten, mit Erde überdeckten Wasserabzügen; auch hier waren Sklaven gewesen, die vor dem Oberherrn und noch mehr vor seinen Beamten zitterten und hinterhals des Beibe zu betrügen gewohnt waren; jetzt aber haben sie die aufrechte, feste Stellung freier Menschen, sie sehen im Baron ihres Gleichen — aber mit welcher kindlichen Ehrfurcht und Liebe umringen sie jetzt ihn und die Seinigen! — Diese Umschaffungen im Zeitraum eines halben Jahrzehents wären einem Wunder ähnlich, wenn man nicht wüßte, wie klug und fest Olivier dabei zu Werke ging; wie er nur sehr langsam aus der Rolle des gebieterischen Leiherrn zu der des Lehrers, dann des Vaters überging; wie er seine Bauern, hinter welche er die Furcht der Strafen als Treiber stellte, vorwärts lockte und führte durch ihren groben Eigennutz; wie er nie auf ihre Erkenntlichkeit, nie auf ihren Verstand, nie

auf ihr stillköses oder religiöses Gefühl rechnete, sondern sie aus-
fange mehr bloß abrichtete, als unterrichtete, und dann auf die
Stärke mehrjähriger, gewohnter Einübung zum Bessern hoffte, und
auf die nachwachsende Jugend. Daher übernahm er und die Ba-
ronin, der Pfarrer und Schullehrer die Unterweisung Aller; daher
kam es auch, daß die Beisitzer des Gerichts, daß die Vorsteher
der Gemeinden meistens junge Leute von fünf und zwanzig bis dreißig
Jahren waren; wenigstens erblickte ich keinen der alten Bauern
unter ihnen.

Doch Alles das gehört hierher nicht. Ich will ja nur das Loos
meines Freundes erzählen, nicht die Art und Weise, wie er seine
Untergebenen entwillerte oder seine unwirkbaren Schollen blühend
machte.

Als mir Olivier seine Haushaltungsbücher vorwies und unwider-
leglich zeigte, daß er, weit entfernt bei den vorgenommenen Men-
den-
rungen an Einkünften zu verlieren, mehr gewinne, als sein ver-
storbenen Oheim und jeder seiner Vorfahren bezogen hatte, warf
er lächelnd das Wort hin: „Nun siehst du, Norbert, wo die Karr-
heit zu Hause ist, ob in Sylheln oder in der königlichen Residenz?
Weil ich gewinne, werde ich als Verschwenker behandelt, und
muß jährlich fremden Menschen, die man mir zur Untersuchung
meiner Rechnungen schickt, Blicke in das Innerste meines Haus-
wesens erlauben.“

— Warum beklagst du dich nicht darüber? Es ist Ungerechtig-
keit, es ist Gewaltthat.

„Nein? Beschwerden würden eitel sein. Kein Gericht, sondern
kurzweg ein Kabinettsbefehl, vom Ministerium ausgegangen, ver-
dammt mich zu diesem Verhältniß. Die Sache ist nicht leicht ab-
zustellen. Denn das Ministerium wird keinen Rückschritt thun wol-
len, weil es sich damit selber fehlbar erklären müßte. Die jähr-
lich kommende Untersuchungskommission wird dazu nicht ratben, weil

sie sonst das Vergnügen einer Lustreise und den Gewinn von Tagelöhnern, auf meine Kosten gezahlt, verlore. Daß man mich hier auf das Gut meiner Vorfahren, wie einen Gefangenen, eingebannt hat, ist noch das Erträglichste. — Jetzt, Norbert, ehrlich, wie denkst du von Allem.“

— Ich gestehe dir, Olivier, ich kam mit Vorurtheil und Trauer zu dir; ich werbe dich mit den angenehmsten Erinnerungen verlassen. Man hat dich überall für einen Wahnsinnigen ausgegeben. Der bist du nicht, sondern ich stimme deinem ehemaligen Administrator bei: du bist nur ein edler, wunderlicher Sonderling.

„Sonderling? Nun ja, es ist der rechte Name für diejenigen, welche sich von dem Schlendrian und dem Unwesen des Zeitalters absondern. Diogenes von Sinope galt auch für einen Thoren; Cato, der Cenfor bei den Römern, für einen Pedanten; Colomb ward auf den Straßen Madrids als Narr betrachtet; Lavater der Inquisition übergeben; Rousseau von den Bernern aus seinem Asyl verstoßen, so wie Pestalozzi von vielen seiner Landsleute zu den Halbnarren gezählt ward, weil er mit Bettlern und räubigen Kindern lieber, als mit der gepuderten Haarbeutelwelt umging. Und daß ihr mich einen Sonderling heißet, mich, der ich doch nur mein von Gott empfangenes Recht, vernünftig und naturgemäß zu denken, zu sprechen und zu handeln, nichts anderes, gültig mache, — ist das nicht ein herber Vorwurf gegen euch selbst?“

— Nein, Olivier, kein Vorwurf, weder gegen die Welt, noch gegen dich. Niemand wehrt dir, vernünftig und natürlich zu denken und zu handeln; aber schon auch du die Rechte Anderer, nach ihren gegenwärtigen Begriffen, Gewohnheiten und selbst nach ihren Vorurtheilen zu denken, zu sprechen, zu handeln, bis sie oder ihre Kinder einst weiser sind. Nicht alle Menschen können Philosophen sein.“

„Habe ich ihrer nicht geschont? habe ich sie angegriffen?“

— Allerdings, Freund, wenn du mir es zu sagen erlaubst. Indem du deine Sitten den allgemeinen Sitten zu grell gegenüberstelltest, brachst du den Frieden mit denen, unter welchen du lebstest, und wirktest du die Hälfte des Guten, was du wirken konntest, ja nicht einmal die Hälfte. Christus nahm Judäa's Sitte an, ließ sich herab sogar zu Judäa's Vorurtheilen, um mächtiger zu wirken. Was liegt am Ende an einer lächerlichen Mode, was daran, ob man den steifen Pops oder das abgeschnittene Haar, den Bart oder das glatte Kinn trägt? Du kennst die Bedeutung des Sie im Deutschen, des Vous im Französischen. Nun ja, ich gebe zu, es sei thöricht, eine Person in der mehrern Zahl anzureden. Aber was schadet diese Uebung zuletzt? Redeten nicht auch Griechen und Römer von sich in der mehrern Zahl? Du kennst die Bedeutung des Sie im Deutschen und des Du. Warst du nun nicht angreifender Theil, wenn du dich über die herrschenden unschuldigen Uebungen wegsetzt, und ohne Unterschied gegen die bisherigen Begriffe vom Anständigen, das Du Jedem ausdrängst? Wer sich der Welt gegenüberstellt, dem steht sie gegenüber. Könntest du dich darüber wundern?

„Ich wundere mich keineswegs, weil ich das erwartete. Führe mir nicht das Beispiel von Christus an, nach Weise derer, die alle ihre Trägheit und Schalkheit mit frommer Miene hinter verdrehten Schriftstellen der Bibel verstecken. Der Götliche hatte mit seinen Zeitgenossen Höheres abzu thun, als ich, darum schwieg er zu den mindern Thorheiten; ich aber habe es mit diesen allein zu thun, und will wenigstens mich nicht zwingen lassen, Barbareien zu loben, zu entschuldigen, oder gar mitzumachen. So viel Recht wird dem Menschen auf Erden doch wohl noch unter Menschen gestattet sein, daß er Gebrauch von seinem schlichten Verstande mache?“

— Freund, wie mir es scheint, hat man dir dies Recht nicht freitlig machen wollen; wohl aber das Recht, durch unbequame Mittheilung deiner Ueberzeugungen, zumal wenn sie im offenen Streit mit noch bestehenden Ordnungen sind, gefährliche Verwirrungen zu veranlassen. Du selbst hast anfangs in Sylven bei deinen Leibeigenen den gestrengen Grundherrschaft gespielt, hast sie nur nach und nach, je nachdem sie vorbereitet waren, zur Freiheit eingeführt, nicht sählig. Du wusstest wohl, daß es verderbenvoll sein würde, Kindern in die ungeübte Hand ein Messer zu legen, das in geübten Händen das nühlichste Werkzeug ist. Was würdest du gesagt haben, wenn einer deiner Leibeigenen plötzlich seinen Genossen die Sprache der Wahrheit von den ewigen Grundrechten der Menschheit, von der Barbarei und Kuchlosigkeit des Feudalismus, von der natürlichen Gleichheit der Menschen geführt hätte? Würde dieser Reformator nicht alle deine edeln Entwürfe zerissen haben?

„Allerdings, Norbert. Aber ich hoffe, das Beispiel geht nicht mich und mein Thun an. Ich habe nie gegen bestehende Ordnungen geredet, auch wenn sie schlecht waren, sondern ich gab Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich redete nur gegen bestehende Mißbräuche und Vorurtheile, die nicht einmal durch bürgerliche oder Staatsverträge geheiligt sind. Gegen euer Unrecht, gegen eure Mäckeraden und heuchlerischen Kompimente, gegen euren unnatürlichen Luxus, gegen eure weltlichen, hölzernen Verunstaltungen durch weltliche Morden, gegen eure Begriffe von Ehre und Schande, von Verdienst und Belohnung habe ich geredet, und nur vertheidigungsweise für meine Person, wenn ihr Europäer mich nöthigen wolltet, meine Rückkehr zur Vernunft zu verdammen, und mich zwingen wolltet, eurer Verkehrtheit zu gefallen, von der Natur wieder abtrünnig zu werden.“

— Aber, Freund Olivier, deine Urtheile über stehende Heere,

über den Geburtsadel, über die unterdrückten Rechte der Nationen, über . . .

„O Popol, Freund Norbert! Diese Sätze sind gottlob in Europa als todtte Wahrheiten allgemein anerkannt. Man nennt sie in Theſi und in Theorien richtig, in Praxis irrig, und zwar aus tollſtigen Gründen. Ich habe nichts dagegen. Ich ſelbſt, wäre ich Fürſt, oder Miniſter, würde mich wohl hüten, ehe ich ein philoſophiſches Volk hätte, Plato's Republik zu organiſiren. Allein ich habe dieſe Sätze unter Freunden, unter Meinesgleichen ausgeſprochen, nicht ſie dem Pöbel, zur Empörung, gepredigt. Ich that, was heute Millionen in Schrift und mündlichem Wort thun. Ihr müßt der halben Bevölkerung Europas den Kopf abſchlagen, wenn ihr nicht wolltet, daß ſolche Sachen gedacht und geſprochen würden. Eben daß man ſie in einer Hälfte des Volks denkt und ſpricht, dadurch allein bringen ſie auch in die andere Hälfte über. Und iſt einmal die Mehrheit vom Beſſern überzeugt, dann macht ſich Alles leicht von ſelbſt, ohne Staatsumwälzungen und Blutbäder, durch den natürlichen Gang in verbesserter Geſetzgebung. Wahrlich, nicht deswegen hielt man mich für wahnsinnig, lieber Norbert, nicht deswegen bannte man mich von der königlichen Welt aus. Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich Baron gegen die Ungerechtigkeit, Barbarei, Thorheit und Schändlichkeit deklamirt haben würde, welche mit dem Inſtitut des bevorrechteten Erbadeis verbunden ſind; Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich bei meinen Deklamationen eine Gräfin oder Baronin geſchmeichelt haben würde. Es treiben's Viele ſo. Aber daß ich ſolgerecht handelte, obgleich Niemand damit beſchuldigt wurde; daß ich die Liebe eines ſchönen und tugendhaften Weilerkindes dem Vorurtheil meiner ahnenſtolzen Stippſchwägerin vorzog; daß ich Baron ein von der Landſtraße weggenommenes uneheliches Kind zur Gemahlin wählte — das war ein Verbrechen.

jenem Befugniß machen? selbst nicht auf die Gefahr hin, daß ich von unsern Barbaren, den Kunst- und Gewohnheitsthieren, die es nun nicht besser verstehen, ausgelacht werde? Soll der Weltumsegler, wenn die Wilden Indiens ihn Menschenfleisch zum Schmause vorsetzen, sein Grausen überwinden, die schenßliche Sitte mitmachen, damit ihn die Indianer nicht auslachen? — So viel, Norbert, was meine Person unmittelbar und allein berührt."

Hier schloß Olivier einen Augenblick, als wollte er allfällige Antworten abwarten, fuhr aber bald fort: „Uebrigens, o Norbert, erinnere dich des Bruchstückes aus der Kasse des Pytheas, und deines eigenen Geständnisses, und der getroffenen und treffenden Wahrheit. Du selbst gibst zu, daß sich die menschliche Gesellschaft unsers Welttheils weit von den Gesetzen der Natur hinweg verloren hat. Ihr Alle gestehet, daß wir eben darum unendlich viel zu leiden haben; denn die Verletzungen der ewigen Gesetze Gottes führen ihre Strafen gegen die Frevler in sich selbst mit. Keiner von euch läugnet, daß euer gesammtter bürgerlicher und häuslicher Zustand, daß eure Verfassungen, Sitten und Lebensweisen nur höchstens ein folgerechtes Bestehen im Naturwildeigen sind. Aber wer von euch hat den Heldennuth der Vernunft, zu den einfachen ewigen Ordnungen Gottes zurückzukehren? An diesem Heldennuth fehlt es! Wohlan, mir ist er nicht fremd. Es ist gut, daß Einer und Einzelne, unbekümmert um Wahn und Gelächter des groben Haufens, das Bestpiel des Guten und Rechts im Leben hinstellen. Es ist gut, daß Einzelne aufstehen, die nicht mit dem herrischen Wahnsinn des Zeitalters kapituliren und Affommodement treffen, um sich surer Sprache zu bedienen, sondern ihm offene Fehde bieten. Denn durch bloße Lehren von Kanzeln, Kathedern und Schaubühnen, durch bloße Philosopheme, durch Lobreden auf Mäßigkeit und Wahrheit, wird nichts gethan. Ihr redet, philosophirt und schreibt immerdar, und die

Lehrer bleiben selbst immerdar wie sie sind, und die Schüler werden nicht anders. — Darum ist's gut, daß Einzelne die Urbilder des Bessern in die Wirklichkeit des Lebens hinausführen. Allerdings wird man sie anfangs für Unsinnige halten, und bemitleiden und beschöttein. Nach und nach gewöhnt sich das Auge der Zeitgenossen aber an die fremdbartigen Erscheinungen. Endlich wird gesagt werden: Aber der Mann hat doch in vielen Dingen so unrecht nicht. Zuletzt wagen es die Kühnsten, schüchtern in einzelnen Dingen nachzufolgen. — Und, Norbert, wer die Menschheit, oder auch einen kleinen Theil der Menschheit, nur um einen Schritt wieder zur Natur zurückgeführt hat, der hat für die Glückseligkeit des Lebens genug gethan. — Und so, lieber Freund, laß mich gewähren! Viele pflegen den, der recht thut, nur deswegen zu tadeln, weil es sie verbrießt, daß eben er, und nicht sie selbst den Muth haben, das Rechte zu thun. — Weil ich ohne Luxus und mit Verbannung des Fremdbartigen trinke und speise; weil ich mich bequemer und dem Auge gefälliger kleide; weil ich dem männlichen Wort seine Ehre widerfahren lasse; weil ich den Vorurtheilen und Vorurtheilen meiner Kaste entsage, und nicht mehr, als ich werth bin, gelten will; weil ich mich durch Vermählung mit einem Mädchen von niedriger und unehelicher Abkunft nicht zu bescheiden glaube; weil ich keine Ehre durch einen Zweikampf herstellen, und kein Zeichen meiner wirklichen oder geheuchelten Verdienste auf der Brust zur Schau tragen mag; weil ich Leibeigene zu meinen freien Mitmenschen und Freunden mache; weil ich die Lüge verachte, die Wahrheit ohne Furcht bekenne: darum werde ich noch im neunzehnten Jahrhundert als ein Narr behandelt, ungeachtet ich der Vernunft gemäß lebe, nicht gegen bestehende Verfassungen und Gesetze mich verging, Niemandem Leids zufügte, Manchem Gutes erwies, nie das wahrhaft Sittliche und Anständ-

dige verlegte. — Hier, Norbert, hast du meine Antwort auf deine Frage. Nun laß uns davon abbrechen.“

Wir brachen ab. Ich umarmte den edeln Sonderling, und sagte ihm nur lächelnd: „Wir haben ein altes Sprüchwort: Aufscharf macht schartig.“

Nach einigen Tagen verließ ich ihn. Die Erinnerungen an Elyeln werden zu den angenehmsten meines Lebens gehören. Ich will es auch nicht bergen, daß, wenn die ganze Welt in den Wahnsinn meines Oliviers verfallen wollte, ich mit Freuden einer der ersten Wahnsinnigen werden würde. Wir haben seitdem unsern Briefwechsel wieder hergestellt, und ich habe ein Gelübde gethan, von Zeit zu Zeit in das glückliche Elyeln zu wallfahrten.

Die weiblichen Stufenjahre.

Mein Vater hatte auf der Universität mit einem jungen, talentvollen Mann, Namens Walbern, Freundschaft geschlossen. Als beide die hohe Schule verließen, schworen sie beim Glase Punsch, in der Trennungsnacht, mit weinenden Augen einander Treue bis in den Tod, und welches auch ihr ferneres Schicksal sein möge, sich, wenn es immer möglich wäre, alle Jahre wenigstens einmal zu sehen. Es wird wohl manche Freundschaft und manche Treue beim Punschnapf oder Weinglas geschworen; aber — man kommt wieder zur lieben Nüchternheit zurück; man steht lächelnd auf die jugendlichen Schwärmerereien zurück; man vergißt sich. Zeiten ändern und Menschen in ihnen.

Doch bei meinem Vater und dem jungen Walbern war's anders. Sie hielten Wort und Treue. Sie wurden nüchtern, aber das Herz schlug auch in reifern Jahren warm. Ihre beiderseitigen Laufbahnen waren sehr verschieden; aber ihre Seelen neigten sich immer aus der Ferne einander zu. Sie verheiratheten sich; aber der treuen Bruderzärtlichkeit vergaßen sie nie. Alle Jahre einmal besuchten sie sich, ungeachtet sie drei Tagereisen von einander wohnten. Und selbst da sie beide Amtsgeschäfte und Kinder hatten, wußten sie sich zum Besuch vierzehn oder zwanzig freie Tage zu ersparen.

In den ersten Jahren geschahen die Besuche ziemlich abwechselnd von einem zum andern. Nachher war's gewöhnlich mein Vater, der die Reise machen und sich vom Freunde bewirtheten lassen mußte. Ich weiß nicht, woher dies kam. Aber Walderu war reich durch Heirath und Erbschaften, wohnte in der Residenz, hatte als Kammerdirektor viel Geschäfte — das mochte ihn binden. Mein Vater lebte als Oberförster in einem Dorfe; sein Haus hatte für bequemlich-gewöhnliche Gäste nicht überflüssigen Raum; vielleicht mochte er auch lieber jährlich einmal den bunten Wirth der Residenz, als der Kammerdirektor die Holzschläge eines Waldes und die Kuhställe eines Dorfes sehen. Genug, zuletzt ward es üblich, daß mein Vater alle Jahre im Sommer die Reise zu seinem Freunde machte.

Ich mochte ein Knabe von etwa dreizehn Jahren sein, als mich die Mutter von Kopf zu Fuß neu kleidete und der Vater sagte: „Gustav, du sollst diesmal mit mir in die Residenz. Mein Bruder Walderu hat es schon lange gewünscht, dich zu sehen.“

Wer war froher, als ich! Die Mama reiste diesmal auch mit. Wir freuten uns Alle ein Vierteljahr voraus auf die Reise. Ich war das einzige lebende Kind meiner Aeltern; sie vergnügten sich an meinen kindischen Erwartungen von den Wundern der Residenz.

In der That, ich hatte genug zu sehen und zu hören in der Residenz. Das erschien mir ein wahres Leben im Feenmärchen; alle Tage etwas Neues. Der Kammerdirektor Walderu war ein höchst angenehmer Mann; aber er hatte eine einzige Tochter, einige Jahre jünger als ich, Namens Augustine, die schien mir noch viel angenehmer zu sein, als er. Sie sprang und tanzte unaufhörlich um mich herum, wie ein flüchtiges Lustbild, und ihre erste Frage an mich war: „Gustav, hast du meine neue Puppe

schon gesehen?“ Damit nahm sie mich beim Ärmel und ich mußte die Puppe bewundern, deren prächtige Kleider, davon sie, um alle Tage zu wechseln, wohl ein Duzend haben mochte; das Bett der Puppe und deren Tisch und Stühle. Augustine ließ aber schon am zweiten Tage die Puppe liegen, und räumte mir in ihrem kleinen Herzen den Platz derselben ein. Und ich muß gestehen, Augustine war auch meine Puppe. Sie fand meine lockigen Haare allerliebste, meine Augen scharmant; sie lehrte mich tanzen; und ich dafür lehrte sie im Garten kriegen und mit Blumenstecken, statt eines Gewehrs, feuern. Wir waren nie von einander zu bringen, und vom Morgen bis zum Abend in unaufhörlichem Geschwätz und Spiel.

„Höre, Alter,“ sagte eines Abends beim Nachtessen der Kammerdirektor zu meinem Vater: „wir haben beide hübsche Kinder!“ — Bei dem Worte sah ich nach Augustinen, denn ich hatte sie noch nicht darauf angesehen, ob sie hübsch sei. Und wirklich ihre dunkeln Locken, durch die sich ein einfaches rosenfarbenes Band schlang, das zarte Oval ihres feinen Gesichts, die schwarzen, lebhaften, schelmisch-gutmüthigen Augen, die rothen, brennenden Lippen, die anmuthige Beweglichkeit ihres ganzen Wesens — Alles schien mir ganz hübsch zu sein.

„Papa!“ rief Augustine dazwischen mit einem wunderbar sauer-süßen Gesicht: „wenn ich nur so schöne Haare und die Augen hätte, wie Gustav; sie würden mir gewiß recht wohl stehen.“

„Alter,“ fuhr der Kammerdiener fort, ohne sich durch die kleine Eitelkeit Augustinens unterbrechen zu lassen: „unsere Freundschaft muß noch auf Kinder und Kindeskinde fortwähren. Aus den beiden soll's ein Paar geben. Man sieht's, die sind für einander bestimmt.“

Mein Vater nickte lächelnd und hob sein Weinglas. Die Aeltern stießen an. Ich wußte nicht recht, was der Kammerdirektor mit

3

der Erbschaft hatte sagen wollen. Aber Augustine klärte mich mit einer Frage an ihren Vater auf.

„Gelt, Papachen,“ rief sie, „Sie meinen, Gustav solle mein Mann werden? O das ist scharmant. Ich will ihn gewiß recht lieb haben. O thun Sie's doch, Papachen. Gelt, Gustav, du freust dich auch?“

Es gab am Tische ein lautes Gelächter.

Den folgenden Tag spielten wir Mann und Frau. Da mußte nothwendig Hochzeit sein; vor der Hochzeit schlechterdings die Trauung. Im Garten die von Weinreben umrankte Laube, vor welcher zwei junge Akazien standen, die damals noch in Deutschland zu den Seltenheiten gehörten, ward die Kirche; eine grün angestrichene hölzerne Gartenbank, der Altar; ein Better Augustinus, etwas älter als wir beide, der oft zu uns zum Spielen kam, der Priester. Augustine hatte Alles eingerichtet; zwei bleierne Ringe, mit rothen und grünen Glassteinchen, gekauft, die mußten vor dem Altar gewechselt werden; und damit sie wegen ihrer Größe nicht von unsern kleinen Fingern fielen, wurden sie mit Bändern unterhalb umwickelt.

„Du sollst mir nun auch einen Kuß geben!“ sagte Augustine, „du bist mir doch auch ein ungehobelter Bräutigam.“ Und damit streckte sie mir das rothe Mündchen entgegen. Ich ward gewiß feuerroth; denn ich erinnere mich, daß ich mich schämte des Wortwurfs willen. Ich küßte ganz ehrlich, der alten Übung wegen; Augustine zahlte aber drei für eins. Dann ging's zum Hochzeitsmahl in einer Gartenecke, wo Tisch und Stühle bereit standen; Rosinen, Mandeln, Zuckerbrod und Milch im kleinen Hausgeräthe von Augustinus Puppe zerlickt aufgetragen durch die Braut selbst. Nach aufgehobener Tafel hatten wir jungen Eheleute schon ein Kind, nämlich die Puppe. Augustine war ganz närrisch vor Freunden. Ich mußte das Kind wiegen, und ich that's gar ehrbar,

wie einem Papa geziemt. — Aber nun war das Beste von der Hochzeit vergessen, der Tanz. Das Kind in der Wiege mochte schreien. Wir tanzten, der Vetter war Russkant.

Doch wozu hier alle die kindischen Ländeleien erzählen? Genug: drei Wochen flogen mir in der Residenz vorüber, wie ein Traum. Und als es zum Abschied ging, gab es Jammer und Weh zwischen Mann und Frau. Denn wir hingen an einander geklammert, weinend, schreiend; und baten um Gotteswillen, uns nicht zu trennen. Die Keltern lächelten, trösteten und nahmen uns zuletzt mit ziemlicher Gewalt von einander, doch mit der Hoffnung, daß wir einander bald wieder besuchen sollten.

Wir reiseten nun eben nicht so bald wieder zur Residenz, als ich's wünschte. Daheim war Alles leer, todt und öde. Zuweilen weinte ich noch heimlich um Augustinen. Und als ich nicht mehr trauerte und mich wieder an das stille Vaterhaus und an das stille Dorf und an die stillen Wälder gewöhnte, war mir's doch in allen Winkeln nicht recht.

Darum war mir's lieb, daß es bald eine Veränderung gab. Mein Vater nämlich that mich in eine benachbarte Stadt in die Schule; ich ward seinem guten Bekannten, dem Herrn Rektor, einem alten, bledern, grundgelehrten Mann, ins Haus und an die Kost gegeben. Meine liebe Mutter weinte bitterlich, als ich abreisete. Sie packte mir meinen Koffer gepreßt voller Wäsche und Kleider. Ich fand doch eben noch Platz genug, um den bleiernern Trauring Augustinens zwischen ein paar Hemden zu legen. Die gute Mutter wickelte ihn jedoch vorsichtig erst in Papier.

Beim Herrn Rektor behagte mir anfangs das gelehrte Leben nicht recht; aber bald beßo besser das Getümmel mit den Knaben in der Schule. Nun ging's rüstig an das Multiplizieren, Divi-

diren, Konjugiren, Exponiren, Extemporiren — darüber ging die Zeit hin. Weil meine Erziehungsstadt nur drei Meilen von meinem Geburtsdorf lag, war ich oft genug im Vaterhause. Das war allemal ein hohes Fest für mich, wenn ich auch nur einen Tag lang da sein konnte. O Mutterliebe! O Vaterherz! Wie unaussprechlich froh war ich, so oft ich zur Bühne meiner ersten Kindheitsspiele zurückkam!

Mein Herr Rektor war ein Ehrenmann. Ich hatte ihn lieb, wie einen zweiten Vater. Er schien mir mit seiner Gelehrsamkeit ein höheres Wesen. Vielen Umgang hatte er mit den Bürgern der kleinen Stadt nicht. Er lebte am liebsten unter den höhern Geistern des Alterthums und mit seinen jungen Zöglingen. Denn, sagte er, dort sehe ich das Vollenbetere, und ihr traget alle den Keim der Vollenbung in euerm Herzen. Viele von euch werden mich in meinen Hoffnungen täuschen; doch in einigen hoffe ich noch auf die Welt zu wirken, wenn ich auch nicht mehr athme unterm Himmel.

Nun kam ich durch die Vorhöfe der Grammatik in das Allerheiligste des weisen Alterthums. Wie entzückten mich Homer und Curtius; dann über alle Plutarch. — Ich hätte weinen mögen um die große untergegangene Vorwelt. Wie erbärmlich schienen mir die Menschen unserer Zeit! In der That noch Barbaren, denen man die Narben vom Faustrecht und der Leibelgenschaftskette, und den Staub der Völkerwanderungen noch gut anseht. Ich las, ich übersezte, ich dichtete — ich war selig, wie es der Jüngling durch die Wissenschaften wird.

Aus den Reisen in die Residenz ward nun nichts mehr, wie wohl mein Vater sie nach alter Gewohnheit regelmäßig fortsetzte. Ich verlangte danach nicht. Meine kleine Frau dort hatte ich rein vergessen; ihren bleiernen Ring hätte ich verloren gehabt, wenn ich ihn nicht mit andern Spielsachen in eine Schachtel auf

die Seite gethan hätte; wo er Jahre lang unberührt lag. Während der Schulferien macht' ich in Gesellschaft einiger lieben Mitschüler bald Aufenthalt in meinem älterlichen Hause, bald Reisen mit ihnen zu den Ibrigen.

So vergingen die Jahre. Im neunzehnten hielt mich der Herr Rektor für die Universität reif, und mein Vater schickte mich dahin. Es war ein bitterer Abschied. Denn ungern verließ ich den ehrwürdigen Mann, welcher durch Ausbildung meines Geistes den Grund meiner ganzen innern Glückseligkeit gelegt hatte; noch ungerner das nahe gelegene theure Vaterhaus, von welchem ich nun um vierzehn Meilen entfernter leben sollte. Erst jetzt ward mir, was ich da als Kind gehabt und geliebt, werthet. Ich besuchte noch einmal alle meine Spielplätze; und da ich am Tage vor der Abreise einpackte, ließ ich sogar die lange vergessene Schachtel mit dem Spielzeug nicht ganz zurück; ich nahm den kleinsten Kram heraus, als Denkmäler und Reliquien meiner verschwundenen Kindheitswelt, und legte ihn zum Homer und Horaz in meinen Koffer. Augustinus' bleierner Ring kam auch dazu.

Ungeachtet ich Verse machte, in denen der Mond und die Liebe, und Monne und Sonne mit Herzen und Schmerzen ihr häufiges Spiel trieben, machte der Ring des kleinen Mädchens aus der Residenz doch eben keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Ich sah lieber nach den Augen holber Jungfrauen, auf die sich mit Ehren ein paar petrarkische Sonnette anwenden ließen; aber das geschah noch immer mit Furcht und Zittern. Auch kann ich nicht sagen, daß mich ein Paar von den vielen Augen, die mir oft blühend begegneten, jemals zu einer Ode recht begeistert hätten. Und doch zwischen Pandekten und Institutionen und Kameralwissenschaften, mit denen ich mich umhertrieb, weil mein Vater mich einmal als Oberforst Rath sehen wollte, sehnte ich mich immer nach etwas Andern. Ich wußte nicht, was es war, und fand es auch nicht.

Ich war nach drei Jahren, die ich auf der Universität ver-
hatte, so weit gekommen, daß ich Doctor utriusque juris wei-
konnte, und ich ward es. Man rief mir, auf eine Professur
zu steuern und Privatvorlesungen zu halten; mein Vater aber,
Oberförster, kannte keine ehrwürdigere Beamtung im Staat,
die eines Oberforstaths; darum hatte ich für mich schon um
Stellung geworben, und durch den Einfluß des Kammerdirek-
tors Walbern ward ich, als Referendar, in einer Stadt der Provinz
angestellt.

Ehe ich mich auf meinen Posten begab, wollte ich noch mei-
nen Aeltern besuchen; ich hatte sie ohnehin alle Jahre einmal von
der Universität aus besucht. Mein Vater schrieb mir, ich sollte
ihm in der Residenz zusammentreffen, da würde er nebst der Mutter
bei seinem alten Freund Walbern sein. Ich hätte mich die-
se Gelegenheit für weitere Beförderungen zu empfehlen.

Ich eilte dahin. Unterwegs dachte ich wohl auch an Augustin
aber immer mit einigem Widerwillen, als wenn ich mich der al-
ten Kindereien schämte. Indessen wird sie wohl ziemlich aufgewach-
sen sein, dachte ich, und vielleicht ist sie doch hübsch geworden. A-
ber verhaßt war mir der Gedanke, daß unsere Aeltern vielleicht
der Kinderei Ernst machen und uns zusammenkuppeln möchten.
Denn umsonst schien mir nicht das Zusammentreffen bei Walbern
veranstaltet zu sein. Ich schwor: daraus soll nichts werden. Ab-
er um Stoff zu einem Scherz zu haben, nahm ich den bleiernen
Ring mit.

Und ich hielt den Schwur, aber gewiß gegen meinen Willen.
Denn wie ich im Walbernschen Hause mich nach den ersten he-
rlichen Umarmungen recht umsaß im Zimmer, stand da noch
jemand zu begrüßen — ein junges Frauenzimmer, schön wie ein
Frühling, mit schwarzen, hellen Blicken, in die ich so wenig als
die Mittagssonne sehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, blind

werden. Ach, ich war's schon! Ich bemerkte nur noch, daß sich die Gestalt mit Erröthen gegen mich grüßend verneigte. Was ich darauf erwieberte, weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Ich wünschte mich tausend Meilen weit, um mich nur besinnen zu können. Und doch hätte ich lieber sterben, als weggehen mögen.

Zum Glück retteten mich die wiederholten Umarmungen und Fragen meiner Aeltern und ihrer Freunde; aus der Noth; ich mußte antworten, und so kam ich wieder ins Geleise. Ich hörte Walbern zu der reizenden Unbekannten sagen: Augustine, ist das Nachteffen bereit? — Weh, dacht' ich, das ist also Augustine? Ich hatte gar nicht den Muth mehr, daran zu denken, daß die Guldgöttin einmal vorzeiten meine kleine Frau gewesen sei; ein solcher Gedanke stand wie eine Gotteslästerung da.

Es ging also zum Nachteffen. Herr Walbern nahm meine Mutter am Arm, mein Vater Frau Walbern; mir blieb Augustine. Ich bot ihr zitternd meinen Arm; sie hätte mir wohl den ihrigen bieten können, denn wahrlich, ich war einer guten Stütze bedürftig. „Mein Gott, wie Sie groß geworden sind; ich hätte Sie nicht wieder gekannt!“ sagte sie.

„Und ich, und ich —“ stammelte ich, „ich wollte, wir wären noch klein!“ Das sagte ich gar weinerlich. Es war wohl das Albernste, das ich hätte erfinden können. Denn welches neunzehnjährige Mädchen möchte auch wieder ein kleines Mädchen werden?

„Et, warum wünschen Sie das?“ fragte sie, wie erstaunt.

„Damals war ich noch so glücklich, o so glücklich, wie ich's jetzt nun doch nicht mehr sein darf und kann.“ Das flüsterte ich ihr, wie in einem Seufzer zu, und legte meine linke Hand auf ihre linke an meinen Arm. Augustine blieb mir die Antwort schuldig. Vermuthlich hatte ich wieder eine Albernheit vorgebracht. Ich schämte mich vor mir selber.

Indessen war man beim Nachteffen lebhaft und lustig. Ich

Ich war nach drei Jahren, die ich auf der Universität verlebt hatte, so weit gekommen, daß ich Doctor utriusque juris werden konnte, und ich ward es. Man rieth mir, auf eine Professur loszuheuern und Privatvorlesungen zu halten; mein Vater aber, als Oberförster, kannte keine ehrwürdigere Beamtung im Staat, als die eines Oberforstraths; darum hatte ich für mich schon um Anstellung geworben, und durch den Einfluß des Kammerdirektors Walbern ward ich, als Referendar, in einer Stadt der Provinz angestellt.

Ob ich mich auf meinen Posten begab, wollte ich noch meine Aeltern besuchen; ich hatte sie ohnehin alle Jahre einmal von der Universität aus besucht. Mein Vater schrieb mir, ich sollte mit ihm in der Residenz zusammentreffen, da würde er nebst der Mutter bei seinem alten Freund Walbern sein. Ich hätte mich diesem zugleich für weitere Beförderungen zu empfehlen.

Ich eilte dahin. Unterwegs dachte ich wohl auch an Augustinen, aber immer mit einigem Widerwillen, als wenn ich mich der alten Kindereien schämte. Indessen wird sie wohl ziemlich aufgewachsen sein, dachte ich, und vielleicht ist sie doch hübsch geworden. Aber verhaßt war mir der Gedanke, daß unsere Aeltern vielleicht aus der Kinderei Ernst machen und uns zusammenkuppeln möchten. Denn umsonst schien mir nicht das Zusammentreffen bei Walbern veranlaßt zu sein. Ich schwor: daraus soll nichts werden. Aber, um Stoff zu einem Scherz zu haben, nahm ich den bleiernen Ring mit.

Und ich hielt den Schwur, aber gewiß gegen meinen Willen. Denn wie ich im Walbernschen Hause mich nach den ersten herzlichen Umarmungen recht umsaß im Zimmer, stand da noch Jemand zu begrüßen — ein junges Frauenzimmer, schön wie eine Hebe, mit schwarzen, hellen Blicken, in die ich so wenig als in die Mittagssonne sehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, blind zu

werden. Ach, ich war's schon! Ich bemerkte nur noch, daß sich die Gestalt mit Erröthen gegen mich grüßend verneigte. Was ich darauf erwiderte, weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Ich wünschte mich tausend Meilen weit, um mich nur besinnen zu können. Und doch hätte ich lieber sterben, als weggehen mögen.

Zum Glück retteten mich die wiederholten Umarmungen und Fragen meiner Aeltern und ihrer Freunde, aus der Noth; ich mußte antworten, und so kam ich wieder ins Geleise. Ich hörte Walbern zu der reizenden Unbekannten sagen: Augustine, ist das Nachteffen bereit? — Weh, dacht' ich, das ist also Augustine? Ich hatte gar nicht den Muth mehr, daran zu denken, daß die Schulgöttin einmal vorzeigten meine kleine Frau gewesen sei; ein solcher Gedanke stand wie eine Gotteslästerung da.

Es ging also zum Nachteffen. Herr Walbern nahm meine Mutter am Arm, mein Vater Frau Walbern; mir blieb Augustine. Ich bot ihr zitternd meinen Arm; sie hätte mir wohl den ihrigen bieten können, denn wahrlich, ich war einer guten Stütze bedürftig. „Mein Gott, wie Sie groß geworden sind; ich hätte Sie nicht wieder gekannt!“ sagte sie.

„Und ich, und ich —“ stammelte ich, „ich wollte, wir wären noch klein!“ Das sagte ich gar weinerlich. Es war wohl das Albernste, das ich hätte erfinden können. Denn welches neunzehnjährige Mädchen möchte auch wieder ein kleines Mädchen werden? „Gi, warum wünschen Sie das?“ fragte sie, wie erkannt.

„Damals war ich noch so glücklich, o so glücklich, wie ich's jetzt nun doch nicht mehr sein darf und kann.“ Das flüsterte ich ihr, wie in einem Seufzer zu, und legte meine linke Hand auf ihre Linke an meinen Arm. Augustine blieb mir die Antwort schuldig. Vermuthlich hatte ich wieder eine Albernheit vorgebracht. Ich schämte mich vor mir selber.

Indessen war man beim Nachteffen lebhaft und lustig. Ich

gewöhnte mich an den Anblick Augustinens. Ich konnte ihr sogar ganz vernünftige Antworten geben. Aber das Essen wollte mir trotz aller Vernunft nicht behagen; und je länger ich sie ansah, je schöner ward sie. Den andern Tag ward sie noch schöner, und den dritten noch schöner. Es war offenbar Hexerei. Ich bereute den Schwur, welchen ich unterwegs allzuvoreilig im Postwagen gethan hatte, und beschloß ohne Bedenken einmal meinerldig zu werden.

Am Abend des vierten Tages traf sich's, ich weiß nicht wie, daß wir beide allein im Garten mit einander waren. Ich hätte ihr längst schon etwas sagen mögen, und wußte nur eigentlich nicht recht, was auch? Nun kamen wir gegen die Laube von Weinreben: ich kannte sie noch wohl. „O wie groß sind doch die beiden jungen Akazien geworden!“ rief ich. „Nun schlingen sie schon ihre Zweige in einander!“

„Erinnern Sie sich dieser Bäume noch?“ fragte Augustine schüchtern.

„Könnte ich denn meines Glückes vergessen?“ erwiderte ich. „O wie oft war mein Gedanke hier! Ach, Sie waren wohl oft in dieser Laube, ohne an den kleinen Gustav zu denken, der beim Abschied von Ihnen so viele Thränen vergoß!“

„Wissen Sie das?“ fragte sie mit leiser, fast sterbender Stimme.

Wir traten in die Nebenlaube; sie war vom Schatten der Akazien umbämert. Ich sah mich um. Die ganze Jugendwelt erwachte. Ich sah Augustinen schweigend an. Ach, wie anders Alles nun! Sie senkte die Blicke zur Erde. Ich nahm ihre Hand und rief: „Hier war einmal die Kirche.“

Sie zeigte auf die grüne Gartenbank und flüßelte: „Dort der Altar. Ich weiß noch Alles.“

„Wirklich Alles?“ fragte ich: „o Augustine, Alles?“

„O Gustav!“ stammelte sie.

Und nun fragten und stammelten wir nichts mehr; denn unsere Lippen glühten zusammen. Und als wir wieder genasen, waren wir wie die Kinder, und nannten uns wieder Du und Augustine und Gustav; und doch war Alles anders, und ich gewiß kein ungehobelter Bräutigam.

Ich zog den bleiernen Trauring hervor. „Kennst du ihn noch, Augustine?“ Als sie ihn erblickte, erklärte sich ihr Antlitz. Sie nahm ihn, betrachtete ihn lange; ihre Augen wurden naß. „Er ist's!“ sagte sie, und betrachtete ihn wieder lange mit innigstem Wohlgefallen; dann breitete sie ihre Arme um mich, drückte mich an ihre Brust, weinte laut und sagte: „Gustav, o du bist besser, als ich!“ Nachdem sie ruhiger geworden, nahm sie ihren goldenen Ring vom Finger, steckte ihn an meine Hand, und an die übrigen den bleiernen. „Den behalte ich!“ sagte sie: „Ich bin die Deinige ewig; bist du ganz mein, Gustav?“

Es versteht sich, was ein zweitundzwanzigjähriger Dichter antworten kann, antwortete ich. Wir schworen bei Sonne, Mond und Sternen, bei der Ober- und Unterwelt, einander diesseits und jenseits des Grabes zu lieben und anzugehören. Doch wozu soll ich dies Alles umständlich erzählen? Jeder weiß ja, wie Liebende mit Zeit und Ewigkeit, Himmel und Erde, zu haushalten pflegen. Die Liebe stellte das von Adam und Eva verlorne Paradies wieder um uns her. Drei Wochen verfloßen in Unschuld und Seligkeit, wie ein Sommernachts Traum. Da ward von der Abreise gesprochen. Lieber Himmel, mir war's, als sei ich erst angekommen.

Ich wunderte mich nun über die Unbefangenheit unserer Aeltern. Sie hätten doch wohl sehen können, was in uns beiden vorging. Unsere Augen, die sich überall aussuchten; unsere Hände, die sich bei jeder Gelegenheit wie Magnete anzogen; unsere Gespräche, voll heiliger Mystik — Alles verrieth ja deutlich genug,

daß wir jetzt im vollen Ernst waren, was wir vor zehn Jahren nur gespielt hatten. Und doch fiel dem Herrn Direktor Walbern bei keinem einzigen Abendessen ein, wie vor zehn Jahren mit erhabnem Glase zu sagen: „Alter, unsere Freundschaft muß auf Kinder und Kindeskinde vererben; die beiden da müssen ein Paar geben!“

Mit Augustine hatte ich nie den Muth, von förmlicher Anwerbung bei ihren Aeltern, von Eheversprechungen, von rechtskräftiger Verlobung, Hochzeit und dergleichen prosaischen Accidenzien der Seelenliebe zu reden, die das gemeine bürgerliche Leben fordert. Das Alles war uns zu klein, zu entweihend. Wir setzten voraus, die Aeltern hätten den Plunder unter sich schon abgethan.

Inzwischen kam die Abschiedsstunde, der wir schon drei volle Tage entgegengesammelt hatten. Mein Vater ließ sich nicht länger halten. Am Morgen vor der Abreise waren wir beide Liebenden schon vor Sonnenaufgang in der theuern Nebenlaube, um uns noch einmal allein zu sprechen und alle unsere Empfindungen zu gestehen. Unter Thränen und Gelübden ward der heilige Bund erneuert. Die Nebenlaube verwandelte sich nun wirklich zur Kirche, die Bank zum Altar. Wir fielen auf unsere Knie verzweiflungsvoll, streckten betend unsere Hände gen Himmel und thaten feierliche Zusagen. Ich versprach Augustinen, daß ich in der Heimath sogleich mit meinem Vater reden, dann wieder in die Residenz zurückkommen und bei ihren Aeltern um ihre Hand anhalten wollte. Augustine ward, als ich sie meine Braut, mein baldiges Weib nannte, blutroth. O wie schön war sie. Schamhaft verbarg sie ihr reizendes Antlitz an meiner Brust, und stammelte nur: „Einziger Gustav!“

So schieden wir, und noch gesetzter, ehrbarer, als ich selbst erwartete.

S kaum war ich mit meinen Aeltern in unserm Dorf angekommen, so benutzte ich die erste Gelegenheit, mit dem Vater unter vier Augen zu reden und ihm alle meine Wünsche und seltsamen Ausichten zu offenbaren. Er sowohl als die Mutter, hatten mich unterwegs, der ich in Träumereien verstummt, mit Augustinens Eroberung geseht. Das gab mir den Anlaß zur Beichte.

Mein Vater, ein gar kluger, rechtschaffener Mann und zärtlicher Vater, hörte mich gelassen und geduldig an. Und Geduld gehörte wohl dazu; denn ich redete eine ganze Stunde, um ihm meine und Augustinens unverbrüchliche Gelübde zu erklären.

„Kind,“ sprach er, „ich habe nichts dagegen. Ich ehre euer beider Empfindungen. Es ist mir lieb, daß du liebst und Augustinen liebst. Der Gedanke an sie wird dich von manchem unehelichen Gedanken und Gefühl bewahren. Doch rathe ich dir, in diesem Augenblick nichts zu übereilen. Du bist noch jung, kaum über zweiundzwanzig; hast noch kein Amt, was dir Brod geben kann. Aber das gehört zum Heirathen. Augustine ist zwar reich; aber du wirst doch nicht bei deiner künftigen Frau in die Kost gehen wollen? Nichts Ehrloseres, als sich vom Vermögen seiner Frau abhängig zu machen und ihr sein Glück zu danken. Der Mann soll Mann sein, und durch sein Gut und Arbeiten Weib und Kind nähren. Ich selbst als Oberförster habe nur mäßige Einnahme; ich kann dir nicht viel Vermögen geben oder hinterlassen. Du mußt es dir erst erwerben, wie ich mir das meinige erworb. Und sieh, dieser Umstand dürfte wohl auch dazu beitragen, daß mein Freund Walbern dir einstweilen Augustinens Hand verweigern möchte. Augustine, in der Fülle des Wohllebens erzogen, ist an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnt, die ihr Bedürfniß geworden sind. Du bist nicht im Stande, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Noch ein kleiner Umstand anderer Art tritt zu dem Allen. Euer beider Alter taugt nicht zu einer dauerhaft glück-

lichen Ehe. Augustine nämlich ist ungefähr so alt, wie du selbst. Das ist schlimm! Das Weib ist immer früher reif, als der Mann, aber verblüht auch früher. Du würdest unglücklich sein, eine alte Frau zu haben, wenn du in der Fülle deiner männlichen Kraft ständest. Zwischen Weib und Mann bringt erst ein Unterschied von zehn Jahren Altersgleichheit.“

So ungefähr sprach mein Vater. Jedermann begreift, er hatte offenbar Unrecht. Ich bewies ihm das sonnenklar, und war ganz erstaunt, daß er meine triftigen Gründe gar nicht begreifen konnte. Ich appellirte an meine Mutter.

„Gustav, du hast Recht!“ sagte sie. „Ich muß dir in deiner Seele Recht geben. Augustine ist ein Engel. Eine bessere Schwiegertochter wünsche ich mir nicht. Aber auch der Vater hat Recht. Ich kann deines Besten willen nicht anders reden, als er. Tröste dich Gott!“ rief sie, und küßte mir die nassen Augen.

Nun war das unser tägliches Gespräch und Berathen. Wir kamen nie zu Ende. Ich litt im Stillen unaussprechlich. Nach zwei Wochen, da ich mich anschickte, meine Reise zur Residenz und von da nach dem Städtchen anzutreten, wo ich als Referendar glänzen sollte, kam ein Brief von Walbern an meinen Vater. Herr Walbern schrieb eitel Klage und Jammer um Augustinen, die nach meiner Abreise untröstlich gewesen wäre und sogar in Fiebern das Bett habe hüten müssen. Jetzt sei sie beruhigter. Er aber beschwöre mich, doch jetzt, wo ich noch ohne Anstellung sei, und ohne mich lächerlich zu machen, nicht an eine ernsthafte Verbindung mit seiner Tochter denken könne, die Residenz nicht so gleich wieder zu besuchen. Ich würde damit fruchtlos nur die Wunden wieder aufreißen und Augustinens Gesundheit zerstören. Er aber wiederhole mir, was er auch schon seiner Tochter zugesagt habe, daß er keineswegs gegen unsere Verbindung sein wolle, wenn ich in einem anständigen Amt wäre, an welchem es mir in

wenigen Jahren nicht fehlen würde. Noch mehr: er habe gar nichts dagegen, wenn ich, zum Ersatz der Trennung, mit Augustinen Briefwechsel unterhielte.

Dies Schreiben brachte mich anfangs außer aller Fassung. Ich rasete und wüthete gegen der Menschen Grausamkeit und Tyrannei, bis ich aus Ermattung — ruhig ward. Nun fand ich selbst, Walbern habe sehr vernünftig geschrieben, und mir sogar mehr zugesagt, als ich nach den ersten Aeußerungen meiner Aeltern hätte hoffen können. Der Brief gab mir sogar einen Triumph über meinen Vater. Ich segnete Walbern. Ich beschloß männlich zu sein, und mir Augustinens Hand durch Verdienste zu erwerben. Die Erlaubniß zum Briefwechsel ward auf der Stelle benutzt. Ich schrieb Augustinen einen drei Bogen langen Brief, und Herrn Walbern voll Empfindungen der Dankbarkeit keinen kleinern.

Herr Walbern war ein weisfluger Mann. Er kannte das menschliche Herz, und wollte dem ungeklümmten Strom jugendlicher Reigungen keine Dämme entgegenbauen. Der Strom wäre nur flürmender, gewaltiger, zerstörender geworden. Jetzt ergoß sich derselbe ruhiger.

Ich reiste also nicht zur Residenz, sondern hin, wo ich als Referendar meine Laufbahn zur Würde eines Oberforstraths beginnen wollte. Der Abschied von den theuern Aeltern, die Zerstreuungen der Reise, die ersten Einrichtungen und Geschäfte an meinem neuen Wohnorte, trugen nicht wenig dazu bei, mich in eine gelassenere Stimmung zu bringen.

Ich arbeitete mit unermüdetem Fleiße, der vollkommenste Mann in meinem Geschäftskreise zu werden. Man erkannte es an. Jeder ehrte meine Kenntnisse. Ich hatte nur den einzigen Fehler, ich war noch zu jung. Ich mußte erst den *annum canonicum* erreichen. Wie sehnnte ich mich nach dem fünfundzwanzigsten Jahre!

Endlich erlebte ich's. Was erlebt man nicht endlich, wenn

Zeile mehr. Sie aber mir auch nicht. Wir kamen aus einander, als hätten wir einander nie gesehen.

Theils aus Rache und Wiedervergeltung von Augustins Untreue, theils um mich zu zerstreuen, sah ich mich nun freier unter den Töchtern des Landes um. Es blühten da schöne Rosen. Gern hätte ich auch wohl diese und jene gepfückt; aber das leidige Geld!

Nun wollte das Glück mir wieder wohl. Ich ward in eine bessere Stelle, in eine andere Stadt versetzt. Mehrere meiner Arbeiten gewannen mir im Staatsministerium Achtung; ich wurde zu verschiedenen wichtigen Geschäften gebraucht, und das Gelingen derselben bewirkte mir, da ich mein dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, die ehrenvolle Ernennung als Präsident des Kriminalgerichts in der Provinz, in welcher ich bisher gekient hatte. Ich genoß, neben der Ehre, reichlichere Besoldung; konnte ein gutes Haus machen; die angesehensten Familien zogen mich in ihre Kreise, wenn dieselben durch erwachsene Töchter verschönt waren. Das Schreiben des Justizministers, welches mir meine Ernennung gebracht hatte, befahl mir zugleich, sobald es meine Geschäfte gestatten würden, in die Residenz zu kommen, wo ich über Verschiedenes mündliche Auskunft geben und erhalten, auch Sr. Majestät dem König vorgestellt werden sollte.

Der Gedanke an die Residenz jagte mir doch zuweilen noch das Blut in die Wangen, obgleich ich Augustinen, oder besser zu sagen die Frau Justizräthin, ziemlich vergessen zu haben glaubte. So viel ich durch Reisende erfahren hatte, war ihr „Cheherr“ ein ziemlich abgelebter, adelicher Herr, und die gnädige Frau lebte, wie man sich in der Residenz ausdrückte, auf dem „Hoffuß“; umringt von Anbetern; alle Tage in glänzenden Gesellschaften des Adels, in Pikeniks, Kränzchen, Assembleen, Redouten, Konzerten u. s. w. Die alte Einfalt des bürgerlichen Waldernschen Hauses war verschwunden. Es verdroß mich immer, wenn ich so

etwas hörte. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, mir die fromme Augustine so zu denken. Inwellen dachte ich doch aber auch: Gottlob, daß sie nicht deine Frau geworden ist.

Ein zweites Schreiben des Justizministers beschleunigte meine Reise zur Residenz, die ich nun seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Ich ward von meinen Obern und selbst von dem Monarchen mit der schmeichelhaftesten Güte aufgenommen. Ich war schon drei Tage in der Stadt, ohne daß ich einen freien Augenblick gewann, Augustinen zu besuchen. Vorgenommen aber hatte ich es mir. Da kam mir eines Morgens folgendes Billet:

„Allerliebste, Herr Präsident! So muß also Ihre ehemalige Freundin erst aus der Zeitung erfahren, daß Sie angekommen sind? Bei meiner größten Ungnade gebiet' ich Ihnen, diesen Abend mit einem Souper unter einigen guten Freunden bei mir vorlieb zu nehmen und nicht zu fehlen.

Dero ergebene A. von Winter.“

Natürlich! Wer hätte da fehlen können? Aber mir gefiel doch der Ton nicht, in dem sie mich einlud. Ich hatte mir das erste Begrüßen ganz anders vorgestellt; denn es überlief mich immer eine sonderbare Kengstlichkeit und Furcht, wenn ich in den vorhergehenden Tagen zuweilen dachte: „du mußt sie doch endlich besuchen! — Die vieljährige Trennung, die mannigfaltige Reihe von Schicksalen in diesem Zeitraum, die alte Liebshast und seitdem die Veränderungen zwischen uns beiden — das Alles erfüllte mich mit sonderbaren und, ich darf es wohl sagen, recht widerlichen Empfindungen, die mir vor der ersten Zusammenkunft mit der ehemaligen Geliebten hange machten.

Mit gewaltigem Herzklopfen setzte ich mich Abends in die Kutsche und flog vor dem ehemaligen Walbernischen, nunmehr von Winter-

ſchen Hauſe ab. Ueber der Hauſſpforte ſah ich in Stein ein adeliches Wappen gehauen. Im Innern des Hauſes war Alles ſo neu und elegant ausgebaut, daß ich mich kaum noch darin erkannte; aber zwei ſchnellfüßige Bediente in blaßgrüner Livrée mit Gold führten mich bald den rechten Weg, die breiten Stiegen empor, in einen weiten heitern Saal, von glänzender Geſellſchaft angefüllt.

Die Frau vom Hauſe, die gnädige Frau, empfing mich ſtandesgemäß beim Eintritt an der Schwelle. Es war Auguſtine. Ja, ſie war's, und doch war ſie's auch nicht recht. Zwar nicht mehr die friſche Schönheit eines neunzehnjährigen Mädchens, aber auch noch reizend auch als Frau von dreißig Jahren, voller, üppiger, unbefangener. Ich konnte kaum ein paar Worte ſtottern, ſo betroffen, ſo verlegen war ich. Auch ihr Auge, auch ihr Eröthen ſagten mir von einer ſchnellen Bewegung ihres Gemüths. Allein ſie ward ſo bald ihrer Meſtlerin, ſo gewandt, daß ſie mich auf die gefälligſte Weiſe von der Welt begrüßte, mich meiner eigenen Verlegenheit entriß, mich mit ſcherzhaften Vorwürfen ſtrafte, daß ich die alte Bekannte ſo lange verſäumen könne, und nun bei der Hand in die Verſammlung führte, um mich derſelben als einen guten Freund vorzuſtellen, den ſie ſeit Jahren nicht geſehen.

Ich hatte mich bald im Getümmel der allgemeinen, muntern Unterhaltung erholt. Die Frau vom Hauſe mußte die Ehre des Hauſes machen. Sie war und ſprach mit Allen gleich gütig, gleich ſcherzend, gleich lebenswürdig. Als ſie wieder einige Augenblicke in meine Nähe kam, war ihr Erſtes: „Wie lange haben wir das Glück, Herr Präſident, Sie in der Reſidenz zu beſitzen?“ Ihr Zweites: „Vortrefflich, allerliebſt! So ſage ich Ihnen ein für alle Mal, ich erwarte Sie alle Tage bei mir, und ernenne Sie für die ganze Zeit zu meinem Cavaliere ſervente.“ Jetzt nahte ich mit der Bitte, mich ihrem Gemahl vorzuſtellen. „Mon Dieu,“ rief ſie, „weiß ich auch, wo der herumſchwärmt? Ich vermurthe,

er ist mit dem Oberjägermeister auf einer Landpartie aus. A propos — setzte sie dann hinzu — sind Sie schon verheirathet?"

Der Abend verstrich; es war nicht möglich, zu einer vertrauten Unterhaltung mit Augustinen zu kommen. Man tanzte, man speisete. Witz und Muthwillen herrschten, und Pracht und Eleganz blendeten.

Ich hatte in den folgenden Tagen das Glück, auch Augustinens Gemahl zu sehen. Der geheime Justizrath war ein Mann in den Fünzigern, sehr fein, sehr höflich, abgeschliffen; aber kränklichen Aussehens, ausgemergelt und hager. „Nicht so, mein schöner Herr!“ sagte Augustine einmal im Vorbeigehen zu mir: „Sie stehen wohl recht stolz neben meinem Windspiel von Gemahl, um mich und meinen Geschmack ein wenig zu demüthigen. Aber ich versichere Sie doch auf Ehre, er ist bei dem Allem eine recht gute Haut.“

Mir wollte der Ton in dem Hause durchaus nicht behagen; und gewiß nur Augustine mußte es sein, um mich zu bewegen, an allen ihren Partien, so viel ich Geschäfte wegen konnte, Theil zu nehmen. Sie gefiel mir nicht, und doch fand ich sie so liebenswürdig; ihre muntere Laune, ihre Schalkheit, ihr Witz fesselten mich eben so oft wieder, als mich alte Erinnerungen und ein Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit von ihr abließen. Ich fühlte sogar, sie könne mir auch jetzt noch gefährlich werden, trotz ihrer Flatterhaftigkeit und ihres Welttons.

„Sind Sie aber auch glücklich, gnädige Frau?“ sagte ich zu ihr eines Abends, da ich endlich einmal, ohne nahe Zeugen, mit ihr in der Oper in der gleichen Loge allein saß.

„Was nennen Sie Glück?“ entgegnete sie.

Ich ergriff ihre Hand, drückte sie mit Herzlichkeit und sagte: „Ich nenne das ein Glück, was Sie meinem Herzen einmal gegeben hatten. Sind Sie glücklich?“

„Zweifeln Sie, Herr Präsident?“

„So bin ich glücklich, wenn Sie wahr reden.“

„Wahr reden? Wie, Präsidenten, sind Sie noch der alte Schwärmer? Nun, es steht Ihnen noch recht gut an. Aber vergessen Sie nicht, die Opernloge ist kein Beichtstuhl. Um Ihnen zu sagen, was Sie hören wollen, müssen wir unter uns sein. Besuchen Sie mich morgen zum Frühstück.“ Ich drückte ihr dankbar die Hand. Unsere Hände hingen wieder magnetisch zusammen, und trennten sich nicht, bis zum Ende der Oper, von der ich nichts gehört und gesehen hatte. Wir fuhren mit einander zu einem Souper bei einer ihrer Freundinnen, einer Hofdame.

Folgendes Morgens war ich schon um acht Uhr vor ihrem Hause; die gnädige Frau schlief noch; um zehn Uhr wurde ich zu ihr gelassen. Sie war noch im Morgenkleide; aber nur um so reizender. Jetzt kam's zur Beichte, wie sie es nannte. Ich erfuhr, daß, wenn man über die empfindsame Romanenzeit der Kleinenmädchenjahre hinweg sei, man denn doch sein sogenanntes Glück in solldern Dingen suche. Sie sei mit ihrem Manne ganz wohl zufrieden, eben weil er vernünftig genug wäre, sie ungestört leben zu lassen. Die altväterischen Meinungen, die man in den Kinderjahren einsauge, verflögen von selbst, wenn der Verstand komme. Freilich wolle sie nicht läugnen, daß sie ihren Mann keineswegs so geliebt habe, wie mich; und — setzte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu — alte Liebe rostet nicht; ich bin Ihnen auch noch jetzt gut; aber, meinte sie, ich hätte wohl besser zum Liebhaber, als zum Ehemann, getaugt.

Ich hatte nun wohl vielerlei dagegen zu bemerken; aber sie erwiderte mir Alles mit Lachen. Indem kam eine ihrer Zofen und kündigt an, das Frühstück sei bereit. Sie gab mir den Arm. Wir gingen in den mir wohlbekannten Garten.

Über den lieben Garten — nun kannte ich ihn nicht mehr. Die ehemaligen Blumenbeete waren verschwunden; statt dessen drängten sich Gruppen von ausländischen Gesträuchen und Bäumen

in sogenanntem englischen Geschmack zwischen grünen Rasenplätzen. Einzelne Wege schlängelten sich da hindurch. Die Nebenlaube hatte sich in einen verschlossenen chinesischen Tempel verwandelt, von den beiden hohen Alazien umdämmert. Wir traten hinein; es war das lieblichste Boudoir von der Welt. Statt der grünen hölzernen Bank bot uns ein weichgepolstertes Sofa von Mahagonyholz den Sitz vor einem japanischen Tischchen an, mit Kaffee, Schokolade und Leckereien besetzt.

„O die schöne, heilige Nebenlaube, unsere Kirche, unser Altar, unsere kindliche Seligkeit — o wohin ist das Alles!“ seufzte ich, und sah Augustinen mit einem Blick an, der vermutlich wehmüthige Vorwürfe machte.

„Hängt denn die Seligkeit von der Nebenlaube ab?“ rief sie lachend. „Ich glaube beinahe, Sie sind mir nur noch halb so gut, als vor zehn Jahren, weil ich nicht mehr den gleichen Noth von damals am Leibe trage?“

„Aber, Augustine — ja, ich nenne Sie noch einmal so, und diese Stelle gibt mir das Recht dazu, — sind Ihnen denn nicht gewisse Denkmäler göttlicher Minuten aus dem Leben ehrwürdig geblieben? Zum Beispiel, sehen Sie hier ihren Goldring, den Sie mir vor zehn Jahren eben hier an den Finger steckten — ich trage ihn seitdem wie ein Heiligthum beständig.“

„Und ich Ihnen zu Ehren sogar, wenigstens bei diesem Frühlings, den wohlbekannten bleiernen Ring!“ sagte Augustine, und hielt mir die Hand vor's Gesicht. „Sehen Sie nur, er ist schwarz geworden, und doch hebe ich ihn in meinem Schmuckkästchen, neben den Juwelen, wie ein Juwel auf.“

Als ich den Ring erblickte, übermannte mich ein bitter-süßes Gefühl. Ich nahm die schöne Hand, welche der Ring noch schöner machte, und bedeckte sie dankbar mit heißen Küßen. Augustine zog zitternd die Hand zurück und sagte: „Gustav, bist du noch

immer der ungestüme Schwärmer? Deine Nähe ist mir nicht gut.“ Sie wollte aufstehen, beugte sich aber wieder zu mir nieder, schloß mich in ihre Arme und küßte meine brennenden Wangen, indem sie seufzte: „Wohl, Gustav, mit dir wäre ich doch glücklicher gewesen.“ — Augustinens Kuß, ihre Nährung, ihre Innigkeit vernichteten meine ganze Besonnenheit. Ich hielt die noch immer Geliebte, die mir so viele Thränen gekostet hatte, fest an mein nur allzutreues Herz.

Nachdem wir geküßt hatten, drängte sie mich lächelnd zum chinesischen Tempelchen hinaus, indem sie, mit dem Finger drohend, sagte: „Herr Präsident, Herr Präsident! Ihnen ist wahrhaftig nicht zu beichten.“

Sie scherzte und bestimmte mir die Stunde, da ich sie zum heutigen Ball abholen sollte.

Ob ich gleich noch vierzehn Tage in der Residenz zubachte, ward mir doch nie wieder Gelegenheit, mit Augustinen allein zu sein; vielleicht weil ich selbst die Gelegenheit liebte. Ungeachtet ich von dem Augenblick, da ich aus dem chinesischen Tempelchen trat, den letzten Funken alter Liebe und Ehrfurcht für sie in meiner Brust erlöschen fühlte, konnte ich mir's doch nicht verhehlen, daß sie mir gefährlich werden könne. Endlich war die Zeit meiner Abreise da. O welch ein anderer Abschied, als vor zwanzig oder zehn Jahren! Wir trennten uns unter Trompeten und Pauken auf einer Reboute, die ich, um folgenden Tages früh verreisen zu können, früh verließ. Wir hatten noch miteinander gewalzt und uns viel Artiges zugespelt. Sie begleitete mich bis zur Thür, und rief mir noch ein „Adieu, mon ami!“ nach, indem sie an der Hand eines andern Tänzers zum glänzenden Gewühl zurückkehrte.

Ich war von Herzen froh, dem ermüdenden Geräusch der so

genannten großen Welt entflohen zu sein und mir einmal wieder selbst anzugehören. Bequemlich träumte ich ich meiner Kelschasse durch Wiesen, Wälder, Städte und Dörfer hin, und dachte an meine Zukunft, denn die Vergangenheit war mir mit Augustinen widerlich geworden. O wie ändert Alles die gewaltige Zeit! — Meine Kelse — ich hatte vier Tage bis zu meinem Wohnort — ward etwas langweilig, denn sie blieb ohne Abenteuer. Erst den letzten Tag erlebte ich eins, und zwar von angenehmer Art.

Mein Knecht hielt des Morgens in einem Dorfe vor einem Wirthshause, um den Rossen ein Zwischenfutter zu geben. Ich ging ins Haus; ich hörte darin janken. Der Wirth und ein grober, halbrunkener Miethkutscher, dessen Wagen ebenfalls vor dem Hause hielt, hatten Handel mit einander. Ein blutjunges, wohlgekleidetes Frauenzimmer, in Kelsengewand, saß weinend auf einer Bank am Tisch. Der Lärm war entstanden, weil der Kutscher das Frauenzimmer nicht dahin fahren wollte, wohin sie behauptete, daß er gebungen worden sei, sondern mit aller Gewalt nach einer seitwärts von der Hauptstadt gelegenen kleinen Stadt, wohin er durch andere Herrschaften bestellt sei, die ihn auf heute erwarteten. Er behauptete: daß er dahin fahren würde, habe er gleich anfangs beim Afford erklärt. Der Wirth hatte sich der jungen, schüchternen Schönheit angenommen. Da ich hörte, sie sei die Tochter eines Dorfpfarrers, eine Stunde von meinem Wohnort, und bis dahin nur der Umweg von einer halben Stunde zu machen, brachte ich die Sache bald in Richtigkeit. Das Frauenzimmer nahm nach einigem Zaudern — ich sagte ihr, wohin ich wolle und woher ich sei — mein Gebieten an und ward meine Begleiterin.

Unterwegs ward dann viel geplaudert. Sie hatte eine liebliche, zarte Stimme, die reinste Engelskuschul in allen Tönen. Ich hatte in meinem Leben kein ideallisches Dosengesichtchen mit so frommen, freundlichen, zutrauensvollen Augen gesehen. Ich er-

fuhr, sie heiße dahelme Adele; ihr Bruder habe sie vor vierzehn Tagen nach einem Städtchen gebracht, wo sie den Bürgermeister, ihres Vaters Bruder, besucht habe. Ohne Zweifel war nun dort bei Bestellung des fremden Lohnkutschers, wegen des Zurückfahrens, ein Mißverständniß vorgefallen, dem ich einen höchst angenehmen Tag verdankte. Denn Adele, bei aller Gutmüthigkeit, schien viel Naturwitz zu haben. Doch schien sie mir unterwegs viel zu schüchtern. Erst als ich sie in ihrem Dorfe ihrem Vater übergeben hatte, einem kraftvollen, lebhaften Greis — mit welcher Innigkeit umschlangen ihre Arme den Nacken des Alten, ich hätte Vater sein mögen! — erst da bekam sie ihre natürliche Haltung und Wahrheit. Ich bedauerte, nicht länger verweilen zu können, so dankbar der ehrwürdige Pfarrer mich auch darum bat. Ich versprach indeffen, den Besuch zu erneuern, woraus aber so bald nichts ward. Ich vergaß es zwischen Geschäften und Zerstreuungen.

Auf einem Ball, ungefähr ein halbes Jahr nachher, sah ich unter den Tänzerinnen ein anderes Frauenzimmer — denn im dreißigsten Jahre werden dem unvermählten Manne die Frauenzimmer von höchster Bedeutsamkeit, — also eine Tänzerin sah ich, die unstreitig von den anwesenden Schönheiten wohl die Königin heißen konnte — eine reine, glühende Rose in halber Entfaltung und gleichsam vor ihrer Schönheit erröthend. Die jungen Herren flatterten aber auch wie Schmetterlinge um sie. Es ward mir warm ums Herz, wenn die Augen der schönen Sylphe sich zuwenden eben nur gegen mich richteten, und das geschah zu meiner Verwunderung öfters. Aber nun schien mir's, als hätte ich diese reizende Gestalt auch schon einmal in Gesellschaft gesehen, vermuthlich in der Residenz bei Augustinen. Ich erkundigte mich bei einem Nachbar, wer sie sei? O Himmel, es war Adele! Freilich im Ballkleide anders, als in der Reiseghülle. Nun war kein Haltens mehr bei mir. Wie sie vom letzten Tanz zu ruhen ging,

gefellte ich dreieundbreißigjähriger Schmetterling mich zu den jüngern, und sie war so gütig, den Kellsegeführten zu unterscheiden. Wir tanzten. Ich erkundigte mich nach ihres Vaters Gesundheit, beklagte, daß mich Geschäfte bisher abgehalten, ihn zu besuchen — eine Lüge freilich; aber vor diesem Engel mußte ich mich doch rein waschen — und verhiieß baldigen Besuch. Mit freundlicher Unbefangenheit versicherte sie, ein Besuch von mir werde ihrem Papa recht wohl thun.

Der Ball verursachte in mir eine gewaltige Staatsumwälzung. Der Präsident des Kriminalgerichts ward wieder Dichter. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Ich sah nichts als Himmelsglanz, tanzende Seraphim und Avelen dazwischen schweben. Ich wunderte mich nur, daß ein so schönes, so frommes, so liebes Mädchen noch nicht den Mann gefunden. Ihr Vater, hieß es, ist so brav, als sie schön; aber leider hat er kein Vermögen! O der Thoren! — Ich war schon nach einigen Tagen zum Besuch in der Pfarrei; wiederholte den Besuch von Woche zu Woche; bald galt ich, als Hausfreund. Avelen konnte mir sogar bald Vorwürfe machen, wenn ich einmal am bestimmten Tage ausblieb. Und einmal kamen ihr sogar Thränen ins Auge, als ich behauptete, es wäre ihr viel leicht lieber, wenn ich nicht so oft käme. Wir zankten uns schon zuweilen, um uns zu versöhnen; und einmal in der Versöhnung gab ich ihr einen Kuß, ohne daß sie deswegen den Sankt erneuerte. Sie ward stumm und ihre Wangen glühten im höchsten Roth. Kurz — ich liebte und ward geliebt. Der ehrwürdige Papa zuckte die Achseln und sagte: Sie nimmt keine andere Schätze mit sich, als Liebe, Tugend und Häuslichkeit; wer aber die zu würdigen weiß, hat mehr daran, als an der Tonne Goldes. Mit den ersten Frühlingsblumen wand ich meiner Avelen den Hochzeitkranz; der Vater selbst segnete vor dem Altar seiner Dorfkirche unser eheliches Bündniß ein. Nun erst an der Seite meines herrlichen Weibes war ich der Glückliche von den Glücklichen.

Bald sahen wir uns von blühenden Kindern umringt, Liebesgöttern, die mich und Abelen immer enger vereinten. Abele war von Tag zu Tag lebenswürdiger; eine junge Mutter ist gewiß lebenswürdiger, als das reizendste Mädchen. Abelen's reine Seele machte mich selbst edler, als ich vorher gewesen. Man ist nur dann glücklich, wenn man den Muth hat, ganz tugendhaft zu sein. Vor der Vermählung mit ihr dachte ich nur an Ersparen und Reichwerden; als wir einige Jahre in der Ehe gelebt hatten, war ich bei aller Häuslichkeit Abelen's so weit gekommen, daß ich fühlte, der Verlust alles meines Vermögens könne mich nicht mehr an Abelen's und meiner Kinder Seite unglücklich machen.

Nun erst fand ich, daß mein seliger Vater, da er mich von Augustinen abwendig machen wollte, Recht gehabt hat in Allem, auch in Rücksicht der Jahreszahlenverhältnisse des Mannes und Weibes. Denn da ich mein vierzigstes und Abele ihr dreißigstes Jahr antrat, da wir schon sechs- und achtjährige Kinder um uns her tanzen sahen, war Abele noch eine hübsche junge Frau, die wohl noch hätte Groberungen machen können. Augustine hingegen mochte schon matronenhaft sein.

Ich hörte von dieser nur selten. An Briefwechsel war unter uns nicht zu denken. Reisende versicherten mich, sie sei verblüht, habe aber noch immer einen Hof von jungen Herren um sich, und besonders Dichtern und Gelehrten, denen ihre offene Tafel wohlthat. Von Andern erfuhr ich, ihr Mann sei gestorben; die Dichter, welche ihren Hofstaat bilden, seien von der neuesten Gattung, mittelalterliche Schwärmer und Mystiker, protestantische Katholiken, und Augustine selbst habe stark in die Romantik hineingegeben, einige ihrer Klinggeblüthe ständen in den neuesten Rufenalmanachen.

Gerade in der Zeit, da ich vom Ministerium wieder einen Befehl bekam, mich persönlich in der Residenz einzufinden, um in einer Fürstensache mein Urtheil zu geben, empfing ich auch von Augustinen

einen langen Brief und einen ganzen Stoß Prozeßakten. Sie war wegen Erbschaft mit weitläufigen Verwandten ihres Mannes in Haber, und begehrte von mir aus alter Freundschaft Rath und Beistand: Ich packte die Akten in meinen Reisewagen, und freute mich, es mündlich mit ihr abthun zu können.

Ich war vierzig, Augustine fast auch. Sie konnte mir also jetzt wohl nicht mehr so gefährlich werden, wie vor zehn Jahren in der verwandelten Nebenlaube. Diesmal ging auch ich, am zweiten Tage nach meiner Ankunft in der Residenz, ohne alles Herzklopfen zu ihrem Hause. Ich hatte mich vorher melden lassen, um zu wissen, ob sie bei sich anzutreffen sei. Denn man hatte mich in der Residenz versichert, daß sie selten dahelme sei, meistens von Robeporten umringt, um romantischen Klingklang zu machen oder zu hören, zu frömmeln, zu schwärmen; oder aber — mit ältlichen Herren und Damen am Spieltisch, denn das Spiel sei ihre Leidenschaft. Ihre ehemaligen Freunde und Freundinnen, die ich noch vor zehn Jahren bei ihr gesehen hätte, wären von ihr abgefallen; denn mit der Frau wäre nicht auszukommen. Sie sei in der ganzen Residenz durch ihre giftige Zunge bekannt, mit aller Welt im Streit, und wenn man Stadtneuigkeiten wissen wolle, müsse man nur Frau von Winter besuchen. Das hörte ich selbst von zwei ehemaligen Freundinnen Augustinens sagen, die ich vor zehn Jahren bei ihr gesehen. Um! dachte ich, aber diese guten Freundinnen sind auch zehn Jahre älter geworden, und haben vielleicht zum Verleumbden, oder, wie man's in der Residenz hieß, zum Medistren einen kleinen Ansaß.

Da ich — es war ein schöner Sommerabend — in Augustinens Haus trat, sagten mir die Bedienten, die gnädige Frau wäre mit Gesellschaft im Garten. Ich ging. Ach, der meiner Kindheit wohl

bekannte Garten! Eigentlich nur um zu einer kleinen Neckerei gegen Augustine Stoff zu haben, hatte ich ihren goldenen Ring, den sie mir etwa vor zwanzig Jahren gegen den bleiernen austauschte, an den Finger gesteckt. Nun der Garten und der Ring — vor mir der chinesische Tempel — es fing mir doch an etwas wunderlich zu werden.

„Ist die gnädige Frau allein?“ fragte ich unterwegs den Bedienten.

„Nein, sie hat Gesellschaft; nur wenige Personen.“

Ich trat in den Tempel. Da saßen an zwei kleinen Tischen zwei Parthien beim Kartenspiel mit so großer Andacht, daß man auf mich nur nicht sah. Ich erkannte Augustinen. O weh, wie abgewelt! O allgewaltige Zeit! Nein, gefährlich war sie nun gar nicht mehr. Ich dachte mit geheimem Entzücken an Adele zurück.

Augustine war in ihr Spiel so vertieft, daß sie, mich begrüßend, bringend nur um einen Augenblick hat, die Parthie zu enden. Erst nach dieser erhob sie sich, überhäufte mich mit höflichen Redensarten und Fragen, ließ mir Erfrischungen geben, und bot mir Karten an. Ich schlug sie aus, weil ich das Spiel nicht verstände. „Gerechter Himmel!“ rief sie, „womit töbten Sie denn die Zeit, wenn Sie nicht spielen? Das ist mir doch unbegreiflich an einem Manne von Geist, wie Sie sind.“ Sie spielte fort. Es war Pharaos. Der Banquier hatte ungeheures Glück. Bald lag alles Gold der Spieler bei ihm. Alle Leidenschaften sah man hier sprechen aus den brennenden Wangen, flieren Augen, krampfhaft verzogenen Lippen. Der Banquier leuchtete vor Vergnügen.

„Ich habe Sie bald rein ausgeplündert!“ sagte er. „Sie sprachen vorhin von meinem kostbaren Brillant — er zeigte seinen blizzenden Fingerring; — „ich verspiele ihn in einer Lotterie; setzen Sie ihm alle Ringe dagegen.“ Begierig und raschleußig sahen Alle auf den schimmernden Brillant. Man nahm den Vorschlag

an. Frau von Winter sagte: „Beim Spiel gentren mich die Ringe; ich habe keinen genommen. Aber“ — sie sah mich an — „apropos, Freundschen, Sie sind wohl so gütig, und leihen mir den Ihrigen für den Augenblick?“ Betroffen über das Ansinnen, zog ich Augustinens Ring ab und reichte ihn ihr: „Betrachten Sie ihn wohl, gnädige Frau! Sie kennen ihn noch? Es ist der Ihrige!“

Sie sah ihn flüchtig an und sagte: „Desto besser!“ warf ihn in die Spielschale zu den andern und betrachtete nur den Brillant. Aber die Ringe alle gingen verloren. Der Banquier gewann. Auch der heilige Ring der ersten Liebe ging verloren, und auf derselben Stätte, wo ich ihn unter Thränen einst empfing. O allmächtige Zeit, wie wälzest du Alles um!

Man ging zum Nachteffen. Die wichtigsten Gäste waren guter Laune. Augustine zwang sich, heiter zu scheinen; das gab aber ihren ältlichen Mienen etwas Ueberlichverzerrtes. Man sprach den Weinsflaschen zu, um sich vernuthlich höhere Stimmung zu schaffen; man ward nicht heiterer, aber geschwätziger. Die Neuigkeiten der Residenz wurden gemustert; die Bekannten und ihre heimlichen Geschichten vorgenommen. Es fehlte der Unterhaltung nicht an Witz; aber an Menschenliebe. Und zu meinem größten Schmerz war Augustine am reichsten an boshaften Einfällen. Sie trug sogar kein Bedenken, zuweilen ihre eigenen Gäste zu persifliren. Ach, hätte ich jemals glauben können, daß die angebetete Heberichsische im vierzigsten Jahre ganz das Gegenbild von sich selbst sein würde? — Ich empfand Langeweile und Ekel. Da man sich sogleich nach dem Essen wieder an die Spieltische machte, entfernte ich mich früh.

Es that mir weh', in die Residenz gekommen zu sein, oder vielmehr, Augustinen so entartet erblickt zu haben. Ich besuchte sie zwar noch einige Male in ihren Prozeßangelegenheiten, ohne aber mehr, als das erste Mal, von ihr erbaut zu werden. Troß

den Falten ihres Gesichts wollte sie doch nicht alt sein; sie hatte sich Roth aufgelegt; ich that, als bemerkte ich's nicht. Sie schien dann und wann unsere ehemaligen zärtlichen Verhältnisse aufzuwärmen zu wollen; sie ward mir ekelhaft. Als ich von ungesähr einmal ein Wort von ihrem vierzigsten Jahr fallen ließ, sah sie mich mit fremden Augen an. „Ich glaube, Sie träumen, Herr Präsident!“ sagte sie. „Ihr Gedächtniß altert vor der Zeit. Als wir uns kennen lernten, waren Sie zehn, ich fünf Jahre; ich spielte noch mit der Puppe; ich erinnere mich dessen sehr genau noch. Ein zehnjähriges Mädchen denkt nicht mehr an die Puppen, sondern an weit ernsthaftere Dinge. Also bin ich bestimmt jetzt fünf- unddreißig. Und unter uns gesagt, es ist möglich, daß ich mich noch einmal vermähle. Schon lange wirbt ein trefflicher Mann, einer unserer ersten Dichter, um meine Hand. Alle seine Gedichte an die Madonna, an den Gekreuzigten, alle seine heiligen Legenden athmen das süße Feuer reiner Inbrunst für mich.“

Ich wünschte bescheiden zum „süßen Feuer reiner Inbrunst“ Glück, und war froh, als ich zum Thor der Residenz hinaus wieder meiner Aale und ihren Kindern entgegen fuhr.

Man bemerkt nur, daß man alt wird, wenn man die Verwüstungen der Zeit in bekannten Gesichtern aus den Jugendlagen sieht. Ich war mir in der Residenz älter vorgekommen, als ich war. Aber da ich wieder an der Brust meiner treuen, guten Aale lag, und meine Kinder mich umklammerten, und ich nun jedem und jeder auspackte, was ich zum Geschenk von der Residenz mitgebracht hatte — da ward ich wieder jung. Wo im heimathlichen Kreise Unschuld und Liebe wohnen, ist ewige Jugend.

Es geht denn freilich mit dem Lauf der Jahre Mancher von uns voran in die bessern und dauernben und höhern Verhältnisse

der Geisterwelt, und das Herz blutet. Aber eben diese Abschiede machen uns das Leben und das Universum nur bedeutsamer, verknüpfen das Hier und Dort in unserm Gemüth fester, und tragen etwas Geistigeres, Erhabeneres in unser Denken, Wünschen und Thun hinein. Das Kind ist wohl zufrieden mit einer Blume, einem bunten Steinchen, einem engen Spielplatz, und bekümmert sich wenig um der großen Menschen übriges Treiben. Der Jüngling und die Jungfrau schwärmen schon lieber ins Weite und Freie hinaus. Die Kinderstube wird ihnen zu enge. Sie wollen mehr. Sie gewinnen, verlieren, erwerben, und haben nie genug. Alles Gute der Erde wollen sie umfassen. Zuletzt genügt auch dies nicht mehr. Mit den Jahren erweitert sich das Leben und die Ansicht des Lebens. Dem Kinde wird die Blume und der bunte Stein zu gering; dem Mann und Weib der Genuß aller Ehre, alles Selbes gleichgültiger; die Erde hat für den Geist zu wenig; er breitet den Arm ins Weltall aus, er fordert und hat die Ewigkeit.

Das waren Worte, die uns Abels herrlicher Vater auf dem Sterbebette sagte. Wir weinten um ihn; aber wir liebten den Vorangegangenen nur mit einer innigern, heiligern Liebe, in der wir uns selbst heiligten. Avel und ich lebten ein höheres Leben, seit zwischen uns und der Ewigkeit kein Unterschied war, und wir dort welche zu lieben hatten, wie Hienieden.

Die schönsten aller Freuden gewährten uns unsere Kinder. Meinen ältesten Sohn begleitete ich selbst auf die Universität, und es war für mich und Aveln die angenehmste Ueberraschung, als an meinem fünfzigsten Geburtstag für mich die königliche Ernennung zu dem ruhigen und ehrenvollen Posten kam, welchen ich noch jetzt bekleide. Denn diese Stelle verpflichtete mich, in der Residenz zu wohnen; und von da an bis zur Stadt, wo mein Sohn den Wissenschaften oblag, war es nur eine mäßige Tagereise. Wir waren also beisammen, so oft es uns eben wohlgefiel.

Zwar Adele verließ recht ungern ihre Vaterstadt, aber die Residenz, von der sie so oft gehört hatte, besaß doch auch Reiz, und noch mehr für ihr zartes Mutterherz die Nähe ihres Erstgebornen. Sie war in ihrem vierzigsten Jahre freilich nicht mehr das ideale Dofengesichtchen, wie es bei der ersten Bekanntschaft neben mir im Wagen saß; aber ihr Gesicht hatte mehr Adel gewonnen, ihr Wesen hatte zur Anmuth Würde empfangen. Adels Herz war jugendlich geblieben. Ich liebte sie noch mit der ersten Liebe. Ihr holdes Gesicht, von keiner Leidenschaft in seinen milden Zügen entstellt, hatte keine Schminke vonnöthig, um noch immer recht einnehmend zu sein.

Sie kannte meine frühern Verhältnisse mit Augustinen. Da wir nun in die Residenz kamen, war sie sehr begierig, meine erste Liebe kennen zu lernen.

Es verging wohl ein Vierteljahr, ehe ich die Frau von Winter aufsuchte; denn ich fand dazu wenig Begierde in mir. Man hatte uns schon gesagt, sie halte keine Gesellschaften mehr, lebe äußerst eingezogen, und wäre in ihren spätern Jahren im gleichen Grade geizig geworden, wie sie ehemals Verschwenkerin gewesen. Diese Sinnesänderung sei als eine Frucht ihrer ehemaligen Spielwuth anzusehen, der sie sich ergeben, als sie nicht mehr zu kleinen Galanterien jung genug war. Man finde sie nirgends häufiger, als in der Messe, denn sie sei vor mehreren Jahren, von romantischen Modepoeten begeistert, auf den Einfall gekommen, sich in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zu werfen, und katholisch zu werden.

Als ich sie nun das erste Mal besuchte, traf sich's, daß ich sie wieder im Garten aufsuchen mußte. Schon im Ausgang sah ich einige Heiligenbilder an den bestäubten Wänden hängen. Der Garten war einer waldigen Wildniß ähnlich, und Dornen wucher-

ten, wo ich ehemals als Kind das Hochzeitmahl genossen und Augustinens Puppe gewlegt. Die Akazien waren niebergehaueu, vermuthlich aus Oekonomie, um Brennholz zu haben. Der chinesische Tempel hatte äußerlich allen Glitterprunk verloren; er war mit ehrlichen deutschen Ziegeln bedeckt; kleine zugespitzte gothische Fenster von buntem Glase, wie Kirchenfenster aus den Zeiten der Romantik, so wie ein Kreuz an der Dachspitze, machten das Häuschen einer Kapelle ähnlich.

Das war's auch. Wie ich hineintrat, sah ich Altar und Kreuzifix und ewige Lampe. — Die fünfzigjährige Frau von Winter, sehr einfach matronenhaft gekleidet, eben vom Gebet aufgestanden, kam mir entgegen, den Rosenkranz in der Hand, mit den Lippen murmelnd.

Ich stand still vor ihr. Sie erkannte mich, und schien erfreut. Ich konnte mein wehmüthiges Gefühl nicht übermannen und blieb stehen, und ergriff ihre Hand und zeigte mit nassen Augen in die Kapelle hinein. „O Augustine!“ rief ich, „als hier noch die letzte Nebenlaube stand, wo wir in glücklicher Kindheit die bleiernen Ringe tauschten, — als wir dann hier zehn Jahre später, Jungling und Jungfrau, die ersten Küsse unschuldiger Liebe wechselten und dem Himmel Gelübde brachten — —“

„Ich bitte, denken Sie doch nicht an die eiteln Kindereien mehr!“ unterbrach sie mich.

„Ach, Augustine, es war nicht mehr so gut, da sich die Nebenlaube zum süßigen Boudoir im chinesischen Tempel verwandelt hatte; noch schlimmer, als ich hier den goldenen Ring der Liebe, das schöne Denkmal, an einem Pharaonische verspielen mußte — und jetzt da eine Kapelle!“

„Mein Herr,“ sprach Frau von Winter, „man geneset endlich vom Rausch der Welt und ihrer eiteln Lust. Sie verwunden mein Herz mit solchen Erinnerungen. Sind sie gekommen, mich zu ver-

höhnern? Wenn Ihnen Ihre Seligkeit lieb ist, folgen Sie meinem Beispiel; lernen Sie der falschen Welt entsagen, und rufen Sie die Heiligen Gottes um ihre Fürbitte an.“

Wie ich zu Hause kam, sagte ich zu Adelen: „Mein, liebe Seele, wir wollen nicht zu ihr gehen. Ich kenne sie nicht mehr. Sie ist Vetschwester geworden. D allmächtige Zeit!“

Der Millionär.

Eine Doppelgeschichte.

I.

Wenn wir beim alten Oberforst Rath von Möbern beisammen saßen des Abends, und das war regelmäßig in der Woche einmal, gab es immer die reichste Unterhaltung. Kein Kartenspiel, keine Witterungsgeschichten, keine Musterung der Nachbarn, keine Kannegießerei war da vonnöthen. Man langweilte und plagte sich auch nicht mit dem Deklamiren, noch weniger, daß sich eine fingerfertige Figur zum Klavier setzte, um sich beschelben bewundern zu lassen. Das Gespräch flog unsät und bienenartig von einem Gegenstand zum andern, und sog aus jeder Blume Honig. Jede Uebereinstimmung der Meinung war so lehrreich, als der Zwist derselben. Am allerliebsten hatten wir's, wenn der alte Oberforst Rath dazwischen trat, mit kleinen Erinnerungen aus seiner Lebensgeschichte. Ich habe mir manche derselben nachmals zu Hause aufgezeichnet.

Ich will hier ein Paar davon zum Besten geben, die mich sehr anjogen. Aber so angenehm kann ich sie unmöglich wieder erzählen, wie er sie uns vortrug.

Es kam eines Abends die Rede auf den französischen Weltweisen Rousseau, auf seine empfindliche Gemüthsart, auf seine Verachtung der Großen und Reichen, auf seine stolze Armuth, auf den Widerspruch zwischen seiner kindlichen Outmüthigkeit und Menschenfeindlichkeit.

Einige vertheidigten den unglücklichen Bessan, der die Welt nie nahm, wie sie war; Andere machten ihm Vorwürfe. Das Gespräch wandte sich auf die Wirkungen der Armuth und des Reichtums bei geistvollen, reblichen Menschen. Was würde Rousseau geworden sein, wenn er im Purpur geboren wäre, oder wenn ihn das Glück mit Sonnen Goldes ausgestattet hätte? Dies und das ward besprochen, und mancher artige Einfall sprang in die Welt.

Darauf hob der alte Oberforstrath an: Ich will Ihnen doch ein paar Geschichten erzählen, die mir eben dabei einfallen. Ob sie ganz hier passen oder Ihre Streitfrage entscheiden mögen, weiß ich nicht. Beide sind in ihrer Art wunderbarlich; eine derselben gab einen wahren Hauptpaß. Die Helden beider Geschichten waren meine Unversitätsgefährten, und einer derselben ist noch heut' mein treuer, lieber Freund.

Wir horchten Alle.

Der Banquier und der Krämer.

Unter meinen Bekannten auf der hohen Schule zeichnete sich der junge Kasimir Rorn durch eine angenehme Gestalt und Gesichtsbildung, noch mehr durch seine vortreflichen Geistesanlagen und seinen Fleiß aus. Er war Meister mehrerer älterer und neuerer Sprachen, sang vortreflich, machte seinen niedlichen Vort, und ungeachtet der reichen Wechsel, die er von Hause erhielt, war er nichts weniger, als rohen Ausschweifungen geneigt. Er bezahlte für einige arme Mitstudierende Wohnung und Kost, hielt

sich ein Reitspferd, und kam selten zu den wüsten Gelagen der Zechbrüder. Schon ehe er die Universität besuchte, hatte er mit seinem Vater eine Reise durch den größten Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs gemacht; dies ihn gebildet. Sein Vater war Banquier. Der junge Kasimir folgte seiner Neigung zu den Wissenschaften.

Ein halbes Jahr vorher, ehe er die Universität verließ, begleitete ich ihn in den Ferien für einige Wochen nach Hause. Sein Vater lebte in der kurfürstlichen Residenz gar stattlich. Sein Haus ward von den ersten Personen des Hofes besucht. Ich sah mich mit Güte, als Kasimirs Freund, aufgenommen, mit Verschwendung bewirthet.

Neben dem Mornischen Palaste stand ein altes, haufälliges, finstres Haus. Darin wohnte ein Gewürzkrämer, Namens Romanus; ein wunderlicher Kauz, der ärgste Geizhals der Stadt. Man sagte allgemein, er sei Millionär; dem ungeachtet verkaufte er seinen Kaffee, Pfeffer, Sirup und Käse noch immer selber, oder an seiner Stelle, denn einen Labendiener wollte er nicht halten, wog auch zuweilen seine hübsche Tochter Karoline das Loth Schnupftabak ab.

Kasimir und die kleine Krämerin hatten ehemals, als Nachbarkinder, mit einander gespielt, und die Freundschaft und das vertrauliche Du der Jugend noch beibehalten, da sie aufgehört hatten, Kinder zu sein. Der Banquier mochte mancherlei gegen das Du einzuwenden haben, denn er war etwas stolz. Er dachte daran, sich und seinen Sohn adeln zu lassen. Der Krämer meinte seinerseits, es schide sich für die erwachsene Jungfrau nicht, Kasimir zu duzen; hatte jedoch nichts dagegen, wenn Kasimir in den Laden kam und Rosinen und Mandeln kaufte, um Karolinen zu sehen. Jeder Gang in den Laden mußte ja baar bezahlt werden.

Während meines Aufenthalts im Mornischen Hause gab es

mancherlei ernste Auftritte. Zum Beispiel, Kasimir schwor hoch und theuer, er werde sich nie vermählen, wenn es nicht mit Karoline wäre. Beide waren mit einander einverstanden. Karoline machte ihrem Vater ähnliche Schwüre. Der Krämer lachte, und der Banquier gähnte.

Herr Morn schien endlich nachgeben zu wollen; denn er liebte seinen Sohn. Vielleicht hatte auch die Million des Herrn Romanus etwas Ehrwürdiges für ihn. So viel war gewiß, eine reichere Braut konnte Kasimir in der ganzen Stadt nicht finden.

Alles wäre nun schnell in Richtigkeit gebracht worden; denn der Banquier hatte nichts gegen die Million und nichts gegen die Rosenwangen, Vergißmeinnichtaugen und rabenschwarzen Locken der schlanken Karoline einzuwenden. Von der andern Seite fand Herr Romanus, der Sohn des reichen Banquiers sei nicht übel, und Herr Morn mache gute Geschäfte. Rechnete man dazu, daß Kasimir dreifundzwanzig, Karoline sechszechn Jahre zählte; daß beide sich herzlich liebten, und beide schon in der Stille Traktate abgeschlossen hatten, die über Tod und Grab hinweg von Ewigkeit zu Ewigkeit dauern sollten: so mußte man eingestehen, die Hochzeit sei hier äußerst zweckmäßig. Auch ich glaubte nicht anders. Wir hatten uns jedoch allesamt verrechnet.

Herr Romanus, wie gesagt, ein wunderlicher Rauz, traute keinem Gewerbe, Stand und Geschäfte, als dem Krämergewerbe. Gelehrsamkeit galt bei ihm nichts; Kriegsleben hieß ihm Räuberleben; Bankgeschäfte nannte er Glücksspielerlei. „Kein Kurfürstenthum ist ein solch solides Etablissement, wie ein wohl eingerichteter Klein- und Spezereihandel!“ pflegte er zu sagen. Die Folge dieser seltenen Zufriedenheit mit seinem Stande war, daß er das unwiderstehliche Hausgesetz gab: es könne Niemand sein Elbarn werden, er sei denn ein Krämer.

Der Stolz des Banquiers empörte sich gegen diese lächerliche

Bedingung. Rastmir gerieth in bittere Verlegenheit; selbst Karoline wollte ihrem Geliebten nicht zumuthen, daß er ihr etwilen zeltlebens Pfefferbüten drehen sollte. Sie hoffte, ihr Vater werde endlich nachgeben. Ich glaubte es auch. Jedermann war der Meinung.

Rastmir, bei seinen Kenntnissen und Anlagen, bei dem Reichtum seines Vaters, bei dessen Verbindungen am Hofe, hätte für sein Leben die glänzendsten Aussichten. Die ersten Stellen des Staats standen ihm offen. Die Minister hatten ihm schon seine Laufbahn vorgezeichnet. Er sollte bei der kurfürstlichen Regierung künftig als Referendar im Justizfache angestellt werden, doch nur etwa für ein halbes Jahr, und dann sogleich in eine der ersten offenen werdenden Stellen von Bedeutung hineingezogen werden. Wegen Auswirkung des Adelsdiploms waren vorläufige Schritte gethan. — Nun kam der unglückselige Herr Romanus, und verlangte plattweg, Rastmir müsse, als Elbam, bei ihm wohnen, allem Hirtlesanz der Welt entsagen, Pfefferbüten drehen und seinen Mitbürgern eigenhändig Sirup zumessen, und Haringe à sechs bis acht Kreuzer verkaufen!

Denke sich Jeder in die Lage des guten Rastmir.

Ich weiß wohl, wenn man dreißigzwanzig Jahre alt ist, kann man für ein frommes liebes Mädchen Alles wagen: Batterien stürmen, Lob und Bunden verachten, mit dem Teufel selbst in Kampf treten, in Gindöden wohnen, mit Salz und Brod vorlieb nehmen — Alles, Alles! Aber Krämer werden aus einem Staatsminister in Hoffnung, Suizentkanaster abwägen lebenslang, und holländischen Käse einwickeln, das ist mehr, als Wunde, Lob, Teufel und Gindöde.

Es war bei dem Allen seltsam, daß der stolze Banquier Morn abermals der Erste war, welcher im Stillen seinem Sohn rieth mit dem wunderlichen Romanus Kapitulation zu versuchen. Rastmir sagte mir das. Ich schüttelte den Kopf. „Meint denn Ro-

manus, der langzöpfige Philister, weil er Millionär sei, könne er jeden Ehrenmann zu sich in den Roth ziehen?" sagte ich.

Kasimir aber war verliebt. Ich merkte es wohl. Seine Götting zu gewinnen, hätte er auch wohl zettilebens Kaffeebohnen abgezählt. Da schwieg ich; denn Verliebten ist nicht gut rathen. Gingegegen die edle Karoline selbst sträubte sich wider die Erfüllung von ihres Vaters Gesetz. Es ward verabredet, Kasimir solle noch ein halbes Jahr zur Universität zurückkehren, unterdessen wolle man den wunderlichen Papa allseitig bearbeiten. Im Nothfall sollte es an Thränen, Ohnmachten und Lobesvorbereitungen nicht fehlen.

Wie beschloffen, so gethan. Wir ritten noch abgelaufenen Ferien nach unserer hohen Schule zurück.

Der Vanquier unten, der Krämer oben.

Karoline war eine fleißige Brieffschreiberin. Kasimir ersuhr jeden Schritt, den sie that. Sie schrieb sehr artig, sehr schwärmerisch. Und ob sie gleich ihren Vater nicht von einem einzigen Buchstaben seines Gesetzes abtrünnig machen konnte, blieb sie doch gutes Muths und voller Hoffnung. „Uebrigens," das war immer ihr Schluß und Trost, „bin ich erst sechszehn, du erst dreißig." „bin ich erst sechszehn, du erst dreißig."

Ungefähr vier Monate waren verfloßen, als Kasimir eines Morgens mit verstärktem Gesicht zu mir aufs Zimmer kam. Er hatte einen Brief von seinem Vater nebst zehntausend Gulden baar in Gold erhalten. „Das ist das Letzte," schrieb der Vanquier seinem Sohne, „was ich dir geben kann; dein ganzes Vermögen ist es. Ich bin bankerot und landesflüchtig, und esse über England nach Westindien. Wer weiß, ob wir uns je wieder sehen."

Natürlich, solch ein Schicksalsstückchen gehört nicht zu den reizendsten. Die zehntausend Gulden, die ihm blieben, waren nicht



einmal ein Dritteltheil von dem, was ihm von dem verschwundenen Vermögen seiner verstorbenen Mutter gehörte. Ich wollte ihn trösten. „Füge mir,“ sagte er, „doch diese Schande nicht zu einem Mißgeschick, als könnte mich Verarmung schmerzen, und mir die Zukunft verfinstern! Ich bin nicht unglücklich geworden, nur ein wenig überrascht. Tröste mich nicht, denn du beleidigst mich. Zerstreue mich nur für heut'; morgen bedarf ich selbst der Zerstreuung nicht mehr.“

Ich ließ die Pferde satteln. Nach einem wilden Ritt hatte ich mehrere Freunde zum Punsch beschieden. Mein junger Philosoph war heiter. Er erzählte uns allen die Geschichte seines raschen Glückswechsels, belustigte sich über seine Verarmung, und sagte: „Morgen mache ich Pläne.“ Alle, die ihn hörten, erschrakten und bedauerten ihn. Alle schworen ihm treue Freundschaft in Noth und Tod. Nur ein einziger in der Gesellschaft, der junge Engelbert, einer der besten Köpfe unter uns, trat lachend zu ihm, und sagte: „All' insgesammt sind Narren. Ich wünsche dir Glück, daß du keines Lumpengeldes los bist. Jetzt erst wirst du wissen, was du werth bist. Und ich sehe wohl, du bist etwas werth. Ein Millionär, ein Fürst, ein schönes Mädchen sind Dinge, von denen man nie mit Zuversicht sagen kann, ob sie, außer dem Geldkasten, Stand und hübschen Gesicht, noch etwas für sich wollen gelten lassen.“

Es waren nicht Alle von Engelberts Meinung. Ich selbst sah in ihm nur einen aufbrausenden Schwärmer, besonders da er fortfuhr und sagte: „Ich will ein Buch schreiben und lehren, wie ein Staat wohl eingerichtet sein müsse. Da müssen alle Flackköpfe, alle Krüppel, Lahme, und Ungherzige, desgleichen alle betagte Leute, denen ein bequemlicheres Leben nöthig ist, das meiste Geld vom Staat empfangen; sterben sie, soll ihr Vermögen dem Staat zurückfallen. Gingegegen den reichen Leu-

ten, nämlich den Jünglingen und Allen, die Kopf und Herz am rechten Fleck haben, soll kein Kreuzer gereicht werden. Sie müssen mit ihren Kräften schaffen und sich nähren mühsam. Dabei wird etwas Großes herauskommen. Da wird mehr als Sparta sein. Staatsdiener, Feldherren, Priester sollen in groben, armen Gewändern einhergehen, in gemeinen Häusern wohnen, schlechte Kost haben, damit man immer sehe, wer sie sind, und das Volk von keinem Glanz geblendet werde. Der Weiseste, Tugendhafteste, Thätigste, Tapferste soll der Reichste heißen, weil er es ist. In meinem platonischen Staate sollen die Armen Millionäre sein. Seht, so sollte es auch in der Wirklichkeit sein. Aber wir leben in dem Jahrhundert der verkehrten Welt! Die Vorsehung ist allein weise, und bringt die verdrehte Menschheit wieder in Ordnung, daß sie nicht ganz und gar zu Grunde gehe. Man sagt freilich, das Glück ist in Ausheilung seiner Gaben blind; es gibt dem Dummkopf die Schätze, dem Talent und Verdienst den Bettelstab. Ich aber sage: das ist göttliche Weisheit und die rechte Herstellung des Gleichgewichts der Mittel.“

„Was?“ rief einer der Zuhörer: „ich soll für Nichts arbeiten? Ich freue mich meiner Kraft, und daß ich mir durch sie Ruhm und Reichthum erobere.“

„Das heißt,“ sagte Engelbert, „du willst mit goldenen Schaufeln Sand graben. Du wirst dir zuletzt die Kugel durch den Kopf schießen.“

„Mir liegt an Ruhm und Reichthum wenig!“ sagte Kasimir: „Ich bin ganz Engelberts Meinung. Ich will durch mich selbst gelten, und bin zufrieden, wenn mein Verdienst anerkannt wird.“

„Du bist nicht meiner Meinung! Was anerkannt?“ rief Engelbert. „Was liegt mir daran, wenn ich wie die Sonne leuchte, und die Welt spricht, ich sei finster, wie eine Kohle. Die Men-

schen sind Selbstlinge aus Verstandesschwäche, und Keiner bekümmert sich sonderlich um den Andern. Darum soll man den Leuten voll Mitleids zugethan sein.“

„Nein,“ rief Kasimir, „der Mensch ist an sich gut und herrlich, darum liebe ich ihn. Ich möchte in keiner Welt leben, wie sie dir erscheint.“

„Armer Kasimir Morn, du bist zum wahren Menschenfeind geworden!“ sagte Engelbert.

„Kinder, ihr streitet um Trümmereien,“ rief ich dazwischen. „Die Welt ist weder so gut, noch so böse, wie ihr sie machen wollt. Alles hat Licht und Schatten. Heute Regen, morgen Sonnenschein. Nehmt als verständige Leute das Leben, wie es sich gibt, nicht wie ihr es wollet, und haltet Maß in Allem. Mittelstraße ist die beste Straße!“

Engelbert näherte sich mir lächelnd, strich mir mit flacher Hand über die Augen, wie einem Kinde, welches gar allflug redet, nahm dann das Punschglas, stieß mit mir an und sagte: „Röbern, du bist ein ganz kapitaler Vursch; du wirst in holder MitteImäßigkeit mit dem gemeinen Haufen fortschwimmen; bist über saubergewaschene Windeln freuen und über eine grausam zerbrochene Seifenblase weinen können. Dir kann es nicht zu gut und nicht zu übel gehen.“

Dies Gespräch erzähle ich nur, weil es erst durch die Folge merkwürdig geworden ist. Denn Engelbert hatte wie ein begelsterter Seher der Zukunft gesprochen, und uns Allen ziemlich richtig geweissagt.

Kasimir empfing nach der Flucht seines Vaters viele Beileidsbezeugungen. Auch Karoline suchte ihn zu trösten, und meinte nun selbst: am besten wär's, er unterwürfe sich schweigend dem Hausgesetze des Herrn Romanus, würde Krämer und bliebe es, so lange der Vater lebe. Hernach könnten sie ja beide thun, wie sie wollten.

hoffnung und Trost.

Wohin der arme Kasimir kam, hörte er Verwünschungen seines Vaters. Die demselben ehemals am meisten geschmeichelt hatten, waren jetzt die erbittertesten Feinde. Es gereichte dem Sohn, bei allem Schmerz, zu einer Art Trostes, als nach wenigen Monaten die Nachricht vom Tode des unglücklichen Vaters einlief. Er war an einer Lungenentzündung gestorben, weil er seine Krankheit, vielleicht in Gram und Lebensüberdruß, vernachlässigt und verschlimmert hatte. Denn seit dem Tode des Falliten hörte wenigstens das Verfluchen seines Namens auf, und der junge Mann erregte doch einiges Mitleiden.

Kasimir blieb gefaßten Muthes; er ließ den ersten Sturm in der Stadt verleben; wandte sich dann an die ehemaligen Freunde seines Hauses, an die Minister, an die Staatsräthe, und Keiner wies ihn ab. Man hatte ihm ehemals schon eine Referendarstelle versprochen. Er empfing sie jetzt bei der kurfürstlichen Kammer. „Halten Sie sich brav,“ sagte der Minister, „studieren Sie sich in unsere Gesetze, gegenseitige Rechtsverhältnisse und Finanzen ein, und ich werde ferner an Sie denken. Freilich, als jüngster Kammerreferendar, müssen Sie ohne Gehalt arbeiten. Aber in einem Jahre, hoffe ich, oder in zweien wird sich für Sie schon etwas ausmitteln lassen. Sie sind noch gar jung. Was wollen Sie mit vierundzwanzig Jahren?“

Diese Sprache des Ministers war die Sprache eines väterlich-gefaßten Freundes. Kasimir richtete sein kleines Hauswesen ein. Er wohnte zur Miete in einem artigen Bürgerhause, das dem weitläufigen Mornischen Palaste gegenüberstand. Es war ihm weniger um den Anblick von dem traurigen Denkmal verschwundenen Glanzes, als um die herzerhebende Nachbarschaft der blaubäugigen Karoline Romanns zu thun. Denn hatte ihm der Krämer gleich verboten,

einen Fuß über die Hauschwelle zu setzen — mit den Augen Karolinen zu besuchen, war Jedermann unverwehrt.

Und er besuchte sie mit den Augen wirklich so fleißig, wie sie ihn. Sie wohnte im Geiste auf seinem Zimmer bei ihm, das sie, von ihrer Stube aus, sehr gut im Sonnenschein übersehen konnte. Da war ihr bald jedes Plätzchen bekannt. Sie wußte, wenn er ausging, wenn er wiederkam, wenn er arbeitete, wenn er fröhlich, wenn er traurig war. Er wußte das Alles auch von ihr; im Sommer stand oder saß sie gern vor dem Laden unter der Thür, im Winter wick sie nicht vom Fenster. Ging der alte Romanus aus, war der junge Mann im Laden bei ihr. Man erfand die Zeichensprache, die Fernschreibekunst, und binnen Jahresfrist brachten es die lieben Leute zu einer solchen Vollkommenheit, daß sie sich Alles erzählen konnten, was sie dachten, wollten, hofften, fürchteten, ohne dazu den Mund nöthig zu haben. Waren sie einmal ein Augenblickchen persönlich beisammen und ohne Zeugen, da mögen sie beide den Mund, denke ich, wohl zu etwas Besserm nöthig gehabt haben.

Kasimir hoffte immer und Karoline tröstete immer. Nach Jahr und Tag sagte sie: „Ich bin ja erst achtzehn, und du bist erst fünfundzwanzig.“ Das war vollkommen richtig. Kommt Zeit, kommt Rath. — Kasimir arbeitete unermüdet, war gefällig und dienstküßig gegen Jedermann; half mit seinen Aufträgen, Berechnungen, Anschlägen, Entwürfen, Katasterberichtigungen u. s. w. manchem seiner bequemen Vorgesetzten aus der Noth. Dafür hatte ihn Jedermann billig lieb, lobte seine Kenntnisse, zog ihn zu Rath, lud ihn zur Tafel, zu Bällen, zu Kränzchen und Pikenis ein. Alle hübschen Mädchen waren dem hübschen Kammerreferendar hold; er tanzte ohnehin wie eine Sylphe, sang wie ein Gott, bellamirte wie ein Engel — kurz, Alles war überirdisch an ihm, wie denn in gewissen Jahren gewissen Leuten an gewissen Leuten

Alles überirdisch ist. Gewiß hätte Morn schon im fünfundzwanzigsten Jahre eine recht artige Anstellung in den Staaten der kurfürstlichen Durchlaucht haben können, hätte er nur Ohren gehabt, und mancherlei Vorschläge gehört, die ihm doch deutlich genug gesagt worden waren; oder Augen, um manches lebenswürdigen Fräuleins Augen näher anzusehen. Allein er hatte nur Augen und Ohren für die traute Nachbarin. Dafür war er noch im sechsundzwanzigsten unbefolbeter Kammerreferendar. „Was thut's?“ sagte Karoline: „Du bist ja erst sechsundzwanzig, ich bin erst neunzehn. Wir können wohl warten.“ Sie hatte Recht. Und er war so bescheiden, mit seinem Glücke, zu lieben und geliebt zu werden, recht wohl zufrieden zu sein.

Er konnte es auch wohl sein. Denn die schöne Romanus stand in voller Blüthe, und an Lieblichkeit über alle Nebenbuhlerinnen erhaben; Stadt und Hof sprachen von ihr. Auch Prinzen wandelten gern zu Fuß vor dem Kramladen vorbei, um einen Blick der Wunderlieblichen zu ärnten; auch Edelleute machten mit dem mürrischen Knauser, ihrem Vater, Bekanntschaft und Freundschaft. Eine Schönheit wie Karoline, die Erbin einer Million, war wohl werth, daß man ihr alle Stammbäume, Orden und Diplome zu Füßen legte. Doch weder Grafen, Freiherren, Ritter, Staats-, Kriegs-, Hof-, Kammer-, Justiz-, Finanz-, Polizei-, Kirchen- und Schul-, geheime noch öffentliche Rätthe rührten das Herz des alten Krämers oder der reizenden Erbin. Denn einerseits konnte sich Keiner derselben entschließen, in den Gewürzladen zu treten, und Seife und Schuhwachs zu verkaufen; andererseits sah Karoline so kalt und gleichgültig auf die Herren, wie auf den hölzernen Mohr, der vor dem Laden aufgestellt war, um eine irdene Pfeife zur Schau zu halten.

All' ihre Pracht und Schönheit, ihre Aufmerksamkeit, ihre Liebe, ihr beseligendes Lächeln gehörte nur dem Ginen und Gr-



wählten, und sie gab, — ich darf es Ihnen wohl sagen — den Kuß, für welchen mancher Fürst Thron und Krone umsonst geboten haben würde, dem armen Kammerreferendar ungebeten, und, wenn ich mich nicht sehr irre, bußendwels. Das war doch Trostes genug.

R w a n z i g.

Ungeachtet dieses Trostes runzelte der gute, fleißige Kasimir zuweilen seine Stirn, wenn er sah, daß Jahr um Jahr verschläch und der alte Romanus der alte Romanus blieb, und sich nicht erweichen ließ. Nicht minder fing es ihn an zu kränken, daß von Seiten der Regierung ihn Niemand beachtete. Er wußte, was er leistete, und doch schien man daraus wenig zu machen. Jedermann zwar ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Morn ist ein trefflicher Arbeiter, ein rechtschaffener Mann, ein herrlicher Kopf, an Kenntnissen einer der Vorzüglichsten! das war die allgemeine Stimme. Morn hatte Gelegenheit, sie genug zu hören. Demungeachtet, wenn eine Stelle zu besetzen war, erinnerte sich keine Seele an den trefflichen Arbeiter, an den rechtschaffenen Mann, an den herrlichen Kopf. Da sorgte Jeder für seinen Sohn, oder Better, oder Neffen. Da half eine Familie der andern. Junge Männer, die weder so lang gebient, noch so viel Geschäftlichkeit hatten, wie Kasimir, wurden ihm vorgezogen. Kam dann Morn und klagte, so suchte man die Achseln, schimpfte auf den Republikanismus der Andern, auf die Ungerechtigkeit, auf die Undankbarkeit der Großen; man vertröstete auf ein anderes Mal, und ließ es damit gut sein. Hintennach sahen sich diejenigen, bei denen er geklagt hatte, wohl noch dazu ganz verwundert an, wie er nur so verwegene Ansprüche machen könne, gleichsam als wäre er Ihnsgleichen; als hätte er so viel Vermögen, wie sie; als hätte

Bsch. Nov. III. 4*

er so weittläufige und angesehene Familienverbindungen, wie sie. Konnte man ihn gebrauchen — gut, so brauchte man ihn. Seine Talente hielt man in Ehren. Hatte man ihn gebraucht, so war's damit abgethan.

Morn gehörte, bei aller seiner Klugheit, zu den gutmüthigen Menschen, welche sich eben so oft und mit leichter Mühe versöhnen lassen, als man sie beleidigt. Sie sind im Spiel immer die blinde Kuh der Eigennützigten und Ränkefolgen; lassen sich mit einem Händedruck, einem herzlichen Wort bestechen, und laufen für den treuherzig durchs Feuer, der sie hinter ihrem Rücken auslacht. Sie haben von der fröhlichen Schamlosigkeit der freien Weltleute gar keinen Begriff; und die herzlose Niederträchtigkeit, deren man oft auf Gerathewohl hin, oft für die allernunbedeutendste Kleinigkeit fähig sein kann, bleibt ihnen unglaublich. Morn hielt die meisten Menschen für schwach, aber doch kerngut, weil sie gegenseitig strenge Tugendrichter waren. Alles Gute glaubte er willig; aber das Böse bezweifelte er gern. Es war ihm Bedürfnis, sich mit einer sittlich-schönen Welt umgeben zu wissen.

Daher trug er sein hartes Loos geduldig. Er hatte das angenehme Bewußtsein, geachtet und geliebt zu sein. Er war also keineswegs verkannt. Daß man ihn nicht nach seinen Verdiensten in Stellen setzte, daß man ihm Andere bei jeder Gelegenheit vorzog — nun, es schien ihm unrecht; doch maß er sich im Stillen wohl selbst die Schuld davon bei. Er war der Meinung, seine Verdienste würden für ihn reden; er konnte bei den Großen nicht recht zuthätig sein; kam, ohne amtliche Geschäfte zu haben, nie in ihre Vorzimmer; war zuweilen, bei seiner gutmüthigen Lebhaftigkeit im Reden, etwas zu offen und unbefangen; stellte sich, um nicht — denn die Welt ist schwach — von den Leuten geringer geschätzt zu werden, reicher als er war. So mochte es ganz natürlich zugehen, wenn man einen Andern, der der Hilfe bedürftig

sahen, oder der sich zubrängte, in Aemter beförderte und ihn sitzen ließ.

Und war er auch einmal im Ernst um seine Lage traurig: so richtete ihn Karolinsens tröstender Engelsblick wieder auf. „Was ist es denn mehr?“ sagte sie, als sie ihm im März an seinem Geburtstage, wie gewöhnlich, einen Strauß von blühenden Schneeglöckchen zum Angebinde an die Brust drückte: „Du bist nun erst sieben- undzwanzig alt, und ich — zwanzig.“ Sie schien sich zu besinnen, ob sie nicht zu viel gesagt habe?

Auch dem guten Morn fiel das Wort auf, vielleicht weil Karolinsens Stimme beim Ausprechen desselben ganz weich und sinkend wurde. Es machte ihn nachdenkend, da er wieder auf sein Zimmer kam. Aber was ließ sich thun? Zwanzig blieben zwanzig; und es war voranzusehen, der Krämer Romanus würde auch in noch einmal zwanzig Jahren seinen Sinn nicht ändern. „Inzwischen wird Karoline verblühen,“ seufzte Kasimir, „und ich bin ein alter Junggesell.“

Er warf sich in eine Ecke seines Sofa's, und — weinte bitterlich.

Bessere Aussicht.

Man klopfte an seine Thür. Ein Bedienter des geheimen Kabinetaths Herr von Bitterblatt erschien, und brachte ihm die Einladung, desselben zu einem Wörtchen im Vertrauen.

Ein Wörtchen im Vertrauen von Herrn von Bitterblatt, dem Vertrauten des alten Herrn Kurfürsten, war keine geringe Ehre. Kasimir eilte mit hoffnungsvoller Neugier zu ihm.

Er ward sehr zuvorkommend aufgenommen. Herr von Bitterblatt hatte die Gabe, äußerst herablassend und leutselig gegen Untergebene zu sein, wenn er sie für sich einnehmen wollte; — und unverschämt, grob und stolz, wenn ihm nicht Ehre genug er-

wiesen wurde. Die natürliche Folge mußte sein: man fürchtete und verachtete ihn zugleich. Morn hingegen hielt ihn für einen ganz wackern Rabinetsrath, der sich nur zuweilen in der Art, Menschen zu behandeln, vergriß.

„In den neu acquirirten Ländern wollen *Se. kurfürstliche Durchlaucht* die Finanzen, so viel als möglich den hiesländischen gleich, organisiren!“ sagte Herr von Bitterblatt: „Es kommt jetzt darauf an, sämmtliche Domänen, Regalien und übrigen Gefälle zu untersuchen, zu ordnen, eine gewisse Konformität der Verwaltung einzuführen, und Vorschläge, in der Natur der neu erworbenen Güter gegründet, zu machen, ihren Ertrag zu steigern. *Se. Durchlaucht* haben dazu eine eigene Kommission angeordnet. Es ist ein schwieriges Geschäft. Die dazu bestellten beiden Rammerräthe sind betagte Männer, welche die Sache in Jahr und Tag nicht enden werden. Ich unterwand mich vergebens, *Sr. Durchlaucht* Vorstellungen gegen das Personal zu machen. Es sind alte, treue Staatsdiener, denen man damit eine Ehre anthun will. Zum Präsidenten der Kommission, vielleicht um etwas Jugendfeuer hineinzubringen, geruhte *Se. Durchlaucht*, wider meinen Willen, meinen Sohn, den Steuerrath, zu ernennen, mit Rammerrathscharakter. Sie wissen nun, lieber Herr Referendar, der Kurfürst läßt sich nicht gern widersprechen. Mein Sohn ist etwas kränklich. Das Geschäft wird sich in die Länge ziehen, und soll und darf es doch nicht. Ich möchte Sie also, lieber Herr Referendar, der Kommission als Sekretär beigesellen. Sie werden gute Diäten haben, und vollbringt mein Sohn das Werk mit Ihrer Hilfe zur Zufriedenheit *Sr. Durchlaucht*, woran ich nicht zweifle: so ist dies der beste Anlaß, *Sr. Durchlaucht* Ihre vielfältigen Verdienste ins Andenken zu rufen. Ihnen ist, wenigstens bei mir schon, eine der ersten Stellen in den neu acquirirten Landen offen und zugebach.“

Morn, wie man leicht denken kann, weigerte sich gar nicht,

die Sendung anzunehmen. Auch begriff er sie wohl. Die beiden alten Herren in der Kommission waren im Grunde beschränkte Köpfe, dem Geschäft nicht gewachsen. Sie sollten nur figuriren, um den Präsidenten ins Licht zu setzen. Der junge Steuerrath von Bitterblatt aber, erst seit zwei Jahren von der Unversität zurück, verstand von der Behandlung des weitläufigen Geschäfts noch weniger. Folglich hieß das Alles nichts anders, als der Sekretär Morn solle die Sachen machen. Er war freudig dazu. Sein Glück lächelte. Und that es ihm gleich weh, die schöne Nachbarschaft auf lange Zeit verlassen zu müssen, wollt' er doch eine so herrliche Gelegenheit nicht vorüberflattern lassen.

Sogar der kleine Umstand, die zu erhaltenden Taggelber, thaten ihm wohl. Denn da er fast ohne Gehalt bisher geblent hatte, reichten die Zinsen seines mäßigen Vermögens nicht zu, den standesmäßigen Aufwand zu bestreiten, so sehr er sich auch einschränkte. Er mußte alljährlich einen Theil des Kapitals verzehren, damit die Zinsen selber schwächen und immer ärmer werden.

Er nahm von Karolinen Abschied. Ein seelenvoller Kuß gab ihm die Stärke, das Unglück der Trennung mannhaft zu tragen. Er reiste mit der Kommission ab, und setzte sich sogleich an Ort und Stelle in Thätigkeit, begeistert von den schönsten Hoffnungen. Es versteht sich nebenbei, daß der Briefwechsel mit der schönen Tochter des hartenherzigen Millionärs nicht versäumt wurde. Die Adressen wurden verabrebet, denn Herr Romanus durfte davon nichts wissen. Kasimir zahlte das Postgeld, denn Karoline hatte keinen Kreuzer Taschengeld.

Kasimir hielt es in der Hauptstadt der neuen Provinz, wie in der kurfürstlichen Residenz. Er arbeitete fleißig, hatte wenigen Umgang und mäßige Bekanntheit, um nicht zu unnöthigen Geldausgaben gezwungen zu sein; und hatte er sein Tagewerk vollbracht,

seinen Spaziergang gemacht, blieb er auf seiner Stube und las oder schrieb Briefe an sein zweites Ich.

Ein Zufall gab ihm in dem Wirthshause, wo er wohnte, ganz unerwartet andere Unterhaltung. Neben seinem Zimmer wohnte ein Fremder, der, saß er an der Wirthstafel, nie redete, und oftmals nach Mitternacht stundenlang auf- und abging. Kasimir glaubte ihn zuweilen für sich allein sprechen zu hören. Solche Nachbarschaft war nun freilich nicht ganz angenehm. Der Fremde war ein blasser, junger, artiger Mann von Kasimirs Alter, hatte zwei Bedienten und schien überhaupt von guter Herkunft zu sein.

Als Kasimir erfuhr, er sei ein Engländer, lasse sich Herr Dunkan nennen und lebe schon seit drei Wochen im Städtchen, ohne sich um das Städtchen oder dessen Bewohner zu bekümmern, redete er ihn eines Tages bei Tische in englischer Sprache an. Es that Kasimir wohl, einem Fremden, wahrscheinlich einem Unglücklichen, Unterhaltung zu gewähren; auch freute es ihn, bei dem Anlaß wieder sein Englisches zu üben.

Der Britte, als er die vaterländischen Löhne hörte, sah mit freundlicher Ueberraschung auf, antwortete sehr verbindlich und fiel in sein voriges Schweigen zurück. Von Zeit zu Zeit sah er mit forschenden Blicken auf Kasimir. Nach Tische nahm er seine Hand und sagte: „Wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie einen Augenblick allein spreche?“

Kasimir führte ihn auf sein Zimmer. Herr Dunkan sagte: „Wundern Sie sich nicht über meine Zudringlichkeit. Ich bin ohne Geld. In meine Wechsel ist Verwirrung gekommen. Es müssen Briefe verloren gegangen sein, oder mich verfehlt haben. Ich muß nach Amsterdam, und kann meine Schuld im Wirthshause nicht zahlen. Meinen Reisewagen mag ich nicht verkaufen. Können Sie mir nicht hundert Louisd'or leihen? Ich zahle sie Ihnen gern und mit Zins so bald möglich wieder.“

Rasimir war betroffen. Es gab beiderseits vielseitige, endlich auch befriedigende Erklärungen. Man verständigte sich. Rasimir sagte: „So viel habe ich nicht bei mir; aber ich verspreche Ihnen die Summe spätestens binnen vierzehn Tagen zu geben.“

„Gut,“ sagte der Engländer, „Sie retten mich aus einer verdrüsslichen Verlegenheit. Ich will Ihnen dankbar sein.“

„Um Dank leihe ich kein Geld!“ sagte Rasimir. Dunkan umarmte ihn und ging fort.

Erst jetzt besann sich Herr Morn über sein schnelles Versprechen. Hundert Louisd'or waren nicht weniger, als der vierte Theil seines ganzen Vermögens. Er schüttelte den Kopf. Der Engländer hatte zwar ein ehrliches Gesicht, und nichts weniger als das Ansehen eines herumziehenden Glücksjägers; allein hundert Louisd'or waren der vierte Theil des Vermögens, und diesen sogleich einem Fremdling zu leihen, hieß wohl etwas leichtsinnig. „Reinethalben,“ dachte Rasimir, „betrügen wird er mich nicht. Und könnte er das — ei nun, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß mir so etwas widerfährt; es geschieht dann nicht wieder.“

Der Engländer ging in der folgenden Mitternacht wieder im Zimmer auf und ab und weinte. „Der Mann ist noch unglücklicher, als ich bin!“ dachte Rasimir bei sich: „Der weint gewiß nicht einer Geldverlegenheit willen. Er soll das Geld haben.“

Mittags bei Tische war Dunkan zwar nicht viel redseliger, als sonst, doch freundlicher. Wenn er schwieg, hatte er etwas Nichtsagendes und doch Finsteres in seinen Zügen. Sobald sich aber beim Sprechen diese Gesichtszüge belebten, schien er ein ganz anderer Mensch zu sein. Er war ein seelenvoller, liebenswürdiger Mann. Rasimir fühlte innige Zuneigung für ihn. Der Britte blieb einsilbig und kalt; Rasimir war zärtlich, und suchte Alles auf, ihn zu zerstreuen. Es gelang, ihn zu Spaziergängen zu bewegen. Da, auf einsamen Wanderungen, näherten sich beider Herzen.

Dunkan war ein feiner, geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann. Die Schriften der ältern und neuern Weltweisen, die Schicksale und Geseze der Nationen wurden der Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Nebenbei erfuhr Dunkan, wer Kasimir sei, und dieser hingegen erfuhr, daß Dunkan wegen einer traurigen Begebenheit die heimatliche Insel verlassen und den Vorsatz gefaßt habe, ein wenig in der Welt herumzuschwärmen. Hatte Kasimir sein Tagesgeschäft vollbracht, kam Dunkan Abends zu ihm, ließ durch seine Bedienten Bunsch auftragen und blieb bis tief nach Mitternacht bei Morn im Gespräch. Von dem bewußten Darlehen ward nie eine Silbe gesprochen.

Kasimir war mit seinem neuen Bekannten so sehr verbunden, daß er zum ersten Mal den Werth eines Freundes empfand. Auch schrieb er Karolinen in allen Briefen nur von ihm. Das Mädchen fühlte beinahe etwas Eifersucht.

Als das versprochene Geld ankam, trug er es Abends dem Briten in die Stube. Dieser sezte sich, schrieb einen Schuldenbrief und dazu die Adresse seines Hauses in England. „Es ist nur,“ sagte Dunkan, „falls ich in einigen Wochen sterben sollte, ehe ich meine Schulb selber abtragen könnte. In dem Fall schicken Sie diese Schrift nur nach London, und dazu noch diesen Brief hier.“ Dunkan gab ihm einen verschlossenen Brief, und umarmte und küßte mit Rührung den Helfer in der Noth.

Es mochte für beide eine gleich wohlthuende Entdeckung sein, daß sie, nun die Trennungsstunde näher kam, wahrnahmen, wie werth in den wenigen Wochen ihres Beisammenseins Einer dem Andern geworden war.

Beim Abschiede sprachen beide wenig. Thränen im Auge, drückten sie einander an die Brust.

Der fürstliche Namenstag.

Es war um Kasimir Alles öde und leer, da ihm Dunkan fehlte. Er hatte wirklich einen Mann verloren, den er von Herzen liebte; einen Freund, mit dem sein eigenes Gemüth im schönsten Zusammenklang stimmte, eben weil sie beide in ungleichen Verhältnissen gleiche Weltansichten hatten.

Jetzt ward ihm die Arbeit noch mehr Bedürfniß, als vorher; sie mußte zugleich für ihn Zerstreuung und Beruhigung sein. Dunkan und Karoline waren seine Sehnsucht und sein Traum. „Ich bin ein recht glücklicher Mensch!“ rief er: „Ich darf die edelsten Menschen lieben und genieße ihre Liebe.“

Nach sieben thätigkeitsvollen Monaten war die Aufgabe des geheimen Kabinetstaths von Bitterblatt vollendet. Man kehrte in die Residenz zurück, und ähntete Ruhm und Beifall. Der Kurfürst war mit der Arbeit so wohl zufrieden, daß er den Präsidenten der Kommission mit dem Verdienstorden schmückte und den beiden alten Kammerräthen Gehaltszulagen gab. Nur an den guten Sekretär Morn dachte keine Seele. Er ward nicht einmal genannt, ungeachtet Alles sein Werk gewesen.

Bloß der Präsident Bitterblatt blieb ihm dankbar, desgleichen dessen Vater, der Kabinetstath. Er ward von beiden oft zu Tische gezogen. Fräulein von Bitterblatt, die Schwester des Präsidenten, fand den jungen Mann sehr anziehend, und wäre er nur kein Bürgerlicher gewesen, sein Glück würde nicht gefehlt haben. Sobald aber der Kabinetstath bemerkte, der hübsche Morn sei seiner Tochter fast interessanter, als der Ruhe ihres Herzens ersprißlich werden dürfte, lud er ihn seltener zu sich ein, und endlich gar nicht mehr. Morn erinnerte ihn noch einmal schüchtern an die Hoffnungen, die er ihm wegen einer Anstellung in den neu erworbenen Landen gegeben. „Lassen Sie mich dafür sorgen!“

der Kabinetstrath, und klopfte ihm gütig auf die Achsel: „Ich habe schon mehr als einmal Se. kurfürstliche Durchlaucht von Ihren Talenten unterhalten. Warten wir ruhig den Namenstag des Kurfürsten ab, an welchem gewöhnlich die großen Beförderungen vorgenommen werden. Ihr Name wird ohne Zweifel einer der ersten auf der Liste sein.“

Damit mußte Herr Morn sich wieder beruhigen. Weil er nun seiner Beförderung so gut, als gewiß, war, und der Kabinetstrath ihm sogar die Frage vorlegte, welche Stelle ihm die angenehmste sein würde? äußerte er ganz unbefangen, daß er am liebsten eine in der Residenz zu erhalten wünschte. Denn er dachte an Karoline, von der er doch nicht gern weit getrennt leben wollte. „Dazu sann Rath werden!“ sagte der Kabinetstrath. „Freilich, einen Mann wie Sie, hätte ich gerne auf einem der ersten Posten in der neuen Provinz gesehen. Allein, da Sie vorziehen, bei uns zu bleiben, laß' ich mir auch dies gefallen. Freilich, eine so vortheilhafte, einträgliche Beamtung hier in der Hauptstadt wird sich etwas schwierig ausmitteln lassen. Vielleicht aber gibt man dem alten Kammerrath Walbers eine Pension, und läßt Sie dafür einzurücken. Wäre Ihnen das recht?“

„Mehr wünsche ich mir nicht!“ sagte Morn mit frohglühendem Gesicht. „Gut! gut!“ erwiderte der Kabinetstrath mit biederem zuversichtlichem Ton.

Der Winter verfloß unter anmuthigen Hoffnungen. Karolinen's Schönheit und Treue waren unwandelbar.

Wollte sich Mismuth in Kasimirs Herz schleichen — ein Lächeln, ein Blick der Geliebten brachte den hellen Himmel wieder.

Endlich kam der März, der lang ersehnte Monat, der den Namenstag des Kurfürsten brachte. Die Beförderungslisten erschienen; die Patente wurden vertheilt; Glückwünsche fuhren auf den Straßen umher. Morn blieb den ganzen Tag im Sim-

mer, damit ihn der kurfürstliche Kanzleibote ja nicht verfehle. Das Geschenk für dessen Bemühung lag abgezählt und in Papier gewickelt auf dem Schreibtisch. Es warb Nachmittag, es warb Abend. Sein Aufwärter holte aus der Hofbuchdruckerei die Verbesserungssliste, sobald sie abgedruckt war — — aber in der ganzen Reihe von Namen fehlte der Name Morn: Auch kam kein Kanzleibote, den Druckfehler zu verbessern. Es warb finstere Nacht. Bälle, Gastmähler und Freudenfeste waren in der ganzen Residenz. Aber der brave Kasimir war vergessen wieder, wie sonst. Er saß in dem Sorgenwinkel seines Sofa's einsam und trauerte.

Trübe Aussichten.

Es war eine traurige Nacht für ihn. Er sah sich in seinen sichersten Erwartungen betrogen. Sechs Jahre lang hatte er treu und fleißig dem Staat ohne Sold dienen müssen, immer mit Hoffnungen gespeiset. Durch seine stille Hilfe hatten Andere, von geringerer Geschicklichkeit, Ansehen und Vermögen gewonnen, z. B. der Sohn des Kabinetaths war Kammerpräsident geworden. Er hatte den größten Theil seines Vermögens verzehren müssen, und jezt kaum noch zweitausend Gulden, kaum noch für zwei Jahre aus eigenen Mitteln zu leben — dann war er zum Betteln verarmt. Er sah, seine Arbeitsamkeit, seine Talente, seine Dienstgefälligkeit, seine Kenntnisse halfen ihm nichts. Unwissende Menschen, selbst anerkannt schlecht denkende Menschen, vertraten ihm überall den Weg, wenn sie nur Geld, Fürsprache und Ränke hatten, schmeickelten, sich zuzubringen wußten.

Morn war immer der redlichste, glückswürdigste Mann gewesen; aber das Glück hatte nichts für ihn gethan. Was er hatte,

war nur Frucht seines Verdienstes und seiner Tugend: und dies war so wenig, daß er, ehe zwei Jahre vergingen, Bettler werden konnte.

Auf Karolinsens Hand durfte er gar nicht hoffen. Das Schicksal schien ihm nur ihre treue Liebe zu geben, um ihn noch schmerzlicher zu kränken.

Sein ganzes bürgerliches Dasein fing an zu wanken. Der Egoismus der Menschen, welcher nur für sich fordert und den Aethlichen verachtet, erschien ihm in seiner vollen Grelchastigkeit. Erinnerungen an die heuchlerischen Liebfosungen, Versprechungen und alle Falschheiten der Großen seit sechs Jahren empörten ihn. Alles, was er bisher an Andern so gern zu entschuldigen gesucht hatte, ihre Parteilichkeit, ihre Gewinnsucht, ihren kleinlichen Stolz, ihren Neid, ihr Lüstern jedes Bessern und Beglücken, erblickte er in der abscheulichen Wahrhaftigkeit. Er konnte sich nicht länger mehr darüber täuschen, daß der größte Theil der Beamten den Staat und dessen Aemter und Einkünfte nur, als Hilfsmittel, betrachten, ihrem Hochmuth und Ehrgeiz, ihrer Schwelgerei, ihrer Geldgier oder andern ausschweifenden Begehrungen gütlich zu thun.

Die ganze Nacht durchwachte er in traurigen Betrachtungen dieser Art. Als der Morgen kam, hatte er für sein künftiges Leben noch keinen Plan gemacht. Denn bei seinem verschwundenen Vermögen konnte er nicht länger auf Anstellung warten; und eine subalterne Bedienung, die ihren Mann wohl hätte karglich nähren können, schämte er sich in seinen Verhältnissen, in der Residenz, und im Bewußtsein des eigenen Werthes anzunehmen. Am liebsten wäre er weit weggezogen, wo ihn Niemand kannte, in eine Ginde, in ein armes Dorf, wo er sich von seiner Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu verschaffen im Stande gewesen sein würde. Es war ihm süß zu träumen, dort auf Lebenszeit die Menschen zu meiden, und nur an Duncan und Karoline zu denken, wie an

zwei bessere Wesen unter Millionen Kleider, die eben so viele freiwillige Opfer der niedrigsten Leidenschaften wären.

Die Sitte brachte es mit sich, daß er nun ausgehen und den Glücklichen Glück wünschen und sich ihrer Guld empfehlen sollte. Aber seine Verachtung der Menschen und sein Mißmuth war zu groß. Er schrieb an den neuen Kammerpräsidenten, sandte ihm sämmtliche Akten, welche ihm zugewiesen waren, und zeigte ihm dabei an, daß er glaube dem Staate lange genug gebient zu haben, und hiermit von allen Geschäften scheide.

Dies abgethan, warf er sich aufs Bett und hielt einen langen, erquickenden Schlaf.

Der Geburtstag.

Als er erwachte, war es schon Nachmittag. Die Aufwärterin vom Hause brachte ihm zwei Billets und einen Strauß von blühenden Schneeglöckchen. Erst jetzt fiel ihm bei, daß sein Geburtstag sei. Er that einen tiefen Seufzer.

Das eine Billet war vom Kammerpräsidenten Herrn von Bitterblatt, das andere von Karolinen. Er kannte beider Handschrift. „Erst das Bittere!“ sagte er, und öffnete das Schreiben des Präsidenten. Heimlich beschlich ihn doch wieder die Hoffnung, man werde seinen Verlust sehr ungern sehen; man werde ihn bitten, sich nicht zu überellen; man werde ihm neue und festere Aufzeichnungen geben; und heimlich hatte er schon den Unankbaren vergehen. Er las, und fand von Allem, was er erwartete, nichts. Der Präsident bedauerte recht höflich, daß Morn solchen Entschluß genommen habe, zeigte den Empfang der Akten an, und blieb sein gehorsamster Diener.

„Also das der Lohn des sechsjährigen unbezahlten Dienstes!“ sagte Morn, und zerdrückte den Wisch des Präsidenten in seiner

verweigerten. Er führte seinen einzigen und besten Freund, einen jungen Mann aus einer der ersten englischen Familien, der von Reisen zurückkam, in die Bekanntschaft seiner Angebeteten ein. Dieser hatte ihm versprochen, bei den feindseligen Aeltern für ihn zu arbeiten. Aber der Treulose, welcher Dunks Braut selbst lieb gewann, warb für sich selbst. Obgleich ihn das Mädchen ver- schmähte, gaben ihm doch die Aeltern die Hand ihrer Tochter. Die Unglückliche starb am Abend vor der Hochzeit schnell hin: die Rede ging, durch Selbstvergiftung. Dunks war in Verzweiflung. Er suchte den falschen Freund auf. Beide fuhren nach Calais. Da schlugen sie sich. Dunks suchte Rache und eigenen Tod. Es fehlte wenig, er hätte den letzten gefunden. Ein Stich durch den Leib brachte ihn dem Grabe nahe. Der Mann, welcher ihn unglück- lich gemacht hatte, flog nach Amerika. Dunks ward nach einem Vierteljahre geheilt von der gefährlichen Wunde, nicht von der Schwermuth. Die Aerzte empfahlen ihm Luftveränderung, Zer- streuung auf Reisen, und er ließ sich einpacken und in die weite Welt hinaus schicken.

Kasimir erzählte nun auch seine eigene Geschichte. Dunks hörte sie sehr theilnehmend an.

„Du hast nur gemeine Egoisten betrogen,“ sagte Dunks, „nur selbstsüchtige Böbelseelen; mich aber betrog mein einziger Freund, den ich von Kindheit an besaß. Deine Geliebte lebt noch; die meinige ist mir auf ewig verloren. Dir ist noch zu helfen, mir nicht mehr. Du möchtest in eine Einöde ziehen; ich würde, wenn es dir Ernst wäre, mit dir gehen. Aber dir ist noch zu helfen, mir nicht.“

„Mir zu helfen!“ sagte Kasimir seufzend, sah gen Himmel und legte beide Hände auf die Brust: „Lieber Gott, guter Dunks, du kennst hier zu Lande die Leute nicht.“

„Die Leute hier zu Lande sind wie Leute bei mir zu Lande,

lieber Morn. Ich gebe dir mein Wort, wenn du mir nicht hinderlich sein willst, helfe ich dir zu Allem. Ich freue mich, einen tollen Scherz zu spielen. Der süßige Käsekrämer gibt dir seine liebenswürdige Tochter, und seine Million dazu. Deine Minister geben dir Ehrenstellen und Orden und was du verlangst. Das Alles läßt sich ohne Hererei machen. Aber um ein schönes Mädchen zu bekommen, muß man nicht bloß brav und hübsch sein; um eine Million zu bekommen, muß man nicht bedürftig sein; um Aemter und Würden zu bekommen, muß man nicht bloß geistreich, kenntnißvoll, thätig sein.“

„Und wie möchtest du es anstellen, Duncan?“

„Ganz einfach. Stoß' an mit deinem Glase! Gelobe mir, kein Wort dagegen zu sagen, wenn ich die ganze Stadt in den April sprengte. Es wird Alles ganz ehrlich zugehen.“

„Gut, Duncan; aber wie willst du's machen?“

„Ich muß erst meine Leute kennen lernen, muß ihnen auf die Zähne fühlen, muß erst mein Schlachtfeld untersuchen, auf welchem ich für dich kämpfen will. Dann wird sich Alles von selbst ergeben. Vor allen Dingen thue mir aber den Gefallen, nimm meinen schönen Wiener Wagen und meinen deutschen Bedienten von mir an, als die deinigen. Ein paar Pferde dazu kaufe ich dir morgen. Fahre dann alle Tage fleißig spazieren, aber ohne mich, damit man nicht glaube, die Equipage gehöre mir. Denn ich will kein Aufsehen erregen, sondern du sollst die Augen auf dich ziehen. Deiner süßen Nachbarin melde zur Erklärung des Räthsels ganz einfach: du habest ein beträchtliches Vermögen in England gewonnen; damit holla!“

Morn zog die Augenbraunen finster zusammen: dennoch mußte er über den Einfall lächeln. Er hatte an Duncan sein Wort gegeben, ihn schalten zu lassen; am Urtheil der Residenzstadt war ihm ohnehin nichts gelegen. Es mochte ausfallen wie es wollte,

er würde die Stadt und das ganze Kurfürstenthum ohnehin verlassen haben. Auch der Geist des Punsches, welcher seinem innern Tone eine höhere Stimmung verlieh, machte es ihm leicht, in Alles zu willigen, was sein Dunkan ihm wegen des Betragens in der Folge vorschrieb.

Die Equipage.

Folgendes Morgens war Dunkan früh in den Kleidern. „Ich muß dafür sorgen, daß du schon den Nachmittag ansfahren kannst!“ sagte er, und schloß den guten Morn in seine Arme. „Ach, Morn, du kannst glücklich werden, nur ich kann es nicht mehr!“ rief er in trauriger Gemüthsbewegung, und seine Augen verfinsterten sich wieder von Thränen: „Aber — du trefflicher Mensch, du bist mein Freund. Das tröstet mich. Bei dir hoffe ich, wenn auch nicht glücklich, doch wieder getröstet und ruhig zu werden.“

Morn wollte ihm den seltsamen Plan wieder ausreden; aber Dunkan blieb bei seinem Entschluß. Indem erschien Karoline Romanus gegenüber am Fenster. Sogleich ergriff Morn seinen Freund, führte ihn ans Fenster, zeigte ihm die Tochter des Millionärs, und umarmte und küßte ihn vor derselben. Der ihr wohlbekannte Name Dunkan war eben so schnell hinüber geschrieben. Sogleich hing ein rosenfarbener Strickbeutel an Karolinnens Fenster, was in der Fernschreibesprache hieß: „Ich bin darüber entzückt!“

„Wahrhaftig!“ rief Dunkan, als er die wunderholbe Gestalt drüben erblickte: „das darf kein Punschsπάschen bleiben!“ Und fort ging er, und ließ sich den ganzen Morgen nicht wieder sehen. Statt seiner kam bald Felix, Dunkans deutscher Bediente, um sich Kassimirs, seines neuen Herrn, Gnade zu empfehlen, und zu berichten, welche Kenntnisse und Geschicklichkeit er besäße.

„Vergesst nicht die vornehmste: Treue und Keblichkeit!“ sagte Morn.

„Keblichkeit werde ich Ihnen beweisen,“ antwortete Feltz, „Treue werden Sie mir einflößen, gnädiger Herr.“

Die Antwort gefiel; Feltz ward in Dienst genommen unter denselben Bedingungen, wie er bei Dufkan gestanden war.

Gegen Mittag ließ sich der Graf Krebs melden.

„Vor allen Dingen gratulire ich erst zu meinen beiden göttlichen Schecken, scharmanter Freund!“ rief der Graf. „Sie haben da eine himmlische Acquisition gemacht. Ihr Homme d’Affaires ist ein Teufelskerl; er versteht sich auf die Sache, wie der perfekteste Köpftamm. Aber nun erlauben Sie, scharmanter Freund, daß ich bei Ihnen meine blutigen Thränen weine. Die beiden Schecken sind mir an Leib und Seele gewachsen. Wäre ich in dem Augenblick nicht ein wenig in meinen Finanzen derangirt, der Kurfürst hätte mir seinen ganzen Marfcall dafür vergebens geboten.“

„Aber Sie sind doch bezahlt, Herr Graf, oder muß ich . . .“ flüchtete Morn, und ward feuerroth.

„In der Ordnung, Alles in der Ordnung!“ fiel ihm der Graf ins Wort. „Davon ist keine Rede. Aber ich komme eigentlich in ganz anderer Absicht. Ich muß Ihnen das Gut des Barons Wölpern ausreden, das elende Dreileben! Auf Ehre, die Einköde rentirt nicht anderthalb Prozent. Er fordert hundert und fünfzigtausend Gulden. Haben Sie es schon gesehen?“

„Nein, Herr Graf.“

„Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen auf Erden und im Himmel heilig ist, Sie müssen die Wüstenet sehen; eine Stunde umher kein Dorf, unter den Fenstern nichts als der Rhein, hinten aus Berge und Wälder. Nein, Sie müssen das Alles sehen, um vor Entsetzen davon zu laufen. Wenn Sie einmal Lust haben, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, göttlicher Mann, so

gebe ich Ihnen den Rath, kaufen Sie Dreileben. Herr, bei Ihrem Vermögen, das Ihnen das Glück zugeschleudert hat, werden Sie das Auge auf etwas Besseres werfen. Ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem Glück. Eben darum komme ich her. Sehen Sie, ich gebe Ihnen mein schönstes Gut — ein wahrer Fürstensitz ist's — mitten zwischen weiten Kornfeldern; Boden wie Gartengrund — Wald, Rebberge, Wiesen, Gerichtsbarkeit. — Sehen Sie, Alles gebe ich Ihnen um hundert und neunzigtausend Gulden baar Geld. Denken Sie, nur drei Viertelstunden hier von der Residenz! Nur was ich an Verbesserung der Gebäude verschwendet habe, kostet mich — — warten Sie, ich habe die Beschreibung in der — nein, ich bin des Lobes! ich ließ sie auf dem Pulte bei Hause liegen. Wissen Sie, Seelenfreund, am besten ist es, Sie besuchen mich, sehen das Gut.“

Der Graf fuhr noch lange in diesem Tone fort. Man merkte bald, das Dunkan angefangen habe, seinen Aprilspass zu spielen. Er versprach, wenn er Zeit habe, wolle er den Nachmittag hinauskommen. Der Graf empfahl sich unter den höchsten und theuersten Schwüren ewiger Freundschaft.

Dunkan war Mittags bei Tische sehr aufgeweckt; Morn gar nicht. „Du wirst mir die Menschen nur noch verächtlicher machen!“ sagte er zu Dunkan: „Denn eben dieser Graf Krebs würdigte mich sonst keines Blickes. Ich war erstaunt, ihn sich zu mir bemühen zu sehen.“

„Werden die Menschen dir verächtlicher,“ sagte Dunkan, „so ist es nicht meine, sondern der Menschen Schuld, daß sie so kleinlich sind. Gleichviel, wenn ich nur dabei in deinem Herzen gewinne. Auf die erste Frage im Hotel, in welchem meine Bediente sind, wies mich der Wirth wegen der Pferde an den Grafen Krebs. Die Thiere sind werth, was ich für sie zahlte. Der Wirth, als er hörte, der Zug sei für dich, du wärest ein reicher Mann, konnte

er mir deine Verdienste und Tugenden nicht genug rühmen. Als ich mich wegen eines anzukaufenden Landgutes für dich erkundigte, ward sogleich ein Mäkler berufen, der mir deren zehn antrug. Graf Krebs nannte dich gerade einen Gott, behauptete, du hättest schon vor zehn Jahren verdient, Premierminister im Lande zu sein; es würde dann wohl ganz anders im gesammten Kurfürstenthum stehen. Mir gefäkt diese Posse ungemein. Sie zerstreut mich. Ich will die Sache weiter treiben. Sie läßt sich nicht übel an.“

Nachmittags fuhr Morns Equipage vor, eine Chaise im neuesten und reinsten Geschmack. Der Graf Krebs hatte Recht, um seine Schreden Blut zu weinen, denn es waren ein Paar herrliche Rosse. Morn setzte sich ein, und fuhr selber. Sein Felix, in blaßgelber Livree, sprang ehrerbietig hinten auf.

Die ganze Straße war lebendig geworden; denn vor dem Hause, in welchem der Erreferendar wohnte, pflegte nie ein so glänzendes Fuhrwerk zu halten. Man wartete lange in der ganzen Nachbarschaft, wer einsteigen würde. Als aber Morn erschien, und der Bediente ihm mit großer Ehrerbietung einsteigen half, dann hinten auf sprang, Morn wegfuhr — gab es links und rechts zu rathen. Daß Karolinen auch ihr schwarzes Haupt zum Fenster hinaus streckte, versteht sich von selbst.

„Ich gäbe meine sechs Kreuzer darum,“ sagte Herr Romanus zu seiner Tochter — er hatte die sechs Kreuzer noch für Häring in der Hand — „wenn man mir sagen könnte, wem die Chaise und der Bediente gehören.“

„Das wäre leicht zu erfahren,“ antwortete Karoline, „fragen Sie doch nur die Frau Weber selbst, bei der Herr Morn wohnt. Sie steht noch vor dem Hause.“

„Gast doch Recht; das hab ich umsonst!“ sprach er, steckte die sechs Kreuzer ein und ging zur Nachbarin.

„Et du lieber Gott!“ sagte Frau Weber zu ihm: „Wem

denn anders, als dem Herrn Referendar? Du mein Heiland, wissen Sie denn aber nicht, was er für ein Glück gemacht hat? Nun, ich gönne es ihm wohl. Er ist ein wahrer Engel von Mann. Ganze Wagen voll Geld sind für ihn aus England angekommen. Er ist der reichste Mann im ganzen Lande unsers gnädigen Kurfürsten geworden. Er hat gehandelt, und das ist ihm gelungen. Sein Bedienter hat es mit selbst gesagt, und der hat's vom englischen Kaufmann, der jetzt beim Herrn Referendar wohnt.

Herr Romanus sah die Frau mit einem stieren, durchdringenden Blicke an, und konnte, als hätte ihn ein Kinnbackenkrampf ergriffen, den Mund nicht wieder aufthun. Er ging heim und warf sich nachdenkend in seinen lebernen Lehnstuhl im Gewürzladen hin. Klunk tanzte Karoline die Treppe herab zum Vater, um von ihm das Neueste zu hören. Er antwortete lange nicht; denn von Morn sprach er nie, oder nur in der höchsten Noth. Endlich rief er mit einem schweren Seufzer: „Solch einem Augenichts, Pflastertreter und Spitzbubensohn, dessen Vater mich um mein ganzes Vermögen betrogen hat, gibt's der Himmel im Schlaf; und ich ehrlicher Mann plage mich Tag und Nacht, und Jahr um Jahr, mein ganzes Leben hindurch mühselig von einem rothen Kreuzer zum andern! Ist das Gerechtigkeit? Womit hab' ich das verdient?“ — Er war dem Weinen nahe. „Aber,“ fuhr er plötzlich auf, „wer weiß auch, ob's wahr ist. Wagen voller Geld! Pah! von England! Pah! durch Handel! Pah! ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen, Frau Weber.“ rief er, und schob sich die pechschwarze Stuhlperrücke dreimal um den Kopf herum; dann rieb er die flachen Hände zusammen, daß sie hätten brennen mögen.

Es gab die neue, modische Equipage des Referendars Morn zu manchen ähnlichen Gesprächen in der Residenz Anlaß. Denn sie war durch ihre Form selbst dem Kurfürsten ausgefallen, vor dessen Palaß der Erreferendar vorbeigefahren war. Der Kurfürst

fragte darum den geheimen Kabinetstath Witterblatt; dieser glaubte den Exreferendar Morn darin erkannt zu haben. Man rieth her und hin, und vergaß die Sache wieder.

Der Millionär.

Am folgenden Tage ward sie desto reger. Dunkan hatte zwar gegen Personen, mit denen er wegen Morn in Verührung gekommen, nur geäußert, diesem sei aus England ein beträchtliches Vermögen zugefallen; aber wenn man nach den schönsten Rittergütern herumfragt, in Equipagen fährt, wie ein Fürst, hat das Wörtchen „beträchtlich“ ein beträchtlicheres Gewicht. Graf Krebs, der immer im Superlativ zu reden gewohnt war, schwor bei allen Göttern, Morn sei der reichste Privatmann im ganzen Kurfürstenthum, ein Millionär; er spiele nur mit Hunderttausenden; er müsse in Ost- und Westindien ganze Provinzen besitzen.

Nichts pflegen die Leute lieber zu glauben, als das Unglaubliche. Einen einfachen, rechtschaffenen Mann zu verachten bei aller seiner Tugend, fällt Keinem sehr schwer; aber einen Schwärmer oder Narren für heilig zu halten, kostet am Ende wenig Mühe. Man macht Kinderleicht den Weisesten lächerlich; hingegen wenn ein Gafner Teufel beschwört, ein Cagliostro Wunder verrichtet, hängen ihm Hohe und Niedere an. Hätte man gesagt, Morn besitze seine Hunderttausend Gulden: es wäre zweifelhaft gewesen; aber Millionen — das mußte überzeugend sein.

„Sehen Sie, Papa,“ sagte der Kammerpräsident zu seinem Vater, dem Kabinetstath von Witterblatt, „nun erklärt sich's, warum er sein Referendarat aufgab. Ich meinte anfangs, es habe ihn beleibigt, daß man ihn bei den Beförderungen vergessen.“

„Im Grunde war es ein dummer Streich,“ sagte der Kabinetstath, „daß man ihn überging. Aber wer konnte das voraussehen?

Und wär's auch nur deiner Schwester wegen gewesen. Ich glaube, das Mädchen hat Affektion zu ihm. Sie könnte gemach ins alte Register kommen. Eine avantagösere Parthie, als einen Millionär, findet sie nicht leicht für sich."

"Und für uns Alle, Papa. Ließe sich die Sache nicht redressiren?"

Man ging zu Rathe. Der Kabinetstrath nahm die erste Gelegenheit wahr, dem Kurfürsten die seltenen Talente und Verdienste des gewesenen Kammerreferendars zu rühmen. Man müsse einen solchen Mann dem Staate erhalten, besonders da Morn großes Vermögen gewonnen in Bankspekulationen und Aktienhandel. Man spräche von Millionen. Es wäre Schade, wenn solche Summen nicht ins Land gezogen, sondern außer Landes verzehrt werden sollten.

"Hm!" sagte der Kurfürst: "Mich nimmt Wunder, was Ihr Alle so plötzlich Morns Verdienste preisset. Schon der Finanzminister Rabe sprach mir ganz begeistert von ihm."

Dies Wort schoß dem Kabinetstrath aufs Herz; denn der Finanzminister hatte ebenfalls eine mannbare Tochter und brauchte Geld.

"Rabe behauptete sogar," fuhr der Kurfürst fort, "Morn habe, als Sekretär bei der Kommission in den neu acquirirten Landen, ohne Ausnahme Alles gethan, und Andere hätten sich Ruhm und Lohn zugeeignet."

Der Kabinetstrath lächelte kalt, während ihm vor Schreck und Zorn ganz übel ward, und er schwor im Herzen dem Finanzminister ewige Todfeindschaft.

An Morn war schon vom Finanzminister Einladung zu einer Unterredung gekommen. Morn erschien.

"Freund," sagte der Minister, "es freut mich, daß endlich mein innigster Wunsch erfüllt ist. Lange ward wider Sie gearbeitet. Ich habe mit Erstaunen wahrnehmen müssen, daß Sie

bei der letzten Wahl übergangen wurden. Ich eilte zu Sr. Durchlaucht, offenbarte ihm ihre vielseitigen Verdienste, sagte ganz sans gêne, daß Sie eigentlich die Stelle des Kammerpräsidenten verdient hätten, die Bitterblatt an sich riß, und ich besetzte die Kabale. Auf meine Vorstellung hin geruhten Se. Durchlaucht, Sie in mein Departement zu versetzen. Herr geheimer Finanzrath, ich habe die Ehre, Ihnen hier das Diplom Ihrer Ernennung zuzustellen.“

Morn legte das Diplom, ohne es zu öffnen, schweigend auf den Spiegeltisch, dankte dem Minister für seine gütige Aufmerksamkeit, und — ein Zug von bitterm Verdruß schwebte dabei um seinen Mund — lehnte die Ernennung von sich unter allerlei Vorwänden ab.

Raum war er wieder in seinem Zimmer, fuhr der Kabinetstath Bitterblatt bei ihm vor. „Ich muß Sie selber auffuchen, theurer Freund,“ sagte er und umarmte Kasimir, „mir ist's, als hätte ich Sie eine Ewigkeit lang nicht mehr bei mir gesehen. Wir müssen einander nicht vergessen. Nur mir zum Todesverdruß hintertrieb Rabe Ihre Ernennung bei der Kammer, um Sie in den Finanzrath zu bringen. Das verzeihe ich ihm in meinem Leben nicht. Apropos, meine Tochter gibt morgen ihren Freunden und Freundinnen einen Ball. Sie hat verlangt, ich müsse Sie selber einladen, damit Sie ja nicht fehlen. Ich hoffe, Sie geben uns keinen Korb.“

Er bekam ihn dennoch. Kasimir erwiderte die zärtlichen Herzlichkeiten des Kabinetstaths mit kalten Höflichkeiten, und entließ ihn in halber Verzweiflung, doch ohne ihm alle Hoffnung zu nehmen. Kasimirs Menschenhaß ward durch dies Betragen der Leute noch gesteigert. Er verachtete Alle, und sehnte sich in die tiefste Einsamkeit, um nicht täglich Zeuge so mannigfaltiger Verworfenheit zu sein. Schmeicheleien tränkten ihn jetzt ärger, als die ehe-

maligen Zurücksetzungen, und je emfiger man ihn erhob, je tiefer fühlte er sich erniedrigt.

„O die Glenden!“ sagte er zu Dulkan: „Glauben sie denn, ich sei so erbärmlich und verächtlich, wie sie? Meine sechsjährige Treue und Aufopferung galt nichts; aber das bloße Gerücht, ich sei reich, ändert alle Ansichten. Möchte ich nun ein Dummkopf, ein boshafter Mensch sein — man hält mich für einen Millionär, und ich gelte für den verdienstvollsten, achtungswürdigsten, geistreichsten, edelsten Mann. Die Komödie ekelt mich an, Dulkan.“

„Mich belustigt sie. Das Hauptstück fehlt noch, lieber Morn. Die schöne Romanus muß erobert werden!“ sagte Dulkan.

Der Sieg.

Die Eroberung war schon halb und halb gemacht, ohne daß es den beiden Freunden ahnete; denn der alte Romanus, der gegen Karolinen fast nie ein Wort von Morn sprach, hatte ihn seit einigen Tagen vom Morgen bis zum Abend auf der Lippe. An der Million ließ sich nicht mehr zweifeln, seitdem es stadtkundig geworden, Morn habe seine Ernennung zum geheimen Finanzrath ausgeschlagen; der Minister Rabe und der Kabinettsrath Bitterblatt wären Lobfeinde und Nebenbuhler, ihn zum Gibam zu haben.

„Und er wird wohl das Fräulein Bitterblatt nehmen!“ sagte Karoline mit hinterlistiger Traurigkeit, um ihren Vater zu belauschen.

Der Alte antwortete keine Silbe darauf, sondern stierte auf seine Fingerspitzen hin, wie wenn er schwere Rechnungen hätte. „Und wie viel kann sie denn im Vermögen haben?“ fing er dann nach einer Weile an: „Paß, das sind Vossen. Es ist eine halb ausgehaufete Familie. Das allein gefällt mir an Morn, daß er

Alles ehrlich und redlich im Handel erworben hat. Aber — sein Vater war doch bei dem Allem ein Spitzbube, der mich blutarm gemacht hat. Nicht dreißig Kreuzer bekomme ich zurück.“

Indem ward angepöcht. Der wohlbekannte fremde Herr trat herein, nämlich Dunkan. Karoline wurde feuerroth. Romanus machte sich groß und lang.

„Ich hätte mit Ihnen, Herr Romanus, ein kleines Geschäft zu machen, wenn Sie die Hand dazu bieten wollen!“ sagte Dunkan. „Es käme dabei für Sie ein artiger Vortheil heraus.“

„Ein Geschäftchen? Ich bin zu Derselben Diensten. Sehen Sie sich doch.“

„Herr Morn, dessen Geschäfte ich bisher in England zu verwalten die Ehre hatte, möchte sich jetzt in Ruhe setzen, da er so viel hat, als er zum Leben braucht.“

„In Ruhe? Ei, ei!“

„Er hat das Gut Dreileben am Rhein gesehen, und hätte Lust, es zu kaufen.“

„Dreileben? Ei, ei! Warum Dreileben? Es ist gar weitläufig, es wird theuer, theuer kommen!“

„Ich vermute, Herr Morn hält viel auf den Namen. Er sagte einmal, das sei, was er wünsche; ein abgelegenes Paradies für Drei, die beisammen leben möchten. Er verstand unter diesen Drei sich, seine künftige Gemahlin und einen guten Freund, worunter er die Güte hatte, mich zu verstehen.“

Karoline ward wieder roth; sie mußte sich ab, gegen das Fenster, wenden.

„Aber Sie haben Recht, Herr Romanus. Der Baron Wölpern hat das Gut hoch im Preis. Er verlangt hundert und fünfzigtausend Gulden, wird es aber baar in Gold bezahlt, hundert und dreißigtausend. Herr Morn will zwar baar zahlen. . . .“

„Baar? Ei, ei!“

„Doch ist der Preis unmäßig. Er wünschte, daß Jemand, der das Handeln und Dingen besser verstände, als er, für ihn den Kauf machen möchte. Er verspricht dem Mittelsmann für jedes abgehandelte Tausend eine Belohnung von hundert Gulden. Nun behauptet er ferner, Niemand in der ganzen Stadt könne das Geschäft besser besorgen, als Sie, Herr Romanus . . .“

„Gehorsamer Diener. Ich liebe die Komplimente nicht.“

„Und wollten Sie die Güte haben, sich damit zu befassen . . .“

„Zu Befehl.“

„Er bedauert daneben, daß Sie seit mehreren Jahren mit ihm sehr gespannt leben.“

„Kleinigkeiten.“

„Er hat mir erzählt, daß er anfangs sein mäßiges Vermögen bei Ihnen habe in die Handlung geben wollen, statt es in England anzulegen; daß er auch nachher noch im Sinn gehabt, mit Ihnen in den brittischen Fonds und Aktien gesellschaftlich zu spekuliren, — aber Ihre Kälte gegen ihn —“

„Wiß, ich sage ja, Kleinigkeiten, wahre Kleinigkeiten!“

„Sie hätten dabei eine artige Summe proffittirt.“

„Aber was kann ich armer Mann dafür? Warum war der Herr Morn so boshaft, und sagte mir armen Mann kein sterbendes Wörtchen? Konnte er sich denn nicht besinnen, daß mich schon sein Vater höchst unglücklich gemacht hatte?“

„Doch um auf Dreileben zu kommen und ihr Geschäft dabei?“

Herr Romanus ging ärgerlich ab und an. „So gering auch ein Gewinn sein mag,“ sagte er: „ein ehrlicher Handelsmann kann in so betrübten Zeittäufen nichts von der Hand lassen.“

Nach acht Tagen war der Kauf geschlossen. Romanus machte sich dabei ein Proffittchen von tausend Gulden. Er ward ganz heiter, und ging selbst zu Kasimir, ihm den Kauf anzugehen.

„Nun,“ sagte er, „wir könnten wieder gute Freunde werden!“ und lächelte dabei etwas verlegen.

„Ich wünsche nichts sehnlicher, Herr Romanus!“ erwiderte Kasimir lebhaft. „Erfüllen Sie nur meine Bitte. Machen Sie mich glücklich, und Ihre Tochter glücklich.“

„Davon kann gar nicht die Rede sein, Herr Morn. Habe ich Ihnen nicht genug gesagt, daß ich durch Ihren Vater grundelend und arm, wie eine Kirchenmaus, geworden bin?“

„So arm doch nicht?“

„Zum Betteln, sag' ich Ihnen, zum Betteln. Sie sind jetzt ein feinschmecker Mann geworden — wenn ein Fünftel Edel-muth in Ihnen wäre, nur ein Gerstenkorn Erbarmens: so würden Sie mir erst wieder ersetzen, was ich an Ihrem Vater verloren habe.“

„Und dann?“

„Nun, dann würde ich Ihnen fußfällig danken.“

„Und Ihre Tochter?“

„Ja, und die Zinsen seit sieben Jahren?“

„Und wenn Sie die hätten?“

„Nun, dann wollte ich in der ganzen Stadt sagen, welch ein kruzbraver, rechtschaffener Mann Sie wären.“

„Und Karoline?“

„Apropos, es müßte nicht vergessen werden, ich gab die achtausend Thaler an Ihren Vater in Gold! Oh, Herr, die wichtigsten Louisd'or und Karolinen! Hätten Sie nur gesehen! Gott verzeihe mir die schwere Sünde, fluchen kann ich nicht, aber die Augen gehen mir über, wenn ich daran denke.“

„Und wenn ich Ihnen nun zum Gesaß fünfzehnhundert Karolinen für eine einzige Karoline geben würde?“

„Für welche Karoline?“

„Ihre Tochter.“

Wölpern lief umher und versicherte, es stehe mit dem Verkauf des Gutes schlimm, Morn könne nicht zahlen. Dufan trug unter der Hand Diesem und Jenem die prächtige Morn'sche Equipage zum Verkauf an. Die Miete im großen Hotel ward aufgekündet. Dies Alles breitete sich blitzschnell mit hundert Zusätzen verleumderischer Zungen durch die Residenz aus. Am ersten April aber ward Morns Verarmung außer allen Zweifel gesetzt, so sehr man sonst auch an diesem Tage alle unerwarteten Nachrichten, bloß des Datums willen, zu bezweifeln pflegte. Denn Morn fuhr schon in der Frühe bei allen seinen Freunden vor, um sie theils um Geldvorschüsse, theils um Bürgschaften, theils um eine Empfehlung beim Kurfürsten zu einer einträglichen Anstellung zu bitten. Alle, die ihn noch vor vierundzwanzig Stunden mit Versicherungen der Freundschaft überhäuft, ihn in ihren zärtlichen Umarmungen fast erstickt hatten, erstaunten, erschrafen bei dieser Verwandlung der Dinge. Einige bedauerten ihn höflich; Andere machten ihm kalte Entschuldigungen; Andere belächelten mit schadenstrohem Witz die Verschwindung seines Feenreichs; aber Keiner hatte für ihn Geld, Bürgschaft oder Empfehlung. Im Bitterblatt'schen Hause ward sogar ein großes Nachtmahl mit Ball und Feuerwerk wieder abbestellt, zu dem Morn auf denselben Tag mit seiner Gemahlin eingeladen gewesen war.

Am übelsten erging es dem alten Romanus. Zu dem kam der Baron Wölpern, begleitet von einem der ersten Advokaten der Residenz, und forderte von ihm, als Unterhändler wegen des Gutes Drelleben, Versicherung wegen der Zahlung. Romanus hatte zwar keine schriftliche Bürgschaft für Morn geleistet, aber doch beim Handel, um ihn zu beschleunigen und sich dabei Gewinn zu machen, mündlich und ziemlich zuversichtlich geäußert, daß er im Nothfall wohl Bürge und Zahler sein werde. Doch sein Ernst war das gar nicht gewesen. In solchen Fall niemals kommen zu

können, hatte er nie geträumt. Schon die bösen Gerüchte über Morns Unglück in England hatten ihm wahre Seelenangst verursacht, und die ausweichenden Antworten, welche Morn ihm gegeben, da er diesen bewegen befragte, hatten seinen Kummer nicht gemildert. Nun aber Wölpern mit dem Advokaten kam, nun er an der Armuth seines Schwiegersohns nicht länger zweifeln konnte, nun er sogar für denselben zur versprochenen Zahlung aufgefordert ward, kam er fast von Sinnen. Wenige Stunden nach Wölperns Besuch rührte ihn der Schlag. Abends war der Gelbhals todt, weil er durchaus keinen Arzt annehmen wollte.

Dreileben.

Dieser plötzliche Todesfall änderte die ganze Gestalt der Dinge. Romanus hinterließ ein ungeheures Vermögen, mehr, als man selbst erwartet hatte. Morn war nun in der That der Millionär, für welchen ihn sein reich und wohlwollender Freund Dulkan bisher hatte gelten lassen wollen. Auf Morns Namen war Dreileben zwar gekauft, aber Dulkan hatte dazu das Geld gegeben, und durch einen besondern Vertrag zwischen Dulkan und Morn war es wieder das Eigenthum von jenem geworden. Dulkan, fast eben so menschenfeindlich als Morn, hatte beschlossen, mit seinem Freunde fern von Menschen in jener angenehmen Einsiedelst seine Tage zuzubringen. Morn wollte nur der Verwalter des Guts sein, weil er auch von seinem Freunde keine Wohlthaten annehmen mochte. Nun war Morn beinahe eben so reich, als der Brit. Dies änderte aber in den Verhältnissen der Freunde nichts ab.

Gingegen änderte es, wie ein Zauberstreich, abermals den Sinn der ganzen Residenz. „Er hat uns in den April schicken wollen!“ sagten Hohe und Niedere, und machten ihm wieder Besuche, trugen ihm Geld, Bürgschaften, Empfehlungen an, mündlich, schrift-

Ich, mit tausend Schwüren treuester und wärmster Freundschaft, stellten Feste an, sandten Einladungen, und waren an Güte unerschöpflich.

Morn sagte: „Ich bin aller der Niederträchtigkeiten satt! Komm, Karoline, komm, Dunken, in die Einsamkeit, weit weg von dem gleisnerischen, prunkenden Gefindel. Mir ist hier nicht länger wohl. Ich ward lange genug betrogen. Was soll ich mit den Leuten? Wozu länger Zeuge ihrer Erbärmlichkeit und Spiel ihrer Selbstsucht sein? Sei weiser, als Salomo, besser als ein Engel, deine Weisheit und Tugend, erheben sie sich nicht auf goldenem Fußgestell, gewinnen dir unter unsern Barbaren Bettelstab oder Schandpfehl. Gold aber abelt den Sklaven, heiligt den Bösewicht, macht die Megäre zur Grazie und den Flachkopf zum scharfsinnigsten Mann des Reichs.“

Sobald die Erbschaftsangelegenheiten berichtigt waren, Haus und Waarenvorräthe des verstorbenen Romanus ihre Käufer gefunden hatten, begab sich Morn mit seiner Gattin und seinem Freunde nach Dreileben, und ging von dem Tage an nie wieder in die Residenz.

Ungefähr sechs Jahre nach diesen Ereignissen kam ich im Gefolge unsers damaligen Erbprinzen in die kurfürstliche Residenz. Ich wußte aus frühern Zeiten, daß Morn daselbst, als Referendar, angestellt gewesen war. Es freute mich, bei dieser Gelegenheit einen alten Universitätsbruder zu umarmen. Gleich nach unserer Ankunft erkundigte ich mich nach ihm. Wenige kannten ihn. Endlich hörte ich, er wohne in Dreileben; brüte über seinem Geldkasten, wie weiland Romanus; mache bei allem Reichthum fast gar keinen Aufwand, und halte durchaus keinen Umgang.

Sobald es die Verhältnisse gestatteten, warf ich mich in den Wagen und fuhr nach Dreileben hinaus. Es war ein schöner Morgen. Ich freute mich, den Sonderling zu überraschen, und

bebauerte nur, daß er mit dem Golde des Krämers zugleich dessen Geiz geerbt hatte.

Ich fuhr durch eine Reihe fruchtbarer Felder einem Wald entgegen, in welchem, wie Bauern sagten, das Schloß am Rhein läge. Wie ich aber in den Wald hineinkam, war es kein Wald, sondern eine weitläufige Parkanlage, mit Wasserfällen, Blumenbeeten, Gebüschen, Irrwegen, Tempeln, Rasenbänken, Ruinen und Bildsäulen von Marmor, deren Schöpfung ungeheuern Aufwand gekostet haben mußte. Ein Schloß, oder schloßähnliches großes Landhaus, mit weitläufigen Nebengebäuden zur Feldwirthschaft, breitete sich vor mir zwischen wilden Kastanienbäumen und lombardischen schlanken Pappeln aus. Ueberall und weit umher von den geschornen feinen Rasenbeeten bis zu den mit köstlichen Drangerien beplanten Kunzgängen und den marmornen Bildsäulen herrschte ein edler Geschmack mit fast fürstlicher Verschwendung. Da war keine Spur des Geizes.

Ich stieg ab. Ein reichgekleideter Diener sprang herbei, und bebauerte auf meine erste Frage nach Herrn Morn, daß ich zu spät komme; die Herrschaft wäre in der Frühe verreiselt, und käme erst nach einigen Tagen wieder zurück. Ich kehrte mißmuthig um. Nach acht Tagen fuhr ich wieder hinaus, und erlebte das gleiche Mißgeschick. Die Herrschaft war abermals abwesend. Ich klagte Abends in einer Gesellschaft meinen Unfall. Man lachte. „Reisen Sie noch zwanzigmal nach Drelleben,“ sagte man mir, „und Sie werden noch zwanzigmal vergebens gehen. Das hätten wir Ihnen voraussagen können. Es wird dort Niemand vorgelassen, wer er auch sei. Mit Fernröhren wird jeder Besucher schon von weitem erkannt, und sogleich abgelehnt. Die Leute in Drelleben sind darauf abgerichtet. Wer einen Fremden sieht, meldet es auf der Stelle an die menschenscheue Herrschaft.“

So belehrt, schrieb ich an Morn einen Brief, daß ich ihn zu

sehen und von der Regel für mich, unter allen Fremden, eine Ausnahme gemacht wünschte. Es kam eine verbündliche Antwort zurück und zugleich die Versicherung, daß er für mich gewiß zu Hause sei. Doch bestimmte er mir Tag und Stunde, wann ich in Drelleben eintreffen sollte.

Schon im Garten kam er mit seiner Frau entgegen. Beide empfingen mich mit einer Herzlichkeit und Liebe, die ich nach allem Vorgegangenen gar nicht erwartet hatte. Sie stellten mir ihren Freund Duncan vor. Nach einer Viertelstunde waren wir Alle die vertrauesten Leuten mit einander. Ich ward mit einer Herrlichkeit bewirthet, die ich selbst in fürstlichen Palästen nicht gefunden hatte; aber auch das Landhaus selber war von innen mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Da glänzte in kostbaren Bänden eine ausgewählte Bibliothek der besten Werke alter und neuer Schriftsteller; da waren alle Zimmer mit Meisterflücken der besten Maler behangen, da war ein Musiksaal. Mir zu Ehren ward ein Konzert gegeben; es war mehr als ein gemeines LiebhaberKonzert. Die vorzüglichern Bedienten des Hauses waren musikalisch, vom Sekretär an, bis zum Gärtner und Jäger. Von der Herlichkeit des Hausgeräthes will ich gar nicht reden. Das junge Ehepaar hatte zwei blühende Kinder. Duncan war unverheirathet und entschlossen, als Hagestolz zu sterben.

„Und seid ihr hier in eurer schönen Abgeschlossenheit auch wirklich glücklich?“ fragte ich eines Abends, da wir im Garten beisammen saßen.

Morn lächelte und sagte: „Warum nicht? Wir bauen uns hier eine eigene Welt, und unser Glück ist, von der übrigen nichts zu wissen. Wir selbst und unsere Kinder bilden ein inniges Ganzes; mit dem andern Volk draußen haben wir nichts zu schaffen. Das die Thoren treiben, erfahren wir nur allzuviel aus den Zeitungen. Dafür erquickt uns, was die vorzüglichsten Geister in ihren Schrift-

ten von dem Edelsten gaben, was sie gedacht, gedichtet und empfunden haben. Was Natur, Kunst und Wissenschaft Schönes und Gutes gewähren können, umringt uns. Was fehlt diesem Himmel? Umgang mit den verführten, tiefverdorbenen, ehrgeizigen, selbstsüchtigen Menschen draußen würde nur die Heiligkeit unsers Lebens bestechen, und uns zu Theilnehmern ihres wohlverdienten Glendes machen. Heil dem, der sich von Allen losmachen und sich selber leben, die Schicksale und Tagesgeschichten der Welt aber nur aus der Ferne, als Schauspiel, nehmen kann!“

Diese Aeußerungen leiteten uns in ein vertrauterer Gespräch über das wahre Verhältniß des Mannes zur menschlichen Gesellschaft; Morn erzählte mir nun seine und Danks Geschichte so, wie Ihr sie von mir gehört habt.

„Doch mit so reichen Mitteln, wie die Ihrigen,“ sagte ich zu Morn, „wie wohlthätig könnten Sie auf Ihre Umgebungen einwirken! Und müßte es nicht Ihre Glückseligkeit erhöhen, wenn Sie, statt aus der Fülle Ihres Reichthums nur für sich selbst ein Paradies zu bauen, es auch für Andere erweiterten?“

Er schüttelte finster den Kopf und sagte: „Was wollen Sie? Mit Geld macht man Keinen glücklich, sondern durch weise Thätigkeit, durch Gedanken-Spenden. Aber darnach fragt Niemand. Habe ich nicht meine schönsten Lebensjahre unnütz aufgeopfert, in der Hoffnung, einige Achtung und Liebe zu gewinnen? Beherrscht nicht gemeine Prafferei, Wollust, Eitelkeit und Habsucht Paläste und Strohhöhlen? Fragt man in großen und kleinen Staaten nach den talentvollsten, redlichsten Männern, um sie an die Spitze der Geschäfte zu stellen, oder nicht vielmehr nach dem Gelbe, nach dem Adel, nach der Herkunft? Sind es nicht immer meistens die verächtlichsten Intriguanen, die sich zu den höchsten Würden drängen und den Würdigen zurückwerfen? Waren nicht von jeher die gemeinnützigsten und tugendhaftesten Personen von dem eng-

herzigen Pöbel in Purpur und Zwillisch am heftigsten verfolgt? Soll ich solcher Glenden willen meine Ruhe, mein süßes Glück für leere Träumereien hingeben? Ich liebe den Menschen, aber ich verachte von ganzem Herzen die Menschen.“

Morn geriet in immer größern Eifer. Danken und Frau Morn stimmten ein. Ich konnte gegen dieses menschenfeindliche Kleeblatt nicht auskommen, und schwieg. Die Leute hatten nicht ganz Unrecht, und bildeten sich daher ein, vollkommen Recht zu haben. Bekehren konnte ich sie nun doch nicht, sondern nur betrüben mit Widerspruch; denn ich bemerkte es bald, sie waren Alle sehr empfindlicher Natur. Wäre Rousseau ein Millionär gewesen, wie Morn, er hätte mit seinem wunden Herzen, mit seiner finstern Ansicht der Welt in Frankreich gelebt, wie Morn am Rhein, und aller Reichthum wäre in seiner Hand nur ein Mittel gewesen, seinen egoistischen Träumereien bequemlicher nachzugehen.

II.

Es ward über die Geschichte, welche uns der Oberforstrath von Rödern erzählt hatte, vielerlei geurtheilt, vielerlei gestritten. Obgleich Alle darin übereinstimmten, daß Morns Weltverachtung und Zurückgezogenheit bei allen seinen Reichthümern eine Art Rache gewesen sei, die er an der Welt genommen, weil sie ihn verkannte und nicht seines innern Werthes wegen schätzen mochte; oder eine Wirkung der Furcht, welche ihm die Schlechtigkeit des großen Haufens eingeflößt hatte, also, daß er nun selber die Welt verkannte, weil sie ihn verkannt hatte; ob man gleich ziemlich allgemein übereinstimmte, daß Jean-Jacques auch, als Millionär, Jean-Jacques geworden und geblieben sein würde — war man doch in andern Dingen getrennter Meinung. Besonders nahmen Einige das spätere Betragen Morns, seine Absagung der Welt, sein Selbstberleben in Schutz, während Andere es Engherzigkeit und Selbstsuche des beleidigten Stolzes hießen.

Darüber erhitzten sich die Köpfe.

„Wer von uns würde nicht geradezu handeln, wie Morn, wenn er dessen Schicksal und nachherigen Reichthum gehabt hätte?“ rief einer von der Mornischen Partei: „Seht doch die Massen der Menschen an, von den Höchsten bis zu den Niedrigsten — welch ein verachtungswürdiger Haufe! Wie klein ist die Ausnahme der Guten, mit denen man sich versteht, und die nicht ihre Einzigkeit zur Hauptsache des Weltalls machen! Wahrhaftig, der ist kein Menschenfeind, der die Menschen beurtheilt und nimmt, wie sie sind, aber sich doch von ihnen in einer gewissen Ferne zu halten

sucht, weil ihm sein Friede theuer ist. Meint ihr — und ich spreche von der Mehrheit der Leute, wie sie sind! — meint ihr, es liebe einer von ihnen Jemanden, wie sich selbst? Meint ihr, man schätze eure Tugend, eure Kenntnisse, eure Verdienste, und ziehe euch deswegen vor? — Geld ist die große Triebfeder in der bürgerlichen Gesellschaft, oder statt des Geldes der allerverkehrteste Begriff von Ehre. Durch Welberhürzen, Gönnerchaften, Rabalen und Parteitroz werden die meisten Stellen besetzt; darum sitzen so viele Flachköpfe obenan. Und wer obenan sitzt, setzt, den vergöttert das übrige Geschmeiß. Religion hat das Volk auf den Lippen; aber sucht einmal Religion im Herzen und Wirken dieser Kreaturen! — fragt, wer sich mit Hab und Gut und Leben für eine heilige Sache hinopfern möchte? — Alles ist auf Scheln berechnet und Betrug, in der Kirche, im Leben, am Hofe, im Viehstall, im Hause, auf dem Markte. Es gibt unter Millionen nicht hundert wahrhafte, natürliche, unverlarvte Menschen. Gesehen wir es uns doch nur einander selbst, ob wir uns, die wir hier beisammen sind, ganz redlich so zeigen, wie wir in der That sind, wie wir in der That denken und wünschen. — Ihr Herren lacht über mich, und meint in euerm Sinn, ich kenne die Welt nicht, ich sei ein junger Mensch. Eben daß ich ein junger Mensch bin, ist mein erster Titel zur richtigen Beurtheilung der Andern; denn ich trage noch in mir die Unbefangenheit und Naturhaftigkeit meiner Kindheit, während ich vermöge meines Alters aller Orten mit der Welt, ihren Formen, ihrem Komödienspiel, ihrem leidenschaftlichen, schleichenben, trozigen, speichelleckerischen, übermüthigen, gleisnerischen Wesen in widerliche Verührung komme. Bin ich einst älter, durch vieljährige Gewohnheit abgekumpfter gegen die übliche politische, moralische, religiöse, ästhetische Verkehrtheit: so wird mein Urtheil minder wahr und treffend sein. Nur Kinder sind natv, weil ihre Natürllichkeit mit den albernen

Konvenienzen in Widerspruch geräth. Ein Weltmann ist nie naiv, aber er wolle denn mit Naivität kokettiren, wie eine alte Buhlschwester. Der unverderbte Jüngling, wenn er ins Leben hinaus tritt, ist wie ein Reisender in fremden Ländern, dem in denselben, wäre er auch nur ein mittelmäßiger Kopf, mehr Dinge auffallen, als dem Einheimischen, und wäre der Einheimische auch ein Universalgenie.“

Diese Worte verursachten neuen Kampf. Genug, wir gingen unvereinigt aus einander, und als wir in der nächsten Woche wieder Abendgesellschaft beim Oberforst Rath hatten, begann man da rüftig, wo man es das letzte Mal gelassen hatte.

Der Oberforst Rath blieb seinem Charakter getreu und hielt in alten Dingen Mittelstraße. Als es aber zu laut ward, erinnerte er an die zweite Geschichte, die er uns versprochen hatte. Und da ward es plötzlich still.

Abermals ein Millionär.

Als ich — hob der Oberforst Rath an — von meiner Amsterdamer Reise zurückkam, die ich wegen des nach Holland gelieferten Schiffsbauholzes gemacht hatte, über dessen Bezahlung die Herren Holländer Schwierigkeiten machen wollten, war ich gar wohlgenuth. Denn Alles war mir über Erwartung gelungen. Ich hatte neue und noch vortheilhaftere Afforde geschlossen, und freute mich nicht ohne Grund auf die Zufriedenheit unserer Regierung mit meiner Sendung. Denn ich hatte auch sonst noch dies und das für die Regierung gelegentlich abthun müssen.

Doch keine Freude bleibt ganz rein. Unterwegs hatte ich ein verdrüßliches Abenteuer. Nicht mehr weit vom Städtchen — nun doch! der Name liegt mir auf der Zunge. Also, es war Abend, und ich in meiner ganz neuen Reisechaise nicht weit von dem Städt-

hen; der Postillon fuhr rasch zu. Ich war mit meinem alten Kunz (des Oberforstraths Bedienter) die ganze vorige Nacht gefahren.

Die Straße zum Städtchen war erbärmlich. Plötzlich geschah ein Krach! Wir hatten Schiffbruch gelitten. Kunz, der neben dem Postknecht saß, flog vom Pock, und ich von meinem Sitz herab, aber so gewaltig mit dem Kopf gegen des Postillons Rücken, daß dieser zwischen den Pferden am Boden lag, ehe er es vermuthete. Die Vorderachse und die Wagenfeder waren gebrochen; Kunz hatte sich den Arm aus dem Gelenk gefallen, der Postknecht die Nase geschnitten. Ich kam mit dem Schrecken davon. Zum Glück hatten die Pferde Verstand genug gehabt, bei der Erschütterung sogleich Halt zu machen. Wir schleppten uns mühselig in das Städtchen. Der Postillon versicherte, in einigen Tagen würde meine Chaise hergestellt sein; aber ich mußte sie nach Harb bringen lassen, eine kleine Stunde seitwärts der Stadt. In Harb wohne einer der geschicktesten Wagner von der Welt.

Als wir im Wirthshause ankamen — ein finsternes, schmutziges Loch — und als ich sogleich Wagner und Schmiede herbeirufen lassen wollte, gab mir der Wirth selber den Rath, den Wagen nach Harb führen zu lassen. Weit und breit sei kein besserer Wagner.

Kunz war übel zugerichtet. Anfangs glaubten wir, er habe den Arm gebrochen. Wir fanden bald, er müsse sich die Achsel ausgefallen haben. Der Doktor des Städtchens, ein feinalter Mann, bedauerte, daß der Wundarzt erst vorige Woche gestorben sei. Er selber besaße sich mit solchen Operationen nicht. „Sie thun am besten,“ sagte er, „Sie lassen Ihren Bedienten nach Harb bringen. Da wohnt ein sehr geschickter Wundarzt.“

„Was ist denn Harb?“ fragte ich den Doktor.

„Ein Dorf, ein Stündchen von hier, dort auf der Höhe.“

„Warum leben denn hier zu Lande die geschicktesten Wagner und Wundärzte nicht in Städten, sondern in Dörfern?“

„Gi, es ist da in Hard der Schulze, der Grillenfänger, ein Narr, der alles Gewerbe dahin zieht, und am Ende noch das Dorf zur Stadt machen will, glaub' ich. Geld besäße er wohl genug dazu; aber er ist ein Knicker, ein Filz. Uebrigens hat er ganz schätzbare Eigenschaften. Er ist ein Millionär. Ich kenne ihn sehr gut, aber habe nichts mit ihm zu thun. Er ist, unter uns gesagt, ein Narr.“

„So gibt es dort in Hard wohl auch ein Wirthshaus, Herr Doktor?“

„Allerdings. Es ist etwas besser, als hier. Der Schulze hat seit drei Jahren ein Bad angelegt. Da ist immer viel Besuch. Aber der Schulze richtet sich zu Grunde. Der Doktor, welchen er dahin gezogen hat, ist ein Ignorant, ein Handwurst, ein Charlatan, der immer das große Maul offen hat.“

Ich mußte noch viel über den Doktor hören. Inzwischen, weil ich doch in Hard der beste Wundarzt, der beste Wagner und das beste Wirthshaus befanden, beschloß ich, meinen Kuntz und meine Chaise dahin zu begleiten.

Folgendes Morgens ward das Fuhrwerk mit Sellen und Stangen so gut, als möglich, gebunden und geflickt; Kuntz, der die Nacht außerordentlich Schmerzen gelitten hatte, eingepackt, und so Alles nach Hard geschickt.

Ich ließ mir den Weg zeigen und machte die Reise — denn es war ein herrlicher, frischer Sommertag — zu Fuß.

Das Dörflein Hard.

Raum eine halbe Stunde von der Stadt verbesserte sich plötzlich der Weg. An beiden Seiten der sorgfältig unterhaltenen Landstraße zogen Reihen von Obstkäumen hin. Es fiel mir auf, wie die Acker so herrliche Früchte trugen; es schien gar kein Unkraut

in ihnen zu gedeihen. Die ganze Landschaft begann sich zu verschönern; selbst das Gras auf den Wiesen fetter und grüner zu werden. Vor mir lag das Dorf mit weit zerstreuten Hütten zwischen schattigen Bäumen, wie in einem großen Garten. In der Mitte des Dorfes auf einem Hügel erhob sich die Kirche. Diese Einrichtung, diese Bauart, diese Fäße saß auffallend vom Allem ab, was ich bisher in diesen Gegenden gefunden hatte.

„Ihr lebt ja hier wie im Paradiese, Vater!“ sagte ich zu einem betagten Bauer, der hinter mir her aus dem Städtchen kam: „Ihr habt weit und breit umher im Lande den fruchtbarsten Boden.“

„Gott sei Dank, ja, daran fehlt es nicht!“ antwortete der Bauer.

„Wie kommt es auch, daß eben euer Dorf so zerstreut und nicht beisammen liegt, wie andere Dörfer der Gegend?“

„O, es ist kübel genug! Unser Dorf brannte vor fünfzehn Jahren ab; da mußten wir es denn wohl wieder aufbauen, wie es jetzt ist, weil es die Regierung so befohl. Man kann nichts Nachtheiligeres erfinden. Ich habe eine gute Viertelstunde Sonntags zur Kirche. Das ist für alte Leute und Kinder, zumal im Winterwetter, schlimm. Andere haben noch weiter, als ich. Es war eine schreckliche Brunst! Nur fünf abgelegene Höfe blieben verschont.“

„Wie kam das Feuer aus?“

„Gott der Herr mag es wissen! Man munkelt allerlei. Viele behaupten noch heut', der Schulze habe es wohl selber angelegt, um uns in Noth zu bringen. Aber ich will es nicht geradezu behaupten.“

„Das wäre ja entsetzlich vom Schulzen!“

„Nun ja, er macht wohl noch andere Streiche. Er ist ein hartschieriger Mann, das weiß Jeder. Mir hat er Pöffen genug gespielt. Er war anfänglich nur unser Schulmeister; da brachte er

es bei der Regierung dahin, daß wir ihn zum Dorfschulzen annehmen mußten. Ja, der ist mir ein Fuchs, wie tausend Wellen weit ringsum keiner zu finden ist.“

„Aber er soll reich sein.“

„Das glaub' ich, ein kleinreicher Mann! aber er gibt keinen Kreuzer aus; lebt schlechter als der gemeinste Tagelöhner. Im Ober-Rüchsen ist's nicht ganz richtig bei ihm. Wenn seine tollen Stunden kommen, wirft er wieder Geld mit vollen Händen weg. Der Mensch ruinirt sich mit Narrheiten. Der hat an nichts Lust, als uns für sein Geld zu tyrannisieren.“

So unterhielt ich mich eine Zeit lang mit dem Alten; dann schlug er seitwärts einen Fußweg ein, der durch die Wiesen führte.

Die Gegend war so anmuthig, so idyllenhast, möcht' ich sagen, daß ich mich auf einen Stein unter einem Nuthbaum setzte, um auszurufen und der Gegenwart recht froh zu werden. „Wie glücklich,“ dachte ich, und stopfte mir die Pfefte, „könnte das Völkchen dieses Paradieses leben! Und doch muß überall der Teufel sein Spiel treiben. Da wirft die Regierung einen Menschen her, der den Dorfkönig spielen will, und alles Lebensglück dieser guten Menschen ist dahin!“

Indem kam eine alte Frau des Weges daher. Ich sprach sie an, um etwas zu plaudern.

„Mütterchen, wo ist im Dorfe das Wirthshaus?“

„Gehen Sie nur der Straße nach, Herr, linker Hand neben der Kirche ist es. Ich bin selbst die Wirthin.“

„Das freut mich; denn ich kann gleich von Euch erfahren, ob Ihr mich für einige Tage mit Wagen und Bedienten beherbergen wollet?“

„Ich bin nicht für Herrschaften eingerichtet. Sie müssen ins obere Wirthshaus; dahin ist auch vor einer halben Stunde ein zerbrochener Wagen gefahren, vermuthlich der Ihrige.“

„Es thut mir leid, daß ich nicht bei Euch bleiben kann, Frau Birthin. Wo ist aber das obere Wirthshaus?“

„Sehen Sie das kleine weiße Haus auf der Höhe mit den grünen Fensterläden? Das ist des Schulzens Haus, und nebenan das große Wirthshaus für die Fremden.“

„Gehört es vielleicht dem Schulzen?“

„Nein und ja, wie ihm Alles gehört und nicht gehört. Er ist Schuld, daß es gebaut wurde.“

„Das bringt Euch aber keinen Nutzen.“

„Freilich nicht. Es bringt Niemand Nutzen. Seit er im Dorfe hauset, ist meine Wirthschaft um die Hälfte schlechter. Gott verzehre es ihm, er hat schwere Verantwortung am jüngsten Tage! Ja, hätte ich mich seinem Willen und seinen Rathheiten, wie eine Magd, unterwerfen wollen, so würde es wohl anders gegangen sein. Aber dahin hat er es nie bringen können. Gottlob, ich habe auch noch zu leben, und nicht von ihm abzuhängen.“

Indem hörte ich bei einem nahe liegenden Bauernhause starken Wortwechsel. Das Rätterchen spitzte die Ohren dahin, nickte ein paarmal schnell mit dem Kopfe und pfiffgläselnder Miene, und sagte halblaut: „Aha, so, so! Es geschieht der Grethe schon recht!“ Dann wandte sie sich zu mir, zeigte mir einen Fußweg durch die Felder, auf welchem ich am kürzesten zum obern Wirthshaus kommen würde, und verließ mich.

Aus dem Hause trat ein sauber gekleideter Bauer, der etwas unwillig schien. Eine alte weinende Frau folgte ihm, desgleichen ein junger Kerl. Sie nahmen von dem Jörnenden Abschied. „Ihr habt vollkommen Recht, Herr Schulz!“ sagte der junge Kerl treuherzig, und gab dem Weggehenden die Hand zum Abschied: „Ich habe die Mutter schon genug gewarnt.“

„Nun, nun!“ erwiderte mit vornehmem Gruß der Schulz, er schien ein Mann in den Vierzigen: „Diesmal will ich Nach-

sicht haben.“ Die Alte versicherte, er werde künftig zufrieden gestellt werden. Der despotische Dorfmagnat wandte sich um und ging davon.

Ich sah ihn denselben Fußweg einschlagen, welchen mir vorher die Dorfwirthin zum obern Wirthshaus, als den kürzesten gewiesen hatte. Das bewog mich, schnell aufzukehen, um den Mann, über den ich nun seit gestern so viel gehört hatte, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Was hatte ich Besseres zu thun? Allein, wenn ich dachte, daß dieser Mensch bei allen seinen Mitbürgern nur Klagen erwecken konnte, daß ich selber Augenzeuge seines stolzen, barschen Verfahrens in diesem Augenblick gewesen, verlor sich die Lust zu seiner Bekanntschaft. Er ließ mir ohnehin zu schnell und ich ließ ihn laufen.

Der Schulz des Dorfes.

Indessen stand er bald wieder still, da er einigen Bauern begegnete, mit denen er ins Gespräch kam. Als ich ihm nahe war, verließen ihn die Leute. Nun grüßten wir uns. Er ließ mich aus Höflichkeit auf dem schmalen Fußweg vorangehen. Ich sprach mit ihm erst vom Wetter, dann von der Fruchtbarkeit des hiesigen Bodens. Er antwortete sehr bescheiden, sprach mit großer Bestimmtheit und in so gewählten Ausdrücken, daß ich wohl merkte, der Mann habe einige Bildung. Vom Boden behauptete er ganz trocken, derselbe sei so gut und schlecht, wie in der ganzen Gegend, aber von den Leuten besser angebaut, als an andern Orten. Ich äußerte ihm darüber meine Verwunderung. „Jeder Eigenthümer wohnt hier in der Mitte fast aller seiner Güter,“ sagte er, „und kann sie daher leichter beaufsichtigen und bauen.“ — „Aber,“ versetzte ich, „der herrliche Wiesewach!“ — „Sie haben vielleicht nicht bemerkt,“ entgegnete er, „daß alle Wiesen bei

sammen liegen und gewässert werden. Auch haben wir guten Mergel in der Nähe. An andern Orten könnte man das Alles auch haben, mehr oder weniger; allein die Leute sind träg und unwissend. Die Natur ist überall eine gute Mutter; nur der Mensch gibt sich nicht überall Mühe, die Sprache dieser Mutter zu verstehen, und folgt der Gewohnheit, oder seinem Eigenbänkel.“

Diese angehängte Bemerkung war mir doch für einen Dorfschulmeister, oder Schulzen, zu philosophisch. Ich blieb stehen und betrachtete ihn in seinem Kittel von grobem Zwillisch, und den großen runden, schwarzen Stohhut auf dem Kopf. Es war in der That in seinem von der Sonne verbrannten Gesicht etwas Ausgezeichnetes, ich möchte sagen Edleres.

Der Schulze betrachtete mich einen Augenblick mit einem scharfen, durchdringenden Blicke schweigend, und sagte dann: „Sind Sie der Herr von Rößern, oder . . .“

„Der bin ich!“ antwortete ich verwundert, und betrachtete ihn genauer.

Er bot mir lachend die Hand und sagte: „Ei du schlanker, frommer Junge, vormalige Augenweide aller Schönen —“

Ich zuckte mit der Hand, denn ich glaubte, meinen Dorfschulzen wandle eine seiner Narrheiten an, von denen mir schon mehrere Personen gesprochen hatten. Er hielt aber meine Hand fest und fuhr fort: „Wie bist du ein breitschultriger, dicker großer Herr geworden! Was für ein guter Geist führt dich denn diesen Nebenweg nach Harb, von der goldenen Mittelstraße ab, die dir doch so gut zugeschlagen hat?“ Und dabei nahm er mich beim Kopf, küßte mich und rief: „Sei mir willkommen! Kennst du mich denn nicht?“

Ich war freilich verblüht. Mir schien's, als sollte ich ihn irgendwo gesehen haben. Plötzlich ward es mir klar vor Augen, und ich zweifelte nicht länger. „Etwas Engelbert?“ sagte ich.

„Allerdings!“ rief er. Und nun erwachten unter dem Klang seiner Stimme alle Frühlinge meiner Universitätsjahre auf. Ich drückte ihn an meine Brust, und vergaß alles Böse, was ich über ihn seit gestern gehört hatte. Er rief einen kleinen Knaben vom Felde, und sprach: „Springe zu meiner Frau. Sag' ihr, ich habe einen Bruder gefunden; sie solle sogleich Wein, Himbeersyrup, frische Butter und weißes Brod unter die Linde tragen lassen, wo wir frühstücken.“

Ich mußte ihm nun auf der Stelle meine Lebensgeschichte, seit den Universitätsjahren, die Ursache meiner Reise und die Veranlassung zu meinem Abfluche nach Gorb erzählen. Dann ward vom Schicksal mehrerer unserer akademischen Mitbürger gesprochen. Ich erzählte ihm auch Morns Geschichte.

„Und du?“ sagte ich zu ihm.

„Und ich?“ erwiderte Engelbert lächelnd. „Sieh mich nur an, Herr Oberforst Rath, da siehst du, wer ich bin — ein Bauersmann, nebenbei auch der Schulze des Dorfes, in welchem ich wohne.“

„Aber du wunderlicher Mensch,“ rief ich, „wie kommst du bei deinen herrlichen Talenten in diesen abgelegenen, unbekannten Winkel der Erde? War's deine freie Wahl?“

„Freie Wahl!“

„Und wohnst schon lange hier?“

„Seit neunzehn Jahren sehr glücklich.“

„So erzähle mir doch!“

„Davon ein andermal. Ich sehe meine Frau droben unter den Ainden. Da findest du meine ganze Familie beisammen. Komm', hilf uns frühstücken.“

Wir gingen aufwärts. Nach einer Weile bog sich der Fußweg seitwärts, und wir kamen zur Linde. Im Schatten derselben saß eine liebenswürdige junge Frau von etwa dreißig Jahren, schlank, von feinen Gesichtszügen, einfach ländlich gekleidet. Ein kaum

halbjähriges Kind schlief auf ihrem Schoos. Ein anderthalbjähriges Kind saß zu ihren Füßen; dem brachte ein munterer, wilder, viertjähriger Knabe mit rothen Backen und goldenen Haaren Blumen zu. Zwei andere Knaben, der eine sieben-, der andere zehnjährig, standen, jeder mit einem Buch in der Hand, hinter der hübschen Mutter, und betrachteten mich mit ihren großen blauen Augen neugierig. Sie waren beide in Zwillingen gekleidet, wie ihr Vater; dazu gingen sie barfuß. Die übrigen gingen in Leinwand, sehr reinlich.

Der Schulze des Dorfes stellte mich seiner Frau vor, der beim leisen Gegengruß eine sanfte Röthe über das Gesicht flog. Dann kniete der Schulze gar pathetisch vor seiner Dame nieder, küßte ihre Hand und bat um Verzeihung, so spät zum Frühstück zu kommen. Aber er wies auf mich, als seinen Entschuldigungsgrund.

Ich ward mit der artigen Familie schnell bekannt und vertraut. Sie lagerte sich im Grase um ein hölzernes, sauberes Gefäß voller Milch. Da ward mit blechernen, vergantten Löffeln gegessen, und schwarzes Brod dazu. Mir wurde weißes Brod mit frischer, herrlicher Butter, eine Flasche alten Burgunders, Wasser und Himbeersyrup hingeseht. „Denn ich kenne ja schon von Alters her deine Feindschaft gegen Milchspeisen!“ sagte Engelbert.

Mir kam Alles wie Traum vor; theils der Anblick dieser wahrlich malerischen Gruppe, theils das überraschende Zusammentreffen mit Engelbert, theils diesen Mann hier, als Bauer unter Bauern, zu sehen, getrennt von der gebildeten Welt, ihn, der auf der Universität als der vorzüglichste Kopf und kenntnißreichste Jüngling gegolten hatte! — Zwar schon auf der Universität spielte er den Sonderling; aber man nahm das damals, wie man eine Jünglingsgrille oder Laune zu nehmen pflegt. Daß dieser endlich, berufen zur glänzendsten Laufbahn, als Schulze eines Dorfes enden würde — wer hätte das je vermuthen sollen?

Seine Augenste, so nannte er seine Frau, und seine Kinder hingen mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an ihm, und er wieder an ihnen. Wie konnte dieser Mann so eigennützig, so boshaft und hartenherzig sein, als er mir bisher geschildert worden war! Und doch war mir sein Reichthum — im Städtchen nannte man ihn sogar den Millionär — verdächtig; denn ich wußte schon aus der Universität, daß seine Aeltern nur mäßig bemittelte Leute gewesen waren; und neben diesem Reichthum war mir seine und der Seinigen geringe Kost und Kleidung nicht weniger auffallend. Ohne Geiz schien er nicht zu sein. Ich nahm mir vor, diesen wunderlichen Mann genauer zu prüfen.

Wir gingen nachher mit einander in muntern Gesprächen die Höhe aufwärts.

„Unter meinem Dache beherbergen kann ich dich nicht, denn es fehlt mir an Platz!“ sagte Engelbert. „Aber neben mir an im Wirthshauses wirkt du alle Bequemlichkeit finden. Ich habe da ein Bad angelegt über einer schwefelhaltigen Heilquelle; du kannst dir das beste Zimmer auswählen, denn die Badezeit ist noch nicht angegangen. Die Gäste treffen erst im Anfang künftigen Monats ein.“

Die Haushaltung.

Der Wagner hatte schon meine Chaise, der Wundarzt meinen Kruz unter Händen. Jener versprach, den Wagen binnen zehn bis zwölf Tagen herzustellen — denn ein Wink des allmächtigen Schutzes genügte, den Künstler zu bewegen, alle andern Arbeiten liegen zu lassen, um mir zu dienen. Der Wundarzt hatte vermittels einer Maschine Kunzens Arm wieder eingerichtet; aber der Arm war sehr geschwollen. Kunz sollte sich eine Woche lang still halten. Mir kam die unwillkürliche Verzögerung sehr gelegen

sammen liegen und gewässert werden. Auch haben wir guten Mergel in der Nähe. An andern Orten könnte man das Alles auch haben, mehr oder weniger; allein die Leute sind träg und unwissend. Die Natur ist überall eine gute Mutter; nur der Mensch gibt sich nicht überall Mühe, die Sprache dieser Mutter zu verstehen, und folgt der Gewohnheit, oder seinem Eigendünkel.“

Diese angehängte Bemerkung war mir doch für einen Dorfschulmeister, oder Schulzen, zu philosophisch. Ich blieb stehen und betrachtete ihn in seinem Kittel von grobem Zwillisch, und den großen runden, schwarzen Stöhhut auf dem Kopf. Es war in der That in seinem von der Sonne verbrannten Gesicht etwas Ausgezeichnetes, ich möchte sagen Edleres.

Der Schulze betrachtete mich einen Augenblick mit einem scharfen, durchdringenden Blicke schweigend, und sagte dann: „Sind Sie der Herr von Köbern, oder . . .“

„Der bin ich!“ antwortete ich verwundert, und betrachtete ihn genauer.

Er bot mir lachend die Hand und sagte: „Ei du schlanker, frommer Junge, vormalige Augenweide aller Schönen — —“

Ich zuckte mit der Hand, denn ich glaubte, meinen Dorfschulzen wandle eine seiner Narrheiten an, von denen mir schon mehrere Personen gesprochen hatten. Er hielt aber meine Hand fest und fuhr fort: „Wie bist du ein breitschultriger, bider großer Herr geworden! Was für ein guter Geist führt dich denn diesen Nebenweg nach Hard, von der goldenen Mittelstraße ab, die dir doch so gut zugeschlagen hat?“ Und dabei nahm er mich beim Kopf, klappte mich und rief: „Sei mir willkommen! Kennst du mich denn nicht?“

Ich war freilich verduzt. Mir schien's, als sollte ich ihn irgendwo gesehen haben. Plötzlich ward es mir klar vor Augen, und ich zweifelte nicht länger. „Etwas Engelbert?“ sagte ich.

„Allerdings!“ rief er. Und nun erwachten unter dem Klang seiner Stimme alle Frühlinge meiner Universitätsjahre auf. Ich drückte ihn an meine Brust, und vergaß alles Böse, was ich über ihn seit gestern gehört hatte. Er rief einen kleinen Knaben vom Felde, und sprach: „Springe zu meiner Frau. Sag' ihr, ich habe einen Brader gefunden; sie solle sogleich Wein, Himbeersyrup, frische Butter und weißes Brod unter die Linde tragen lassen, wo wir frühstücken.“

Ich mußte ihm nun auf der Stelle meine Lebensgeschichte, seit den Universitätsjahren, die Ursache meiner Reise und die Veranlassung zu meinem Abfluche nach Gorb erzählen. Dann ward vom Schicksal mehrerer unserer akademischen Mitbürger gesprochen. Ich erzählte ihm auch Morns Geschichte.

„Und du?“ sagte ich zu ihm.

„Und ich?“ erwiderte Engelbert lächelnd. „Steh mich nur an, Herr Oberforst Rath, da stehst du, wer ich bin — ein Bauersmann, nebenbei auch der Schulze des Dorfes, in welchem ich wohne.“

„Aber du wunderlicher Mensch,“ rief ich, „wie kommst du bei deinen herrlichen Talenten in diesen abgelegenen, unbekannten Winkel der Erde? War's deine freie Wahl?“

„Freie Wahl!“

„Und wohnst schon lange hier?“

„Seit neunzehn Jahren sehr glücklich.“

„So erzähle mir doch!“

„Davon ein andermal. Ich sehe meine Frau droben unter den Linden. Da findest du meine ganze Familie beisammen. Komm', hilf uns frühstücken.“

Wir gingen aufwärts. Nach einer Weile bog sich der Fußweg seitwärts, und wir kamen zur Linde. Im Schatten derselben saß eine lebenswürdige junge Frau von etwa dreißig Jahren, schlank, von feinen Gesichtszügen, einfach ländlich gekleidet. Ein kaum

halbjähriges Kind schlief auf ihrem Schoos. Ein anderthalbjähriges Kind saß zu ihren Füßen; dem brachte ein munterer, wilder, vierjähriger Knabe mit rothen Backen und goldenen Haaren Blumen zu. Zwei andere Knaben, der eine sieben-, der andere zehnjährig, standen, jeder mit einem Buch in der Hand, hinter der hübschen Mutter, und betrachteten mich mit ihren großen blauen Augen neugierig. Sie waren beide in Zwillich gekleidet, wie ihr Vater; dazu gingen sie barfuß. Die übrigen gingen in Leinwand, sehr reinlich.

Der Schulze des Dorfes stellte mich seiner Frau vor, der beim leisen Gegengruß eine sanfte Röthe über das Gesicht flog. Dann kniete der Schulze gar pathetisch vor seiner Dame nieder, küßte ihre Hand und bat um Verzeihung, so spät zum Frühstück zu kommen. Aber er wies auf mich, als seinen Entschuldigungsgrund.

Ich ward mit der artigen Familie schnell bekannt und vertraut. Sie lagerte sich im Grase um ein hölzernes, sauberes Gefäß voller Milch. Da ward mit blechernen, verzinnnten Löffeln gegessen, und schwarzes Brod dazu. Mir wurde weißes Brod mit frischer, herrlicher Butter, eine Flasche alten Burgunders, Wasser und Himbeersyrup hingeseßt. „Denn ich kenne ja schon von Alters her deine Feindschaft gegen Milchspelsen!“ sagte Engelbert.

Mir kam Alles wie Traum vor; theils der Anblick dieser wahrlich malerischen Gruppe, theils das überraschende Zusammentreffen mit Engelbert, theils diesen Mann hier, als Bauer unter Bauern, zu sehen, getrennt von der gebildeten Welt, ihn, der auf der Universität als der vortrefflichste Kopf und kenntnißreichste Jüngling gegolten hatte! — Zwar schon auf der Universität spielte er den Sonderling; aber man nahm das damals, wie man eine Jünglingsgrille oder Laune zu nehmen pflegt. Daß dieser endlich, berufen zur glänzendsten Laufbahn, als Schulze eines Dorfes enden würde -- wer hätte das je vermuthen sollen?

Seine Auguſte, ſo nannte er ſeine Frau, und ſeine Kinder hingen mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an ihm, und er wieder an ihnen. Wie konnte dieſer Mann ſo eigennützig, ſo boſhaft und harteherzig ſein, als er mir biſher geſchildert worden war! Und doch war mir ſein Reichthum — im Städtchen nannte man ihn ſogar den Millionär — verdächtig; denn ich wußte ſchon auf der Univerſität, daß ſeine Aeltern nur mäßig bemittelte Leute geweſen waren; und neben dieſem Reichthum war mir ſeine und der Seinigen geringe Koſt und Kleidung nicht weniger auffallend. Ohne Geiz ſchien er nicht zu ſein. Ich nahm mir vor, dieſen wunderlichen Mann genauer zu prüfen.

Wir gingen nachher mit einander in muntern Geſprächen die Höhe aufwärts.

„Unter meinem Dache beherbergen kann ich dich nicht, denn es fehlt mir an Platz!“ ſagte Engelbert. „Aber neben mir an im Wirthshaufe wirſt du alle Bequemlichkeit finden. Ich habe da ein Bad angelegt über einer ſchwefelhaltigen Heilquelle; du kannſt dir das beſte Zimmer auswählen, denn die Badezeit iſt noch nicht angegangen. Die Gäſte treffen erſt im Anfang künftigen Monats ein.“

Die Pauſehaltung.

Der Wagner hatte ſchon meine Chaiſe, der Wundarzt meinen Kunz unter Händen. Jener verſprach, den Wagen binnen zehn bis zwölf Tagen herzuſtellen — denn ein Wink des allmächtigen Schutzes genügte, den Künſtler zu bewegen, alle andern Arbeiten liegen zu laſſen, um mir zu dienen. Der Wundarzt hatte vermittelt einer Maſchine Kunzens Arm wieder eingerichtet; aber der Arm war ſehr geſchwollen. Kunz ſollte ſich eine Woche lang ſtill halten. Mir kam die unwillkürliche Verögerung ſehr gelegen

wahrhaftig, Engelbert und seine allerliebste Familie verdienten wohl, daß man ihretwillen eine eigene Kasse machte.

Alles, was ich bei diesem Sonderling fand, interessirte mich, und um so mehr, da ich mich immer sicherer überzeugte, wenige Sterbliche lebten so zufrieden, als er. Sein Haus glich einem andern Bauernhause, nur lag es mitten in einem wohlgeordneten Küchen- und Blumen Garten. Von innen herrschte die größte Reinlichkeit und — Einsalt darf ich's kaum nennen — fast Armuth. Eine Wohnstube, der Sammelplatz der Familie, hatte nichts, als ein paar tannene Tische und Bänke, an der Wand eine hölzerne Uhr und einen kleinen Spiegel. Nicht nur Engelbert, sondern selbst seine Frau und Kinder schliefen — auf Matrasen von Laub und Moos in verschiedenen Kammern. Das Linnen überall war grob, aber blendend weiß und sauber. Man speisete zum Theil von hölzernen Tellern, wie die Kapuziner, zum Theil von gerinem irdenem Geschirr. Wasser und Milch, auch Dünnbier, waren das gewöhnliche Getränk. Als ich mich eines Tages mit aller Gewalt zum Gast aufdrang beim Mittagmahl, empfing man mich lachend, aber ich mußte mit der üblischen Kost vorlieb nehmen. Die Speisen waren wohlschmeckend, kräftig, reinlich. Eine nahrhafte Suppe, zartes Gemüse, gebratenes Rindfleisch, schwarzes Brod und Dünnbier dazu — damit war der Schmaus zu Ende. Aber es dünkte mich, als hätte ich in meinem Leben nie köstlicher geschmauset. Die lebenswürdige Mutter mir gegenüber, von ihren fünf rothwangigen Engeln umgeben; der weiße Engelbert mit seiner scherzhaften Laune dazu; dann die drollige Geschwätzigkeit der Kinder und ihre gesunde Eglust; die Freude und innige Zufriedenheit in Aller Augen — ich gestehe, es war mir ein Göttermahl, und ich ärgerte mich, wenn Engelbert sich über mich und meinen Gaumen lustig machte, der hier in der Hölle sei.

Den einzigen Aufwand des Hauses fand ich in Engelberts so:

genannter Arbeitsstube; da einen Schreibtisch am Fenster, eine kleine doch auserlesene Büchersammlung, und in einem Kämmerlein daneben Erd- und Himmelkarten, Elektrifirmaschine, Luftpumpe, galvanischen und magnetischen Apparat und andere physikalische und geometrische Werkzeuge. Die Arbeitsstube war zugleich das Schulzimmer seiner Kinder, denn er unterrichtete sie selber, und das Douboir seiner Auguste, denn sie hatte darin ihr Forteplano, und in ihres Mannes leeren Mineralien-Schubladen ihren bessern weiblichen Schmuck.

„Allerliebst!“ sagte ich: „Aber deiner Familie wird dieser Spielraum bald zu enge werden, lieber Engelbert. Du mußt an Erweiterung denken.“

„Vor zehn Jahren nicht!“ erwiderte er. „Der Tempel unserer Glückseligkeit ist wohl klein, aber die Glückseligkeit darin ist groß. Wir haben mehr, als wir bedürfen.“

„Und bist du in der That vollkommen glücklich, Engelbert, in diesen Verhältnissen?“

„Sieh' doch an dies Fleisch und Blut!“ rief er, und zeigte auf Weib und Kinder. „Welch eine fröhliche Gesundheit! Und alle diese edeln Glieder von noch edlern Seelen belebt! Hier ist mein Königreich, meine Republik, mein Alles. Ich habe das Leben in der Wahrheit und nicht im Schein, wie ihr Andern in euern palastvollen, konvenienzvollen Städten und armseligen, plagevollen Dörfern. Ich habe genug für meines Leibes Bedürfnis, und für meine Kraft den Wirkungskreis. Ich lebe nur abgeschieden von der glänzenden Zämmlichkeit der europäischen Verfeinerung, nicht von der bessern Menschheit — siehe da die großen Unsterblichen! (Er zeigte auf seine Bücher.) Mir gehört die Natur, mir die ganze Herrlichkeit Gottes, mir die Ewigkeit. Was soll ich noch fordern?“

Ich drückte ihm die Hand, aber mit einer gewissen Verlegenheit, weil ich ihm nichts Gescheiters zu antworten wußte. Denn

ich hätte ihm sagen können: du bist doch noch ein Schwärmer! Aber er hatte in Allem Recht, und ich fühlte dies; auch darin, daß wir Andern in unsern Verhältnissen Thoren sind, und den Conwenienzen das wahre Leben selbst opfern. Ich konnte ihm sagen: du hast Recht! Und doch fühlte ich, daß er so ganz aus der Gewöhnlichkeit weggesprungen war, und seine Begriffe und Vorstellungen nicht mit den Begriffen und Vorstellungen unsers Zeitalters und unserer Menschenart gehörig zusammenhängen.

Ich mußte seine Vielthätigkeit bewundern. Er selbst hatte Acker und Wiesen, und trieb Landbau, doch nur für seine häuslichen Bedürfnisse. Sein Dorfschulzenamt gab ihm viele Geschäfte, und doch trieb er diese nur nebenbei; täglich hatte er einige Stunden, in denen er für sich allein war, um zu lesen oder zu schreiben. Seinen beiden ältern Knaben gab er Unterricht. Diese Kinder wußten schon viel, weil er ihnen von Allem, was sie wissen wollten, den wahren Namen und die Wahrheit sagte. So nannten sie Bäume, Gesträuche, viele Kräuter, alle in der Gegend befindlichen Steinarten mit dem wissenschaftlichen Namen, weil sie keinen andern gelernt hatten. Sie sprachen von Flöz- und Urgebirgen, weil sie ihnen vor Augen lagen. Sie spielten mit dem Prisma, mit der Elektrizität, mit dem Magnet, mit dem Mikroskop, und erklärten sich viele Erscheinungen der Natur von selbst. Sie zeigten am Himmel die Planeten und vornehmsten Sternbilder mit den Fingern, weil sie sie kannten und immer vor sich sahen. Der siebenjährige Knabe behauptete stief und fest, die Sonne sei gewiß eine schönere Welt, als dieser Erdball; aber den Ringgebirgen des Mondes sprach er nicht viel Gutes nach; doch sah er sie gern durch des Vaters Teleskop.

Wie Engelbert alle außerhäuslichen Geschäfte und den Unterricht der Knaben besorgte, so stand Auguste, ganz im Geiste ihres Mannes, an der Spitze der eigentlichen innern Haushaltung, als

unumschränkte Gebieterin, und Engelbert war darin Unterthan. Sie ordnete, wie das Kleinste in der Küche, auch die Bestellung der zur Haushaltung gehörigen Ländereien mit Getreide, Hanf, Lein u. s. w. Wie der Hühnerhof und Taubenschlag, standen auch die zum Hause gehörigen Pferde, Schafe, Rinder, Ziegen u. s. w. unter ihrer Aufsicht und Pflege.

„Aber was hat dich eigentlich hieher gebracht?“ fragte ich Engelbert nochmals. „Du, mit deinen herrlichen Anlagen, hättest deinem Vaterlande ganz andere Dienste leisten können, als hier im Auslande Schulz eines Dorfes zu sein.“

In der schönen Morgenfrühe eines Sonntags, den er mir ganz zu weihen versprochen hatte, kam er zu mir. Wir gingen in den großen Garten des Wirthshauses, der für die Badegäste sehr artig angelegt war. In einer von Weinreben umspinnenen Laube, von welcher aus man über die ganze Landschaft eine weite, heitere Aussicht hatte, stand mein Frühstück, ein guter Kaffee. Engelbert hatte sich Milch und schwarzes Brod dahin bringen lassen.

„Nun will ich dir erzählen,“ sagte er, „welches Fatum mich eigentlich hieher verschlug. Bis dahin erwacht Auguste mit den Kindern. Dann machen wir mit einander einen Spaziergang; dann gehen wir in die Kirche; Mittags sollst du einige gute Freunde bei uns am Tische sehen, auch den Pfarrer. Nachmittags geben dir die jungen Leute des Dorfes ein Konzert. Abends ist Ball hier; da mußt du mit uns tanzen. Auguste tanzt gut. Nun höre also mit Andacht!“

Die unentbehrlichsten Entbehrungen.

„Ein halbes Jahr später, als du, verließ ich die Universität,“ sagte Engelbert. „Mein Vormund freilich hatte mir befohlen, noch das dritte Jahr dort zu bleiben; ich aber nahm dreißig Louisd'or

in die Tasche, reiste durch Deutschland in die Schweizertäler, von den Alpen nach Paris, dann in die Provence, übers Meer weg nach Neapel, über Rom und Wien wieder heim. Ich brachte zwei Louis'or vom Reisegeld zurück. Denn meistens ging ich zu Fuß; Brod und Wasser, zuweilen ein Glas Wein, waren genug für mich; in Scheunen und Ställen schlief ich unentgeltlich.

„Ich kam zu eben der Zeit zurück, als man mich in den Zeitungen ansprechen wollte. Mein Vormund that gegen mich sehr böse. Ich aber fand, daß ein Besuch fremder Länder wohl so viel werth sei, als ein Jahr vor dem Katheder der Professoren. Ich ward examinirt. Man lobte meine Kenntnisse; man stellte mich, vorläufig ohne Gehalt, bei der Landschaftskanzlei an, um mich in den Geschäftsgang einzuwelken.

„Nach einem Jahr bewarb ich mich um eine Justizariatsstelle. Ich erhielt zur Antwort: man zweifle nicht an meiner Thätigkeit; doch sei ich erst dreißig Jahre alt, folglich zu jung. Gut, dachte ich, der Fehler vermindert sich alle Tage. Nach einem Jahr kam ich wieder um ein anderes mageres Aemtlein ein. Der Landschaftspräsident sagte: „Sie haben doch einiges Vermögen. Warum kleiden Sie sich nicht anständiger? Warum wählen Sie das größte Zeug zu kleiden? Sie können sich nirgends präsentiren!“ — Ich antwortete: „Ihre Excellenz, der Staat verlangt von mir gute Dienste, nicht gute Kleider.“ Der Präsident nahm es übel, und entließ mich mit einer kurzen Verbeugung. Es war damals ein Streit zwischen unserm Hofe und einem benachbarten, über das Eigenthumsrecht von Gütern einiger säkularisirten Abteien. Das Recht schien auf feindlicher Seite zu sein. Zufällig hatte ich in dem Landschaftsarchiv mehrere dahin einschlagende Urkunden gefunden, welche die Sache zu Gunsten unsers Hofes entscheiden mußten. Ich schrieb eine Vertheidigung der Ansprüche unsers Hofes, ließ die Abhandlung nebst den Urkunden drucken, und sandte sie

dem Ministerium mit Zueignungsschrift an unsern König. Dieser Aufsatz machte großes Glück. Ich erhielt den Verdienstorden, nämlich eine Elle Band zum Knopfloch, und wie ich nachher erfuhr, hatte man große Absichten mit mir. Zum Unglück wußte ich mit dem Ordensband nichts zu machen, schickte es zurück und versicherte, daß ich nicht aus Eitelkeit oder Eigennuß geschrieben habe, sondern aus Liebe zur gerechten Sache. Ich könnte, ohne zu erröthen, das Ordensband nicht wohl tragen. Dies ward mir von aller Welt übel gedeutet, am meisten am Hofe. Der Landschaftspräsident sagte mir geradezu, ich sei ein Narr und in allerhöchster Ungnade. Ich solle jetzt vor der Hand nicht an Anstellung denken.

„Das traf zu gleicher Zeit mit dem Tode meines Vormundes zusammen, der sich, da ich majorenn erklärt wurde, meinethwillen erkannte. Denn er hatte, außer seinem Vermögen, auch mein Weniges durchgebracht. Es that mir leid um den Mann. Hätte er es mir vorher gesagt, ich würde ihm seine Schuld erlassen haben. Was er hatte, wurde verkauft; von meinem väterlichen und mütterlichen Erbe erhielt ich nichts als achttausend Gulden. Das war Alles, was der Vormund hinterließ. Ein kleines Mädchen, seine Tochter, ward ins Waisenhaus gethan. Mich jammerte das Kind. „Ich bin erwachsen, kann mir das Brod doch wohl verdienen; aber das verwaiste Kind hat der Hilfe mehr vonnöthen, als ich.“ So dachte ich, legte meine achttausend Gulden sicher an, befahl, dem Kind, bis es verheirathet sein würde, die Zinsen zu zahlen, und damit seine Erziehung zu besorgen. Aber im Waisenhause sollte es nicht bleiben. Das beste Waisenhaus ist, wie jede andere Erziehungsanstalt außer dem häuslichen Kreise, eine moralische Verderbungsanstalt.

„Nun war die Frage, was mit mir selber anfangen? Der Staat verlangte meine Dienste nicht. Ich hatte Anstellung und Beförderung verlangt, wahrhaftig nicht, um Geld zu gewinnen,

sondern einen angemessenen Wirkungskreis für meine Kräfte. Ich wollte nützlich sein. Ich hatte dies vielmals erklärt, und noch dazu, daß ich die Stelle ohne Gehalt annehmen wolle, wenn man mir nur gestatten möge, mich nach meiner Weise zu kleiden und zu nähren. Man hatte mich geradezu ausgelacht.

„So schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, verkaufte, was ich hatte, und verließ mein Vaterland, in der Hoffnung, irgend anderswo besser erkannt zu werden. Ich hatte Vermögen genug bei mir, Jahr und Tag als Rüksiggänger leben zu können, nämlich vierzig und einige Louisd'or.

„Schon als Knabe, da ich noch in die Schule ging, hatte ich einmal in einem Buche eine Abhandlung gelesen, die betitelt war: „Von den unentbehrlichen Entbehrlichkeiten.“ Es war eine sehr geistreiche Anmerkung zu den Worten Jesu: „So wir Nahrung und Kleider haben, laffet uns genügen.“ — Das Buch hatte einen außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich wunderte mich nun selbst über die vielen Entbehrlichkeiten, die sich der Mensch unentbehrlich, und deren willen er sich zum Sklaven Anderer, zum Opfer jeder Niederträchtigkeit, zum Raube vielen Verdrusses macht. Je weniger Bedürfnisse man hat, je weniger Wünsche, je weniger Sorge und Furcht, je weniger Verdruß. Der freieste Mann ist der, welcher von den Umständen und von Bequemlichkeiten und Gewohnheiten am wenigsten abhängt. Die Abhandlung schloß mit den Worten: Halte dich überall am Wesentlichen, und überlasse den Thoren das traurige Glück des Scheines!

„Ich machte schon als Schulknabe den Anfang, die Lehre zu befolgen. Ich that meine Pflicht, aber verbat mir ganz trocken alles Lob der Lehrer. Ich schlief des Nachts neben meinem Bette auf einigen Stühlen. Ich nahm weder Kasse noch Thee, weder Wein noch Bier, sondern Wasser. Ich gebrauchte nicht den zehnten Theil meines Taschengeldes, sondern kaufte davon armen Mit-

Schülern Schulbücher und Landkarten. Es war mir eine Freude, endlich auf die Universität zu kommen, und mein ganz eigener Herr zu werden. Ich lebte einfach. Man hielt mich für arm; doch hatte ich Geld im Ueberfluß, und konnte Andern damit helfen. Die weit reicher als ich waren, seufzten unter Schulden.

„Diese einfache Lebensart war in meiner Vaterstadt nachher Vielen anstößig. Man wollte mich zwingen, besser zu essen; und ich ward von der wohlfeilen Kost satt. Ich ging sauber und nach der Mode gekleidet, aber wohlfeil. Das hieß unanständig. Ich that meine Schuldigkeit überall, aber ich machte meinen Vorgesetzten nicht den Hof. Es hieß, ich habe keine Lebensart. Ich wollte durch mich selber gelten und werth sein; aber man wollte mich zwingen, durch feine Kleider, durch Aufwand, Schmeichelei und andere Künste des Scheins werth zu werden. Ich schnuppste nicht Tabak, ich rauchte nicht, ich verstand kein Kartenspiel, ich hatte tausend Entbehrlichkeiten nicht vonnöthen, und man hielt das für wunderbar. Genug, ich handelte überall nach meiner Ueberszeugung, war mit dem Wenigsten zufrieden, half Vielen mit meinem Ueberfluß, war immer fröhlichen Muthes, nie krank — nichts fehlte mir, als ein Wirkungskreis. Den gab man mir nicht, weil ich nicht war, wie andere Leute. Das blieb mir am Ende gleichgültig, denn ich brauchte keine andern Leute zu meiner Zufriedenheit. Wehe dem, der sein Glück von Andern fordert, wenn er es nicht darin findet, es Andern zu geben!“

Der Dorfschulmeister.

„Ich mochte wohl ein Vierteljahr herumgestrichen sein im heiligen deutschen Lande, und hatte nirgends für mich etwas gefunden. Ueberall gab es ein „Aber“.

„Es ist doch nârrisch von den Leuten,“ dachte ich, „daß sie schlechterdings einen Menschen nicht brauchen wollen, der von ihnen nichts verlangt, als ihnen mit seinen Kenntnissen nûhlich zu sein!“ — Ich hatte schon den Plan, zum Besen der Welt und der Wissenschaften, gerade nach London zu reisen, dort meine Dienste zu einer Reise in das Innere von Afrika anzutragen, und, wenn meine Dienste nicht verlangt wûrden, ohne Umstânde auf meine eigene Faust mich an den Senegal zu begeben. Gedacht, gethan. Ich nahm meinen Strich nach Nordwest.

„Eines Abends kam ich ziemlich mûde in das Wirthshaus einer kleinen Stadt. Zum Zeitvertreib las ich beim frugalen Abendbrot ein auf dem Tisch liegendes Intelligenzblatt. Darin war eine Dorfschulmeisterstelle ausgeschrieben, mit fûnfzig Gulden Gehalt, freier Wohnung, freiem Holz, und Auzulehung von drei Morgen Landes.

„Es leuchtete mir sogleich ein, daß es eine Stelle fûr mich sein wûrde. Dorfschulmeister! Welch ein wichtiger Beruf! Konnte ich nicht von dem Punkt aus der Reformator eines ganzen Dorfes, der Heiland von tausend armen Leuten werden? In wie wichtigen Verbesserungen in landwirthschaftlicher, sittlicher, religiöser, vaterlândischer Hinsicht konnte ich da nicht den Weg anbahnen! Und die Besoldung? Sie war kûrglich, aber fûr mich hinreichend. Können denn mit Besoldungen Dienste, wahre Verdienste bezahlt werden? Können denn ûberhaupt Tugenden vom Staate belohnt werden? Die vom Staate ausgeworfenen Besoldungen stehen nur im Uebema des größern oder geringern Aufwandes von Kenntnissen und Geschâften bei denselben. In einer Dorfschulmeisterei, glaubt man nun, gehören wenig Kenntnisse und Arbeiten; es ist ja nur fûr den Bauernmann. Daher geringer Lohn. Aber eine Grzeremontenmeister- oder Kammerherrnstelle am Hofe, ein kastriertes Sânger, eine Ballettânzlerin, ein Hojnarr, ja, dazu werden Einsichten

und Talente verlangt! Dafür zahlt man mehr Gehalt, als für die Dorfschulmeistereien des ganzen Landes.

„Ich ging und bewarb mich um den erledigten Schulmeisterdienst im Dorfe Hard. Man durchsah meine Zeugnisse, welche ich mit mir trug, und hielt mich für einen läderlichen, verlaufenen Studenten. Das mußte ich mir gefallen lassen. Gegen meine Geschicklichkeit im Rechnen, Schreiben, Lesen und Singen war nichts einzuwenden. Trotz dem machte man Bedenkllichkeiten. Ich konnte es den guten Herren nicht verargen; denn im gewöhnlichen Gang der Dinge bewirkt sich kein Mann, der zur Noth seine sechs Sprachen liest oder spricht, um eine Dorfschulmeisterei. Ich zweifle auch, daß mir die wichtige Stelle zu Theil geworden wäre, wenn sich außer einem alten, harthörigen Schneider, dazu mehr Kandidaten gemeldet hätten.

„Hör' Er,“ sagte der Examinator und Präsident der Provinzial-Oberschulkommission: „Hör' Er, die Stelle soll Ihm anmit konferrirt werden, doch nur auf ein Jahr lang, mithin provisorisch, bis man von Seiner moralischen Conduite satksam persuadirt ist.“

„So empfing ich meinen provisorischen Bestallungsbrief und ein Schreiben der Provinzial-Oberschulkommission an den wohllehrwürdigen Herrn Pfarrer Pfloß in Hard, der mich in mein Amt einführen sollte.

„Ich war königlich vergnügt, vorausgesetzt, daß Könige vergnügter sein können, als ein Dorfschulmeister. Ich kam hieher nach Hard. Meine Wohnung war eine baufällige Barake, unreinlicher als ein Stall; jedes Fenster halb mit Papier verkleistert; mein Wohnzimmer eine finstere Kammer, ohne Ofen. Dieser stand in der Schulstube, die täglich mich und eine Heerde von fünfundsiechzig Kindern beiderlei Geschlechts beherbergen sollte. Das Gärtchen beim Hause lag voller Schutt; die drei Morgen Landes bildeten eine Flora aller in der ganzen Gegend wild wachsenden

welche eine Woche lang die Saubersten gewesen waren. Ich vertheilte Nähn- und Stednadeln, Scherren, Taschenmesser und andere Kleinigkeiten, die ich dgenbweis auf dem Jahrmarkt in der Stadt angekauft hatte. Das waren die Belohnungen der Reinlichkeit. Pfarrer und Schulze und das ganze Dorf rümpften anfangs die Nase zu meinen seltsamen Unternehmungen. Aber ich verfolgte meinen Plan hartnäckig. Man muß die Menschen erst entwiehen, dann kann man sie erziehen. Mit Hilfe meiner kleinen Geschenke brachte ich es wirklich dahin, daß die Jugend des Dorfes, ehe ein Jahr verging, säuberlicher erschten, als die Alten waren. Die Alten sngen an, sich hin und wieder zu schämen, wenn ihnen die Kinder selbst, wegen Mangel der Reinlichkeit, Vorwürfe machten. Ging ich durchs Dorf oder aufs Feld, so kamen mir die Kleinen freudig entgegen gesprungen, weg von ihren Sptelen, um mir höflich grüßend die Hand zu bieten. Alle hnggen mir mit großer Liebe an; denn sie fürchteten meinen Stock, freuten sich über meine Geschenke, und dazu erzählte ich ihnen oft die allerschönsten Geschichten, die sie gar gern hörten.

„Im Dorfe gab es allerlei Gerebe über meine Freigebigkeit. Wirklich spendete ich im ersten Jahre in der Schule mehr aus, als meine Besoldung von fünfzig Gulden betrug. Zwei der allerärmsten, halbnackten Kleinen kleidete ich auf eigene Kosten neu. So etwas schien den Leuten nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Ein Schulmeister war hier zu Lande gewöhnlich unter allen Schuften der ärmste Schuft gewesen; ein auch nur halbvermögllicher Mann wäre nicht Schulmeister geworden. Statt, gleich andern meiner Vorgänger, von den Kindern und ihren Aeltern Geschenke oder Almosen anzunehmen, theilte ich reichlicher aus, als alle Matadore des ganzen Dorfes zusammen thaten. Man wußte nicht, was aus mir machen? Einige meinten sogar, ich müßte ein flüchtiger Verbrecher, ein Dieb oder so etwas sein, der hier nur mit seinem

Selbe im Verborgenen leben wollte. Denn daß die Menschen, die selten Gutes thaten, oder dachten, nichts Besseres, sondern immer das Schlimmste von mir urtheilten, verstand sich von selbst.

„Inzwischen gab der Herr Pfarrer von mir bei der Provinzial-Oberschulkommission das beste Zeugniß ein, doch nicht ohne beigefügte Bemerkungen über die Menge der von mir ausgetheilten Gaben an Schulkinder. Da aber im Gesetzbuch das Geben nicht so streng verboten ist, als das Stehlen, ward ich definitiv zum Schulmeister auf lebenslang bestellt.“

Fortgang der Reformation.

„Nachdem ich also meiner Würde gewiß war, erleichterte ich mir die Bürde, theilte meine Kinder in Klassen; machte die Ältern zu Lehrern und Lehrerinnen der jüngern, und brachte Alle damit schneller vorwärts. Den ärmsten Mädchen kaufte ich Wollengarn und Stricknadeln. Ich lehrte sie Strümpfe stricken, und gab ihnen, was sie gearbeitet hatten, zum Eigenthum. Das reizte die hablichen Ältern. Ihre Töchter sollten nicht zurückbleiben. Erst ward das Stricken, dann das Nähen allgemein eingeführt. Eine arme Weibsperson des Dorfs, mit der ich die Hälfte meiner Geldbesoldung theilte, übernahm es, die Mädchen in diesen Arbeiten zu unterrichten. Nach einem Jahre waren nicht nur die befeidelten, sondern auch die zerrissenen Kleider ziemlich aus der Schulschube verschwunden. Freilich im Einzelnen schien die kostliche Natur, von Ältern und Voraltern ererbt, unaustilgbar, wie der Schwachsgeist bei den Juden, zu sein.

„Während dieser Fortschritte der weiblichen Jugend blieben auch die erwachsenen Knaben nicht zurück. Oft ließ ich mich von ihnen erbitten, Geschichten zu erzählen, denn dergleichen wollten sie beständig hören. Dann machte ich daraus eine wirkliche außer-

ordentliche Belohnungsfunde für die Fleißigern und Erwachsenen. Es ist unglaublich, mit welcher Begierde sich Alle zu mir drängten, wenn ich für den Sonntag Nachmittag einen Platz im Walde, oder auf dem Felde, oder bei mir im Hause bestimmte, wo ich erzählen wollte. Dann wurden alle Spiele verlassen, und selbst junge Bursche, die längst nicht mehr zur Schule gingen, fanden sich dazu ein. Da gab ich ihnen dann jedesmal aus der Naturkunde, oder Weltgeschichte, oder Sittenlehre, oder der Beschreibung der Erde einen Satz, aber immer in ein Geschichtchen eingewickelt. Die jungen Leute glaubten sich bloß zu ergötzen, und ich untergrub ihre Vorurtheile, weckte ihr Sittlichkeitsgefühl, erweiterte ihre Ansichten der Welt.

„Nicht minder Vergnügen machten mir die Gesangübungen, zu denen ich von Amte wegen verpflichtet war. Ich hatte unter meinen Jöglingen mehrere treffliche Köhlen. Der Kantor im benachbarten Städtchen half mir mit Noten und Singstücken. Ich brachte meine Jugend ziemlich weit; aber zur Vereblung des Kirchengesangs war es nie, nicht einmal dahin zu bringen, daß sich die Älten bequemen, sanfter zu singen. Ich machte den Pfarrer Pflock darauf aufmerksam, die ehrsame Gemeinde zu bewegen, daß sie in der Kirche nicht brülle. „Ei, was versteht Er davon?“ sagte der Pfarrer: „ich lasse Jedem seine Inbrunst und Andacht, wenn er in der Kirche zu Gott schreit. Lauer Gesang, laues Christenthum!“

„Vermuthlich hatte er den Bauern und ihren Weibern von meinem lächerlichen, ja unchristlichen Einfall, wie er es nannte, gesprochen. Denn ich bemerkte, daß die Gemeinde seitdem zehnmal ärger beim Singen schrie, vor Inbrunst kirschbraun im Gesicht ward, und jedesmal helfer aus dem Gottesdienste ging.

„Ueberhaupt mußte ich mit der ehrsamten Gemeinde etwas behutsam sein; denn es zeigte sich deutlich genug, daß ich gar nicht beliebt war, und mit meinem Singen, Rähen, Fliden, Stricken,

Waschen, Kämmen und Erzählen, als ein verderblicher Reuerer, angesehen wurde. Dazu trug der Pfarrer nicht wenig bei, dem ich nicht unterthäniger Diener genug war; noch mehr der Dorfschule, weil ich nie bei ihm im Wirthshaus einen Groschen verzehrte, und ihm des Sonntags oft mit meinen Erzählungen einige junge Leute weglaperte.

„Vielleicht wäre ich noch übler angesehen gewesen, wenn mich nicht die jungen Bursche und Mädchen gern gehabt, und alle Kinder mit einer besondern Anhänglichkeit geliebt hätten. Die wehrten mir manchen boshaften Streich ab, und ich erfuhr immer zur rechten Zeit, was dieser oder jener Bauer wider mich im Schilde führte. Noch weit mehr Achtung oder vielmehr Furcht verschaffte mir aber ein heimliches abergläubiges Gerücht, das wider mich von einigen alten Weibern des Dorfes ausgebreitet ward und allgemeinen Beifall fand.

„Man hielt mich nämlich für einen Hexenmeister, oder dergleichen. Dazu mochte theils meine arme Dorfschulmeister-Einnahme und daneben meine Freigebigkeit, theils der Umstand Anlaß gegeben haben, daß mir nicht leicht Einer einen Poffen spielen konnte, den ich nicht voraus erfahren und abgewendet hätte. Wirklich, wenn eine Kuh blaue Milch gab, oder wenn etwas gestohlen oder verloren war, kam man zu mir und wollte, ich sollte die Karte schlagen, wahr sagen und dergleichen mehr. Ich hatte gut predigen, und ihr angebotenes Geld abweisen — man meinte dennoch, ich könne mehr, als Brod essen. Auch meine drei Morgen Landes, welche einst die schlechtesten, jetzt die einträglichsten, fruchtbarsten Feldstücke waren, brachten mich in bösen Ruf. Obgleich Jedermann mit eigenen Augen sah, daß einige der jungen Bursche mir aus Freundschaft das Land unentgeltlich bestellen halfen, daß meine Schulkinder mir abwechselnd jedes Unkraut ausjäten halfen; ungeachtet ich allen Bauern die einfachsten Vorschläge zur Ver-

besserung ihrer Grundstücke und deren Ertrag machte: man blieb dabei, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

„Ich sah wohl, die Alten waren nicht zu befehren. Meine beste Hoffnung blieb das nachwachsende Geschlecht, welches ich erzog. Ich hatte es nach fünf Jahren schon ziemlich weit gebracht, als ein schändlicher Streich mein ganzes Reformationswerk zu verderben drohte.

„Eines Tages berief mich der Pfarrer, schmeichelte mir, und endete zuletzt mit dem seltsamen Antrag, seine Köchin zu heirathen. Er versprach mir eine reiche Aussteuer. Natürlich wies ich ihn ab, vielleicht etwas zu trocken. Von da an domerte er in allen Predigten gegen die Gottesläugner und Heuerer. Ich merkte, seine Blitze waren auf mich geschleudert, und verachtete sie. Aber die Bauern und Bauernweiber wurden lauter gegen mich und unverschämter. Man wollte Klagen gegen mich bei der Oberschulkommmission anbringen, weil man mir nicht länger den Unterricht der Kinder anvertrauen dürfe. Zugleich kam die Rede auf, ich habe des Pfarrers Köchin verführt; sie nenne mich als den Vater ihres künftigen Kindes. Nun erst ward mir des wohllehrwürdigen Pfarrers Betragen klar. Ich forderte die Köchin vor den Dorfschulgen, daß sie meine Unschuld bezeuge. Sie bekannte mit Frechheit, ich sei ihr Verführer. Es war mir ein Leichtes, dies einsältige Mädchen durch meine Fragen in Widerspruch mit ihren eigenen Aussagen zu bringen. Die Furcht vor meiner Hexenmeisterel kam mir auch zu statten. Sie gestand endlich, daß ich nur ein einziges Mal in meinem Leben mit ihr am Brunnen vor dem Pfarrhause geredet habe. Der Pfarrer, dieser unmoralische Mann, der beim Verhör selbst gegenwärtig war, erbooste sich, wollte das Mädchen überfahren. Ich nahm ihn aber auf die Seite und sagte ihm ernst ins Ohr: Machen Sie sich nicht unglücklich, Herr Pfarrer. Ich weiß Alles. Sie sind schon verrathen.“

„Der Mensch stand wie vom Schläge getroffen. Das Mädchen sah es und erschrak. Sie errieth Alles, und zweifelte nicht mehr an meiner übernatürlichen Macht. Des Pfarrers Entsetzen ging bald in ausgelassene Wuth und Verzweiflung über. Er schalt mich einen Lügner. Dem Dorfgericht ahnte aus seinen Worten selbst, was ich ihm gesagt haben mochte. Ich trat vor das Mädchen mit strengem Ton, und sagte: „Rede vor Gott und den Richtern die Wahrheit, so ist dir noch zu helfen!“ — Sie heulte, und zeigte mit dem Finger auf den Pfarrer.

„Dieser Unglückliche verlor alle Geistesgegenwart und fing an zu weinen. „Ich muß damals beherzt gewesen sein!“ schluchzte er, und bat Alle, die Sache nicht laut werden zu lassen. Ich meldete aber noch denselben Tag die Sache der Oberschulkommission; noch denselben Tag wußten alle Weiber im Dorfe das große Geheimniß der Gerichtsstube. Nach einem Vierteljahr war der Pfarrer abgerufen, und an seine Stelle ein neuer eingeführt, Namens Bode.

„Dieser, ein betagter, welterfahrener, frommer Mann, ganz das Gegentheil seines Vorgängers, stand mir in allem Guten redlich bei; suchte mit herzlichster Bereitwilligkeit die verwilderte Gemeinde auf bessere Wege zu bringen; ging von Hütte zu Hütte; half, rathete, tröstete, ermahnte in allen Familien. Aber der gute Pfarrer Bode gab sich eitle Mühe. Seine Predigten wurden weniger besucht, die Bauern beschenkten seine Küche länglicher. Man behauptete keif und fest, Pfarrer Bode lehre nicht die rechte Religion; er sei ein Freigeist; er glaube nicht an die Hölle. Man rühmte dagegen den Pfarrer Pflock, beklagte seinen unerseßlichen Verlust und sagte: „Kein! einen solchen wackern Pfarrer bekommt das Dorf Hard niemals wieder.“

war schneller, als ich dachte, bezahlt, und außer dem Besitz des Landes hatte ich wieder ein bares Kapital in Händen.

Ich ließ mir nun auf meinen öden Wüsten ein kleines Haus erbauen, daneben Stallung und Zubehör; kaufte Vieh, rodete das Land aus rings herum, verwandelte es in Acker und Wiesen, und trieb, neben der Potaschefeuderei, mein kleines Damergeswerbe. Beim Trockenlegen des hin und wieder versumpften Bodens, entdeckte ich unweit meiner Wohnung eine Quelle. Ich wollte sie zum Hausbrunnen benutzen, und fand, sie sei mineralisch. Sogleich entwarf ich neue Pläne. Weit und breit im Lande ist kein Heilbad. Ich ließ dies Wirthshaus mit den Bädern bauen, und in allen Zeitungen die Tugenden dieses Heilwassers, die Armuth der Gegend, die Bequemlichkeiten für Badegäste austrommeln. Die Sache fand so viel Beifall und Besuch, daß ich nach einigen Jahren schon dem Wirthshaus jene neuen Flügel anbauen mußte. Ich verpachtete die Badwirthschaft einer rechtschaffenen und fleißigen Familie. Mein ausgelegtes Kapital verzinsete sich reichlich. Ich vertheilte über dreihundert Morgen Landes in mehrere kleine Höfe; baute Wohnungen darauf, wozu ich Kalksteine, Sand und Bauholz unentgeltlich hatte; und wie eine Wohnung fertig war, hatte sie auch schon ihren Pächter. Am liebsten nahm ich dazu geschickte, fleißige Handwerker, die entweder zum Behuf der Badegäste nöthig, oder in der Nachbarschaft selten waren. In den Pachtkontrakten, die ich für Jeden aufs vorthellhafteste einrichtete, ward ich zugleich der stilkliche Gesetzgeber für meine Kolonisten. Diese hatten zu viel Gewinn bei ihrer Niederlassung bei mir, als daß sie nicht gern alle meine Vorschriften eingegangen wären; und meine unnachgiebige Strenge gegen einzelne Fehlbare, die ich sogleich aus meinem Reiche verwies, war zu auffallend, als daß sie nicht Jedem Schrecken eingeflößt hätte. Siehe nur umher, lieber Röbern, alle jene Gebäude hinter uns, die Höhe hinauf längs

dem Palbe, sind, vierzehn an der Zahl, der Umfang meiner Kolonie.“

Die Standeserhöhung.

„Unter den jährlich kommenden Fremden, die das Bad besuchten, befanden sich zuweilen auch Mitglieder der höhern Landesbehörden. Ich ward ihnen bekannt. Wäre ich gekleidet gewesen, wie sie, meine Kenntnisse hätten gewiß ihre Aufmerksamkeit nicht erregt; aber in meinem häuerlichen Zwillischrock schien ich ihnen ein sehr geschickter und achtungswerther Mann. Für ungeheuer reich hielt man mich ohnedem. So konnte es nicht fehlen, daß ich nach dem Tode des alten Dorffschulzen, was auch die Bauern dagegen einwenden mochten, zu seinem Nachfolger ernannt ward.

„In der That, meine Standeserhöhung machte mir so außerordentliche Freude, als mir, unter andern Verhältnissen, die Ernennung zu einer Minister- oder Gouverneurstelle im Königreich gemacht haben würde. Nun erst war ich auf dem Punkt, wohin ich längst wollte, und mein Wirkungskreis vollendet. Ich kannte den Unbath der Harber; aber was konnte ich von diesem verwahrloseten, verarmten, trügen, unwissenden, verwilderten Volke Besseres erwarten? Ich mußte es erst menschlich machen, um menschlichere und edlere Gefinnungen von ihm zu erfahren.

„Sogleich arbeitete ich meine Entwürfe dazu aus. Pfarrer Wode und Schulmeister Lebrecht, meine guten Freunde, waren mir zu allem Guten beihilflich. Meine Erzählungsstunden setzte ich auch, als Dorffschulze, mit der erwachsenen Jugend fort. — Ich kannte aus achtjähriger Erfahrung alle Quellen des Verderbens in dieser Gegend. Ich eilte, sie zu verstopfen. Eine der wichtigsten war die Prozeßsucht der Bauern. Ich machte nun selbst, trotz allen Advokaten, den Advokaten; untersuchte die Aktenstöcke, die meiner

Bauern willen geschrieben waren; trieb ihre Streitigkeit meistens durch gütliche Vergleiche zu Ende, und von Stunde an wollten mich alle prozeßlustigen Harter zu ihrem Anwalt. Ich war nun in der Stellung, die meisten Streithandel selber zu schlichten, und alles Aufheben der Land-Advokaten zu vereiteln. Das war ein unaussprechlich großer Gewinn für das Dorf.

„Mitten in diesen Amtsgeschäften ereignete sich aber etwas, an das ich zwar schon oft gedacht, aber nie erfahren hatte — etwas, das mir eine Zeit lang den Kopf verdrehte und alle Reformationspläne aus den Händen spielte.

„Ich fuhr eines Tages mit einer Ladung Potasche nach Berg, einem Flecken, drei Stunden von hier, wo mein Potasche-Spediteur wohnte. Auf dem Wagen hatte ich noch einen Sack voller Bohnen liegen. Dieser Sack fiel vom Wagen, da ich eben in den Flecken einfuhr. Ein junger Knabe machte mich auf den Verlust aufmerksam. Ich lief zurück und lud mir die Bürde auf den Rücken, um sie zum Wagen zu tragen.

„In dem Augenblick kam ein hübsches, städtischgekleidetes Mädchen gegangen. Und wie es mich ansah, und wie ich es ansah, ward mir wunderbar zu Muth, ich weiß auch nicht, was damals mit mir vorging. Genug, ich hatte den Hut verloren. Mein Sack war zu schwer; ich konnte mich nicht bücken. Da kam die Schöne gar leutselig herbei, hob den Hut auf, reichte mir ihn lächelnd und ging davon. Ob ich ihr gedankt habe, weiß ich zur Stunde nicht; nur dies, daß ich ihr angenehmes Lächeln nicht vergessen konnte, und wie im Traum zum Wagen und zu meinem Spediteur kam.

„Ich hatte im Hause des Spediteurs mein eigenes Stübchen und Bett, weil ich Sommers und Winters, bei gutem und schlechtem Wetter oft, meines Handels wegen, dahin kommen und über Nacht bleiben mußte. Diesmal hatte ich nicht nöthig, da zu

übernachten; trotz dem beschloß ich zu bleiben, in der Hoffnung, meine kleine Gottheit noch einmal zu sehen. Ich kam auch nicht weg vom Fenster, wo ich die Straße mit lauernden Augen bewachte, bis man mich zum Mittagessen rief.

„Siehe, da stand auch das hübsche Mädchen am Tische und wollte mitessen. Mir gab man den Ehrenplatz oben an; das hübsche Mädchen empfing den untersten Platz. Folglich saßen wir einander gegenüber, und darum konnte ich nicht essen. Denn wenn sie mich mit ihren schwarzen Augen von ungefähr ansah, sah ich weder Löffel noch Gabel.

„Wer ist auch Ihre neue Tischgenossin?“ fragte ich nach dem Essen, da sie weg war. — „Lieber Gott,“ sagte die Frau Expediteurin, „es ist ein armes Mädchen, das meine Schwester, die Pfarrerin, erzogen hat. Da nun mein Schwager gestorben ist, und meine Schwester das Pfarrhaus räumen muß, schickt sie mir das Mädchen zwanzig Meilen weit her, daß ich es so lange bei mir habe, bis sie ihre Sachen in Ordnung hat und es wieder zu sich nehmen kann.“

„Mir gefiel an dieser ganzen Erzählung nichts so sehr, als das Wortchen arm. So durfte ich doch hoffen! Ich war ja nicht arm, zwei oder dreißig Jahre alt, und von Gestalt so gar übel auch nicht. Aber, aber! das städtische feine Mädchen, und ich Potaschenbauer im Zwischmittel! — Der Muth sank mir.

„Als ich an der Küche vorbei ging, sah ich das hübsche Mädchen geschäftig am Feuerherd. Die Küchenschürze stand ihm allersliebst an. Der Muth stieg mir wieder. Gegen Abend hörte ich neben meiner Stube etwas Klumpern, wie auf einem Hackbrett. Ich bemerkte, es sei ein verstimmtes Klavier; glaubte, einer von des Expediteurs Knaben belustige sich da und ging hin. Da fiel mir der Muth. Denn ich sah das hübsche Mädchen am elenden Klavier sitzen in ihrem Kämmerlein. Sie konnte über meine Dreißig-

fett nicht so roth werden, als ich selbst. Aber das Unglück war nun einmal geschehen; ich entschuldigte meine Verwirrung, und bat um Erlaubniß, ihr das Klavier zu stimmen. Ich machte mich sogleich ans Werk. Nun spielte sie; sie spielte artig, mit Geschmack, und das Klavier klang silbern, wie das allerhöchste Fortepiano. Ich war im Himmel.

„Sie hatte sich anfangs gewundert, daß ich musikalisch war; nachher, daß ich wie ein Herr aus der Stadt sprechen konnte, von mehr als ländlichen Dingen. „Sind die Bauern bei euch alle so gelehrt, Herr Schulz?“ sagte sie mit gütigem Lächeln, und sah mir — fast gar zu tief in die Augen.

„Das gute Kind hatte beim Expediteur wohl wenig Unterhaltung; denn auf meinen Vorschlag, einen Spaziergang zu machen, war es gleich dazu bereit. Der Spaziergang that dem Mädchen wohl; denn es verlor einen gewissen schwermüthigen Zug in seinen Mienen, der ihm aber sehr wohl stand, und empfing dagegen eine gewisse Heiterkeit, die ihm viel besser stand. Beim Nachteffen saßen wir einander wieder gegenüber, und nach dem Nachteffen wieder neben einander am Klavier. Das war gar zu höflich!

„Denn ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Es war mir immer, als hörte ich meine Nachbarin seufzen. Der Morgenstern fand mich so wach, als mich der Abendstern gesehen hatte. Liebhaber rechnen nur nach Sternen; weil sie beständig im Ueberirdischen wandeln. Nun hielt ich mich für unpäßlich, sagt es auch dem Expediteur, und blieb noch den ganzen Tag bei ihm zu Berg. In der That sah ich etwas blaß und verflört aus. Meine kleine Nachbarin hatte wahres Mitleiden mit mir; und nur, wenn ich mit ihr am Klavier saß, oder plauderte, oder spazieren ging, ließ der Schmerz des Kopfes nach, aber der des Herzens nicht.

„Als ich den dritten Tag nach Hard zurückkehrte, war ich sterbenskrank; denn ich schied ungern von meiner lebenswürdigen

Bekannthschaft. Unterwegs, glaub' ich, habe ich viel gesungen, und manchmal, glaub' ich, gar geweint.“

Des Werkes Heiligung.

„Nun geriethen meine Amtsgeschäfte etwas ins Stocken; wenigstens betrieb ich sie nicht mit dem gewohnten Eifer. Dagegen verjüngte und schmückte ich mein ganzes Haus; ließ die Zimmer einstäuben, kaufte sogleich ein treffliches Forteplano, das im benachbarten Städtchen feil war, und machte im Hauswesen mancherlei Aufwand, den ich ehemals für überflüssig hielt, denn — ich war ein Narr, und dachte beständig an das Mädchen.“

„Auch, da ich folgende Woche wieder mit dem Postschentwagen nach Berg fuhr, klebete ich mich sorgfältiger; und als ich den Berger Kirchthurm hinter dem Birkenwäldchen wieder sah, schlug mir das Herz ohne Maß. Der Spebiteur und seine Frau empfingen mich auf gewohnte herzliche Weise, und meine liebe Holde lächelte mich freundlich an, wie einen guten Bekannten. Aus ihrem Erköthen hätte ich fast schließen sollen, es freue sie, mich zu sehen.“

„Das Klavier mußte wieder gestimmt werden, und ich sagte ihr, daß ich ein schönes Forteplano gekauft hätte, auf dem ich sie wohl gern einmal spielen hören möchte. Mehr aber sagte ich nicht. Wir gingen wieder spazieren, und hatten tausenderlei zu sagen, nur von dem ward am wenigsten gesagt, wovon ich am meisten zu sagen wünschte. Es gab natürlich wieder eine schlaflose Nacht, und ich mußte wieder einen Tag länger bleiben, der eben so angenehm verstrich. Und als ich abreiste, und ihr zum Abschiede die Hand gab — wir waren beide in der Stube allein — sagte sie: „Kommet Ihr auch künftige Woche wieder zu uns, Herr Schulz?“

„Ich antwortete: „Am Donnerstag gewiß.“ Welch eine einkältige Antwort auf eine Frage, die mich so tief rührte! Ich

machte mir deswegen die bittersten Vorwürfe unterwegs, und schwor, es am nächsten Donnerstag besser zu machen.

„Daheim war mir nun durchaus nicht mehr wohl. Ich durchwandelte meine Kolonietanlagen. Ich betrachtete die Schöpfungen, die Zeugen meines Willens, meiner Anstrengungen, meiner ausdauernden Kraft. Aber wenn ich sie auch billigte, sie freuten mich doch nicht. Ich konnte nicht, wenn ich das Werk meiner Ueberlegungen sah, das Wort der Schöpferzufriedenheit aussprechen, „daß es gut sei.“ Es fehlte dem Lößlichen und Nüßlichen, das ich gethan, etwas Höheres, das außer meiner Macht lag, das mir selber fehlte: die Heiligung; den neuen Ordnungen meiner selbstgebauten kleinen Welt, das Schöne. Und das Schöne ist überall der Abglanz der Liebe, wenn sie sich, das Irdische heiligend, im Irdischen offenbart. Die Zeit bis zum Donnerstag ward mir länger, als mir die acht Jahre meines Aufenthalts in Harb geworden waren. Endlich kam der Tag, und ich war wieder in Berg.

„Sie begrüßte mich wieder mit ihrer Engelsheiterkeit. Auch hatte ich mehr Muth; als sonst. Denn auf einem unserer Spaziergänge sagte ich ihr sogar, die Zeit wäre mir unendlich lang geworden, sie wieder zu sehen. Und wie denn ein Wort das andere gab, sagte sie einmal in ihrer eigenthümlichen Unschuldigkeit: „Gewiß, Herr Schulz, es freut mich jedesmal, wenn Ihr kommt. Ich bin hier so fremd. Es thut einem wohl, einem Theilnehmenden Menschen zu begegnen.“ Damit aber waren wir beide auch fertig. Denn wir konnten lange kein Wort mehr sprechen, vielleicht weil ich, indem sie das sagte, ihre Hand ergriff und ihren Arm in den meinigen legte, was sonst nie geschehen war, weil wir gewöhnlich einzeln gehend neben einander her spazierten.

„Es war nun plötzlich, als hätten wir eine von den Sünden begangen, die zum Himmel schreien. Das Reden wollte sich nicht

wieder finden, bis wir Arm aus Arm gelassen hatten. Da sagte ich: „Wo aber können Sie je fremd sein; wo sollten Sie nicht immer Herzen, nur allzuthelnehmende Herzen finden?“ Ich sagte das mit zitternder Stimme. Und weil die Erröthende wieder ihren Arm auf den meinigen legte, ging uns die Sprache wieder aus.

„Als wir heimkamen, lud ich den Expediteur, seine Frau und ganze Familie zu einem vergnügten Tag ins Harter Bad ein. „Das kann geschehen!“ sagte er, und ich war in allen Himmeln: „Denn Jungfer Gustel muß bei uns auch noch ein Vergnügen haben, da sie die andere Woche zu ihrer Pflegemutter zurück soll.“ So sagte er, und reichte meiner Spaziergängerin einen Brief von seiner Schwägerin; ich aber stürzte aus allen meinen Himmeln zurück.

„Am Klavier des Abends sagte ich zu ihr: „Und Sie wollen uns wirklich verlassen?“

„Sie ließ die Hände vom Klavier sinken, und sagte: „Meine Pflegemutter verlangt es.“

„Ich war still und düster. Das Klavier klang abscheulich. Als ich fortging, nahm ich ihre Hand und drückte sie schweigend an meinen Mund. Ich glaubte Thränen in ihren Augen zu sehen. Daß ich die Nacht nicht gut schlief, versteht sich von selbst; folglich blieb ich auch den Freitag in Berg, und vergaß über die Herrlichkeit die schwere Zukunft. Am Sonnabend fuhr die ganze Expeditionsfamilie mit mir nach Harb.

„Und wie ich in meine Heimath kam, und das blühende Mädchen vom Wagen sprang und auf meinem Grund und Boden wankte — da ward es hell und licht umher in meinen Schöpfungen; hell und licht in mir selber. Ich fühlte die Heiligung meines Werkes unter dem Hauch der Liebe. Zum Guten trat das Schöne.

„Des Mannes Geist und Faust vermag Großes im Weltgeschümme. Ohnmächtig steht das zarte Weib darin, und doch höher,

weil dem Rein-Irdischen fremder, als der Mann. Es heiligt ihn durch Liebe; es schließt ihm den Sinn des Schönen auf, und hat allein vom Himmel die Gabe, ihm für Alles den Siegerkranz auf die Schläfen zu legen. Männer lohnen Männer nicht; und was der Mann ausschließlich schafft, ist zuletzt lieblos, wenn auch gethätig; ist hart, wenn auch zweckmäßig. Des Mannes Werk, mit Ausfluß aller weiblichen Heiligung, ist das Kriegeswerk. Wehe einer Welt ohne Liebe!"

Der hohe Festtag.

„Meine Gäste wohnten im Wirthshause. Wirth und Wirthin hatten Befehl, den Spediteur und seine Frau auf alle Art zu unterhalten, damit ich den Engel desto ausschließlicher allein hatte. Die Frau Spediteurin machte über meine ärmlichen und wohlfeilen Hausgeräthe allerlei Glossen, und begriff nicht, warum ich nicht gemächlicher wohne? „Ich kann es wohl haben, gleich Andern,“ sagte ich nicht ohne Ruhmbegierde, und sah auf die Einzige, der ich meine Hütte gern empfohlen hätte: „aber ich bedarf dessen zu meiner Zufriedenheit nicht. Ich will die Entbehrlichkeiten entbehren, um für diejenigen Ueberfluß zu haben, denen das Unentbehrliche mangelt.“ Der Spediteur schüttelte den Kopf und sagte: „Herr Schulz, Sie sind ein Bruder Wunderlich!“ Aber die Einzige sah mich mit freudeschwimmenden Augen und röthlich leuchtenden Wangen an, und war die Einzige, welche meine Schützrednerin ward. „Wo die Pracht der Reinlichkeit herrscht, wie hier,“ sagte sie, „wer vermißt da andere Kostbarkeit? Und wer legt zur Glückseligkeit des Genügsamen ein Scherflein bei, wenn er ihm Tische von Mahagoniholz, Teller von Porzellan und silbernes Geschirr gibt?“

„Dankebar führte ich die reizende Schützrednerin zum Forteplano.

Die süßen Klänge thaten ihr tief im Herzen wohl. Sie beschäftigte in meiner Arbeitsstube alle Kleinigkeiten mit neugieriger Theilnahme. Und als ich sie dann wieder hinaus ins Freie führte und sie die ganze Gegend überfah, ward ihr das Herz weit von Entzücken, und sie sprach: „Es ist doch himmlisch hier!“

„Und doch wollen Sie dies Alles verlassen?“ sagte ich, und gab ihr die Hand. „Und wenn Sie fort sind, glauben Sie denn, das Alles werde mir dann noch so himmlisch sein?“ — Sie schweig, als verstände sie mich nicht.

„Bleiben Sie hier!“ bat ich bewegt: „Nirgends liebt man Sie so, wie Sie hier geliebt werden.“

„Da fielen aus ihren niedergeschlagenen Augen Thränen. Ich schlang meine Arme um sie, und küßte ihre mir entgegenstinkende Stirn.

„Bleiben Sie,“ rief ich: „denn ohne Sie bin ich nicht glücklich.“

„Sie sah mir in die Augen und sagte leise: „Herr Schulz, hinge ich von mir selber ab, nirgends auf Erden würde ich lieber bleiben, als hier.“

„Theilen Sie mit mir!“ rief ich. „Sie sind vater- und mütterlos. Niemand darf Ihnen widerstehen, mir, wenn Sie mir Ihr Herz geben können, auch Ihre Hand zu geben.“

„Iwar Vater und Mutter habe ich nicht mehr,“ antwortete sie, „und ich bin arm, recht arm. Aber das habe ich gelobt, und das will ich halten: keinen wichtigen Schritt zu thun ohne Einwilligung meiner Pflegemutter und Erzieherin, so wie ohne Einwilligung des einzigen Mannes, den ich über Alles ehre und liebe.“

„Wer ist denn der Einzige?“ fragte ich etwas erschrocken.

„Gewiß der vortrefflichste Mann auf Erden. Mein Vater starb sehr unglücklich, und hatte, doch ohne seine Schuld, auch diesen Mann unglücklich gemacht. Ich war ein von aller Welt verlassenes Kind. Da war es jener Mann nur, der sich meiner erbarmte. Er

setzte mir einen Vormund, und gab das Wenige seines ihm bei dem Unglück meines Vaters übrig gebliebenen Vermögens zu einer anständigen Erziehung für mich aus. Ich verehere in diesem Wohlthäter meinen andern Vater. Obgleich er seinen Aufenthalt für mich verborgen hält — nur mein Vormund weiß ihn —, und ob er sich gleich meiner Dankbarkeit entzieht — schon zwei Briefe schrieb ich ihm, ohne daß er mir antwortete —, will ich doch nichts ohne seinen Willen thun.“

„Wie heißt denn der Mann? Ich will ihn selbst auffuchen, und wenn er in Amerika wohnte!“

„Engelbert heißt er.“

„Ich verlor in dem Augenblicke Hören und Sehen.“ „Mein Gott!“ stammelte ich: „Nicht so, Sie heißen Auguste Lenz?“

„Sie besahnte es. Da nahm ich schweigend ihre Hand, und führte sie zu meinem Hause zurück; zog aus einer Schublade meines Schreibpultes ihre zwei Briefe, gab ihr dieselben, und sagte: „Nicht so, die haben Sie mir geschrieben?“

„Wie kommt Ihr zu diesen Briefen, Herr Schulz?“ fragte sie bestürzt.

„Weil ich Engelbert bin, und Ihr unglücklicher Vater mein Vormund war.“

„Da brach das Herz des guten Kindes von Dankbarkeit, Begehren und Liebe. Laut schluchzend sank Auguste auf ihre Knie vor mir nieder, küßte meine Hände, und wollte sich nicht wieder aufrichten lassen. „Glauben Sie mir nur, so vor Ihnen liegen zu dürfen,“ schluchzte sie: „Ich habe ja schon tausendmal gewünscht: könnte ich nur einmal die Knie meines Wohlthäters umfassen und ihm meinen Dank weihen!“ — Ich mußte ihr gewähren. Dann endlich hob ich sie auf, und sie blieb in meinen Armen.“

„Werden Sie mich,“ sagte ich stehend, „werden Sie mich verlassen?“

„Niemand in der Welt hat über mich zu verfügen, als Sie, mein einziger Wohltäter. Was Sie befehlen, das ist mein Wille.“

„Und wenn ich nun nichts zu befehlen hätte, wenn ich nicht Engelbert wäre, aber doch Engelbert nicht wider uns wäre — würden Sie mich verlassen?“

„Sie drückte ihre Lippen an meine Lippen. Da begann der große Festtag meines Lebens, der noch bis zu dieser Stunde fort-dauert. Auguste war meine Verlobte.

„Der Spediteur und die Frau Spediteurin machten große Augen, als sie Alles vernahmen. „Mein Himmel, es gibt ja noch mehr Engelberte in der Welt!“ rief der Spediteur: „Das ließ ich mir nicht träumen.“

„Und hätte ich zu Berg auch nur einmal den Namen gehört,“ sagte Auguste, „so hätte ich Alles schon wochenlang früher ge-wußt. Ich meinte immer, Sie hießen Schulz.“

„Nun führte ich die junge Braut durch mein ganzes König-reich umher, und sagte: „Hier, Auguste, bist du nun Königin!“ Ich erzählte ihr die Geschichte meines Lebens, machte ihr meine Ansicht der Welt und meine Grundsätze vertraut, und sie heiligte dieselben mit ihrem Beifall, indem sie meine Hand innig und schwellend an ihre Brust drückte.

„Was auch die Frau Spediteurin einwenden mochte, ich setzte mich in das volle Recht ein, welches Auguste mir als ihrem Wohl-thäter, der allein über sie mit väterlicher Macht zu gebieten hätte, eingeräumt hatte. Ich befahl, sie solle Harb nicht mehr verlassen. Pfarrer Wobe empfing schon den folgenden Tag Auftrag, unsere Verlobung von der Kanzel zu verkünden. Auguste meldete ihrer Pflegemutter, der Pfarrwitwe, das Vorgefallene; auch ich schrieb der-jelben, und weil sie in bebrängten Umständen war, versprach ich ihr die Fortsetzung der jährlichen Summe in gleichem Ver-hältniß, als wenn Auguste noch bei ihr in der Koft wäre.

„Auguste blieb meine Nachbarin im Wirthshause. Den Tag über hatte sie die ganze Woche Geschäfte genug, in unserm Hause Alles zur Einrichtung der künftigen ländlichen Haushaltung zu ordnen. Schon als Braut erhielt sie die ganze Vollgewalt der künftigen Hausmutter. Die selige Tage verlebten wir! — Und als der Sonntag wieder kam, trat des Morgens ein wunderliebliches Bauernmädchen erröthend zu mir ins Zimmer. Das war Auguste. Sie hatte den Stadtputz und die Eitelkeit der sogenannten feinen, gebildeten Welt abgelegt, und war Bäuerin geworden. Ich hatte noch nicht einmal daran gedacht, daß des Dorfschulzen Frau nicht wohl, als Stadtbame, erscheinen könne. Nun nannte sie mich zum ersten Male Du. Vierzehn Tage später verband uns der würdige Pfarrer Bode vor dem Altar auf ewig.

Ein glückliches Unglück.

„Augustens haushälterische, fleißige Hand nahm mir viele kleine Geschäfte und Sorgen ab. Desto unbeschränkter konnte ich mich meinen wichtigen Geschäften und dem Wohle meiner Gemeinde widmen.

„Ich mochte ungefähr zwei Jahre verheirathet sein, als wir den schrecklichen Tag erlebten, da das ganze Dorf Hard, vermuthlich durch Unvorsichtigkeit in einem Hause, Raub der Flammen ward. Alle Hilfe war vergebens. Unsere Harder Bauern standen während der Feuersbrunst stumm, betäubt, unthätig, und sahen zu, wie die herbeigeekelten Leute aus andern Gemeinden Vieh und Geräthschaften retteten. Nur wenige einzeln stehende Gebäude blieben übrig.

„Es war ein großes Unglück; die Gemeinde arm an sich; die Unterstützung von der Regierung im Verhältniß zum großen Schaden gering. Man wußte nicht, wie helfen. Doch verzweifelte ich keines-

wegs, und hoffte sogar, eben dies Mißgeschick könne und müsse für die Gemeinde von den wohlthätigsten Folgen werden. Nun waren fast alle Haushaltungen gleich arm; wer reich sein wollte, mußte arbeiten lernen.

„Als es um Wiederaufbauung des eingäscherten Dorfes zu thun war, gab ich der Regierung eine tröstliche Vorstellung ein, worin ich zu beweisen suchte, daß, wenn man dieses Unglück benutzen würde, die durch einander zerstreut liegenden Besitzungen und Grundstücke der Bauern so unter ihnen zu ordnen durch Austausch, daß jeder Landeigenthümer seine Felder alle beisammen liegend hätte, und jeder seine Behausung in der Mitte seines Landes bauen könnte — nicht nur künftigen Feuersbrünsten in der Gemeinde vorbeugt, sondern auch größerer Wohlstand der Verunglückten in kürzerer Zeit bewirkt werden könnte, als sie ehemals besessen hätten. Es ersuchten bei uns von Seite der Regierung eine Kommission, die Sache an Ort und Stelle zu berichten. Mein Vorschlag fand nicht nur Beifall, so sehr auch die Bauern dagegen tobten, sondern ich empfing Aufsicht und Vollmacht zur Vollziehung des Plans.

„Nicht ohne Mühe ward die Austauschung und Zusammenordnung der dem gleichen Eigenthümer gehörenden Grundstücke vollbracht. Nun fehlte überall das nöthige Bauholz. Es konnte nicht anders als mit ungeheuern Kosten aus drei bis vier Meilen entfernten Wäldern herbeigeführt werden. Erst jetzt klagte man, vor zehn Jahren die Zebra'schen Waldungen nicht angekauft zu haben.

„Ich ließ mein prächtiges Bauholz schlagen, verkaufte es im billigsten Preise, ohne baare Bezahlung zu fordern, sondern ließ es als Schuldkapital auf den Häusern, das in den nächsten zwei Jahren zinsfrei sein sollte. Fast allen Haushaltungen machte ich Gelbvorschüsse. Die Regierung that das Ihrige. Von den Badergäßen sammelte ich beträchtliche Liebessteuern für die Aermsten. Nach Jahr und Tag stand das Dorf neu da, aber mit zerstreuten

Wohnungen, wie du jetzt siehst. Nun ließ ich den gemeinsamen Weibgang aufheben zur Schonung der allzu stark angegriffenen Wälder; nun, zur Sicherung der Feuergefähr, Gemeindegäßchen, abgesehen von den Häusern, bauen; bessere Feuerspritzen anschaffen, und bei jedem Hause einen Brunnen graben. Ich leitete alle Wasser von meinem und anderem Lande auf der Höhe in einen einzigen Bach oder Kanal zusammen, und gab diesem die Richtung gegen die öden Wiesen der Gemeinde. Hier zersplitterte ich den großen Kanal in viele kleine Gräben, in welche das Wasser abwärts gegen die Wiesen rann, wo es durch willkürlich geordnete Ueberschwemmungen die Fruchtbarkeit des Bodens verdreifachte. Die Gärten und Aecker jedes Bauers, seinem Wohnhause zunächst gelegen, wurden schon darum mit größerer Sorgfalt gebaut, weil jeder sie beständig unter Augen hatte, und ihnen viele Zeit, die sonst mit Hin- und Herreisen zu den zerstreuten Landstücken vergeudet ward, wohnen konnte.

„Noth und Armuth zwang Viele zur Sparsamkeit. Das Dorf-wirthshaus ward seltener besucht. In meinem Wirthshause da oben verbot ich, den Bauern Wein, Bier oder Brantwein zu geben. Die Wittve des ehemaligen Schulzen, welche das Wirthshaus im Dorf besaß, schalt unaufhörlich gegen mich. Aber ich erreichte meinen Zweck. Hätte sie nach meinem Rath sich zur Bewirthung fremder Gäste eingerichtet, sie könnte noch wohlhabender sein; denn viele Vabelustige werden oft aus Mangel an Wohnzimmern zurückgewiesen.

„Nur noch jetzt ist mir der größte Theil des Dorfes verschuldet, aber doch haben die Bauern die meisten ihrer ehemaligen auswärtigen Schulden abgetragen. Das war die Frucht des Unglücks. Unser Dorf ist jetzt im ganzen Lande eines der blühendsten und fleißigsten, und hat den meisten Kredit. Von Prozessen hört man bei uns nichts mehr. Schlägereien, ehemals alltäglich, sind jetzt

fast unerhört. Sehr viele von meinen ehemaligen Schülern und Schülerinnen sind nun selbst Hausväter und Hausmütter, und mir noch, wie einem Vater, mit der ersten Liebe zugethan. Fast in allen Häusern herrscht strenge Ordnung und Reinlichkeit.

„Wisselicht trug zu dieser bessern Zucht auch nicht wenig bei, daß ich alljährlich denen, welche das ganze Jahr hindurch in den Häusern und Ställen, in Kleidern und Geräthen die größte Sauberkeit, in Landwirthschaft und Hauswesen die größte Ordnung und Thätigkeit beobachteten, daneben den ehrbarsten, friebfertigsten Wandel führten, die mir schulbigen Zinsen erließ. Den drei ersten Haushaltungen, welche ihre auswärtigen Schulden abbezahlten, schenkte ich sogar das mir schuldige Kapital.“

Ein Sonntag in Hard.

So weit war Engelbert in seiner Erzählung gekommen, als uns Auguste in unserer Erzählung unterbrach. Sie kam daher, wie eine aufgeblühte Rose unter jungen Rosenknospen; den Säugling auf dem Arm; den kleinsten Knaben an der Hand; der andere Kleine hielt sich an ihrer Schürze; die beiden Erwachsenen sprangen voran. Das war mir ein Gutenmorgenwünschen! Ich ward unter den Kindern wieder Kind.

Die Kirchenglocken läuteten durchs Thal. Wir gingen mit einander zum Gottesdienst. Der sanfte, vierstimmige Gesang der zahlreichen Gemeinde hatte etwas Ungewohnt-Feterliches. Die Nährung, in die er mich versetzt hatte, vermehrte der ehrwürdige Pfarrer, welcher mit silbergrauem Haar auf der Kanzel betete, dann einfach und herzlich, allgemein verständlich, mit tiefer Lebenskenntniß des Landmanns vom Zusammenhang der Ewigkeit mit dem irdischen Dasein sprach.

Nach vollendetem Gottesdienſt verſammelte ſich die ganze Gemeinde vor der Kirche unter der alten Linde. Der Schulze des Dorfes unterhielt ſich erſt freundlich mit Einzelnen, die zu ihm kamen; dann trat er auf die Bank unter der Linde, las einige Regierungsdekrete ab, und erklärte ſie, und beſeitigte die Einwendungen und Mißverſtändniſſe Einiger, die ſich darüber äußern wollten. Nach dieſem wies er mit der Hand auf mich, und ſagte: „Ich habe hier einen alten, lieben Jugendfreund zum Beſuch bei mir. Und weil ich ihm eine Freude machen und diejenigen von unſern jungen Leuten ihm zeigen möchte, die ſich beſonders durch ihr gutes Betragen ſeit dem letzten Tanztag ausgezeichnet haben: ſo lade ich dieſelben hiemit zum Tanz und Nachteſſen auf dieſen Abend bei mir ein.“ Sodann verlas der Schulze eine lange Reihe Namen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die er auf einem Zettel geſchrieben hielt.

„Es verbreitete ſich in der Gemeinde auf allen Geſichtern ein zufriedenes Lächeln. Da gab es ein Kopfnicken, Niſcheln, freundliches Zuſammenſtoßen, gegenseitiges Händedrücken und fröhliches Funkeln der Augen! Der frohe Schwarm zog aus einander. Der greiſe, ehrwürdige Pfarrer, ein lebhafter, freundlicher, gutmüthiger Mann, der Schulmeiſter Lebrecht, ein unbefangener, verſtändiger Bauer mit vielem Mutterwitz und großer Wißbegierde, auch deſſen Frau, und der Badearzt mit ſeiner Frau, begleiteten uns zum Mittagemaßl, das gar köſtlich, und von Engelberts gewohnter Ginfalt abweichend im Wirthshaus des Bades bereitet ſtand. Ich verlebte unter vortrefſlichen Menſchen einen unvergeßlich ſchönen Tag. Beſonders wird mir, ſo lange ich lebe, das mir von Engelbert gegebene Konzert in angenehmer Erinnerung bleiben. Männer und Kinder, die von Graun und Händel, Haydn und Rolle Chöre und Motetten ſangen, ſo rein, feſt und klar, daß ſie jedem

Räbtlischen Konzert Ihre gemacht haben würden. Auch Engelbert, Auguste und der älteste ihrer Knaben standen unter den Sängern. Es geschah im Freien, hinter dem Badegarten. Der Platz schien ganz dazu ausgewählt. Denn ein sanfter Wiederhall von entfernter Felswand brach und warf die harmonischen Klänge zauberhaft zurück, während die Abendsonne ihr Gold über die ganze Welt ausstreute. Ich war aufs Innigste bewegt und meiner Thränen nicht mächtig.

„Das Alles hat ein einziger Mann gethan!“ dachte ich. Und dieser Mann, den, wohin er ging, wohin er sah, seine Schöpfungen umgaben, stand da so demuthsvoll und anspruchslos unter den übrigen Bauern, wie einer ihres Gleichen. Ich konnte mich, nach beendigten Gesängen, nicht enthalten, ihn mit Begeisterung an meine Brust zu drücken und zu rufen: „Du bist einer von den Größten der Erde in deinem Zwillichfittel!“

„Nun mußte ich im geschmackvoll eingerichteten großen Saal des Badehauses mit Augusten tanzen, und sie tanzte allerliebste; dann der Reihe nach mit den artigen Harberlinnen. Welch ein Leben, welche Anständigkeit! Auguste selbst war die Tanzmeisterin des Dorfes gewesen, seit sie die Frau Schulzin war. Und der wahrhaft ehrwürdige Pfarrer ging unter den Tänzern und Tänzerinnen ermunternd umher, wie ein Großvater unter geliebten Kindern und Enkeln. Beim Nachsteffen saßen wir alle bunt durcheinander, wie es der Zufall gab. Eine junge Bäuerin, die meine Nachbarin ward, unterhielt mich weit angenehmer und verständiger, als ich zuweilen bei einem Souper in Städten von manchen unserer anspruchsvollen, gezierten und ziererischen Damen unterhalten worden bin.

„Sobald mein Kunz und mein Wagen hergestellt waren, verließ ich Harb. Engelbert behauptete, ich habe in seinem Hause gewohnt; an Bezahlung war nirgends zu denken. Ich mußte als

sein Schuldner abziehen. Aber mit welchen Empfindungen ich Harb verließ, das, Ihr Herren, möget Ihr selber ermessen.

S a l u t.

„Da haben Sie nun,“ fuhr der Oberforstrath von Rödern fort, „die Geschichte meines zweiten Millionärs. Ziehen Sie daraus nach Belieben für Ihre Streitfrage die erbauliche Rußanwendung.“

Selbst diejenigen von uns, welche vorher Kasimir Rorns menschenfeindliche Stimmung vertheidigt hatten, läugneten nicht ab, Engelbert habe zur Menschenfeindschaft wohl eben so viel Veranlassung gehabt, als Rorn; und gestanden ein, daß Engelbert in Rorns Lage, mit den gleichen Ansichten der Welt, dennoch kein Rorn, sondern ein unverdrossener Wohlthäter seines Geschlechts geworden sein würde. Doch wollte man weder Rorn, noch Rousseau zu nahe treten lassen. Man entschuldigte beide mit ihrer eigenthümlichen, allzuempfindlichen Reizbarkeit.

„Sagen wir's doch deutsch heraus,“ rief der Oberforstrath: „Rorn, wie Rousseau, waren zwei gleich gutmüthige, leicht gezeigte, oft betrogene, daher mißtrauische Menschen; beide besaßen mehr Eitelkeit, als Demuth, mehr Einbildungskraft, als Versständigkeit, und sowohl von sich, als der Welt, falsche, selbstgeschaffene, von bloßen Einzelheiten mangelhaft abgezogene und mit Unrecht auf das Allgemeine angewandte Vorstellungen. Engelbert dagegen hatte Herz und Kopf am bessern Fleck, als jene; war überhaupt ein größerer, gewaltigerer Geist, den kleine Unfälle nicht leicht wanken machten.“

„Das war er!“ rief ein Anderer aus der Gesellschaft: „Rousseau spielte den Weisen und machte aus sich das verzärtelte Kind, welches immer schmollen und trogen will. Engelbert aber, über das weibische Wesen und Träumen hinweg, ein kräftiger Mensch,

war ein Weiser! Das ist der Unterschied. Rousseau jammerte und klagte unaufhörlich über das verborbene und verkehrte Wesen der Welt und ihre Abweichung von der Natürlichkeit. Engelbert haßte diese Unnatur auch, aber klagte nicht, sondern griff verständig an und besserte thätig aus. Er war kein Feind der Menschen, sondern Freund, aber ein Feind der Verkehrtheit. Er behandelte Alle nur als Irrende, und brachte sie auf den rechten Weg. Er tastete nicht die Herzen, sondern nur das Formenwerk feindselig an. Es gibt in der Welt viele Rousseaus, aber wenig Engelberte.“

„Woran liegt es auch?“ fragte Einer.

„Daran, daß der große Haufe der Welt-Reformatoren, Pastoren, Professoren, u. s. w. nur die Einsicht, nicht die That hat; Lobreden, aber keinen Muth für die Tugend hat. Diese Herren sind selber im Allgemeinen von allen den Erbärmlichkeiten beunruhigt und beladen, gegen die sie eifern. Sie sind Schwächlinge, und haben nicht Lust noch Herz, zur Wahrheit und Natur zurückzufehren, die sie so dringend zu empfehlen wissen. Sie verstehen sich um keinen Preis dazu, die unentbehrlichen Entbehrlichkeiten aufzuopfern, wie Engelbert die seinen Sklavenbanden der Menschheit nennt. Und wenn sie noch so viel aufopfern, so wollen sie dafür Gegenopfer. Sie wollen Ansehen, Ehre, Lob ihrer Sache. Wer möchte denn Dorfschulmeister oder Dorfschulze werden, wie Engelbert, alles Widerliche tragen, verfolgt und verkannt werden, ohne weiter zu fragen: wird mich die Welt einst deswegen bewundern? — Daran liegt's!“

Der todte Gast.

1792
1793

Die Thurnsiede.

Einer meiner Freunde, er hieß Waldrich, hatte die hohe Schule kaum seit zwei Jahren verlassen, und sich in einer Provinzial-Hauptstadt, als überzähliger und unbeförderter Gerichts-Assessor oder dergleichen herumgetrieben, da eben in die Posaune des heiligen Krieges gestoßen ward. Es galt die Befreiung Deutschlands vom Joche des französischen Eroberers. Ein frommer Eifer bemächtigte sich alles Volks, wie man weiß. Freiheit und Vaterland war das Feldgeschrei in Städten und Dörfern. Tausend und tausend Jünglinge flogen freudig zu den Fahnen. Es galt Deutschlands Ehre und die Hoffnung, auch dann auf Hermanns Boden vielleicht ein edleres Leben zu finden, in gesetzlich geregelten, des gebildeten Zeitalters würdigern Verhältnissen. — Mein lieber Waldrich hatte an dem frommen Eifer und der schönen Hoffnung seinen guten Theil. Kurz, er empfahl sich seinem Gerichtspräsidenten zu Gnaden, und wählte statt der Feder das Schwert.

Weil er noch nicht das volle Alter gesetzlicher Mündigkeit besaß, schrieb er, da er keine Aeltern mehr hatte, und Reisegeld doch in allen Fällen wohlthut, seinem Vormund um die Erlaubniß, den Zug fürs Vaterland mitthun zu dürfen, und ersuchte um hundert Thaler Reisegeld. Sein Vormund, Herr Vantes, ein reicher Fabrikherr in der Stadt oder im Städtchen Herbesheim an der Ma,

der ihn, wenn man so sagen will, erzogen hatte (Waldrich hatte nur als Knabe, bis zur Hochschule, bei ihm im Hause gelebt) — Herr Bantes war ein alter, wunderlicher Herr.

Dieser schickte ihm einen Brief mit fünfzehn Louisd'or in Gold, folgenden Inhalts: „Mein Freund, wenn Sie noch ein Jahr älter sind, können Sie über sich und den kleinen Rest Ihres Vermögens nach Belieben verfügen. Bis dahin bitte, Dero Zug fürs Vaterland einzustellen und Ihren Geschäften obzuliegen, um einst Amt und Brod zu bekommen, denn das wird Ihnen sehr nöthig sein. Ich weiß, was ich meiner Pflicht und Dero Vater, meinem Freunde sel., schuldig bin. Lassen Sie endlich Ihre Schwindeleien alle einmal fahren, und werden Sie solid. Ich schicke daher keinen Kreuzer. Bleibe Dero u. s. w.“

Die in ein Papier gewickelten fünfzehn Louisd'or standen mit diesem Briefe in seltsamem, doch gar nicht unangenehmem Widerspruch. Waldrich hätte sich ihn noch lange nicht und vielleicht nie erklärt, wäre sein Blick nicht auf das zu Boden gefallene Papier gerathen, worin das Geld eingeschlagen gewesen. Er nahm es: Es hieß: „Lassen Sie sich nicht abschrecken. Ziehen Sie hinaus für die heilige Sache des armen deutschen Landes. Gott schütze Sie! Dies wünscht Ihre ehemalige Gespielin

Friederike.“

Diese Gespielin Friederike war nun keine Andere, als die junge Tochter des Herrn Bantes. Der Himmel weiß, wie sie zum Briefe versegeln ihres Vaters gekommen war. Waldrich stand ganz begeistert da, mehr über das Heldenherz des deutschen Mädchens, als über das Gold entzückt, welches Friederike vermuthlich aus ihrem eigenen Sparhafen dazu gelegt hatte. Er schrieb auf der Stelle nach Herbesheim an einen Freund, schloß ein paar dankbare Zeilen für das kleine Mädchen ein (er hatte aber vergessen, daß das kleine Mädchen wohl seit vier Jahren etwas gewachsen sein konnte),

nannte es sogar seine deutsche Thronelbe, und wanderte stolz, wie ein zweiter Hermann, dem Rheine und den Heeren zu.

Das Infognito.

Ich möchte hier gar nicht umständlich Waldrichs Germanenthaten erzählen. Genug, er war dabei, wenn's galt. Napoleon ward glücklich entkaisert und nach Elba geschickt. Waldrich kehrte nicht zurück, wie die übrigen Freiwilligen, sondern ließ sich gefallen, als Oberlieutenant in ein Linien-Infanterieregiment zu treten. Das Leben gefiel ihm im Felde besser, als hinter den Altenschanzen der staubigen Schreibstube. Sein Regiment machte auch den zweiten Zug gen Frankreich mit und kehrte endlich nach vollbrachtem Werk, unter Paukenschlag und Sing und Song, in die Heimath zurück.

Waldrich, der in zwei Schlachten und mehreren Gefechten gestritten hatte, war so glücklich gewesen, ohne alle Wunden davon zu kommen. Er schmeichelte sich, als einer der Vaterlandshelden zur Belohnung bald vorzugsweise eine bürgerliche Anstellung zu erhalten. Er war beim Regimente wegen seiner Lebenswürdigkeit und vielen Kenntnissen sehr geachtet. Allein mit der Anstellung ging es nicht so schnell, als er hoffte. Es waren zu viele Söhne und Vettern von Geheimräthen, Präsidenten u. s. w. zu versorgen, welche so klug gewesen waren, Andere in den heiligen Krieg ziehen zu lassen, aber für ihre Person zu Hause zu bleiben; auch hatten sie wohl vor ihm das Ansehen der Geburt voraus. Denn Waldrich stammte nur von bürgerlichen Kellern.

So ließ es sich nicht ändern. Er blieb Oberlieutenant, und um so lieber, weil ihm Herr Bantes, sein gewesener Vormund, längst den winzigen Rest seines väterlichen Erbtheils ausgehändigt hatte, und dieses längst schon zu allen Heiden ausgewandert

war. Er trieb sich also in der Besatzung umher, machte in den Wachtstuben Gedichte und an den Paraben philosophische Betrachtungen. Dies gab ihm bittere Langeweile, bis einmal die Truppen verlegt wurden. Da traf es sich ganz unerwartet, daß seine Kompagnie Befehl erhielt, nach Herbesheim in Besatzung zu gehen.

An der Spitze seiner Kompagnie — denn der Hauptmann, ein reicher Baron, war auf Urlaub — rückte er als Kommandirender in sein Vaterstädtchen ein. O, wie ward ihm beim Anblick der zwei schwarzen, hochgespitzten Kirchtürme und des alten, wohlvertrauten, grauen Thorthurms. Vor dem Rathhause schwieg die Trommel. Ein paar Rathsherren brachten die Quartierbillets. Der Kommandirende, versteht sich, ward ins vornehmste, das ist, ins reichste Haus der Stadt einquartiert, also auch zu Herrn Vantes. Angenehmeres hätte ihm der gesammte löbliche Stadtrath nicht erweisen können.

Die Kompagnie schied ganz vergnügt aus einander, denn es war um die beliebte Mittagsstunde, und die ehrsame Bürgerschaft, von der Einquartierung zeitig belehrt, hatte sich auf den Empfang der neuen Gäste vorbereitet. Waldrich, der die beiden Rathsherren noch von seiner Knabenzeit her wohl kannte, bemerkte, daß er ganz unkenntlich geworden sein müsse; denn sie behandelten ihn fremd und ehrerbietig, und führten ihn, obwohl er es ablehnte, selbst zum Hause des Fabrikherrn. Hier empfing ihn Herr Vantes eben so fremd, und führte ihn gar höflich in ein sehr artiges Zimmer.

„Herr Kommandant,“ sagte Herr Vantes, „dieses und die anstoßenden Zimmer hatte auch Ihr Herr Vorfahr; nehmen Sie vorlieb. Machen Sie sich's bequem, und dann erwarten wir Sie zum Essen und dergleichen. Thun Sie, als wären Sie zu Hause.“

Unsern Waldrich belustigte sein unerwartetes Inognito. Er nahm sich auch vor, es erst bei irgend einer passenden Gelegen-

frage ich? Die Franzosen sind fortgejagt. Nun ja. Aber das heilige Reich ist dennoch zum Ruin und zum Ruin gegangen. Die alten Steuern sind provisorisch beibehalten, und neue sind provisorisch zugefügt. Die verdamnten Engländer mit ihren Waaren läßt man wieder zu, wie vorher, und bekümmert sich nicht darum, wenn wir heilige Deutsche darüber zu heiligen Bettlern werden. Alles ging auf der letzten Messe wieder han. Die Minister und dergleichen essen und trinken wieder; machen, wie sie es wollen; ver- stehen den Handel nicht; lassen die Fabrikanten bankrott werden, und hilft kein A und kein D. Die Welt liegt wieder im Alten, und noch ärger als im Alten. Thut eine ehrliche Seele, die es vielleicht besser versteht, den Schnabel auf, will ein anderes Lied pfeifen, als die Excellenzen da mit dem Kreuze überm Knopfloch und der Gleichgültigkeit unterm Knopfloch — hast du nicht gesehen, kurz angebunden! flugs mit der armen Seele in ein Loch, abgeseht, abgeseht, inquirirt, abgeschmiert, ist ein barmherziger Umtreiber und dergleichen. Ich sage dir, schweig, Mädel, davon verstehst du nichts. Du mußt nicht weiter über deine Theekanne sehen, als in die Tasse; dann schüttest du nicht nebenbei.“

Baldrich merkte aus dieser Unterhaltung, daß der alte Bantes noch immer der ehemalige lebhaft, aufflammende, wunderliche Mann war, dem man doch bei allen seinen Eigenheiten nicht böse werden konnte. Da nun in diesem Streite zwischen Vater und Tochter ein schiedsrichterlicher Spruch gefällt werden mußte, war der Kommandant so klug und gefällig, erst dem Vater vollkommen Recht zu geben, im Punkte der heiligen Sache nämlich. Und das ward seinem Verstande allerdings zur Ehre angerechnet. Dann aber, weil er sich doch auch selbst nicht geradezu verdammen wollte, mußte er auch seiner Fürsprecherin Recht geben, nämlich im Punkte des guten Herzens, mit dem sich Georg für die vermeinte heilige Sache geopfert habe.

„Merke schon!“ rief der Alte: „Der Herr Kommandant ist pfffiger, als Hans Paris bei den drei thörichten Jungfrauen von Troja und dergleichen. Macht sich's bequem, schnelbet den Apfel in zwei Hälften und gibt Jedem einen Bissen, sagt: wohl bekomm's!“

„Nein, Herr Bantes, Ihr Georg irrte, wenn er irrte, wahr-
scheinlich wie mehrere Tausend andere deutsche Männer, und wie zum Beispiel ich selbst. Auch ich machte den Kriegsgang für die Befreiung Deutschlands mit, und ließ Alles im Stich. Unsere Armeen, Sie wissen es, waren ausgerieben. Das Volk mußte aufstehen und sich selbst helfen, weil die Armeen nicht mehr helfen konnten. Da mußte man nicht rechnen und fragen, sondern zuschlagen, Gut und Blut daran setzen und die Ehre der Nation, den Thron unserer Monarchen retten. Das haben wir gethan. Jetzt wollen wir das Heil erwarten. Unsere besser gesinnten Staatsmänner können auch nicht zaubern und das verlorne Paradies, durch ein Taschenspielerstückchen, sogleich wieder versingen. Ich wenigstens bereue meinen Schritt noch nicht.“

„Allen Respekt,“ sagte Herr Bantes mit tiefem Verbeugen: „allen Respekt, Herr Kommandant, für Ihre Ausnahme von der Regel. Die Ausnahmen sind in dieser Welt immer das Beste von den Regeln. Dünkt mich übrigens spaßhaft oder ernsthaft, daß wir Bürger, Bauern, Kaufleute und Fabrikanten zwanzig Jahre lang unser Geld hergeben müssen, um im Frieden eine Armee von einigen Hunderttausend müßigen Beschirmern des Thrones zu ernähren, zu kleiden in Sammet, Seiden und Gold, und daß wir Andern dann im einundzwanzigsten Jahre, wenn die Beschirmer des Thrones zusammengehauen sind, selbst aufstehen und das Rab wieder ins Geleise bringen müssen und dergleichen.“

In solchen Gesprächen ward man schon beim ersten Mittags-
mahl vertraulicher mit einander. Herr Bantes selbst gab dazu den Ton; denn er war ein Mann, und setzte einen Werth darauf, es

zu sein, der kein Blatt vors Maul nahm, wie er sich gern auszudecken pflegte. Dem Kommandanten war sein Inkognito zuweilen gar behaglich dabei, doch wünschte er sehr, es zu enden.

Die Entdeckung.

Es war aber schon geendet, ehe er es wußte. Frau Bantes, eine stille, feinbeobachtende Frau, die wenig sprach, viel sann, hatte am Tische, sobald sie Waldrichs Stimme hörte, sich seiner Knabenzüge erinnert, sie mit diesen männlichen verglichen und ihn erkannt. Seine sichtbare Verlegenheit, als die Kette auf den Windbeutel Georg gekommen war, konnte, was sie vermuthete, nur bestärken. Dennoch sagte sie weder den Andern, noch ihm, ein Wort von ihrer Entdeckung. So pflegte sie immer zu thun. Keine Frau hatte so wenig die frauenhafte Art, ihre Gedanken auf der Zunge zu tragen, als sie. Alles ließ sie gehen und reden, wie man gehen und reden wollte; sie hörte, verglich, und zog daraus ihre Folgerungen. Daher wußte sie immer mehr, als die Uebrigen im Hause, und leitete unvermerkt alle Geschäfte und Unternehmungen, ohne viele Worte; selbst der lebhafteste, feurige Greis, ihr Mann, der ihr am wenigsten gehorchen wollte, gehorchte ihr, ohne es zu ahnen, am meisten. Daß sich Waldrich nicht entsetzte, war ihr etwas verdächtig. Sie wollte schweigend davon den Grund erforschen.

Waldrich hatte in der That keinen Grund, sondern suchte nur einen Anlaß, die Familie mit seinem Namen zu überraschen. Da er Abends zum Thee gerufen wurde, fand er im Zimmer Kommanden, als Friederiken. Sie kam eben von einem Besuche heim, und warf ihren Shawl ab. Waldrich trat zu ihr.

„Fräulein,“ sagte er: „ich muß Ihnen noch Dank für den Schutz sagen, den Sie meinem Freunde Waldrich gewähren wollten.“

— Sie kennen ihn, Herr Kommandant?

„Er dachte Ihrer oft, aber gewiß nicht so oft, als Sie es verdienten.“

— Er ist in unserm Hause erzogen worden. Ein wenig undankbar ist es aber doch, daß er, einmal von uns weg, nie, auch nur zum Besuch, zu uns kam. Beträgt er sich gut, ist er geschäftig?

„Man hat nicht über ihn zu klagen! Keiner hat so sehr über ihn zu klagen, als Sie, mein Fräulein.“

— Dann muß er ein guter Mensch sein, denn ich habe nichts gegen ihn.

„Aber er ist ja noch, ich weiß es, Ihr Schuldner.“

— Er ist mir nichts schuldig.

„Aber er sprach von einem Reisegelde, das er damals zu seiner Einrichtung gebrauchte, als er zur Armee gehen wollte, und sein Vormund ihm verweigert hatte.“

— Ich habe es ihm ja gegeben, nicht geliehen.

„Ist er darum Ihnen weniger schuldig, Thutnelde?“

Friederike sah den Kommandanten bei diesem Namen starr an, und es ging ihr wie ein Licht auf, und sie erröthete, da sie ihn erkannte.

— Es ist nicht möglich! rief sie freudig überrascht.

„Wohl, liebe Friederike, wenn ich Sie noch so nennen darf — ach! das schöne Du darf ich nicht mehr sagen — der Schuldner, der Sünder steht vor Ihnen — verzeihen Sie ihm. Ja, hätte er früher gewußt, was er nun weiß, er wäre schon tausendmal für einmal nach Herbesheim gekommen.“ — Er nahm ihre Hand und küßte dieselbe.

In dem Augenblicke trat Frau Vantes herein. Friederike eilte ihr entgegen: „Wissen Sie, Mamachen, wie der Herr Kommandant heißt?“

Das Antlitz der Frau Vantes ward von einem milden Roth überflogen. Sie sagte sanftlächelnd: „Georg Waldrich.“

„Wie, Mamaschen, Sie wußten es und verschwiegen es?“ sagte Friederike, die sich noch immer nicht von ihrer Ueberraschung erholen konnte, und nun den hochgewachsenen, festen Kriegermann im Heerfelde mit dem schüchternen Schulknaben der Vorzeit verglich. „Ja, wahrhaftig,“ sagte sie, „er ist es. Wo ich nur meine Augen hatte! Da hat er ja auch noch die Schramme am linken Auge, die er sich vom Falle holte, als er mir eine Zitronenbirne vom höchsten Baume im Garten brach. Wissen Sie noch?“

„Ach, was weiß ich nicht noch Alles!“ sagte Waldrich, und küßte seiner ehemaligen, ehrwürdigen Pflegemutter die Hand, bat auch bei ihr um Verzeihung, nie seit seiner Mündigkeit zum persönlichen Besuch gekommen zu sein. Er behauptete, es sei eigentlich nicht wirkliche Undankbarkeit gewesen, denn er habe oft mit ehrfurchtvoller Erkenntlichkeit an dieses Haus zurückgedacht; noch weniger Leichtsinns und Gleichgültigkeit, — aber er wisse selbst nicht, was ihm immer im Gemüth widerstanden habe, daß er nie nach Herbesheim zurückkehren mochte.

„Ungefähr wohl dasselbe,“ erwiderte leise die Mutter: „was die seligen Geister abhalten mag, sich nach dem Raupenstande ihres elenden Menschenthums zurückzusehen. Sie waren in Herbesheim eine Waise, und als Waise, ohne Vater und Mutter, ein Fremdling. Das konnten wir Sie nie vergessen machen. Sie waren Ruabe, abhängig, oft fehlbar. Es zogen Sie keine reizenden Kindheitserrinerungen an die Stadt, die mehr Ihre Schul- als Vaterstadt gewesen ist. Sobald Sie frei, Jüngling, Mann geworden sind, fühlten Sie sich aller Orten glücklicher, als Sie bei uns sein konnten.“

Waldrich blickte mit einer Thräne im Auge auf die Rednerin: „Ach, Sie sind noch immer die liebe, fromme, weise Mutter, wie sonst. Sie haben Recht. Es ist mir aber doch jetzt in der That heimatlicher in Herbesheim, als ich selbst erwartet habe;

und ich gestehe, der Gegensatz meiner ehemaligen und jetzigen Verhältnisse mag dazu etwas beitragen. Wäre ich nur früher gekommen! Geben Sie mir in Ihrem herrlichen Herzen die Rechte des Pflegetohns wieder.“

Frau Bantes konnte auf die Frage nicht antworten, denn Herr Bantes trat rasch herein und sogleich zum Theetisch. Wie ihm Friederike erklärte, wer ihr Gast sei, stuzte er, streckte dann plötzlich die Hand gegen den Kommandanten und sagte: „Seien Sie mir sehr willkommen, Herr Walbrich. Waren ein kleiner Knirps, und sind mir ganz aus den Augen gewachsen, Herr Walbrich, oder wohl gar Herr von Walbrich und dergleichen? Sind Sie von Adel?“

— Nein.

„Und der Bandzypfel da im Knopfloch? Bedeutet nichts?“

— Daß ich mit meiner Kompagnie eine feindliche Schanze nahm, und gegen drei, vier Stürme sie behauptete.

„Wie viel Mann kostete das?“

— Zwölf Tödt, siebzehn Verwundete.

„Also neunundzwanzig Menschenkinder für eine Achtelelle Seidenband. Verdammt theure Waare, die der Fürst verkauft, und doch in jedem Kramladen um ein paar Kreuzer einhandelt. Sehen wir uns; trinken wir. Friederike, bediene! Viel Beute gemacht? Wie stehen die Finanzen?“

Walbrich zuckte lächelnd die Achsel: „Wir zogen aber auch nicht der Beute willen ins Feld, sondern des Vaterlandes willen, daß es nicht Beute der Franzosen bleibe.“

— Schön, schön. Ich liebe solche Gesinnungen, und es ist gut, daß man auch bei leeren Säcken darauf hält. Und Ihr väterliches Kapitälchen, sicher und solid angelegt?“

Walbrich ward roth, und sagte dabei lächelnd: „Ich bin sicher es geht mir nicht wieder verloren.“

„Wie, Mamachen, Sie wußten es und verschwiegen es?“ sagte Friederike, die sich noch immer nicht von ihrer Ueberraschung erholen konnte, und nun den hochgewachsenen, festen Kriegermann im Heerleibe mit dem schüchternen Schulknaben der Vorzeit verglich. „Ja, wahrhaftig,“ sagte sie, „er ist es. Wo ich nur meine Augen hatte! Da hat er ja auch noch die Schramme am linken Auge, die er sich vom Falle holte, als er mir eine Zitronenbirne vom höchsten Baume im Garten brach. Wissen Sie noch?“

„Ach, was weiß ich nicht noch Alles!“ sagte Waldrich, und küßte seiner ehemaligen, ehrwürdigen Pflegemutter die Hand, bat auch bei ihr um Verzeihung, nie seit seiner Mündigkeit zum persönlichen Besuch gekommen zu sein. Er behauptete, es sei eigentlich nicht wirkliche Undankbarkeit gewesen, denn er habe oft mit ehrfurchtsvoller Erkenntlichkeit an dieses Haus zurückgedacht; noch weniger Leichtsinns und Gleichgültigkeit, — aber er wisse selbst nicht, was ihm immer im Gemüth widerstanden habe, daß er nie nach Herbesheim zurückkehren mochte.

„Ungefähr wohl dasselbe,“ erwiderte leise die Mutter: „was die seligen Geister abhalten mag, sich nach dem Raupenstande ihres elenden Menschenthums zurückzusehen. Sie waren in Herbesheim eine Waise, und als Waise, ohne Vater und Mutter, ein Fremdling. Das konnten wir Sie nie vergessen machen. Sie waren Knabe, abhängig, oft fehlbar. Es zogen Sie keine reizenden Kindheitserrinnerungen an die Stadt, die mehr Ihre Schul- als Vaterstadt gewesen ist. Sobald Sie frei, Jüngling, Mann geworden sind, fühlten Sie sich aller Orten glücklicher, als Sie bei uns sein konnten.“

Waldrich blickte mit einer Thräne im Auge auf die Rednerin: „Ach, Sie sind noch immer die liebe, fromme, weise Mutter, wie sonst. Sie haben Recht. Es ist mir aber doch jetzt in der That heimatlicher in Herbesheim, als ich selbst erwartet habe;

und ich gestehe, der Gegensatz meiner ehemaligen und jetzigen Verhältnisse mag dazu etwas beitragen. Wäre ich nur früher gekommen! Geben Sie mir in Ihrem herrlichen Herzen die Rechte des Pflege Sohns wieder.“

Frau Dantes konnte auf die Frage nicht antworten, denn Herr Dantes trat rasch herein und sogleich zum Eheetisch. Wie ihm Friederike erklärte, wer ihr Gast sei, stutzte er, streckte dann plötzlich die Hand gegen den Kommandanten und sagte: „Seien Sie mir sehr willkommen, Herr Waldrich. Waren ein kleiner Knirps, und sind mir ganz aus den Augen gewachsen, Herr Waldrich, oder wohl gar Herr von Waldrich und dergleichen? Sind Sie von Abel?“

— Nein.

„Und der Bandzipfel da im Knopfloch? Bedeutet nichts?“

— Daß ich mit meiner Kompagnie eine feindliche Schanze nahm, und gegen drei, vier Stürme sie behauptete.

„Wie viel Mann kostete das?“

— Zwölf Töbte, siebzehn Verwundete.

„Also neunundzwanzig Menschenkinder für eine Achtelelle Seidenband. Verdammt theure Waare, die der Fürst verkauft, und doch in jedem Kramladen um ein paar Kreuzer einhandelt. Setzen wir uns; trinken wir. Friederike, bebtene! Viel Beute gemacht? Wie stehen die Finanzen?“

Waldrich zuckte lächelnd die Achsel: „Wir zogen aber auch nicht der Beute willen ins Feld, sondern des Vaterlandes willen, daß es nicht Beute der Franzosen bleibe.“

— Schön, schön. Ich liebe solche Gesinnungen, und es ist gut, daß man auch bei leeren Säcken darauf hält. Und Ihr väterliches Kapitälchen, sicher und solid angelegt?“

Waldrich ward roth, und sagte dabei lächelnd: „Ich bin sicher es geht mir nicht wieder verloren.“

Der todt e G a ß.

Raum war im Städtchen laut geworden, wer der Kommandant sei, sammelten sich die alten Bekannten wieder zu ihm. Bald rich ward in alle Gesellschaften der besten Häuser gezogen, und er in allen der beste Gesellschafter, geistvoll, witzig, brav, ein angenehmer Erzähler, mit den Gelehrten gelehrt, mit den Kunstfreunden Künstler; er zeichnete gut, spielte Flügel und Flöte mit Fertigkeit, tanzte allerliebst, und die Frauen und Töchter gaben zu, er sei ein schöner, flüchtiger, aber eben darum äußerst gefährlicher junger Mann. Was die Gefährlichkeit betrifft, wußte eigentlich keine der Schönen bei sich ins Klare zu bringen, ob er durch sein bescheidenes Wesen die Gefahr vermindere oder vergrößere.

Indessen war es eben damals im Städtchen keiner Schönen und keiner Häßlichen sehr darum zu thun, Eroberung zu machen, oder sich erobern zu lassen. Jede vielmehr verwahrte ihr Herz mit ungewöhnlicher Sorgfalt. Die Ursache dieser Enthalttsamkeit wird, wer nicht zu Herbesheim wohnt, oder die handschriftlichen Chroniken der Stadt kennt, schwerlich errathen; wer sie nun aber kennen lernen wird, schwerlich glauben; und doch ist sie unläugbar wahr, je unwahrscheinlicher sie ist.

Es war nämlich dies Jahr die hundertjährige Jubel- oder Sammerfeier des sogenannten todt e G a ß e s, der besonders allen Bräuten in der Stadt ein böser Gesell zu sein schien. Niemand wußte genau, welch eine Bewandniß es mit diesem Gasse habe. Aber man erzählte sich, es sei ein Gespenst, das alle hundert Jahre einmal in die Stadt Herbesheim wiederkomme, vom ersten Advent bis zum letzten Advent darin hause, zwar kein Kind beleidige, aber richtig jeder Braut den Hof mache, und damit ende, ihr das Gesicht in den Nacken zu drehen. Des Morgens finde man sie, das Antlitz im Rücken, todt im Bette. Was dies Gespenst

aber noch von allen Gespenkern in der Welt ausgezeichnet, ist, daß es nicht etwa nur in der geselligen Geisterstunde, Nachts zwischen elf und zwölf Uhr, sein Wesen treibt, sondern es soll am heitern, lichten Tage in wahrer Menschengestalt auftreten, ganz mobilisch wie andere Erdenöhne gekleidet einhergehen, überall hin kommen und sich einführen. Dieser Gast soll Geld vollauf haben, und, was das Aergste ist, wenn er keine Braut eines Andern findet, selbst die Gestalt eines Freiers annehmen, die armen Herzen der Mädchen beheren, bloß um diesen nachher, wenn er ihnen mit Liebesgrillen das Köpfchen ein wenig verrückt hat, des Nachts den Kopf umbrehen zu können.

Niemand konnte angeben, woher diese Sage entstanden sei. Im Kirchenbuche der Pfarrei las man nur die Namen von drei Jungfrauen, welche zur Adventzeit im Jahr 1720 plötzlich abgestorben waren. Als Glosse lieset man daneben die Worte: „Mit dem Gesicht im Nacken, wie vor hundert Jahren. Gott möge ihren armen Seelen gnädig sein.“ — Wenn nun auch diese Anmerkung auf dem Rande des Kirchenbuches keinem vernünftigen Manne ein Beweis der Thatsache war, so bewies sie doch wenigstens, daß die Sache schon älter, als hundert Jahre gewesen sei, ja daß vielleicht vor zweihundert Jahren irgend etwas Aehnliches begegnet sein müsse, weil sich das Kirchenbuch darauf beruft. Die ältern Kirchenbücher sind leider nicht mehr vorhanden. Sie gingen bei einer Feuersbrunst im spanischen Erbfolgekrieg verloren.

Wie dem nun auch sei, Jedem war die Sage bekannt; Jeder behauptete, sie sei ein lächerliches Gespenster- und Ammenmärchen, und fast Jeder dachte doch mit, ich möchte sagen neugieriger, Neugierlichkeit an die bevorstehende Adventzeit, um zu erfahren, was an der Sache sei. Denn, meinten bei sich im Stillen selbst die aufgeklärtesten Köpfe, es gibt ja, laut Hamlets Zeugniß, am Ende noch vielerlei Dinge zwischen Erde und Himmel, von denen

sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. — Der alte Stadtpfarrer, zu dem man nun häufiger besuchsweise kam, um die wunderliche Stelle im Kirchenbuche mit eigenen Augen zu lesen, äußerte sich auch etwas zweideutig, obwohl er sonst ein verständiger Herr war. Entweder, sagte er: „Es will mich wundern, ob . . . aber ich glaube es doch nicht.“ — Oder: „Gott verhüte, daß ich so etwas ins Kirchenbuch eintragen müsse.“

Am ungläubigsten waren die jüngern Herren. Sie machten sich bei dieser Gelegenheit darüber tapfer lustig. Die Jungfrauen stellten sich zwar auch stark, aber sie stellten sich auch nur so. Heilmlich dachte gewiß jede: „Ihr jungen Herren habt gut lachen; es geht das Spiel am Ende nicht um eure Köpfe und Nacken, sondern, und das ist abscheulich, nur um unsere!“

Die Wirkung dieser Sage, und des Glaubens oder Aberglaubens bemerkte Niemand besser, als der alte Pfarrer; denn wo irgend eine Liebschaft, irgend eine Brautschaft in der Stadt war — Alles tummelte sich, die Hochzeit noch vor dem ersten Advent abzuthun; und wo keine Hoffnung zur baldigen Vermählung sein konnte, ward Liebschaft und Brautschaft von Grund aus abgebrochen, und hätte das Herz darüber brechen mögen.

Nun kann man sich erklären, was die schönen Herbstheimmerinnen unter Gefahr verstanden, wenn sie den Kommandanten wider ihren Willen einnehmend fanden. Es war ihnen im buchstäblichen Verstande ums Köpfchen und vor dem Besuche des todtten Gastes bange.

Man muß ihnen daher gern den etwas unnatürlichen stillen Schwur verzeihen, vor Advent und während der Adventzeit nicht im mindesten zu lieben, und käme ein Engel vom Himmel, ihn nicht freundlicher anzusehen, als jeden andern Christenmenschen.

Häusliches Glück.

Es ist mir nicht genau bekannt, ob die schöne Friederike Bantes ungefähr etwas Aehnliches geschworen haben mochte, wie die übrigen Adventsnonnen zu Herbesheim. Doch so viel ist gewiß, sie sah Waldrich nicht freundlicher an, als jeden Andern; denn sie war huldreich Jedem.

Der Kommandant lebte im Bantes'schen Hause einen wahrhaften Paradiesesommer. Er stand da wie ein Sohn in der Familie. Die alten Verhältnisse seiner Kindheit, nur etwas behaglicher, stellten sich unerwartet so ganz wieder ein, daß er den Herrn und die Frau Bantes, wie ehemals, Vater und Mutter hieß; daß Herr Bantes ihn von Zeit zu Zeit abfanzelte (so nannte es Herr Bantes, wenn er seinem Verdruß über seiner übeln Laune in Sittensprüchen Luft machte); daß Frau Bantes jedesmal, wenn der Kommandant einen Schritt aus dem Hause that, zuvor seinen Anzug musterte, für seine Kleider und Wäsche sorgte, ihm das Mangelnde gab, als wäre er noch Mündel, wie sonst; sogar Rechnung über sein Taschengeld hielt; und ihm, wenn er sich schon anfangs sträubte, den Geldbeutel zu kleinen Ausgaben allmonatlich mit kleiner Münze versah. Waldrich kommandirte nicht nur in der Stadt, sondern auch im Hause; gab zu allen Angelegenheiten sein Wort, und half entscheiden, wo man stritt. Auch zwischen Friederiken und ihm, wie sie sich allmählig zu einander gewöhnt und gleichsam vergessen hatten, daß sie groß geworden waren, erneuerte sich ganz unabsichtlich der Ton der Kindheitszeit. Sie lebten einander, wie damals, gefällig; zankten aber auch, wie damals, nicht selten mit einander, und zwischen dem höflichen Sie sprang oft ganz unberechnet ein Du hervor, nichts weniger als das Du der Zärtlichkeit, sondern das mürrische Du des Vorwurfs.

Zwar in der Stadt machten alte und junge Frauen, auch alte

am Hochzeitstagefeste des Herrn und der Frau wurden Freunde aus der Stadt eingeladen. Auch der alte Buchhalter, der Fabrik-aufsesser und Kassierer, welche die Ehre genossen, am Tische des Herrn Vantes zu speisen, waren der Familie zugezählt, und die Geburtstagsfeste derselben wurden förmlich begangen. Kein Wunder, also, daß das Geburtstagsfest unsers Oberlieutenants stattdich gefeiert werden mußte.

An einem solchen Tage durfte, so war's Geseß, keine Seele, im Hause dem Gefeierten eine böse Miene machen, Keiner ihm eine billige Bitte abschlagen. Jeder mußte ihm ein Geschenk bringen, es mochte groß oder klein sein. An diesem Tage war des Mittags die Mahlzeit reicher und ausgewählter; nur an diesem Tage speisete man von Silber; brannten des Abends silberne Kerzenstöcke, und der Gefeierte saß am Tische auf der Ehrenstelle, das heißt, an dem gewöhnlichen Plage des Hausvaters. Die Geschenke und Angebinde wurden jedesmal überreicht, ehe man sich zum Mittagessen niedersezte; dem Gefeierten wurden Gesundheiten mit gefüllten Gläsern zugebracht; nach aufgehobener Tafel empfing er von jedem der Anwesenden Umarmung und Kuß. — Herr Vantes hatte die löbliche Sitte noch aus dem älterlichen Hause herübergeerbt und beibehalten.

Das Alles ging nun auch an Waldrichs Geburtstage in alt-befandener, ihm wohlbekannter Ordnung vor sich. Wie er ins Speisezimmer trat, waren die sämtlichen Tischgenossen schon versammelt. Herr Vantes kam ihm mit seinem Glückwunsche entgegen, und überreichte ihm ein Blättchen in Seidenpapier eingeschlagen. Es war ein schöner Wechsel, von Herrn Vantes auf sich selbst ausgestellt, a visto zahlbar. Frau Vantes folgte. Sie trug ihm eine äußerst feine, vollständige Hauptmannsuniform entgegen, mit allem Zubehör. Darauf nähete Friederike mit einem Silberteller; auf einem halben Duzend feinen, von ihrer eigenen

Hand gestickten Halstüchern lag ein Brief mit großem Siegel des Regiments und der Adresse: „An den Hauptmann Georg Waldrich. Hier sagte der Oberleutnant, als er das Schreiben aufbrach und ein Hauptmannepatent für sich erblickte. Auf Beförderung hatte er lange gewartet, aber sie so bald nicht zu erleben gehofft. Er war Hauptmann seiner Kompagnie geblieben, sein auf Urlaub befindlicher Vorgänger zum Major vorgerückt.

„Aber, mein gnädiger Herr Hauptmann,“ sagte Friederike mit ihrem ihr eigenen anmuthigen Lächeln: „gelt, Sie werden mir doch nicht böse? Ich will nur bekennen, der Brief kam vor acht Tagen während ihrer Abwesenheit an, und ich unterschlug ihn, um ihn für heute aufzusparen. Gestraft genug bin ich schon durch meine achttägigen Todesangst, Sie möchten die Ernennung noch von wo anders her erfahren, und dann diesen Brief vermissen.“

Waldrich war gar nicht in der Laune, zu zürnen; auch konnte er in der Bestürzung kaum ein Wort hervorbringen und den Uebrigen danken, die ihm Glückwünsche und Angebinde brachten.

„Hauptsache ist,“ rief Vater Dantes fröhlich, „daß man den neugebackenen Hauptmann bei uns und seiner Kompagnie läßt. Ich hatte die acht Tage durch auch so eine Gattung Todesangst und verglichen im Felde, der Georg müsse fort. He, Herr Buchhalter, marsch, in den Keller. Marsch, sag' ich, zu Numero Neun, zum alten Meßer. Auf der Stelle den Herren Offizieren der Kompagnie ein Duzend Flaschen, jedem Unteroffizier, Feldwebel, Korporal, und Admiral eine Flasche und einen halben Gulden dazu, und jedem Gemeinen einen halben Gulden. Und der Herr Oberleutnant wäre ihr Hauptmann! Sollen eins auf seine Gesundheit trinken, aber ihm heut' mit Komplimenten und dergleichen vom Halse bleiben. Morgen so viel sie wollen, nach Herzenslust!“ Der Buchhalter gehorchte.

Man sah bei Tische offenbar, wie lieb dem Herrn Dantes sein

ehemaliger Mädel war. Er sprudelte von ausgelassener Fröhlichkeit in einer Menge brolliger Einfälle. So hatte ihn Walbrich nie gesehen, und er ward recht gerührt dadurch.

„Nun, mein Haupt- und Kapitalmännchen,“ rief ihm über Lische der muntere Greis zu, ich meinte, weiß Gott, der Wechsel, den ich Ihnen da gab, werde wohl für Sie als Reisepfennig gut sein müssen. Dazu war er auch bestimmt. Nun ärgert's mich, daß ich so kleinmüthig war. Sie brauchen ihn nicht; hätte was Besseres geben sollen. Vergessen Sie nicht das Hausgeß. Sie können eine Bitte thun, ich muß sie gewähren. Also, ohne Umstände heraus mit der Sprache. Verlangen Sie, was Sie wollen, ich gebe es, und müßte es selbst meine neue, schöne, weiße Perrücke sein und dergleichen.“

Der Hauptmann hatte feuchte Augen. „Ich habe nichts mehr zu bitten.“

„Et, geschwind besonnen! Der Augenblick kommt vielleicht übers Jahr nicht wieder!“ rief der Alte.

„So erlauben Sie mir, Papa, Ihnen einen herzlichen, dankbaren Kuß zu geben.“

„Ja, du Herzensjunge, das hast du wohlfeil!“ rief Herr Bantes. Beide sprangen zugleich von ihren Sitzen, fielen einander um den Hals, und beide ließen erst mit bewegtem Herzen von einander los. Es entstand eine tiefe Stille. Die Rührung beider hatte sich über Friederike, ihre Mutter und alle Tischgenossen verbreitet; daß Herr Bantes dem Hauptmann das Du gegeben, war Allen eine unerhörte Erscheinung.

Herr Bantes sammelte sich aber schneller, als die Andern, machte sein ernstes Gesicht und brach das Schweigen. „Nun genug mit den Pöffen da! Lasset uns wieder etwas Vernünftiges reden.“ — Er hob sein Glas und befahl zu füllen. Dann stieß er mit Walbrich an, und sprach: „Wo ein Mann ist, muß auch eine Mannin

sein, und folglich im höhern Chor: wo ein Hauptmann ist, darf noch weniger die Frau Hauptmännin fehlen! Also sie lebe, blühe, grüne und dergleichen hoch!“

Waldrich konnte sich des Lachens nicht erwehren.

„Sie möge fromm, gut und häuslich sein!“ sagte Frau Dantes, indem sie mit dem Glase anstieß.

„Mama, wie Sie!“ antwortete der Hauptmann.

„Und die Liebenswürdige unterm Monde,“ sagte Friederike anklingend.

„Fräulein, wie Sie!“ antwortete er dankend. Friederike schüttelte den Kopf, und drohte halb böse, halb schalkhaft lächelnd, mit dem Finger zu ihm hinüber: „Man muß sich heute von dem Geburtstags-Prinzen viel gefallen lassen, das zu andern Zeiten mit . . . (sie machte mit der Hand ein Zeichen, wie man unartigen Kindern Strafe gibt) vergolten wird!“

Buchhalter, Kassierer, Fabrikaußseher und Schreiber machten bei dieser sonderbaren Tischszene ihre unschuldigen Bemerkungen. Erst das letzte Anerbieten, welches Herr Dantes dem Hauptmann gethan hatte, ihm Alles zu gewähren, was er bitten würde — ein Anerbieten, das Waldrich so übel verstand —; dann die aus-gebrachte Gesundheit zu Ehren der künftigen Frau Hauptmännin — wahrlich, der Günstling des Glücks mußte blind sein, daß er nicht begriff, was ihm Papa Dantes begreiflich machen wollte.

„Und ich glaube doch,“ sagte der Fabrikaußseher leise zum Kassierer, als man vom Tische aufstand, „die Sache ist heut' richtig gemacht. Was meinst du? Es gibt ein Paar.“

Der Kassierer erwiderte eben so leise: „Mir graut's. Ich denke an den todt'n Gast. Ich kann nicht anders.“

Die Formalität des Geburtstagsessens begann. Man ging rings um den Tisch, sich, gesegnete Mahlzeit wünschend, einander entgegen. Waldrich empfing von Jedem Umarmung und Kuß. Er

34. Nov. III.

traf auf Fräulein Bantes. Unbefangen höflich näherten sie sich einander und gaben sich einander den Kuß. Aber indem sie ihn gegeben hatten, sahen sie einander auf sonderbare Weise in die Augen, wie Personen, die sich ganz unerwartet, als alte Freunde, erkannt hätten. Beide schwiegen, — sahen Aug' in Auge, wie in den Herzensgrund, — neigten sich noch einmal mit den Lippen zusammen und wiederholten den Kuß, als wenn der erste gar nicht gegolten hätte. Ich weiß nicht, ob das Jemand bemerkt hatte; aber das weiß ich, Mama Bantes senkte beschelden ihre Augen nieder auf den Brillantring an ihrem Finger. Und Walbrich ließ sich nach diesem vom Kassierer und Buchhalter u. s. w. küssen; er fühlte keinen andern Kuß mehr; verlangte keinen zweiten mehr; sondern ließ den ersten jedesmal gelten. In der That aber sah er aus, als wäre ihm die breite Brust zu eng geworden. Und Fräulein Bantes ging ebenfalls mit einer Miene zum Fenster hin, als wäre ihr etwas angethan.

Doch das zerstreute sich bald. Die Fetterkeit nahm ihr voriges Recht wieder ein. Zwei Chaisen standen draußen angespannt, und man fuhr aufs Land, den lieblichen Herbstnachmittag im Grünen zuzubringen.

Noch ein Geburtstag.

Den folgenden Tag war Alles wieder beim Alten. Der neue Hauptmann hatte vielerlei Geschäfte abzutun. Er hatte Erlaubniß empfangen, seinen General zu besuchen. Er hatte mit seinem Vorgänger mancherlei in Sachen der Kompagnie zu verrechnen. Das machte eine Abwesenheit von einigen Wochen nöthig. Er reiste vom Hause Bantes ab, wie aus einem Waterhanse; man entließ ihn, wie einen Sohn, mit freundlichen Ermahnungen, mit guten Lehren, mit wohlwollenden Wünschen, wie Einen, dessen

man sicher ist, ohne Trauer und Wehmuth um solch eine Trennung. Waldrich und Friederike schienen eben so, wie sonst, wenn sie etwa in eine Gesellschaft, oder er zur Parade ging. Nur erinnerte sie ihn noch, daß er nicht zu ihrem Geburtsfeste fehlen müsse, am zehnten November. Auch hatte ich das Vergnügen, meinen Freund auf jener Reise einige Tage bei mir zu sehen. Er freute sich seiner Beförderung, zweifelte aber, wie er aus den Worten seines Generals schließen konnte, daß er mit der Kompagnie noch lange zu Herbesheim bleiben würde.

Das sagte er auch ganz unbesungen bei seiner Rückkunft im Hause Vantes. Man bedauerte, ihn wieder verlieren zu müssen. „Doch,“ setzte der Alte hinzu, „lassen wir uns kein graues Haar darum wachsen. Spät oder früh schickt uns Alle der broden in andere Besatzung. Hier auf dem Erdbällchen sitzen wir einander, ob in dieser oder jener Stadt, immer nahe genug, oft einander nur allzunah. Die verdammten Engländer und dergleichen sitzen meiner Fabrik, zum Beispiel, gerade auf dem Nacken.“

Es versteht sich, Friederikens Geburtstag ward in gewohnter Ordnung und Feierlichkeit begangen. Waldrich hatte ihr aus der Residenz eine neue Harfe, ein zierliches Meisterwerk, und ausgesuchte Musikalien mitgebracht. Welches überreichte er ihr, als die Reihe an ihn kam. Ein breites, rosenfarbnes Seidenband flatterte um das glänzende Sattenspiel.

Vater Vantes war hochfellig. Er ging stillvergnügt und rasch umher im Speisesaal, und rieb sich so heimlich lächelnd die Hände, daß Frau Vantes, die ihm verwundert mit den Augen folgte, sich nicht enthalten konnte, dem Kommandanten leise zuzuschütern: „Der Papa hat für uns noch eine artige Ueberraschung im Hintergrunde.“

In der That, die kluge Matrone irrte nicht.

Man setzte sich, nach vollendeten Glückwünschen und Angebinissen, zum Tische. Als Friederike, wie die Andern, ihre Serviette

vom Teller hob, fand sie auf diesem ein kostbares Halsband von orientalischen Perlen, einen prächtigen Brillantring und einen an sie gerichteten Brief. Das Fräulein erkannte freudig, und hob die glänzende Schnur und den blühenden Ring mit mädchenhaftem Wohlgefallen. Herr Dantes sah sie mit freudetrunkenen Augen an, und weidete sich an ihrer und aller Anwesenden Ueberraschung. Ring und Perlenband gingen darauf an der Tafel umher auf dem Teller, daß Jeder die Pracht bequemer schauen könne. Friederike hatte inzwischen den Brief erbrochen und las ihn. Ihre Gesichtszüge verriethen noch mehr Erstaunen, als sie schon vorher bei den Geschenken geäußert hatte. Herr Dantes schwamm in Seligkeit. Die Mama studirte mit einer ängstlichen Neugier die gespannten Gesichtszüge der Tochter.

Friederike schwieg lange, indem sie sinnig das Blatt betrachtete. Endlich legte sie es nieder.

„Laß auch den Brief herumgehen!“ rief der entzückte Vater. Sie gab den Brief verlegen und stumm an die neben ihr sitzende Mutter.

„Nun, Kieken,“ rief der Alte, „hat dir die Ueberraschung den Athem und dergleichen gestohlen? Gelt, der Papa weiß es anzustellen?“

„Wer ist der Herr von Hahn?“ fragte Friederike mit dunkler Miene.

„Wer anders denn, als der Sohn meines alten ehemaligen Associé Hahn, des berühmten Banquiers? Könnteß du für dich einen Andern erwarten? Der Alte hat bessere Geschäfte gemacht, als ich hier mit meiner Fabrik. Nun setzt er sich in Ruhe. Sein Sohn, der junge Hahn, übernimmt die ganze Sache des Alten, und du wirfst die Henne des jungen Hahn.“

Frau Dantes gab, indem sie mit dem sich sanft hin und her

bewegenden Kopfe eine stille Mißbilligung anfertete, den Brief an den Kommandanten. Der Inhalt war folgender:

„Zu Ihrem Geburtsfeste, mein schönes Fräulein, drängt sich, leider diesmal im Geiste nur, weil der Arzt bei rauher Bitterung die Reise untersagt hat, ein Ihnen Unbekannter. Ach, daß ich sagen muß, Unbekannter! daß ich nicht statt dieser Zeilen selbst nach Herbesheim fliegen und dort um Ihre Hand stehen, und das, was unsere guten Väter in der Herzlichkeit Ihrer Jugendfreundschaft wegen unserer Verbindung beschlossen haben, und was meine Sehnsucht so ungebuldig verlangt, vollenden kann! O, mein angebetetes Fräulein, mit der ersten milden Bitterung, wenn auch noch etwas kränklich, eile ich nach Herbesheim. Ich segne mein Schicksal! Ich mache es zur Aufgabe meines Lebens, daß auch Sie einst unser vereintes Schicksal segnen sollen. Nur um die Hand darf ich stehen; ich weiß es, nicht um das Herz. Dieses kann sich nur frei hingeben. Aber lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, es verdienen zu können. Wenn Sie wüßten, wie glücklich nur eine kleine Zelle von Ihrer Hand mich machen, wie die mich wunderreicher, als die Kunst meines Arztes, heilen und stärken würde — Sie ließen mich nicht vergebens bitten. Erlauben Sie, daß ich mich, in Verehrung und Liebe, nennen darf Ihren Verlobten,

Eduard v. Hahn.“

Der Kommandant sah ernst und starr auf den Brief. Er hatte gar nicht das Ansehen eines Lesenden, sondern eines Denkenden, oder, ich möchte lieber sagen, eines Träumenden. Inzwischen wollte Vater Bantes durchaus, Friederike solle ihre mädchenhafte Bittererei abthun und ihm einmal recht offen und ehrlich bekennen, daß sie sich freue.

„Aber Papa, wie kann ich das? Ich habe diesen Herrn Banquier von Hahn in meinem Leben nicht gesehen.“

— Märrchen, ich verstehe dich, natürlich. Aber ich kann dir

darüber Trost und Frieden geben. Er ist ein feiner, schlanker, großer Jüngling, ein hübsches Milchgeßicht. Etwas schwächlich war er schon ehemals; das ist vermuthlich vom plötzlichen Wachsen gekommen. Er war gewaltig in die Höhe geschossen.

„Wann sahen Sie ihn denn, Papa?“

— Als ich das letzte Mal in der Residenz war. Laß sehen, es mögen zehn, zwölf Jahre sein. Ich brachte dir damals die schöne Puppe mit, wie hieß sie doch? Sie war fast so groß, wie du. Die Babette, Rosette, Elsette oder dergleichen. Nun weißt du's. Der junge Hahn mochte kaum viel über zwanzig haben. Ein recht's Milchgeßicht, sag' ich dir. Du sollst ihn nur sehen.

„Papa, ich hätte erst ihn lieber gesehen, als seinen Brief mit solchem Antrag gelesen.“

— Ein dummer Streich ist's, daß er, wie wir Allen es abgemacht hatten, nicht selbst zu deinem Geburtstage kommen konnte. Als ich mit der Mama verlobt war, kam ich selbst. Nun, Mama, und du? Gelt, du hast die Neuglein aufgerissen? Das Geheimniß brannte mir fast die Seele ab. Hätt's dir gern gleich anfangs mitgetheilt. Allein ich kenne euch Frauen. Da wäre das Geheimniß schon vor dem Geburtstage verrathen worden und alle Ueberwachung in die Brüche gegangen.

Frau Dantes erwiderte etwas ernsthaft: „Du hast wohlgethan, Papa, mich, als Mutter, nicht zu Rathe zu ziehen. Es ist geschehen. Segne der Himmel dein Werk.“

— Aber, Mama, ich sage, die Wahl! Für seinen Abel zwar geb' ich ihm keinen rothen Kreuzer. Doch, solch ein Mädel nimmt's eben auch nicht übel, wenn es gnädige Frau getittelt wird. Aber der reiche Banquier! Sieh', Mama, wir Fabrikanten sind am Ende mit unserm Plunder nur gemelner Plunder. Aber ein Banquier ist in der Handelswelt allezeit ein Superlativ's und dergleichen. Krümmt der alte Hahn den Finger und winkt nach Wien, flugs

ist da am Hofe Alles in Bewegung und fragt: was befehlen der Herr von Hahn? Nicht er mit dem Kopfe nach Berlin, flugs beugt sich Alles bis zur Erde. Solch Einem können der Teufel und die Engländer nichts anhaben. Davon, Mama, sprich' ich. Was sagst du dazu?

„Ich finde die Wahl, eben wie du sie machen konntest, vorzüglich!“ sagte Frau Bantes ernst, und senkte die Augen auf ihren Suppenteller.

Friederike sah düster seitwärts nach ihrer Mutter und seufzte: „Mama, auch Sie?“

Der Kommandant stierte noch immer den Brief an, während man so fortsprach. „Donner, Hauptmännchen, können Sie sich nicht satt lesen? Ihre Suppe wird kalt!“ rief Herr Bantes.

Walbrich erwachte, sah noch einmal das Papier an, und warf es hastig vor sich hin, als säße Pestgift daran. Er aß; ein Anderer nahm den Brief.

Papa Bantes ärgerte sich, daß Friederike nicht fröhlicher ward. Er schob anfangs Alles auf die jähe Ueberraschung, daß das arme Mädchen keine Worte finden konnte. Inzwischen ließ er nicht ab, und trieb seine Scherze weiter, wie sie ein frohsinniger alter Herr bei solchen Anlässen wohl zu treiben pflegt. Aber von keiner Seite wollte es anklingen. Nur Buchhalter, Kassierer und Inspektor lächelten freundlichen Velsall.

Verdrießlich sagte er endlich zu Friederiken: „Mädchen, rede mir endlich frei von der Leber weg, hab' ich's getroffen, oder nicht? einen klugen oder dummen Streich gemacht? Sag's nur dem Papa. Uebrigens wirst du schon anders pfeifen, Vögelchen, wenn der junge Hahn kommt.“

„Es kann sein, lieber Papa!“ erwiderte Friederike: „Wie sollte ich Ihre freundliche, wohlwollende Absicht im Mindesten bezweifeln? Diese Erklärung beruhige Sie.“

„Nun, das ist aller Ehren werth, Kielchen. So muß ein vernünftiges Mädchen zur Sache denken. Mama hat mir's selbst gestanden, sie habe zu ihrer Zeit auch so gedacht. Also, die Gläser gefällt! Die Braut soll leben, und der Bräutigam daneben!“

Der Papa stieß mit seiner Tochter an. Die Andern folgten. Die frohe Laune schien zurückzukehren.

„Dummen Streiches kein Ende, daß der junge Hahn uns gerade heute fehlen muß!“ fuhr Herr Bantes wieder fort: „Ein schöner, hübscher Mann, sag' ich dir. Sehr gefällig, sehr gefellig; hat mehr Schulen durchgemacht, als sein Vater. Ich wette, du kommst nicht wieder los von ihm, wenn du ihn einmal gesehen hast. Ich wette, du fällst dem Papa um den Hals und dankst ihm.“

„Es ist möglich, Papa. Wenn's dann so ist, werd' ich's gern thun. Aber bis ich ihn gesehen, bitt' ich — und Sie wissen, lieber Papa, ich habe am Geburtstage das Recht der billigen Bitte! — und so bitte ich, kein Wort mehr von ihm, bis ich diesen Unbekannten gesehen habe.“

Herr Bantes runzelte die Stirn, und sagte endlich: „Mit Erlaubniß, Fräulein Tochter, das war einmal eine einfältige Bitte! — Indes sie gilt. Die Mama that zu ihrer Zeit nicht solche Bitten.“

„Schah,“ sagte Frau Bantes zu ihrem Manne, „keine Worte für Friederike. Du mußt nicht vergessen, daß ihr Geburtsfest ist; es darf sie Niemand kränken.“

„Hast Recht, Mama!“ erwiderte der Alte: „Er kommt gewiß bald. Der Neumond ist nahe; dann ändert das Wetter.“

Damit nahm die Unterhaltung, freilich anfangs etwas gezwungen, andere Wendung, und sie ging endlich auch in die alte Unbefangenheit und Gemüthlichkeit über. Nur beim Hauptmann blieb unter allen Scherzen etwas Frostiges zurück. Frau Bantes schien es zu bemerken, und füllte ihm, wider ihre Gewohnheit, öfter das Glas. Friederike sah einige Mal mit starrem, forschendem

dem Auge auf ihn hinüber. Und wenn sich beide zufällig mit den Blicken begegneten, war ihnen, als thäten ihre Seelen geheime Fragen an einander; in Waldrichs Auge lag etwas, wie ein stummer Vorwurf, und in Friederikens Gemüth ward es, als vernähme sie von diesem Blicke eine angenehme Antwort.

Die Andern plauderten anders; unterhielten sich wohl, und der Papa erreichte wieder die volle Höhe seiner guten und muthwilligen Laune. Es traf sich eben, als man nach aufgehobener Tafel um den Tisch ging, um der schönen Königin des Festes den gefestigten Kuß zu geben, daß Waldrich und Friederike einander vor dem Vater Bantes begegneten.

„Höre, Kleinen,“ sagte der muthwillige Vater, „denke dir jetzt, unser Georg da sei nun ein gewisser Jemand, den ich bei Leibes- und Lebensstrafe nicht nennen darf, bis er hier ist. Denke dir das, dann wird der Kuß anders als ein gemeiner werden; versuche nur, du Narrchen.“

Waldrich und Friederike standen vor einander. Er nahm ihre Hand. Sich, Aug' in Auge verloren, ernst, fast wehmüthig anschauend, neigten sie sich zum Kusse gegen einander. Der Alte sprang mit einer komischen Bewegung auf die Seite, den Kuß zu sehen. Er ward gegeben. Welche, indem sie sich zurückzogen, schlossen ihre Hände fester zusammen. Waldrich erblaste, Friederikens Augen verdunkelten von einer Thräne. Sie neigten noch einmal die Lippen zusammen. Nach diesem Kusse schienen beide von einander gehen zu wollen. Rasch noch einmal flogen beider Lippen zusammen. Dann laut weinend eilte Friederike fort; Waldrich wankte gegen ein Fenster und zeichnete mit dem Finger im angelaufenen Glase desselben.

Der Alte sah links und rechts mit dem Kopfe, während er übrigens steif und wie versteinert stand. „Was, zum Kukuk, ist

denn los? Was hat denn das Mädchen?" rief er: „Was ist ihm begegnet?"

Frau Bantes senkte ihre Augen schweigend nieder auf den Brillantring ihrer Hand; sie wußte, was Friederiken begegnet war, und sagte zum Herrn Bantes: „Papa, schone jetzt das Mädchen. Laß es erst ausweinen.“

„Aber, aber, aber . . ." rief der Alte hastig, und lief zu Friederiken: „Was hast du, Kind, was weinst du?"

Sie weinte, und erwiderte, sie wisse es selbst nicht.

„Ah, Glauben und dergleichen!" rief der Vater: „Dir ist etwas geschehen. Bist du gekränkt worden? Hat etwa die Mama . . ."

— Nein.

„Oder der Hauptmann dir etwas gesagt?"

— Nein.

„Donner, doch ich nicht? — Was? Rede doch, ich? Wegen des Spasses? Darum weinst du?"

Frau Bantes zog ihn sanft an der Hand von Friederiken zurück und sagte: „Papa, du hast dein Wort gebrochen und sie gekränkt. Du hast ihre Bitte verletzt, und wieder, du weißt es wohl . . ."

„An den Jemand erinnert? — Hast Recht, ich hätte es nicht thun sollen. Laß gut sein, Kleines; es geschieht nicht wieder. Wer nimmt aber dem Papa dergleichen auch auf der Stelle so hoch auf?"

Friederike beruhigte sich. Frau Bantes führte sie zur Harfe. Waldrich mußte stimmen. Die Flöte ward geholt. Man versuchte die neuen Notenstücke. Friederike spielte die Harfe unter Waldrichs Flötenbegleitung vortrefflich. Es ward noch ein schöner, gesnußvoller Abend.

B e r a t h u n g e n .

Papa Bantes hielt Wort. Mit keiner Silbe mehr geschah Erwähnung von dem großen Jemand. Güttes Treiben. Desto mehr dachte nun Jeder im Hause an ihn.

Regelmäßig Morgens, Mittags und Abends ging Herr Bantes zum Barometer, klopfte an, um das Quecksilber steigen zu machen und für reisende, kränkliche Leute schönes Wetter zu erzwingen. Friederike, wenn es Niemand bemerkte, klopfte auch, um das Quecksilber fallen zu lassen. Waldrich, nicht minder Frau Bantes, schielten auch öfter, als sonst, nach der weissagenden Röhre Torricelli's.

„Das Wetter bessert offenbar!“ sagte eines Tages Herr Bantes, da er sich mit der Mama allein im Zimmer befand: „Die Wolken zertheilen sich. Ich denke, er ist unterwegs.“

— Das verhüte Gott, Papa. Mir schiene überhaupt gerathener, du würdest Herrn von Hahn schreiben, nicht vor Weihnachten nach Herbesheim zu kommen. Und wenn ich auch nicht an das alberne Geschwätz glauben mag, so kann man sich doch nicht erwehren, ängstlich zu sein.

„El, ei, Mama! denkst du an den todtten Opa? Poffen! Schäme dich.“

— Ich geb' es zu, lieber Mann, es ist Thorheit. Allein, es dürfte unserm Kinde in der Adventszeit begegnen, was wolle, man würde immer . . . ja, bloß der Gedanke daran könnte, wenn etwa Niekchen nur unapfällisch würde, das Uebel verschlimmern. Und wenn ich auch nicht an Gespenster glaube, und wenn auch Friederike darüber lacht, möchten wir doch z. B. nicht Nachts in der Kirche herumgehen. Der Mensch ist nun so. Verschiebe die formliche Verlobung bis nach der fatalen Zeit. Nach Advent haben die jungen Leute noch hundert Jahre Muße, sich einander zu sehen.

Verlobung und Hochzeit zu machen. Warum denn eben jetzt geeilt? Was schadet ein Verzug von wenigen Wochen?

„Schäme dich, Mama! Muthe mir nicht Narheiten zu. Eben deswegen gerade, weil der Böbel sein Karikari mit dem todtten Gaste hat, muß Friederike jetzt Braut werden, muß jetzt Verlobung sein. Man muß ein Beispiel geben. Es ist für uns Pflicht und dergleichen. Sehen die Leute in der Stadt, daß wir uns um keinen todtten Gast bekümmern; daß wir unsere Tochter verloben, allem Geschwätz zum Troß; daß Rielchen den Kopf behält, und ihr Keiner den Hals umbreht: so ist dem tollen Aberglauben der Hals umgebret auf immer. Den Leuten bloß predigen: seib einmal geschelt! thut Buße! werdet fromm! das hilft nichts; sondern hübsch voran, Herr Pfarrer, voran!“

— Geseht aber, Papa, dein Klab ist dir doch auch lieb, geseht nun . . . siehst du, vor hundert Jahren muß doch, laut dem Kirchenbuche, etwas Unglücks begegnet sein, sei es gewesen, was es wolle; vielleicht waren damals auch Menschen, die sich über die alte Sage hinwegsetzten; — nun, wir wollen es auch thun. Aber wenn du die Verlobung eben in die böse, verrufene Adventszeit dieses hundertsten Jahres legst, und, was Gott verhüte! es geschehe dann, daß . . .

„Halt! du willst doch nicht sagen, Friederikens Gesicht im Nacken? Ich mag den Tenselseinfall nur nicht denken. Bleib' mir damit vom Leibe, sag' ich.“

— Nein. Aber, zum Beispiel, Herr von Hahn käme in diesen berücktigten Tagen, bei diesem winterlichen Wetter zu uns, denke nur, kränklich ist er, wie er schreibt. Es könnte doch die Bitterung auf weiter Reise, bei schlechten Wegen, sein Nebel verschlimmern . . . Geseht, wir hätten einen kranken — vielleicht zuletzt einen todtten Gast; es graut mir, es auszusprechen. Und dann die vom Aberglauben ausgezeichneten Advente dieses Jahres, — durch dessen

Eigensinn diesen Aberglauben bestätigt . . . Freund, bedenke es doch wohl.

Herr Bantes schien nachdenkend zu werden, und brumnte endlich: „Mama, ich begreife nicht, wie du immer auf Einfälle geräthst, die sonst in keines Menschen Gehirn kommen. Wie machst du's auch. Könntest Poet werden und dergleichen. Spär's übrigens auch Allen an, daß ihr vom Popanz der Herbstheimer Adventstage lebendig beseffen seid. Alle seid ihr's; du, Friererke, sogar der Hauptmann, der doch Soldat sein will, der Kassierer, Buchhalter, Inspektor. Alle, sag' ich! Aber Keiner will es Wort haben. Pfui!“

— Wenn es wäre, woran ich aber doch fast zweifle, so ist es Pflicht des klugen Hausvaters, glimpflich eines Vorurtheils zu schonen, das eben Keinem schadet.

„Alle Narrheit schadet. Darum keine Schonung; Krieg; offener Krieg. Seit Friererkes Geburtstag geht und steht hier im Hause Jedes so verblüfft, als wäre das jüngste Gericht unterwegs. Der Teufel hat das Märchen vom todtten Gaste erfunden. Es bleibt, wie gesagt, beim Alten, Mama. Nichts wird geändert. Ich bin unbeweglich.“

So sagte Herr Bantes und lief aus dem Zimmer.

Inzwischen blieb es doch bei ihm nicht so ganz beim Alten. Das Gespräch hatte in ihm einen Dorn zurückgelassen. Er fand, daß es um des lieben Hausfriedens willen besser sein könne, die förmliche Verlobung auf Weihnachten hinauszustellen. Er liebte seine Tochter zu sehr, und diese Liebe brachte ihn auf allerlei Besorgniß, der Teufel könne doch auf irgend eine Art sein Spiel treiben, und dann würde man es dem todtten Gaste zuschreiben. Je näher der erste Advent rückte, je unheimlicher ward ihm dabei, und zwar wider seinen Willen. Er wünschte, sein zukünftiger Schwiegersohn möchte einfallen noch ausbleiben. Es sagte ihm Schrecken

ein, als sich das Wetter völlig aufklärte, und der volle, warme Sonnenschein über die Welt floß, als wolle der Spätherbst noch einen Nachsommer zum Geschenk bringen. Er ging nun eben so fleißig zum Barometer und klopfte, das Quecksilber wieder fallen zu machen.

Zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß die Mama, daß Friederike die ehemalige gute Laune mit dem guten Wetter wieder bekommen hatten, der Kommandant ebenfalls, und daß zuletzt alle Hausgenossen den ehemaligen Ton wieder fanden. Nur er konnte ihn nicht sogleich wieder finden.

Gutes Wetter.

Frau Vantes hatte wohl bemerkt, daß Niekchen mancherlei in ihrem Herzen gegen den reichen Banquier einzuwenden hatte; daß der Stadtkommandant in diesem Herzen, mehr als sein sollte, Kommandant geworden war. Nicht um den Kommandanten, so lieb er ihr auch war, zu begünstigen, sondern jede Uebereilung und das daraus mögliche Unglück zu verhüten, trachtete sie nun, die förmliche Verlobung des Banquier mit ihrer Tochter zu verspäten. Sie wünschte, die jungen Leute sollten sich erst kennen lernen; Friederike sollte sich erst an ihr bestimmtes Schicksal in Gedanken gewöhnen. Nebenbei war doch auch erst näher zu erfahren, ob Herr von Hahn durch sein Herz das Herz Friederikens verdiene. Daher hatte die sorgliche Mutter dem Herrn Vantes, obwohl er ihr das auch für sie hochwichtige Verfügen über die Hand seiner Tochter bis zum Geburtstage verheimlicht hatte, nie in seiner Wahl widersprochen, keinen Vorwurf gemacht. Sie kannte Herrn Vantes zu gut; Widerspruch würde ihn noch erpicht auf seine Sache gemacht haben. Darum spann sie jenes Gespräch mit ihm an und schob sie ihm den Dorn ins Gewissen, und freute sich, als sie wahr-

nahm, es sei nicht ohne Wirkung geblieben. Darum hatte sie auch, schon am Geburtstage selbst, an eine Freundin in der Residenz um Erkundigung über den sittlichen Werth des Herrn von Hahn geschrieben. Die Antwort traf an demselben Tage ein, als das schöne Wetter dem Herrn Vantes Schrecken machte. Herr von Hahn ward in dem Briefe der Freundin als einer der rechtschaffensten Männer geschildert, der Jedermanns Achtung und bisher auch Jedermanns Bedauern genossen hätte, nicht nur, weil er immer sehr kränklich, sondern bisher auch in fast klastischer Abhängigkeit von seinem alten, mürrischen, wunderlichen und geizigen Vater gewesen wäre. Seit einigen Wochen aber habe der junge Mann die sämmtlichen Geschäfte des Vaters übernommen. Der Alte zöge sich nun auf ein Landgut zurück, weil er schon die Altersschwächen zu sehr fühle, schwer höre und selbst durch die Brille nicht mehr gut sehe.

Diese angenehme Nachrichten machten der Frau Vantes gutes Wetter.

Ein anderer Umstand brachte das gute Wetter für Friederiken und den Kommandanten an demselben Tage.

Waldrich war nämlich, aus Auftrag der Frau Vantes, in Niekenss Zimmer getreten. Das Mädchen saß am Fenster, die Stirn auf die neue Harfe gelehnt, die sie vor sich hatte.

„Fräulein, Mama wünscht zu wissen, ob Ihnen gefällig wäre, mit uns beim schönen Wetter eine Fahrt ins Freie zu machen?“

Niekens antwortete nicht, sondern drehte das Gesicht noch ein wenig mehr von ihm ab, gegen das Fenster.

„Ihre Gnaden sind ungehalten?“ fragte Waldrich, der da glaubte, sie wolle mit ihm Scherz treiben: „Hab' ich zum Frühstück nicht, auch wider Reizung, eine Tasse Chokolade mehr getrunken, bloß weil Ihre Gnaden befohlen? Bin ich nicht pünktlich und zu rechter Zeit von der Parade gekommen? Hab' ich bei Tisch nicht mein ehrerbietiges Ja gesagt?“

Es erfolgte keine Antwort. Er stand eine Weile schweigend da, ging dann zur Thür, als wollte er fort, kehrte dann wieder um und sagte ungeduldig: „Kommen Sie, Riefchen, das Wetter ist herrlich.“

Darauf erkönte ein dumpfes Nein. Er erschrak bei dem Tone; denn dieser verrieth, daß er unter Thränen hervorgegangen sei.

„Was fehlt Ihnen?“ sagte er ängstlich, und nahm die unter ihrer Stirn ruhende Hand von der Harfe und zwang sie, aufzusehen.

— Will die Mama ihm vielleicht mit uns entgegenfahren? Soll er heut' ankommen? Hat sie etwas gesagt? — fragte Friederike hastig, und trocknete mit dem weißen Tuche ihre rothgeweinten Augen.

Waldrichs Blick verdunkelte sich. Halb unwillig sagte er: „D Friederike, es ist nicht recht von dir, daß du so fragst. Glaubst du, ich möchte dich noch einladen, wenn mir so etwas nur ahnen könnte? Wollte Gott, er käme nicht, ehe ich davon wäre.“

— Wie davon?

„In eine andere Garnison. Ich habe dem General schon an deinem Geburtstag geschrieben und gebeten, und noch keine Antwort.“

Riefchen sah ihn vertrießlich an, stand auf und sagte: Georg, nimm mir's nicht übel, das war einmal wieder einfältig von dir.

„Ich kann, ich will, ich darf aber nicht bleiben.“

— Waldrich, ist das Ihr Ernst? Sie werden machen, daß ich Ihnen zeitlebens böse werde.

„Und wollen Sie meinen Tod, wenn Sie mich zwingen, Ihr Hochzeitgast zu sein?“

— Sie sollen nie zu meiner Hochzeit eingeladen werden. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mein Jawort schon gegeben?

„Sie dürfen es nicht verweigern.“

— Und, ach Gott, ich kann es doch nicht geben! — schluchzte

das Fräulein, und verhällte ihr Gesicht. Auch Waltrich ward von seinem geheimen Schmerz übermannt. Dies war das erste Mal, daß beide unter sich diesen Gegenstand berührten, obgleich er ihnen nie aus dem Sinn gekommen war. Am letzten Geburtstage, als beide zum ersten Mal von der Gewißheit oder Möglichkeit erschreckt wurden, sich in Zukunft nicht mehr sein zu können, was sie bisher in unbefangener Fortsetzung jugendlicher Zusammengewöhnung gewesen waren, hatten sie zum ersten Mal in sich erkannt, mit welcher Liebe sie an einander hingen. Beide betrachteten sich, seit jenen verrätherischen drei Festtagsküssen, mit ganz andern Augen. Beide verstanden sich; wußten, daß sie liebten und geliebt wurden, ohne es weiter einander mit Worten zu sagen. In beiden war plötzlich das ruhige, Alles verschönernde Licht der Freundschaft zur Flamme geworden. Beide wollten diese vor einander verbergen, und erhöhten damit nur die innere Macht derselben.

Nach einer Weile trat Waltrich wieder zu ihr und sagte in treuherzigem Tone: „Nieschen, dürfen wir noch mit einander bleiben, wie es bisher war?“

— Waltrich, können wir denn gegen einander anders werden, wie bisher?

„Können? ich? Das ist unmöglich. Ach, ich wußte selbst nicht, Nieschen, was mein Glück gewesen. Nun ich dich verliere, weiß ich erst, daß ich verloren bin.“

— Verloren, Georg? Sage mir das nicht, und mache mich nicht unglücklich. Es ist ein entsetzliches Wort, das! Kenn' es nicht wieder.

„Aber, wenn er kommt?“

— Dann wird Gott sorgen. Da, nimm meine Hand, Georg, zehntausendmal lieber verlob' ich mich dem todtten Gaste. Aber du sagst das weder dem Papa noch der Mama. Ich will es ihnen

sagen, wenn es Zeit ist. Nimm auf dies Wort meine Hand und sei ruhig für mich.

Er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Es ist ein Lebenswort, Fräulein!“ sagte Waldrich: „Ich durfte es kaum erwarten. Aber ich nehme es von Ihnen. Brechen Sie es, so brechen Sie mein Leben.“

— Und sind Sie nun wieder froh und glücklich?

„Ach, ich war's noch nie so, wie diesen Augenblick!“ rief er.

— Fort! rief Friederike, die Mama wird dich erwarten. Fort, ich mache meine Toilette und fahre mit euch. — Sie stieß ihn zurück und drängte ihn zur Thür; aber an der Thür erlaubte sie ihm einen Abschiedskuß. — Wie ein Trunkener ging er, und meldete der Frau Vantes Friederikens Entschluß. Sie selbst nicht empfindend, sank Friederike auf einen Sessel hin, und verging im Traum ihrer Selbsteit und vergaß die Spazierfahrt. Der Wagen wartete. Frau Vantes ging endlich selbst, die Tochter zu holen. Diese saß träumend da, das Köpfchen von blonden Locken umringelt auf die Brust gesenkt, die gefalteten Hände im Schoos

„Was sinnest du? oder betest du?“ fragte die Mama

— Ich habe mit Gott gesprochen.

„Ist dir wohl?“

— Wie einem Engel bei Gott.

„Dein Ernst, Mädchen? Du scheinst geweint zu haben?“

— Ja, ich habe geweint. Aber ich bin nun glücklich, Mama. Kommen Sie zum Wagen. Ich nehme nur noch den Hut.

Sie nahm den Hut und stellte sich vor den Spiegel, unter welchem das rosenfarbene Seidenband lag, welches Waldrich um die Geburtstagsharfe geschlungen hatte. Sie nahm es und band es um ihren Leib als Schleiße.

Die Sage vom tohten Gast.

Am folgenden Abend war im Hause des Herrn Bantes die gewöhnliche erste Wintergesellschaft; so hieß in Herbesheim, was in andern Städten auch Kränzchen, Solrée, Thee u. s. w. genannt wird. Unter den besten Familien der kleinen Stadt ging es nämlich der Reihe nach herum, sich jede Winterwoche einmal freundlich und einfach zu bewirtheten, und mit Musik, Gesang, Gespräch, Spiel und Scherz den langen Abend zu erheitern. Zu bemerken ist übrigens im Vorbelgehen, daß unter Spiel kein Kartenspiel verstanden ward, wie es gewöhnlich die armselige Unterhaltung von Leuten zu sein pflegt, die zwischen Mediciren und Langeweile haben keinen Mittelweg durch ein erheiternendes Gesellschaftsspiel kennen.

Diesen Abend beim Herrn Bantes war aber weder an Gesang noch Musik, weder an Spiel noch Scherz zu denken. Man sah sich in diesem Kreise und diesen Winter das erste Mal. Man hatte sich einander sehr viel zu sagen, und weil in drei Tagen der erste Advent war, kann man denken, daß der tohte Gast die Kosten der Unterhaltung bestreiten mußte. Die jungen Frauenzimmer rümpften die Näschen, oder stellten sich doch etwas ungläubig. Manche war froh, daß sie keinen Bräutigam hatte, den sie aber vielleicht nach der Adventzeit nicht verschmäht haben würde; in mancher zog sich das arme Herz bange zusammen, wenn sie an Jemanden dachte, der dem armen Herzen angehörte. Die ältern Frauen, nach reiflicher Ueberlegung, stimmten so ziemlich überein, daß die Geschichte vom tohten Gaste nicht ganz aus der Luft gegriffen sein möge. Die jungen Herren waren alle ohne Ausnahme ungläubig. Einige wünschten, der tohte Gast möge kommen und ihren Helbenmuth versuchen. Ein paar ältliche Herren drohten den jungen Großsprechern warnend mit den Fingern. Einige junge Frauen,

sagen, wenn es Zeit ist. Nimm auf dies Wort meine Hand und sei ruhig für mich.

Er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Es ist ein Lebenswort, Fräulein!“ sagte Waldrich: „Ich durste es kaum erwarten. Aber ich nehme es von Ihnen. Brechen Sie es, so brechen Sie mein Leben.“

— Und sind Sie nun wieder froh und glücklich?

„Ach, ich war's noch nie so, wie diesen Augenblick!“ rief er.

— Fort! rief Friederike, die Mama wird dich erwarten. Fort, ich mache meine Toilette und fahre mit euch. — Sie stieß ihn zurück und drängte ihn zur Thür; aber an der Thür erlaubte sie ihm einen Abschiedskuß. — Wie ein Trunkener ging er, und meldete der Frau Vantes Friederikens Entschluß. Sie selbst nicht empfindend, sank Friederike auf einen Sessel hin, und verging im Traum ihrer Seligkeit und vergaß die Spazierfahrt. Der Wagen wartete. Frau Vantes ging endlich selbst, die Tochter zu holen. Diese saß träumend da, das Köpfchen von blonden Locken umringelt auf die Brust gesenkt, die gefalteten Hände im Schoos

„Was sinnest du? oder betest du?“ fragte die Mama

— Ich habe mit Gott gesprochen.

„Ist dir wohl?“

— Wie einem Engel bei Gott.

„Dein Ernst, Kleines? Du scheinst geweint zu haben?“

— Ja, ich habe geweint. Aber ich bin nun glücklich, Mama. Kommen Sie zum Wagen. Ich nehme nur noch den Hut.

Sie nahm den Hut und stellte sich vor den Spiegel, unter welchem das rosenfarbene Seidenband lag, welches Waldrich um die Geburtstagskappe geschlungen hatte. Sie nahm es und band es um ihren Leib als Schleife.

Die Sage vom todtten Gast.

Am folgenden Abend war im Hause des Herrn Bantes die gewöhnliche erste Wintergesellschaft; so hieß in Herbesheim, was in andern Städten auch Kränzchen, Soirée, Thee u. s. w. genannt wird. Unter den besten Familien der kleinen Stadt ging es nämlich der Reihe nach herum, sich jede Winterwoche einmal freundlich und einfach zu bewirthen, und mit Musik, Gesang, Gespräch, Spiel und Scherz den langen Abend zu erheitern. Zu bemerken ist übrigens im Vorbeigehen, daß unter Spiel kein Kartenspiel verstanden ward, wie es gewöhnlich die armselige Unterhaltung von Leuten zu sein pflegt, die zwischen Medikiren und Langeweile haben keinen Mittelweg durch ein erheiternbes Gesellschaftsspiel kennen.

Diesen Abend beim Herrn Bantes war aber weder an Gesang noch Musik, weder an Spiel noch Scherz zu denken. Man sah sich in diesem Kreise und diesen Winter das erste Mal. Man hatte sich einander sehr viel zu sagen, und weil in drei Tagen der erste Advent war, kann man denken, daß der todtte Gast die Kosten der Unterhaltung bestreiten mußte. Die jungen Frauenzimmer rümpften die Näschen, oder stellten sich doch etwas ungläubig. Manche war froh, daß sie keinen Bräutigam hatte, den sie aber vielleicht nach der Adventzeit nicht verschmäht haben würde; in mancher zog sich das arme Herz bange zusammen, wenn sie an Jemanden dachte, der dem armen Herzen angehörte. Die ältern Frauen, nach reiflicher Ueberlegung, stimmten so ziemlich überein, daß die Geschichte vom todtten Gaste nicht ganz aus der Luft gegriffen sein möge. Die jungen Herren waren alle ohne Ausnahme ungläubig. Einige wünschten, der todtte Gast möge kommen und ihren Heldemuth versuchen. Ein paar ältliche Herren drohten den jungen Großsprechern warnend mit den Fingern. Einige junge Frauen

zimmer stimmten ein, und es gab manche Rederei, manches Witzspiel und muthwilliges Gelächter.

„Aber,“ rief Herr Bantes mit drolligem Lärnen: „Was ist das für Wirtschaft? Wohin ich den Kopf stecke: tobt er Gast, links und rechts tobt er Gast. Ist das auch eine Unterhaltung für meine lebendigen Gäste? Fort damit, sag' ich. Lebendigere Unterhaltung! Keine Winkelplandereien, kein Geflüster von den Tobten!“

„Der Meinung bin ich auch!“ sagte der Kreisfeuerreinnehmer: „Lieber das gemeinste Pfänderspiel! Wenn Herbesheim von den lebendigen Gästen so wenig zu befürchten hätte, als vom hundertjährigen Besuche des tobt en Gastes, so würden wir sicher sein, daß unsern jungen Schönen nie das Köpfcgen verbrocht würde.“

„Ich möchte eigentlich nur wissen, wie das alberne Hühnchen in die Welt hineingekommen wäre!“ sprach ein junger Rathsherr. „Die Sage ist auch so dürr, wie ein Gerippe; kein näherer Umstand davon bekannt, daß sich daraus allenfalls eine Romanze oder Ballade schaffen ließe, damit es doch zu etwas taue.“

„Umgekehrt,“ entgegnete Waldrich, „die Sage vom tobt en Gaste, wie man sie ehemals kannte, und wie ich sie in meiner Kindheit einmal von einem alten Jäger erzählen hörte, ist zu lang und für unsere heutigen Tage zu langweilig; darum hat man sie ver-
gessen, und recht daran gethan.“

„Wie, wissen Sie die Geschichte noch?“ fragten schnell Mehrere.

„Ich erinnere mich ihrer noch dunkel!“ erwiderte Waldrich.

„O, Sie müssen uns erzählen!“ riefen die Mädchen und drängten sich zu ihm: „Bitte, bitte, Sie müssen uns erzählen!“

Da half kein Widerstand, kein Entschuldigen. In den Frauenzimmern traten die Herren und baten. Man rückte die Stühle zusammen.

Waldrich, gern oder ungern, mußte sich bequemen, die Sage mitzutheilen, wie er sie vom alten Jäger empfangen hatte. Er

schmückte, um damit einigermaßen zu unterhalten, die Geschichte so gut aus, als er es sogleich aus dem Stegreif konnte.

Es sind nun wirklich, sing er an, zweihundert Jahre voll, als der dreißigjährige Krieg angefangen, und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz die Krone des Königreichs Böhmen auf sein Haupt gesetzt hatte. Der Kaiser aber und der Kurfürst von Baiern, an der Spitze der Katholiken Deutschlands, brachen auf, die Krone wieder zu erobern. Die große, entscheidende Schlacht am weißen Berge bei Prag wurde geliefert. Der Kurfürst Friedrich verlor die Schlacht und die Krone. Wettersehnell flog die Nachricht von Mund zu Mund durch Deutschland. Alle katholischen Städte jubelten über den Untergang des armen Friedrich, der seinen Thron nur wenige Monate besessen hatte, und den man deswegen schlechthin den Winterkönig zu nennen pflegte. Man wußte, daß er in Verkleidung mit geringem Gefolge aus Prag entflohen sei.

Das wußten auch unsere lieben Vorfahren in Herbesheim vor zweihundert Jahren. Sie plauderten damals schon eben so gern von Stadt- und Staatsneuigkeiten, wie wir, ihre würdigen Enkel; sie waren aber damals, ich darf nicht sagen religiöser, wohl religionswilder. Die Freude über Niederlage und Flucht des Winterkönigs war also ungefähr eben so ausgelassen, ja weit stürmischer, als bei uns vor einigen Jahren die Freude über Niederlage und Flucht des Kaisers Napoleon.

Drei bildschöne Jungfrauen saßen einst, vom Winterkönig plaudernd, beisammen. Sie waren alle drei gute Freundinnen und alle drei hatten einen Bräutigam, das heißt, jede einen besondern für sich, weil sie sonst nicht Freundinnen gewesen wären. Die eine hieß Veronika, die andere Franziska, die dritte Jakobea.

„Man sollte den König der Reher nicht aus Deutschland ent-

wischen lassen!" sagte Veronika: „So lange er lebt, wird das Ungeheuer der Lutherei leben, und nicht ruhen, Verderben auszuspeien.“

„Ja," rief Franziska, „wer den tobtschlägt, hat eine große Belohnung vom Kaiser, vom Kurfürsten von Baiern, von der ganzen heiligen Kirche und vom Papste zu erwarten; ja er hat auf den Himmel zu zählen!“

„Ich wollte," fiel Jakoea ein, „er käme in unsere Stadt, o ich wollt' es! Er müßte durch die Hand meines Liebsten sterben. Mein Liebster bekäme wenigstens eine Grafschaft zum Lohn.“

„Es ist die Frage," sagte Veronika, „ob dich dein Liebster zur Gräfin machen möchte; denn er hat kaum Herz genug zu solcher Selbenthät. Der meinige würde, ich dürfte nur mit den Augen winken, das Schwert anlegen und den Winterkönig zu Boden schlagen. Und die Grafschaft wäre dir vor der Nase weg erobert.“

„Macht euch beide nur nicht so breit!" sagte Franziska: „Mein Liebster ist doch der Stärkste von Allen. Ist er nicht schon im Kriege gewesen als Hauptmann? Und wenn ich ihm geböte, den Großtürken auf dem Throne niederzuhauen, er ginge. Freuet euch auf die Grafschaft nicht zu sehr.“

Indem die Jungfrauen noch um die Grafschaft stritten, entstand ein heftiges Getrappel jagender Roffe auf der Straße vom Thore her. Flugs alle drei Mädchen zum Fenster. Es war aber ein schreckliches Wetter draußen; der Regen schloß in Strömen auf die Gassen von allen Dächern und Rinnen. Der Sturmwind saufete und trieb die Fluthen des Regens gegen Häuser und Fenster.

„Daß sich's Gott erbarme!" rief Jakoea: „Wer bei solchem Wetter noch unterwegs ist, der rettet gewiß nicht aus Lust.“

„Den treibt die wilde Noth!" sagte Veronika.

„Oder das böse Gewissen!" setzte Franziska hinzu.

Gegenüber, vor dem Wirthshause zum Lindwurm, hielten drei-

zehn Herren zu Pferde still und liegen eifertig ab. Zwölf blieben bei den Rossen, der dreizehnte in weißen Kleidern ging in das Haus des Wirthes. Bald kam der Wirth mit den Knechten. Die Pferde wurden in den Stall, die Herren ins Wirthshaus geführt. Trotz des Regens lief Volk in der Gasse zusammen, die fremden Reiter und Pferde zu sehen. Das schönste Ross gehörte dem weißen Herrn; es war ein schneeweißer Schimmel mit prächtigem Geschirr.

„Wenn das der Winterkönig wäre!“ riefen die drei Jungfrauen, wie sie sich von den Fenstern abwandten, im ersten Augenblicke, und einander bedenklich mit großen Augen anstarrend.

Da poßterte es auf der Treppe. Siehe, herein traten die drei Bräutigame der Jungfrauen. „Wißt ihr schon, rief der eine, „der flüchtige Winterkönig ist in unsern Stadtmauern.“

„Da wäre ein Fang zu machen!“ sagte der zweite.

„Die Angst liegt dem langen, hagern Weißbrod im Angesicht!“ rief der dritte.

Ein froher Schauer überloß die Mädchen. Sie starrten sich wieder mit großen, forschenden Augen an. Es war, als redeten sie mit den starren Blicken zusammen, als verständen sie einander. Plötzlich reichten sie einander die Hände und sagten: „Ja, es gilt! es gilt! Alle drei mit einander und ungetheilt.“ Dann ließen sie die Hände los und jede drehte sich hin zu ihrem Bräutigam.

Veronika sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig lebendig aus unsern Stadtmauern ziehen, so will ich lieber des Winterkönigs Neße, als meines Liebsten ehelich Gemahl sein. So wahr mir Gott helfe mit seinen Heiligen.“

Franziska sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig diese Nacht überleben, will ich eher den Tod, als meinen Liebsten küssen, und mein Liebster soll ewig die Hochzeit umsonst erwarten. So wahr mir Gott mit seinen Heiligen helfe.“

Jakoba sprach zu dem andern: „Der Schlüssel zu meinem Brautkammerlein ist nun und ewig verloren, bringt morgen der Herzallerliebste mein nicht purpurroth sein Kriegsschwert vom Blute des Winterkönigs.“

Die drei Bräutigame erschrafen; doch sammelten sie ihre Geister bald wieder, indem sie die schönen Jungfrauen liebevollender, denn jemals, vor sich stehen und der Antwort gewärtig sahen. Keiner wollte zurückbleiben; jeder der Erste sein, die Inbrunst seiner Liebe durch ein Gelbenstück zu beurkunden. Also verhießen sie, der Winterkönig solle die Sonne nicht wieder sehen.

Sie beurlaubten sich von den Bräuten, die nun frohlockend beisammensaßen und von dem ewigen Ruhm ihrer Geliebten, von deren Muth und Zärtlichkeit, und zuletzt von der Grafschaft plauderten, wie sie dieselbe unter sich theilen wollten. Die drei jungen Männer aber berebeten sich, gingen alsbald ins Wirthshaus zum Lindwurm, fordereten einen Trunk, forschten gesprächig dem Fremden nach, und wer der König sein möge, und wo er schlafe, und ob er ein schönes Zimmer habe. Sie kannten aber Alle jeden Winkel des Hauses wohl. Und sie zechten bis tief in die Nacht.

Vor Tagesanbruch eilten eifertig zwölf der fremden Gäste fort bei Sturm und Wetter. Der dreizehnte lag todt im Blute schwimmend auf dem Bette. Er hatte drei Todeswunden. Niemand konnte sagen, wer er sei; doch versicherte der Wirth, der König sei es nicht. Und er hatte Recht; denn der Winterkönig entkam, wie bekannt, glücklich nach Holland, und lebte noch manches Jahr. — Der todt' Gast wurde noch desselben Tages begraben, aber nicht auf dem Kirchhofe in geweihter Erde zu den Gebeinen anderer katholischen Christen, sondern, als ein vermuthlicher Ketzer, aus christlicher Liebe, auf dem Schindanger ohne Sang und Klang.

Ängstlich warteten indessen die drei Bräute auf die Ankunft ihrer Liebsten, um ihnen süßen Lohn zu zollen. Aber sie kamen

nicht. Sie schickten wohl nach ihnen aus in alle Gassen und Häuser; aber es hatte sie Niemand mehr, seit der Mitternachtsrunde, gesehen. Selbst der Birtz und dessen Frau, Mägde und Knechte wußten nicht zu sagen, wohin sie gegangen und was aus ihnen geworden.

Da härmten sich die armen Mädchen bitterlich, und sie weinten Tag und Nacht, und bereueten den frevelvollen Befehl, welchen sie so treuen und schönen Männern gegeben.

Am meisten jammerte heimlich die reizende Jakobea, denn sie hatte zuerst den gefährlichen Anschlag auf das Leben des Winterkönigs vor ihren Gespiellinnen laut gethan. Zwei Tage waren seit der Unglücksnacht verfloßen, der dritte fast verfloßen. Noch wußten die Bräute, noch die bekümmerten Aeltern, nichts über das Schicksal der Jünglinge.

Da ward an Jakobea's Thür geklopft, und es trat ein fremder, vornehmer Mann herein und fragte nach dem Mägdelein, das weinend neben dem Vater und der Mutter saß. Der Fremde überreichte einen Brief, den er unterwegs von einem Jüngling empfangen und zu bestellen versprochen hatte. O, wie freudig erschraf Jakobea! Das Briefchen kam vom Geliebten.

Es war aber fast dunkel. Die Mutter eilte und brachte zwei brennende Lampen, den Brief zu lesen und den Fremden besser zu sehen. Er war ein Mann bei dreißig Jahre alt, von hoher, magerer Gestalt, ganz schwarz gekleidet, doch nach Sitte damaliger Zeit mit großem, von schwarzen Federn umwehten Hut, schwarzem Wamms mit weit überlegendem Spitzenkragen auf den Achseln, schwarzen Unterkleidern und weiten Stiefeln; an der Seite ein Schwert, dessen Griff mit Gold und Perlen und blinkenden Steinen angelegt war. Funkelnde Edelsteine sah man mit allerley Licht von seinen Fingerringen strahlen. Doch sein Angesicht war regelmäßig und edel, war, trotz dem Feuer seines Blicks, blaß und

erbsarben, und der schwarze Anzug machte ihn noch bleicher. Er setzte sich und der Vater las bei der Lampe den Brief. Er lautete: „Wir haben den Unrechten getroffen! drum, Liebchen, lebe wohl, dieweil ich den Schlüssel zum Brautkammerlein verloren. Ich zieh' in Krieg gen Böhmenland, und suche mir eine neue Braut, die nicht fordert vom Liebsten ein purpurrothes Schwert. Tröste dich, wie ich mich. Da send' ich dir den Ring zurück.“ Der Ring fiel aus dem Briefe.

Als Jakobea solches vorlesen hörte, ward sie schier ohnmächtig, und sie weinte und suchte dem Ungetreuen. Vater und Mutter trösteten das arme Kind, und der Fremde redete viel holbselige Worte: „Hätt' ich gewußt, daß der Schalksknecht mich zum Ueberbringer solcher Verzweiflung mache, so wahr ich bin der Graf von Gräbern, ich hätt' ihm den Johannisfegen mit meinem guten Schwert ertheilt. Trocknet Eure schönen Augen, holbes Fräulein; eine einzige Thränenperle, die über Eure rosenrothen Wangen rinnt, ist genug, alle Flammen Eurer Liebe auszulöschen.“

Aber Jakobea konnte nicht aufhören zu weinen. Der Graf entfernte sich endlich und bat um Erlaubniß, die schöne Leidende am folgenden Tage noch einmal besuchen zu können.

Er hielt auch Wort und kam, und da er mit Jakobea allein war, sprach er: „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, indem ich immer Eurer Schönheit und Eurer Thränen gedachte. Ihr seid mir wohl ein Lächeln schuldig, daß meine von Schlaflosigkeit blaffen Wangen wieder Röthe gewinnen.“

„Wie kann ich lächeln?“ sagte Jakobea: „Hat nicht der Ungetreue mir den Ring gesandt, das Herz umgewandt?“

Der Graf nahm den Ring und warf ihn hinaus zum Fenster: „Weg mit dem Ring!“ rief er: „Wie gern ersetzt ich ihn mit einem schönern!“ und er legte den prächtigsten Keff von seinen

Fingern vor ihr auf den Tisch: „wie gern mit allen diesen Ringen, und an jedweden hängt eine reiche Herrschaft!“

Jakobea erröthete. Sie schob den prächtigen Ring zurück. „Seid nicht so grausam,“ sprach der Graf: „denn nun ich Euch einmal gesehen, kann ich Euch nimmer vergessen. Hat Euch Euer Liebster verschmäht, verschmäht ihn wieder. Das ist süße Rache. Mein Herz und meine Grafschaft liegen zu Euern Füßen.“

Zwar Jakobea mochte nicht davon hören: aber doch fand sie in ihrem Herzen, der Graf habe mit der Rache Recht, und der Treulose müsse vergessen sein. Sie sprachen noch Vieles mit einander. Der Graf redete sehr bescheiden und einnehmend; nur war er nicht so schön, wie der verlorne Bräutigam, sein Gesicht auch gar zu bleich und erbsarben. Doch wenn er anmuthig redete, vergaß man die Farbe leicht. Und da Alles seine Zeit hat, so hörte auch Jakobea auf zu weinen, und sie mußte wohl zuweilen zu den Scherzen des Grafen lächeln.

Die Anwesenheit des reichen Herrn in Herbesheim ward bald in der ganzen Stadt ruckbar, denn er hatte prachtvoll gekleidete Dienerschaft, und machte viel Aufwand. Auch daß er Jakobea einen Brief von dem verschwundenen Bräutigam gebracht, ersuhr bald Jeder. Als dies Veronika und Franziska hörten: eilten sie zu ihrer Freundin, und fragten, ob der vornehme Graf nichts von den übrigen beiden gewußt habe, und hüten, darnach zu forschen.

Solches that auch Jakobea; und da der Graf sagte, er wolle die leidtragenden Freundinnen selbst auffuchen, um nach den Beschreibungen zu urtheilen, wer ihre Liebsten wären, dankte ihm das Mägdlein sehr. Auch that sie ihm schon gütiger, denn sie hatte Nachts bei sich selber mancherlei überlegt, und den kostbaren Ring viel betrachtet und gedacht: „Da darf ich ja nur die Hand ausstrecken und die Grafschaft nehmen, ohne sie mit Veronika und Franziska theilen zu müssen. So hat mir doch die That des Un-

getreuen zur Grafschaft geholfen.“ Und sie zeigte den Kellern das Juwel, welches der Herr auf dem Tische hatte liegen lassen, und von seinen ehrbaren Anträgen erzählte sie Alles, und von seinen weittläufigen Herrschaften, was sie wußte. Die Kellern saunden sehr, und wollten lange nicht daran glauben. Die aber der Graf wieder kam und die Kellern geziemend bat, ihrer Jungfrau Tochter eine Kleinigkeit zum Sonntagschmuck verehren zu dürfen, und wie er aus kostbarem Kästlein ein Diamantenkrenz an siebenfacher Perlen-
schnur zog, bekamen sie den Glauben. Da beredeten sich Vater und Mutter, und sprachen: „Der Elbam steht uns wohl an, den müssen wir fassen.“

Nun redeten sie ihrer Tochter viel zu, ließen sie auch viel im Kämmerlein mit dem Grafen allein, und bewirtheten ihn mit Lederbissen und edeln Weinen, oft noch spät in der Nacht. Er aber nahm nichts ohne Dank, und die Kellern erfreuten sich seiner schönen Geschenke. Jakoea freute sich im Geiste, als Gräfin von Gräbern den Reib und die Bewunderung der ganzen Stadt zu erregen, und ward gegen den Ungeßüm des neuen Liebhabers nachgiebiger.

Dieser aber war doch ein böser Vogel. Denn als er zu Veronika kam, fand er sie noch schöner, als die schöne Jakoea; und wie er endlich gar die blondlockige Franziska sah, dächten ihm die Andern fast häßlich. Er sagte aber der blondlockigen Franziska und der rabenlockigen Veronika, einer jeden insbesondere, von ihren Liebsten fast die gleiche Geschichte. Er habe unterwegs die drei Junggesellen in einer Herberge gefunden, mit zwei jungen Mädchen gar ausgelassen scherzend, bei vollen Weinbechern. Alle hätten in den Krieg nach Böhmenland ziehen wollen, und die Dirnen mit ihnen. Als sie von ihm im Gespräch vernommen, er werde auf seiner Reise durch das Städtlein Herbesheim ziehen, habe der eine an Jakoea den Brief geschrieben und ihn gebeten,

solchen Annehmlichkeiten. Die andern hätten aber gespottet und gesagt: Wir haben wohl hier bei lustigen Mädeln Besseres zu thun, als Briefe zu schreiben; wollet Ihr Euch für uns beschweren, so saget ihnen, wir zögen nach Böhmenland, weil wir auf ihr Geheiß ein übles Werk gethan. Und wir schicken ihnen statt des Briefes den Brautring zurück. Sie sollen sich durch den Mann trösten lassen, dem er besser, als ihnen, an den Finger passe.

Schon bei Veronika behauptete der Graf, der Ring passe ihm vorzüglich; aber bei Franziska fand er, der Ring wäre wie ausschließlich für ihn gemacht. Und er tröstete Jede gar berebt, und fragte sie: ob ein Bräutigam solche Thränen verdiene, der sein Liebchen so schöne verlassen und, an der Seite einer leichtfertigen Duhin, Ring und Herz wegwerfen könne? Und er spielte seine Rolle bei Jeder so gut, wie bei Jakobea, und wußte zuletzt Jede zu trösten; Jeder machte er Geschenke. Jeder bot er sein Herz und die Grafschaft, und Jede gewöhnte sich bald an sein blaßes Gesicht.

Die drei Freundinnen aber machten sich gegenseitig aus ihrem Umgang mit dem Grafen und aus ihren Entwürfen ein Geheimniß; denn eine fürchtete die andere, daß sie ihr Netz nach dem reichen Liebhaber auswerfen möchte. Sie besuchten sich nicht mehr, wie sonst, und ärgerten sich sehr, wenn sie zufällig erfuhren, daß der Graf auch die Bekanntschaft der andern unterhalte. Eine auf die andere eifersüchtig, wollte es den übrigen zuvorthun, ließ sich anfangs Liebesungen gefallen, und erwiderte endlich dieselben, um den Anbeter enger zu fesseln.

Niemand freute sich dieser Eifersucht mehr, als der lose Graf. Denn vermittelt derselben gewann er in kurzer Zeit immer größere Vortheile über die drei Schönen. Zwar beheuerte er Jeder, bei Allem, was heilig im Himmel ist, daß er die übrigen häßlich und albern fände; aber doch mußte er sie von Zeit zu Zeit, Höflichkeit

willen, noch besuchen. Auch diese Ausrufe half ihm nicht mehr. Wie aber Jede nun von ihm, als Beweis wahrer Liebe, begehrte, er müsse die andern beiden gänzlich meiden, stellte er sich sehr betroffen. Und er machte eine Gegenbedingung: förmliche Verlobung und Ringwechsel in Gegenwart der Aeltern, und nach diesem eine stille Stunde in der Nacht, wo Liebende ungestört von der Hochzeit, von der Reise und von den Einrichtungen im gräflichen Palaste kosen könnten. — Auch das gab jede der drei Schönen zu, und das Wort ward mit einem Kusse versiegelt. Aber im Küssen sagte Jede: „Liebster Graf, wie seid Ihr doch so gar bleich? Leget das schwarze Gewand ab, es macht Euch noch blässer.“ Dann antwortete er immer: „Ich trage schwarz, um ein Gelübde zu erfüllen. Am Hochzeitstage erscheine ich roth und weiß, wie, Herzallerliebste, deine Wangen.“

Also hielt der Graf Verlobung mit jeder. Das geschah am gleichen Tage. Dann schlich er im Finstern zu jeder ins Schlafkammerlein. Das geschah in der gleichen Nacht. — Als des andern Morgens die Mädchen zu lange schliefen, gingen die Aeltern, sie zu wecken. Da lag jede der Jungfrauen eiskalt im Bette, und den Hals umgedreht, das Gesicht im Nacken.

Zetergeschrei fuhr aus den drei Häusern über die Gassen. Alles Volk rannte erschrocken zusammen. Mord! Mord! ward geschrien; und weil der Verdacht auf den Grafen von Gräbern fiel, sammelten sich die Menschen vor dem Wirthshause zum Lindwurm, und die Stadtwelbel und Hatzhunde drangen hinein. Da wehklagte im Hause der Wirth, sein Gast sei verschwunden mit all seinen Knechten, und Niemand habe ihn sehen fortwandern. Alles Gepäck, dessen so viel gewesen, sei davon, und habe es doch Niemand von hinnen getragen; aus dem wohlverschlossenen Stalle seien die vielen prächtigen Kasse entkommen, und Keiner auf den Straßen, kein Wächter an den Thoren habe von ihnen gehört.

Da erschraf alle Welt, und Jeder schlug ein Kreuz und segnete sich, wer an den Häusern der unglücklichen drei Bräute vorüberging. Drinnen heulte Jammer und Schmerz, und bedenklich mußte Jedem vorkommen, daß die reichen Geschenke, die prächtigen Brautkleider, die der Graf schon gegeben, die Perlenkette, die Steinringe, und Diamantenkreuze nicht mehr gefunden werden konnten.

Es war nur ein kleines Leichengefolge, welches den Särgen der drei Jungfrauen zum Thor hinaus nachwandelte, in schwarze Mäntel gehüllt. Und als die Särge auf dem Gottesacker bei der Sebalbuskirche niedergelegt worden waren, und das Gebet verrichtet werden sollte, sah man einen langen Mann aus dem Gefolge hinweggehen, den man bisher nicht bemerkt hatte. Und wie man ihm nachsah, wunderte sich Jeder, wie er, obgleich er vorher schwarz gekleidet gewesen, allmählig ganz weiß ward. Und es erschienen drei rothe Flecken auf dem weißen Wamme, und das Blut träufelte sichtbar über die Schöße des Wammes herunter. Und der lange bleiche Mann ging zum Schindanger.

„Jesus Maria!“ schrie der Wirth vom Lindwurm: „das ist der todt' Gast, den wir vor einundzwanzig Tagen dort einscharren ließen.“

Entsezt ergriff die auf dem Kirchhof waren, und Alle liefen mit Grausen davon, und die Schuhhaken wurden ihnen unter den Füßen lang. Ein Sturmwind mit Schnee und Regen blies in heftigen Stößen ihnen nach. Drei Tage und drei Nächte blieben die Särge unbeerdigt stehen neben den offenen Gräbern.

Als die Obrigkeit endlich befahl, sie einzusetzen, und die Aeltern viel Geld an herzhafte Männer boten, das letzte Liebeswerk zu leisten, verwunderten sich die Männer gar sehr. Denn wie sie die Särge aufhoben, fanden sie dieselben so leicht, als wenn sie leer wären, und doch sah man noch die Deckel fest vernagelt. Einer sagte Anth, holte Stämmeisen und Hammer, und ein an-

derer mußte den Herrn Pfarrer und Kapellan rufen. Wie die Särge geöffnet wurden, fand man dieselben ganz leer, und auch kein Leintuch, keinen Strohhalm darin. Also wurden die leeren Särge vergraben.

Hier machte Waldrich eine Pause. Es war Todtenstille im Zimmer. Alle Kerzen brannten dunkel und warfen falbes Halblight auf den Kreis der Horchenden. Die Männer saßen und standen ernsthaft umher; die jungen Frauenzimmer hatten sich unvermerkt paarweise enger an einander gedrängt, und die betagten Frauen horchten noch, da Waldrich schon lange schwieg, mit gefalteten Händen und verlängerten Gesichtszügen.

„Vor allen Dingen ruht die Lichter!“ rief Herr Bantes: „Und rebet wieder, daß man warme Menschenstimmen höre, sonst laßt ich davon. Das Teufelszeug könnte Einem Grauen machen.“

Das war Jedem aus der Seele gesprochen. Man lief zu den Kerzen. Man stand auf. Man bot Erfrischungen umher. Man gestiel sich, recht laut zu plaudern und laut zu lachen, und sich mit der Furchtsamkeit zu necken, die Einer am Andern bemerkt haben und Keiner gestehen wollte. Man nannte die Sage vom todtten Gaste das tollste Märchen, was je eine Ammenphantasie ausgebrütet habe, und meinte, wenn eine Miß Anna Radcliff oder ein Lord Byron darum wüßten, die Welt noch ein Meisterstück des Schauerlichen zu erwarten hätte.

Sobald aber der Stadtkommandant vom Neben, und die Gesellschaft vom Hören ausgeruht hatten, ward das Bitten um den zweiten Theil der Sage, oder um die Geschichte von der andern Erscheinung des todtten Gastes, begonnen. Man setzte sich im Halbkreise um den Erzähler, ohne seine Erklärung abzuwarten, ob er fortfahren wolle. Mit furchtsamer Neugier richteten sich Aller

Augen auf ihn, als er endlich seinen Platz einnahm. Gruppensweise rückten gleich anfangs die Mädchen die Stühle enger zusammen; eben so die Matronen unter einander. Es ward neue Stille.

Das heutige Bedersche Gut vor der Stadt gehörte ehemals, wie Sie wissen, einer freiherrlichen Familie von Noren — erzählte Walbrich — die es aber schon seit hundert Jahren nicht mehr bewohnte, sondern in Pacht gab, bis es ungefähr vor zwanzig Jahren in den Kriegeunruhen an den verstorbenen Herrn Hofrath Becker kaufswelse kam. Der letzte Baron, welcher dieses Gut, zu dem noch ein großer Theil unserer Stadtwaldungen gehörte, mit seiner Familie zuweilen selbst bewohnte, war ein ungeheurer Verschwen-der. Er zog freilich nur hierher, wenn er nach seinem Aufwand, den er zu Venedig oder Paris getrieben, wieder Kräfte sammeln wollte. Allein selbst seine ökonomischen Erholungszeiten auf dem prächtigen Gutsitze waren meistens nur Fortsetzungen der gewohn-ten Lustbarkeiten in verjüngtem Maßstabe. Noch jetzt sehen wir da die Spuren der alten Größe und Pracht an den weitläufigen Ruinen des ehemaligen Schlosses und der Nebengebäude, die schon vor siebenzig Jahren ein Raub der Flammen geworden sind, und an deren Seite sich jetzt das schöne, bürgerlich-bescheidene Landhaus erhebt, welches der Hofrath Becker zu seiner Zeit aufführen ließ. Weit umher, wo jetzt der Pflug geht, war ehemals Alles Garten.

Als der Baron das letzte Mal zu seinem Gutsitz kam, war es zu ganz ungewöhnlicher Zeit und in ganz ungewöhnlich großer Gesellschaft, nämlich spät im Herbst und mit fünfzehn bis zwanzig jungen Gelleuten und deren Dienerschaft. Seine Tochter war damals die Braut des Vicomte de Blouenne, eines reichen und lebenswürdigen Wildfanges, der die deutschen Höfe mit Aufträgen des Cardinals Dubois bereiset hatte. Dubois war der allmächtige

Minister des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, und Violenne sein besonderer Günstling.

Man kann sich denken, der Baron von Koren ließ es an nichts fehlen, seinem Gaste den Aufenthalt im ländlichen Palaste neben einer kleinen Stadt so angenehm, als möglich, zu machen. Die Freuden der Tafel, die Freuden der Jagd in den benachbarten Forsten, die Freuden des Hazardspiels um aufgeschichtete Goldsummen, wechselten mit Lustreisen, mit Aufführung kleiner französischer Schauspiele u. s. w. unablässig ab. Graf Altenkreuz, ein junger, reicher Lebenslustiger, der Sohn einer der vornehmsten Familien am Niederrheine, machte in dieser frohen Wande, trotz seines bleifarbenen Gesichts, den Freudenmeister. Er war ein Erzspieler, kannte das Treiben aller damaligen Höfe, und hatte an allen die kostbare Kunst gelernt, die Tage im möglichsten Wechsel der Lustbarkeiten zu verbubeln. Nichts kam darin seinem erfinderischen Witz gleich. Der Baron von Koren hatte erst kurz vorher, ehe er nach Herbesheim ging, seine Bekanntschaft gemacht, und ihn als einen wahren Schatz mitgenommen, vermuthlich wohl auch deswegen, weil Altenkranz gern und hoch spielte, aber nicht immer glücklich. So war von dem Grafen zur Herstellung seiner zerrütteten Finanzen, mancher schöne Beitrag zu hoffen.

Oben dieser junge, bleiche Wüßling war es auch, der, wie die Adventstage anrückten, auf den Einfall gerieth, man müsse einmal Maskenbälle geben, und zwar also, daß sich Jeder seine Schöne dazu aus der Nachbarschaft oder aus der Stadt, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, wählen könne. Denn in der That fehlte es den Gesellschaften und Festen der Herren an Frauenzimmern. Die junge Baronesse Koren und einige ihrer Freundinnen verloren sich zu sehr in der zahlreichen Menge der Herren. „Wozu denn, wenn man Freuden sucht, nach dem Stammbaum schauen?“ sagte Altenkreuz: „Die Schönheit ist jedem Stande,

selbst den Königinnen, ebenbürtig, und unter den Grisetten zählt man Schönheiten, die auch kein Hof verschmäht.“

Alles klappte Belfall, wenn schon die Fräulein ein wenig die Nase rümpften. Nun wurden Putzmacher und Schneider des Städtchens in Bewegung gesetzt, sogar aus andern Städten verschrieben, um Maskentrachten von allerlei Art zu bereiten. Der Vicomte de Vivienne wollte auch hier an Geschmack vor Allen sich auszeichnen; und Altenkreuz auch hier, wie immer, den Franzosen überglänzen. Jener suchte sich in Herbesheim den geschicktesten Schneider und das hübscheste Mädchen, um es zum Ball zu führen. Beides fand er unter einerlei Dach beisammen. Meister Vogel war der beste Schneider, welcher sogleich die Vorzeichnungen des Grafen verstand, und seine Tochter Henriette in der ersten Blüthe ihrer Reize, die den Grafen bald mehr, als sie sollten, bezauberten.

Der Graf fehlte nur selten im Hause des Meisters. Er hatte beständig nachzusehen, damit nichts verborben würde. Besonders hatte er der fleißigen Henriette bei ihrer Arbeit viel zu erlernen. Auch ein paar köstliche weibliche Anzüge ließ er verfertigen für den Maskenball, die mußte Henriette nicht nur nähen, sondern der Vater ihr auch nach ihrem eigenen Körper anmessen, weil der Graf sagte, daß ein Fräulein von einem benachbarten Edelstamme, welches er zum Ball führen würde, vollkommen Henriettens schlankte Gestalt habe. Dabei war er sehr freigebig; bloß die kleinen Geschenke, die er machte, waren zuletzt so viel werth, als der wirklich bedungene Arbeitslohn. Daß Henriette die ausgewähltesten Geschenke bekam, verstand sich von selbst, und daß er ihr, wenn er sie allein traf, viel Schmeicheles über ihre Schönheit sagte, ja zuletzt gar von Liebe sprach, war bei seiner Leidenschaft vorzuzusehen. Henriette mochte nun freilich von diesen Zärtlichkeiten nichts hören, denn sie war ein ehrbares Mädchen, und überdies schon mit einem Gefellen ihres Vaters versprochen; aber sie hörte

noch auch die Schzigkeiten eines so vornehmen und gütigen Herrn nicht mit Ueberdruß, denn ein Mädchen kann selten auf den böse werden, von dem es verehrt wird.

Wenige Tage vor dem Balltage — schon waren die Maskenkleider fertig — kam Altenkreuz sehr düster und verstimmt in Meister Vogels Haus. Er bat den Meister, ein Wort mit ihm allein zu reden, und sie entfernten sich.

„Meister,“ sagte er, „ich bin in schwerer Verlegenheit. Ihr, wenn Ihr wollet, könnet mir aus der Noth helfen, and ich will es Euch besser lohnen, wenn Ihr mir den Gefallen erweistet, als wenn Ihr mir das ganze Jahr Ballkleider nähtet.“

„Ich bin Ew. Gnaden allezeit gehorsamer Diener!“ versetzte mit Verbeugung und lächelnder Miene der Schneider.

„Denkt nur, Meister,“ sagte Altenkreuz ferner, „mein Fräulein, das ich zum Tanz führen sollte, ist krank geworden und läßt mir absagen. Alle andern Herren haben ihre Tänzerinnen, und, Ihr wißt es, meistens Bürgerstöchter aus der Stadt. Nun steh' ich da, ohne meine andere Hälfte. Ich könnte sie wohl noch in den Familien der Rathsherren und Kaufleute finden: aber welcher passen die Ballkleider? Ihr seht, Meister, ich muß Euch schlechterdings um Eure Tochter bitten. Ihr selbst habt ihr ja die Angüge auf den Leib gemessen. Ihr müßt sie bitten.“

Der Schneider stuzte anfangs. So viel Ehre hatte er nicht erwarten können. Er verbeugte sich vielmals, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Henriette soll es nicht bereuen,“ fuhr Altenkreuz fort: „die Kleider, in denen sie tanzt, bleiben ihr Eigenthum, und ich will ihr, was in einer glänzenden Gesellschaft noch nöthig sein mag, um würdig zu erscheinen, mit Freuden anschaffen.“

„Ew. Gnaden sind allzugütig!“ rief Meister Vogel: „Ich muß Ew. Gnaden auch noch ohne Selbstlob sagen, das Mädchen tanzt

vortrefflich. Sie sollten sie nur an der Hochzeit meines Nachbarn, des Zinngießers, gesehen haben. Ich bin starr und stief geworden, wie ich das Mädchen so tanzen sah. Es hat nichts zu sagen. Bleiben Sw. Gnaden nur im Zimmer hier. Ich will das Mädchen herführen. Tragen's Sw. Gnaden vor, und an mir soll's nicht fehlen."

"Aber Meister," versetzte Altenkrenz, „Henriettens Bräutigam ist vielleicht eifersüchtig, woran er sehr Unrecht hätte. Ihr müßet ihm ein gutes Wort geben."

"O!" rief Meister Vogel: „der Lummel darf mir nicht musfen."

Er ging. Nach einem Weilchen trat Henriette erröthend ins Zimmer. Der Graf bedeckte ihre Hand mit seinen Küßen. Er sagte ihr seine Wünsche, seine Verlegenheit, und daß er sie bäte, auf seine Kosten Alles anzuschaffen, was sie für unentbehrlich halte, um gleich dem geschmücktesten Fräulein zu erscheinen. Sie erröthete von neuem, besonders als er ihr zuflüsterte, sie werde die erste Schönheit des Balles sein, und als er ihr ein Paar der prächtigsten Ohrringe überreichte.

Das war für ein schwaches, eitles Mädchen fast zu viel. Henriette dachte sich in einem flüchtigen Augenblicke die Pracht des Festes, sich darin glänzend und bewundert, vom Kopfe bis zum Fuße den ersten Fräulein gleich gekleidet . . . aber sie blieb verlegen, und stammelte etwas von ihrem Vater her, wenn er es erlauben würde.

Altenkrenz beruhigte sie über diesen Punkt. Und da sie nun nicht anstand, seine Einladung dankbar anzunehmen, schloß er sie entzückt in die Arme und sagte: „Henriette, was soll ich's dir läugnen? Du, und kein anderes Fräulein, warst vom ersten Augenblicke an meine Auserwählte. Dich hatte ich schon gesehen, als dein Vater dir den Nasenanzug auf deinem schönen Leibe maß. Nur zur Tänzerin wählte ich dich damals. Ach, Henriette, ich

möchte dich zu mehr wählen; denn ich bete dich an. Du bist nicht so wunderschön geschaffen, um das Eheweib eines rohen, armen Schneidergesellen zu sein. Du bist zu Höherm bestimmt. Verstehst du mich, willst du mich verstehen?“

Sie antwortete nichts, zog sich aus seinen Armen und versprach nur, seine Längerin zu werden, wenn der Vater nichts dagegen habe. Beide gingen in die Arbeitsstube zurück. Hier kispelte Altenkreuz dem Meister ins Ohr: „Sie ist es zufrieden. Sorget, daß ihr das Nöthige angeschafft werde, um anständig zu kommen. Hier nehmet dies zur Bestreitung der Auslagen.“ Und er brückte dem Alten eine Rolle Goldstücke in die Hand und ging.

Jetzt aber gab es stürmische Austritte in dem Hause des Schneiders; denn Christian, der Gesell, Henriettens Verlobter, ward fast toll, als er vernahm, wovon die Rede sei. Weder die tausend Liebesungen des weinenden Mädchens, noch die Flüche und Schwüre des Alten konnten ihn wieder zur Vernunft bringen. Das dauerte den ganzen Tag. Henriette hatte eine schlaflose Nacht. Sie war dem Christian in vollem Ernste gut; aber sie konnte ihm doch unmöglich, wie er es trotzig forderte, die Gelegenheit aufopfern, einmal an einem Maskenball unter allen Vornehmen der Stadt und der Nachbarschaft, im höchsten Schmuck, wie sie ihn in ihrem Leben nicht getragen hatte, Bewunderung zu ärnten. Er verlangte in der That auch beinahe das Unmögliche. Ja sie konnte nicht anders, als glauben, er liebe sie nicht wahrhaft, weil er ihr eine solche Freude, die an sich höchst unschuldig war, mißgönnen mochte.

Am andern Tage war Christian wohl etwas ruhiger, das heißt, er tobte nicht mehr so erschrecklich; aber doch wiederholte er immer drohend und warnend sein: „Und du gehst nicht zum Ball!“ dem Henriette gewöhnlich eben so mürrisch entgegensezte: „Und ich gehe doch!“ worauf der Vater hinzuzusetzen pflegte: „Und sie soll gehen, dir zum Troß, ich befehl' es.“ — Tanzschuhe, Seiden-

Rümpfe, seine Schnupftücher, Spitzen u. s. w., Alles aufs kostbarste ward angekauft.

Wie aber der Balltag kam und aus der Sache Ernst ward, schnürte Christian sein Bündel und trat vollkommen reisefertig herein und sprach: „Gehst du, so geh' ich auch, und wir sind auf ewig geschiedene Leute.“ — Henriette erblickte. Der Alte, der schon vorher heftig mit Christian gezankt hatte, sprach: „Pade dich, wenn du willst. Ich will doch sehen, wer von uns hier Meister ist! Henriette bekommt noch alle Tage einen Mann, zehnmal besser, als du bist.“ — Aber Henriette weinte. Da trat ein Bedienter des Grafen Altenkreuz mit einer Schachtel herein, die er im Namen seines Herrn abgab. Sie enthielt, sagte er, noch einige Kleinigkeiten zum Anzuge der Jungfer Vogel. Es war ein kostbarer Schleier; es waren prächtige Rollen breiten Seidenbandes; es war eine zierliche Korallenschnur zum Halsbände; es waren zwei Brillantringe. Henriette sah seitwärts nach den Herrlichkeiten, die der Vater hervorzog, und durch ihre Thränen funkelten die Diamanten noch sonnenhafter in allen Farben. Sie wankte zwischen Eitelkeit und Liebe.

„Und du gehst nicht!“ rief Christian.

„Und ich gehe!“ sagte Henriette mit stolzer Entschlossenheit: „Du bist nicht werth, daß ich so viel um dich weine; du bist nicht werth, daß ich dich so lieb habe. Denn nun sehe ich deutlich, daß du mir so viel Freude und Ehre nicht gönnest, und mir nie gut gewesen bist.“

„Reinethalben!“ sagte Christian: „So geh'! Du brichst ein treues Herz.“ Er warf ihr den von ihr empfangenen Ring vor die Füße, und ging und kam nicht wieder.

Henriette schluchzte laut, wollte ihn zurückerufen; allein der Vater tröstete sie. Der Abend kam. Sie kleidete sich zum Ball an. Die Zerstreuungen des Puzes machten sie bald des davon-

gelaufenen Liebhabers vergessen. Ein Wagen rollte vor das Haus. Altenkreuz kam, sie abzuholen. Man fuhr davon. „Ach, Genziete!“ sagte er im Wagen: „du bist unendlich schöner, als ich glaubte. Du bist eine Göttin. Du bist für solchen Paß und nicht für deinen niedrigen Stand geboren!“

Das Fest war glänzend. Altenkreuz und Genziete erschienen diesen Abend schwarz in altdeutscher Tracht. Beide zogen durch ihre Pracht Aller Augen an sich; denn sie übertrafen selbst die Pracht des Vicomte de Vivienne und der jungen Baronin von Koren, die sich durch die bunten Reihen, als Perser und Perserin, bewegten.

„Der Schwarze ist kein Anderer, als der Graf!“ sagte der Vicomte zu seiner Geliebten: „Wozu nur der Narr die Larve vornimmt! Er kann doch seine Stangenfigur nicht verkürzen, mit der er eines Kopfes Länge über Alle wegragt. Um sich kenntlicher zu machen, bedarf dieser Ritter von der traurigen Gestalt wahrhaftig seiner Leibfarbe nicht, in der er sich alle Tage wie ein Pariser Abbé zur Schau stellt, Schwarz auf Schwarz. Aber neugierig bin ich, wer seine Längerin sei. Wahrhaftig, sie hat schönen Wuchs, und tanzt allerliebste.“

„Ich wette,“ sagte die Baronesse, „irgend ein gemeines Ding aus der Stadt. Man sieht es der gezwungenen ungelassenen Haltung an.“

Der Ball dauerte tief in die Nacht, ehe man zum Gastmahl ging, bei dem man natürlich die Masken ablegte. Da gab es beim Erblicken so vieler reizenden fremden Gesichter neue, angenehme Ueberraschungen. Der Vicomte konnte sich an der lieblichen Altdeutschen nicht satt schauen. Er saß bei der Tafel neben ihr, so wie Altenkreuz neben der jungen Baronin. Die beiden Herren schienen hier ganz ihre Rollen zu wechseln; so viel Artigkeiten, die fast mehr als Artigkeiten waren, der Vicomte seiner freude-trunkenen Nachbarin spendete, eben so viel der Graf der Geliebten

des Vicomte. Diese Vertraulichkeiten setzten sich auch nach aufgehobener Tafel fort.

„So wahr ich lebe,“ sagte der Vicomte zum Grafen, „ich kapere Ihnen Ihre Tänzerin, und wenn Sie mir darüber todtseind würden.“

„Ich habe die Facke in Händen, lieber Vicomte,“ erwiderte Altenkrenz: „Ich kapere Ihnen Ihre lebenswürdige Baronesse.“

Der Vicomte, den die neue Leidenschaft und der alte Wein am Tische allzulebhaft gemacht hatten, sagte unbesonnen genug, und ohne darauf zu achten, daß die Baronesse in der Nähe stand und es wohl hören konnte: „Ein Duzend meiner Baronessen für die einzige Venus im altdeutschen Kostüm!“

„Vicomte,“ rief der Graf finster: „besinnen Sie sich, was Sie sagen. Wie artig immerhin meine Tänzerin sei, der erste Preis der Schönheit gebührt immerhin der Königin dieses Festes, Ihrer Braut.“

„Titularkönigin! Titularkönigin! Ich halte es mit der wirklichen Macht!“ rief der Vicomte. Der Graf gab ihm vergebens durch Blicke und Winke wegen der Nähe der Baronin zu verstehen, daß er sich mäßigen solle; rebete zuletzt entschlossener, und gebot dem Vicomte, keine Beleidigung weiter, wegen der Baronin, die sich zornig entfernte, auszustößen. So kam es zum Wortwechsel. Umsonst suchte der Graf wieder zum Gütlichen einzuleiten. Der Vicomte, von Liebe, Wein und Aerger entflammt, betrug sich immer unanständiger. Die Gäste traten zusammen. Der Graf suchte durch Schweigen größeres Aufsehen zu verhüten. Als der Vicomte aber sagte: „Graf, ich hätte nicht geglaubt, daß ein so abgekehrter Wüßling, wie Sie, noch Kraft genug zur Eifersucht habe; denn nur ohnmächtige Eifersucht spricht aus Ihnen! — da konnte sich auch Altenkrenz nicht länger mäßigen.“

„Vicomte!“ rief er: „Wüßling? Ich? Wer sagt das?“

„Ihr eigenes bleifarbenes Gesicht!“ lachte höhnisch der Vicomte.

„Wenn Sie keine Memme sind, Vicomte,“ sagte der Graf, „so geben Sie mir Rechenschaft über Ihre Albernheit. Einer von uns wird dies Haus verlassen müssen. Sie sind ein Ged.“

Baron von Koren hatte seine Tochter in einem Nebensaale weinend angetroffen und von ihr die Ungezogenheit des Vicomte erfahren. Er suchte ihn auf. Er hörte noch die letzten Reden des Grafen. Alle Anwesenden waren gegen den Vicomte empört. Der Baron faßte zornig die Hand des Vicomte und führte ihn auf die Seite: „Sie haben meine Tochter öffentlich beschimpft; Gienber, haben wir das um Sie verdient? Wir geben Sie diesen Augenblick, nicht erst morgen, Genugthuung.“ — Damit verließen beide den Tanzsaal. Während sich hier die Paare von neuem reiheten, um im Tanze die gestörte Freude herzustellen, waren der Baron und der Vicomte in einen erleuchteten einsamen Nebensaal getreten. Ihnen auf dem Fuße aber war der Graf gefolgt. Er brachte zwei Degen, und bot einen dem Vicomte dar, indem er sich zugleich an den Baron wandte und sagte: „Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich die Ehre der göttlichen Baronesse und meine eigene an diesem Nichtswürdigen räche.“

Der Vicomte rief wüthend: „Nun denn, du Aschengeficht, zieh!“ Und damit zog er den Degen, schleuderte die Scheide weg und fiel den Grafen an. Dieser vertheidigte sich mit vieler Kaltblütigkeit. Es währte der Zweikampf keine drei Minuten, da ward dem Vicomte der Degen mit gewaltiger Macht aus der Hand geschleudert, daß die Klinge weit weg in einen großen Wandspiegel flog, der in tausend Stücken zersplitterte.

„Erbärmlicher Mensch!“ rief der Graf: „Dein Leben ist in meiner Macht. Ich möchte mich nicht mit deinem verächtlichen Blute befudeln. Fort aus dieser Atmosphäre, und erscheine mir nicht wieder.“ Damit gab er dem Vicomte einen starken Stieß über den Rücken und warf ihn mit Riesensärke zur Thür hinaus.



Noch in derselben Nacht verließ der Vicomte de Mivienne mit seinen Leuten das Schloß.

Wie schwer gekränkt auch die junge Baroin durch die Unanständigkeit des Vicomte gewesen, hatte sie doch in der Eile, daß man ihr entgegen die Degen gezogen, volle Entschädigung gefunden. Zwar hatte sie den Vicomte eigentlich nicht geliebt; aber jetzt haßte sie ihn; — hingegen der Graf, der ihr vorher zu häßlich gewesen, schien ihr nun wirklich viel Angenehmes zu haben. Man muß sich über die plötzliche Verwandlung eben nicht wundern. Ist es doch bekannt: Liebe macht blind. Und die Selbstliebe der Eitelkeit ist ja auch eine Liebe.

Wie sie Alles Vorgefallene von ihrem Vater erfahren hatte, suchte sie den Grafen mit einer, freilich nur angenommenen Heftigkeit auf. Sie wußte sehr gut, daß von beiden Seiten Alles blutlos abgelaufen war.

„Aber,“ rief sie, „bester Graf, was haben Sie begonnen? Sie sind doch nicht verwundet? Um Gotteswillen, wie Sie mich erschreckt haben?“

— Meine Gnädige, und wenn ich nun für Sie verwundet wäre, wie stolz würde ich sein! Fürchten Sie nichts; mich verwundet solch' ein Geß, wie der Vicomte, nicht leicht. Wollen Sie aber doch ein wenig Mitleiden mit mir haben, so haben Sie es immerhin; denn verwundet bin ich doch an gefährlicher Stelle; — in diesem Herzen — und noch dazu durch Sie. Aber dafür haben Sie kein Mitleiden.

„Ländler! Bis jetzt hat Ihnen die ganze Welt noch keinen Bunden Schmerz angesehen.“

— Ich schwieg und litt, und wollte gern eins der vielen Opfer Ihrer Reize sein. Ich schwieg, und war glücklich, Sie mit Hinzunahme meines Lebens an einem Frevler zu rächen. Ich werde schwelgen, und werde einst mit Freude für Sie sterben.

„Schweigen Sie!“ sagte die Baronin lächelnd, und vergalt seine Worte mit einem leisen Händedruck: „Führen Sie mich lieber zum Tanz.“

Sie tanzten. Beide wurden nun vertraulicher, da er das schwere Geständniß, das schwerste für jeden Liebenden, schüchtern ausgesprochen, und sie es nicht verworfen hatte. Als sie ihn ihren vielgetreuen Kämpen und Ritter im Scherze nannte, verlangte er auch auf Ritterweise den Ehren- und Minnesold. Den nun freilich verweigerte die junge Baronin, ob er gleich nur in der Erlaubniß eines Kusses auf ihre glühenden Wangen bestehen sollte; aber die Eroberung war ihr darum nicht minder angenehm.

Noch freudeberauschter war Henriette. Sie sah sich als den Gegenstand allgemeiner Bewunderung. So viel Schönes war ihr in ihrem Leben noch nicht über ihre Schönheit gesagt, wie hier von den vielen jungen Edelknechten auf dem Ball. Als der Graf sie gegen Morgen wieder im Wagen zum väterlichen Hause zurückführte und sie wieder zum nächsten Balle einlud, verdoppelte sich ganz natürlich ihr Entzücken. „Ach, Henriette,“ seufzte er, „wirkst du mich nie ein wenig lieben? Du hattest heute einen frohen Abend; willst du nicht immer diese Abende, diese Tage, diese Nächte? Es hängt von dir ab. Als Gräfin von Altenkreuz ist dein ganzes Leben ein fröhlicher Balltag.“

Sie schwieg. Er raubte ihr einen Kuß, indem er sie an seine Brust drückte. Sie zitterte und schwieg, und duldete den zweiten.

Des andern Tages fehlte der Graf nicht, sich nach dem Besinden der beiden Tänzerinnen zu erkundigen und bei beiden seine Bewerbungen fortzusetzen. Beiden machte er glänzende Geschenke; beider Mädchen Eitelkeit begeisterte er so, daß beide sich zuletzt einbildeten, sie liebten ihn wirklich. Die Mäher, der Schneider und der Baron, wurden auf gleiche Weise von ihm geblendet. Der Schneider glaubte sich bald reich genug, sein Handwerk auf-

geben zu können, und der Baron konnte den Grafen nicht genug loben und schmeicheln, denn dieser hatte ihm, der in bedeutender Geldverlegenheit war, wirklich beträchtliche Summen vorgeschossen.

Altentreuz hatte also leichtes Spiel, als er, um zum Ziele zu kommen, beim Schneider um Henriettens Hand, beim Baron von Koren um dessen Tochter anhielt. Ohne daß Einer vom Andern wußte, gaben ihm beide das Jawort, wie er es endlich auch schon von den beiden hoffärtigen Mädchen herausgelockt hatte. Ja, was das Aergste war, dieser unersättliche Verführer hatte dasselbe Spiel noch im Hause eines Beamten in der Stadt getrieben, durch seine Künste die Tochter des Hauses von ihrem Geliebten getrennt und dann dessen Stelle eingenommen. Förmlich ward die Verlobung mit Allen abgeschlossen.

Der Baron feierte den Verlobungstag seiner Tochter mit Gastmahl, Spiel und Ball. Auch Henriette ward wieder dazu eingeladen, und Altentreuz empfing Erlaubniß von seiner Braut, die Schneiderstöchter, jedoch erst Abends, zum Tanze abzuholen. Es war aber ein fürchterlicher Tag in der Natur; Sturm, Regen und Schnee wütheten. Sogar Blitz und Donner fanden sich mit Hagelschauern ein. Von den Dächern rasselten die Ziegel; viele Bäume stürzten gebrochen. Dessen ward man jedoch im Tanzsaal nicht gewahr. Hier glänzte von hundert Kerzen ein heller, warmer Tag; und Liebe, Wein und Spiel herrschten ungeföhrt unter den Schreken der empörten Außenwelt.

Die junge Baronin und Henriette schwammen in Seligkeit. Der Graf weichte sich jener mit geßelgelter Zärtlichkeit fast ausschließ- lich; nur selten tanzte er mit Henrietten, die sich indeß mit den Anbetungen schadlos hielt, die ihr von andern Tänzern wetteifernd dargebracht wurden. Die junge Baronin, die in wirklich königlicher Pracht ganz in die verschwenderischen Geschenke ihres Verlobten gekleidet war, tanzte mit ausgelassener Lust, und weidete

sich stolz an der weltlichen Bewunderung der übrigen Frauenzimmer. Viele der reichsten Gelfräulein der ganzen Nachbarschaft mußten diesen Abend Zeuginnen ihres Reichthums sein, und sie ließ mehreren empfindlich fühlen, daß sie, als Brant des reichsten Grafen von Deutschland, nicht mehr ihresgleichen kennen möchte.

Früh ermüdet verließ sie den Ball gegen Morgen, ehe der Ball selbst geendet war. Der Graf, liebetrunken, führte sie unbemerkt hinweg. Im Nebensaale fanden sie eine der Kammerfrauen, die ihr zum Schlafgemach folgen wollte. Die junge Baronin, am Arm ihres Verlobten, sagte hocherröthend: „Nacht Euch lustig, ich will Euer Dienst nicht, und will mich selbst entkleiden.“ Sie ging durch den Korridor, der Graf folgte ihr ins Schlafgemach.

Als er zurückkam, war die Gesellschaft eben bereit zum Aufbruch. Die Wagen fuhren vor. Altenkreuz führte Henriette zum Wagen und begleitete sie bis nach Hause. Alles schlief. Leise öffnete sie. Vergebens kräubte sie sich vor dem Hause. Der Graf hieß den Kutscher zurückfahren. Er folgte Henrietten.

Folgenden Morgens schon früh durchlief ein entsetzliches Gerücht die Stadt, man habe die Tochter eines Beamten todt im Bette gefunden, den Hals umgedreht. Man drängte sich zu dem Hause hin; Aerzte und Polizeibeamte eilten dahin. Die schreckliche Wehklage aus dem Trauerhause scholl weit durch den Haufen der hinzugeschrömten Neugierigen. Jetzt fiel Mehreren die Begebenheit ein, welche sich schon vor hundert Jahren, ebenfalls in der Adventszeit, zu Herbesheim ereignet hatte. Die Sage vom todtten Gaste lebte wieder auf. Todeschrecken kam über alle Familien.

Auch der Meister Vogel hörte davon. Da dachte er mit heimlichem Grausen an Henrietten; doch befremdete ihn ihr langes Schlafen nicht, da sie erst spät vom Balle zurückgekommen war. Aber wenn er des todtten Gastes gedachte, wie ihn die Sage schilderte, und dann an den Grafen Altenkreuz dachte — an ihn, den



großen, langen Mann, an sein bleiches Gesicht, an die schwarze Kleidung, in der er immer zu gehen pflegte — dann ward es ihm doch, als wolle sich sein Haar aufwärts sträuben. Indessen er glaubte an die Sage nicht, weil die ganze Stadt an das Geshwäh nie geglaubt hatte. Er machte sich selbst über seine abergläubige Einbildung Vorwürfe, und ging zum Schränkchen, eine kleine Herzkürkung gegen seine Schwäche zu nehmen, ein Gläschen Radera, von des Grafen Geschenken. Zu seiner Verwunderung fehlte die Flasche; noch mehr staunte er, als er, in andern Schränkchen nachsuchend, Eines ums Andere Alles fehlen sah, was er oder seine Tochter jemals durch die Freigebigkeit des Grafen empfangen hatten. Er schüttelte den Kopf.

Ihm ward nicht wohl. Ihm ahnete Böses. Allein und still schlich er die Treppe hinauf zu Henriettens Kämmerlein, daß im schrecklichsten Fall kein anderer Zeuge vorhanden wäre, und er nicht das Gerede der Stadt würde. Leise öffnete er die Thür. Er ging zum Bett der Tochter, und hatte doch nicht das Herz, aufzublicken. Und als er endlich die Augen flüchtig dahin richtete — dunkel ward es ihm vor seinen Sinnen — da lag sie todt, das schöne Gesicht im Nacken. Betäubt, wie vom Blitzstrahl, stand er da. Mitten in der Betäubung nahm er den blassen Kopf der Verstorbenen, und legte denselben in seine natürliche Lage. Ohne zu wissen, was er that, eilte er davon zum Arzt, und meldete ihm den jähen Tod seines Kindes. Der Arzt betrachtete die schöne Leiche und schüttelte den Kopf. Meister Vogel, der um Alles in der Welt die Wahrheit nicht verrathen wissen wollte, meinte, Erziehung auf dem nächtlichen Balle, dann der kalte Windsturm bei der Heimkehr möge die Ursache des schnellen Todes sein. Er heulte seinen Schmerz so laut aus, daß alle Nachbarn erschrocken zusammenliefen.

Noch sprach Alles in Straßen und Häusern vom Unglück der

beiden Mädchen, als sich dazu ein neues Gerücht vom schnellen Hinscheiden der einzigen Tochter des Barons von Noren mischte. Zwar die Aerzte, welche vom Hause des Barons in die Stadt zurückkamen, versicherten, das Fräulein habe noch am Morgen gelebt, oder lebe noch; ein Schlagfluß, Folge nächtlicher Erkältung, Folge des Falles, habe das zarte Leben zerstört: allein wer hätte das glauben mögen? Jeder war überzeugt, die junge Baronin habe das Schicksal der Uebrigen gehabt, und der Baron ehrenhalber das Geld nicht gespart, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Wirklich war das Haus des Barons plötzlich aus einem Wohngesitze rauschender Freuden in ein Trauerhaus verwandelt, der unglückliche Vater untröstlich. Sein Entsetzen, wenn es möglich gewesen wäre, zu vergrößern, mußte er noch die Entdeckung machen, daß alle Geldwechsel und Geldrollen, alle Halsbänder, Ringe, Juwelen, die der Graf von Altenkreuz dem Vater oder der Tochter gegeben, zugleich mit dem Leben der jungen Baronin verschwunden waren. Ja, der Graf selbst, den man aller Orten suchte, zu dem man aus mehreren Häusern schickte, hatte sich auf die unbegreiflichste Weise unsichtbar gemacht. Seine Zimmer standen so leer, aufgeräumt und sauber da, als hätte er nie darin gewohnt. Mit Kisten und Kasten, Dienern und Pferden, Wagen, Allem, was ihm angehörte, war er davon, daß man auch kein Fädchen und Stäubchen mehr von ihm entdeckte.

So wurden an einem und demselben Tage die drei Leichen der unglücklichen Bräute zur Erde bestattet. Die Särge mit ihren Trauerbegleitungen trafen zu gleicher Zeit auf dem Kirchhofe vor der Stadt zusammen. Der Pfarrer hielt für sie insgesammt das Gebet. Da ging einer der Leidtragenden, in seinen schwarzen Mantel gehüllt, noch ehe das Gebet vollendet ward, seitwärts; und kaum einige Schritte war er entfernt, sah man ihn, wie in veränderter Gestalt, in unaltnodischer, sonderbarer Tracht, schnee-

weiß, mit weißer Feder auf dem Hut; und auf dem Rücken wie auf der Brust, wenn er sich wandte, sah man drei dunkle, rothe Flecken und ganz deutlich Blutstropfen niedertröpfeln über das weiße Wamms und die weißen Beinkleider. Er wandelte gegen den Schindanger, und ward nicht mehr gesehen. — Während Grausen die Betenden ankam, die ihm nachsahen, überfiel Grausen die Sargträger, als sie die Särge heben wollten, um sie in die Gruft zu senken. Denn diese schienen ihnen auch gar zu leicht, als wenn sie leer wären. Aber sie, voller Schrecken, stürzten die hohlen Särge in die Gräfte und schüttelten eifertig Erde nach. Wolkenbruchartiger Regenschauer mit Sturm fuhrn herein ins Land. Alles flüchtete mit Furcht und Schrecken dem Thore der Stadt zu. Ein schneidender Wind saufete ihnen im Nacken.

Wenige Tage nach diesem, im traurigsten Wetter, verließ der Baron von Noren sein Landgut. Nie kehrte aus seiner Familie Einer wieder hieher zurück. Die Gärten verwilderten. Das Schloß stand unbewohnt und verlassen, bis es, der Himmel weiß wie, ein Raub der Flammen ward.

Gegenseitige Erklärungen.

So schloß Walbrich seine Erzählung. Es war sichtbar, daß die aufmerksamen Zuhörer und Zuhörerinnen, diesmal weniger von der Erzählung ergriffen ihre Plätze verließen, als das erste Mal, und sich mit ungezwungener Munterkeit durch einander mischten. Indessen schien der zweite Theil der Sage doch auch nicht ohne Eindruck geblieben zu sein; denn man unterhielt sich den ganzen Abend davon, und einige gar ernsthaft über die Möglichkeit solchen Spuks. Am kecksten jedoch spottete der alte Herr Bantes über das Märchen. Sein Miß und Spott aber wirkte bei den Wenig-

sten; denn man kannte ihn schon, als eine Art Freigeist, und man wußte, daß der ehemalige alte Pfarrer deutlich auf ihn gezielt habe, wenn in der Predigt von Arianern, Naturalisten, Deisten, Atheisten, und Socinianern die Rede war.

Wie mächtig die Erzählung Waldrichs allgemeine Theilnahme angeregt hatte, ward schon daraus klar, daß sie sich in den folgenden Tagen die ganze Stadt wieder erzählte, und daß sie, natürlich, mit mancherlei Zusätzen reich ausgestattet, herumgehoben ward. In einer andern Zeit hätte sie kaum hingereicht, den Abend einer hörlustigen Wintergesellschaft auszufüllen. Jetzt aber, da die Rede von der hundertjährigen Wiederkunft des todtten Gastes an der Tagesordnung war, beschäftigte es allerdings die Neugier auch der Ungläubigsten oder Gleichgültigsten, was für eine Bewandniß es mit dem todtten Gaste habe.

Waldrich selbst erfuhr erst später, welches unbeabsichtigte Schicksal sein Geschichtchen hatte. Denn er mußte Herbesheim in Geschäften seines Regiments auf einige Wochen verlassen. Das hätte er nun gern abgelehnt, nicht nur wegen des häßlichen Winterwetters, das sich früh einzustellen drohte, sondern auch Friederikens, oder vielmehr seiner selbst willen. Denn nun erst, da seiner Liebe durch den Herrn von Hahn Gefahr drohte, war diese zur Leidenschaft geworden. Er zwifelte zwar nicht an der Treue ihres Herzens, noch weniger an ihrem Muth, auf keine Weise in den kaufmännisch berechneten Heirathsplan ihres Vaters einzugehen; aber — doch ängstigten ihn Gedanken von hunderttausend Muthlosigkeiten. Und hätten sie ihn nicht geängstigt, würde ihm doch die Trennung von der ihm heimlich Verlobten, deren ganzes Wesen sich ihm in der Gluth seiner Leidenschaft vergöttert hatte, unerträglich gewesen sein. — Allein der Befehl war da, und der soldatische Gehorsam konnte nichts einwenden.

„Friederike,“ sagte er am Abend vor seiner Abreise, da er

zufällig mit dem Fräulein im halbdunkeln Zimmer allein beisammen war, „Friederike, nie, nie bin ich mit so schwerem Herzen von Herbesheim und von Ihnen gegangen, als diesmal. Und ist es gleich nur für wenige Wochen, ist es doch, als wäre es für ewig. Es steht etwas vor mir, wie ein dunkles Unglück, das sich durch Ahnungen verkündet. Mir wäre leichter, wenn ich bestimmt wüßte, es ginge in den Tod.“

Friederike erschrak über seine Worte. Sie ergriff seine Hand und sagte: „Nacht dir etwa der Herr von Hahn Sorgen, daß er während deiner Abwesenheit eintreffe? Oder ist dir wegen meiner Standhaftigkeit bange? — Fürchte doch nichts, ich bitte dich, fürchte nichts. Sorge doch nicht für mich, sondern für dich, für deine Gesundheit, für dein Leben bei dieser ungesunden Jahreszeit. Denn ich gestehe dir, auch mir war noch bei keiner unserer Trennungen so übel zu Muth, wie diesmal. Ich weiß nicht zu sagen, warum; aber ich zittere, du kommst gar nicht wieder.“

Beide fuhren fort, sich ihre Bangigkeiten und Besorgnisse auszusprechen, — und was sie nicht öffentlich durften, thaten sie jetzt; sie sagten sich unter Umarmungen, Thränen und Küßen ihr Lebewohl, beide mit dem schweren Gefühl, es sei das letzte. Da trat eine Magd herein mit dem brennenden Licht. Waldrich eilte fort und aus dem Hause, um seine Thränen zu verbergen und seinen Schmerz im Freien auszuhauchen. Friederike ging in ihr Zimmer und schloß Kopfweh vor, um sich ins Bett legen und den ganzen Abend ungestört sein zu können.

In der Nacht reisete der Hauptmann ab. Herr Vantes hatte vorher ihn noch gezwungen, einen guten, wärmenden Punsch mit ihm zu trinken. Aber der Punsch erheiterte das Gemüth des Scheidenden nicht, ob er sich gleich in Gegenwart des Herrn Vantes Gewalt that, fröhlich zu scheinen. Frau Vantes bemerkte es wohl. Und als sie folgendes Morgens zu Friederiken ans Bett trat und

fragte: „Wie hast du geschlafen? Ist dir besser?“ sah sie wohl, daß das arme Mädchen blaß war und rothgeweinte Augen hatte.

„Kind,“ sprach sie, „ich merke, du bist krank. Warum verheißt du der Mutter deine Leiden? Bin ich deine Mutter nicht mehr? Liebe ich dich weniger, denn sonst, oder liebst du mich weniger, seit Waldrich deine Liebe ist? — Warum wirst du roth? Erröthest du vor einem Unrecht? Daß du ihn liebst, darin finde ich eben nichts Sündhaftes; aber daß du mit deinem Herzen nicht, wie sonst, klar vor mir, wie vor Gott, stehst, das ist zu tadeln.“

Friederike richtete sich auf, brettete die Arme aus und drückte laut weinend die Mutter an sich: „Ja, ich lieb' ihn. Ja, ich bin ihm zugesagt. Sie wissen es. Ich hatte Unrecht, gegen die gute Mutter zu schweigen; aber ich wollte ihr ja nur mein Unglück verschweigen, um sie nicht zu früh in mein Leiden zu ziehen. Das muß endlich doch, aber so spät als möglich, geschehen, wenn es der Vater erfahren wird, daß ich lieber unvermählt sterbe, als seinem für mich Erwählten die Hand gebe. So dachte ich, und schwieg.“

— Kind, ich bin nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen. Ich verzeihe dein Mißtrauen gegen ein Mutterherz, das sich dir noch nie verläugnet hat. Also davon still. Und was deine und Waldrichs gegenseitige Neigung betrifft, hatte ich sie längst befürchtet. Ja, es konnte nicht anders kommen. Ihr konntet beide nichts ändern. Doch sei ruhig. Hoffe! bete! Wenn Gott will, wird er's lenken. Er ist deiner werth, ob er gleich nicht hat und ist, was der Vater dir bestimmt hat. Ich werde es dem Vater entdecken, wie ihr beide mit einander steht.

„Um Gotteswillen, noch nicht, nur jetzt noch nicht!“

— Ja, Friederike, jetzt. Es wäre besser gewesen, schon früher. Ich muß es ihm entdecken, denn ich bin seine Frau. Als solche will ich und darf ich kein bedeutendes Geheimniß vor dem Manne



haben; habe du dergleichen auch nie im Leben vor deinem künftigen Gemahl. Das erste Geheimniß, welches Mann oder Weib in der sonst glücklichsten Ehe vor einander hegen, bringt den Untergang alles Glücks, bringt Mißtrauen und Spannung. Wir mögen jemals recht oder unrecht handeln, Offenheit thut zu Allem wohl, hindert das Erscheinen vieles Bösen, und macht selbst das Fehlerhafte minder schuldvoll.

„Aber was soll ich thun?“ sagte Frierike.

— Du? was du? Weißt du's nicht? Wende dich im stillen Gebete zu deinem Gott. Die Unterhaltung mit dem, der die Sonnen droben und die Sonnensträubchen hier unten leitet, wird dich erheben, dich heiligen, beruhigen. Du wirst besonnener, edler denken und thun. Und dann wirst du nie Uebles thun. Und thust du das Rechte und sagst du das Rechte, glaube mir, so wird's nicht unrecht gehen.

So sprach ihr Frau Vantes zu, und verließ sie, um sich zu ihrem Manne ans Frühstück zu setzen.

„Was fehlt dem Mädchen?“ fragte er.

— Vertrauen zu dir und mir, aus allzugroßer Liebe zu ihren Aeltern.

„Krummes Zeug und dergleichen! Mama, du hast wieder etwas im Hintergrunde. Gestern hatte sie Kopfweh und heute kein Vertrauen.“

— Sie hat Furcht, dich zu kränken; darum wird sie krank.

„Pöffen und dergleichen!“

— Sie fürchtet, du werdest ihr den Herrn von Gahn aufzwingen, auch wenn sie ihn nicht will.

„Sie hat ihn ja noch nicht gesehen.“

— Sie möchte ihn lieber nicht sehen. Ihr Herz hat schon entschieden. Sie und Waldrich haben Neigung für einander. Du hättest es längst bemerken können.

„Halt!“ rief Herr Vantes, und setzte die Kaffeetasse nieder; besann sich, hob die Tasse wieder auf und sagte: „Weiter!“

— Was weiter? Daß du behutsam gehst, daß du mit der Verlobung nichts übereilen mußt, wenn du nicht Unglück anrichten willst ohne Noth. Es ist möglich, daß Friederike den Herrn von Hahn, wenn sie nur weiß, daß er ihr nicht aufgedrungen werden soll, nach und nach recht angenehm findet. Es ist möglich, daß der Kommandant in eine andere Garnison verlegt wird, daß Trennung und die Zeit die erste Leidenschaft schwächt, . . . dann —

„Richtig! das ist auch mein ganzer Sinn. Ich schreibe seinem General. Er muß in andere Garnison. Zum Kukuk und Küster, Friederike wird doch nicht Frau Hauptmännin werden wollen? Ich schreibe mit nächstem Posttag. Das sind mir Teufelsstreiche!“

Jetzt hatte Frau Vantes angebahnt. Es gab freilich sehr lebhaftes Unterredung; Vater Vantes stürmte nach seiner Art ein wenig, und sprach seinen Willen entschleden genug aus; doch gab er zu, man müsse behutsam gehen, keinem Strom einen Damm entgegenbauen und keiner Leidenschaft Gewaltgebote geben; Waldrich müsse mit guter Art von Herbesheim fort, Friederikens Reizung nicht offen widersprochen werden, damit sie sich beruhige, und so müsse dem Ziel unvermerkt zugekehrt sein.

„Bei dem Allen bleibt's ein dummer Streich!“ sagte Herr Vantes ärgerlich. Das sagte er auch, als er sich mit Friederiken unter vier Augen verständigt hatte. „Siehst du,“ sprach er zu ihr, „du bist ein vernünftiges Mädchen, und solltest dich da nicht, wie ein anderes Gänßchen, verplempern. Aber, wie gesagt, ich habe nichts dagegen, meinetwillen liebt euch — nur an Heirath denkt nicht! Daraus wird nichts. Du bist zu jung. Nichts überhaspelt! Lerne alle Männer kennen. Es hat jeder sein Gutes. Denke dann, was sich für dich schickt. Lerne den Herrn von Hahn

kennen. Taugt er nicht für dich, dann marsch mit ihm. Ich zwinge dich zu nichts; aber zwinge mich auch zu nichts.“

So ward der innere Friede der Familie wieder hergestellt, und durch weise Leitung der Frau Bantes ein drohendes Ungewitter in einen stillen, trübten Regentag verwandelt. Die alte Heiterkeit, so gut es ging, kehrte zurück, und Alles nahm den gewohnten Gang ein. Friederike, vollkommen beruhigt, dankte dem Himmel, daß es so weit geblieben sei, und erwartete von der Zukunft vertrauensvoll das noch Bessere. Mit Zuversicht erwartete auch Herr Bantes das Bessere. Er freute sich, daß Friederike ihren bisherigen Frohsinn wieder annahm, und entwarf indeß das Schreiben an den General. Frau Bantes, die ihren Gemahl, wie ihre Tochter, mit gleicher Zärtlichkeit im Herzen umschloß, hoffte wenig, fürchtete wenig; sie überließ die Entscheidung dem Himmel. Waldrich war ihr lieb, wie ein angenommener Sohn; aber auch der Herr von Hahn war ihr durch die erhaltenen Anzeigen und durch die Vorliebe ihres Gatten schätzbar. Sie wollte nur ihrer Tochter Glück, gleichviel, durch weissen Hand es gegeben werden könne.

Die U e b e r r a s c h u n g.

„Ach, der arme Waldrich!“ sagte Friederike am Sonntage, da sie mit ihrer Mutter aus der Kirche gekommen war, und nun plaudernd mit ihr im warmen Zimmer am Fenster saß, und auf die öden Straßen hinabsah, die von Regenströmen rauschten: „Wenn er nur jetzt nicht unterwegs ist! Es wäre bisher das schönste Wetter zur Reise gewesen, und nun er fort ist, muß auch das übelste eintreffen.“

— Ein Soldat soll Alles tragen können! antwortete Frau Bantes: Und willst du eines Soldaten Frau werden, so gewöhne dich zeitig an den Gedanken, daß dein Mann dem Könige mehr

als dir, der Ehre mehr als der Liebe, dem Feldlager mehr als dem Hause gehört, und daß, wenn andern Männern nur ein Lob nachlauscht, dem Soldaten hundert Lode aufpassen. Darum wäre ich nie eine Soldatenfrau geworden.

„Aber, sehen Sie auch hinaus, Mama, wie es in der Luft wüthet! wie schwarz der Himmel! Sehen Sie doch, zwischen dem Regen große Hagelsteine!“

Frau Bantes lächelte, denn es kam ihr ein Einfall, von dem sie anfangs nicht wußte, ob sie ihn mittheilen sollte. Endlich sagte sie: „Friederike, weißt du's? Heute ist der erste Advents Sonntag, wo die Begierung des todtten Gastes beginnen soll. Der wüßte Prinz meldet sich, scheint's, immer mit Sturm an.“

„Ich wette, Mama, der Regensturz macht unsern Herbsteshelmern himmelangst. Die verriegeln vielleicht schon am hellen Mittag die Hausthüren, damit das lange, bleiche Gesicht nicht einbringe.“

In diesem Augenblicke trat Herr Bantes eilfertig mit einem lauten, doch etwas sonderbaren Gelächter in die Stube; sonderbar war es, weil man nicht wußte, ob es ein willkürliches oder unwillkürliches Lachen war.

„Tolles Zeug und dergleichen!“ rief Herr Bantes: „Geh' in die Küche, Mama, und bringe die Mädel in Ordnung, sonst werfen sie dir den Braten in die Suppe, die Suppe ins Gemüse, das Gemüse in die Milchcreme.“

„Was gibt's denn?“ fragte Frau Bantes verwundert.

„Wisset ihr nichts?“ Die ganze Stadt sagt, der todtte Gast sei angekommen. Zwei Fabrikarbeiter kommen mit da athemlos und pübelnag von der Gasse in die Zählstube gesprungen, und erzählen, was ihnen an zehn Orten schon erzählt worden ist. Rag von dem tollen Zeug kein Wort hören; gehe an der Rückenthür vorbei; die Mägde brünnen lärmen. Ich stecke den Kopf hinein, zu sehen, was es gibt; schreien die dummen Dinger beim Anblick

meiner schwarzen Perrücke laut auf und rennen die Märrinnen seitwärts, meinen, ich sei der todt' Gast. Seid ihr Alle unklug? rief ich. — Ach Gott! schrie die Rätke: ich will's nicht längnen, Herr Bantes, ich bin abscheulich erschrocken. Mir zittern die Knie. Und ich brauche mich eigentlich gar nicht zu schämen, daß ich mich mit dem Schornsteinsfeger Max eingelassen und versprochen habe. Aber nun es so kommt, wollte ich, ich hätte den Max in meinem Leben nicht gesehen. — So schrie Rätke, und wie sie sich die Angstthänen abtrocknen will, läßt sie die Pfanne mit den aufgeschlagenen Eiern aus der Hand fallen. Die Susanne sitzt hinter dem Feuerherd und weint hinter ihrer Schürze. Die alte, unschuldige Lene mit ihren fünfzig Jahren sogar sieht ganz verstört drein, und schnelbet sich richtig mit dem Rückenmesser in die Finger, da sie es abwischen will.“

„Hab' ich's nicht gesagt, Mama?“ rief Friederike, indem sie ausgelassen lachte.

„Stelle Ordnung in die Küche her, Mama!“ fuhr Herr Bantes fort: „Sonst ist die erste Teufelei des todt' Gastes in Herbestheim, daß wir am lieben Sonntage verhungern müssen.“

Friederike hüpfte lachend hinaus zur Küche und rief: „So arg soll er's uns doch nicht treiben!“

„Das sind,“ sagte Herr Bantes, „die saubern Früchte des Aberglaubens, der Pöbelweisheit. Alles Pöbelweisheit, von oben bis unten, vom Stallknecht bis zum Minister! Da schimpfen mir jetzt Schulknaben und Priester, Hebammen und Professoren, geheime Rätke und geheime Speichellecker auf die Aufklärung; sagen, sie bringe Insubordination, Irreligion, Revolution, und wollen das Volk wieder in die alte Dummheit zurückwerfen. Und die Gsel von mobilischen Versemachern yahren ihre Wunder- und Heiligen- lieber dazwischen, und die Gsel von Bücherfabrikanten machen sich mit Ammenmährchen breit, und wollen Heiden und Türken kotho-

lisch machen, den Papst zum Herrgott der Könige, den Staat zum Nothfall der Kirche. Lumpenpack! Da geben sie kaum einen rothen Kreuzer für Verbesserung der Schulen, aber Millionen für die Soldaten hin, und für Ueppigkeit; da schnüren sie vernünftigen Leuten das Maul zu, wo nicht den Hals; aber wer Unsinn und Knechtereie und Schlächtereie lobpreiset, den behangen sie mit Orden, Eiteln und Treffen. Da haben wir's nun. Aberglaube oben und unten. Erster Advent, Windwetter — steh' da, kriechen die Narren in den Winkel und kreuzigen und segnen sich; meinen, der todte Gast mache den Sonntagsregen und dergleichen.“

Frau Bantes lächelte sanft und sprach: „Papa, nicht so eifrig; nicht so böse! die Sache verdient's nicht.“

— Verdient's nicht? He, du selbst hast wurmstichigen Glauben, Mama! Nimm mir den Aberglauben nicht in Schutz; nimm mir keinen Unsinn in Schutz! Ich will, wenn ich sterbe, zehntausend Gulden Legat aussetzen, bloß zur Besoldung eines Lehrers an der Schule, der gesunde Vernunft lehren soll. Wer solche wahnsinnige Einbildungen von Gespenstern, Teufeln, Todtenerscheinungen, todtten Gästen und dergleichen dulden kann, der kann auch dulden, daß die ganze Welt ein Tollhaus und jedes Land ein Sklavenloch werde, worin die eine Hälfte des Volkes selbeigen frohnen, die andere mit Musketen und Kanonen die gehorchende im Zaum halten muß.

„Aber, aber, Papa, wohin verirrst du dich?“

— Versucht sei der Aberglaube! Aber, ich merke wohl, man will ihn. Nur zu! das ist den Engländern recht. Je dummer die Völker, je leichter saugen sie uns aus. Es wird nicht eher besser, bis einmal wieder ein Hans Bonaparte mit eiserner Ruthe kommt und Schule hält mit den Narren.

Indem Herr Bantes noch fortfuhr, in vollem Ernste so zu donnern, während er häufig die Stube auf und ab ging und von

Zeit zu Zeit mitten im Laufe stehen blieb, trat leise der Buchhalter herein.

„Es ist doch richtig, Herr Vantes.“

— Was ist richtig?

„Er ist wirklich angelangt. Er logirt im schwarzen Kreuz.“

— Wer logirt im schwarzen Kreuz?

„Der todt' Gast.“

— Narrheit! Müssen Sie, als ein verständiger Mann, denn Alles glauben, was Ihnen alte Weiber sagen?

„Aber meine Augen sind keine alten Weiber. Ich ging aus Kengter ins schwarze Kreuz; der Herr Gerichtschreiber war, so zu sagen, mein Gefährte. Wir nahmen ein Gläschen Goldwasser, so zu sagen, nur zum Vorwand. Da saß er.“

— Was?

„Ich erkannte ihn auf der Stelle. Der Wirth scheint ihn auch zu kennen. Denn wie der zur Thüre hinaus ging, wandte er dem Herrn Gerichtschreiber seitwärts das Gesicht zu, machte große Augen, zog den Mund und die Augenbraunen in die Höhe, als wolle er, so zu sagen, andeuten, der da sitzt, bringt nichts Gutes.“

— Larisari!

„Der Zollnehmer, der ihn schon am Thor erkannte, hat sich auf der Stelle zum Herrn Polizeilieutenant gemacht. Der Zollnehmer hat es uns gesagt, als wir wieder aus dem schwarzen Kreuz kamen.“

— Der Zollnehmer ist ein abergläubiger Narr; schämen sollte er sich in die Seele hinein!

„Ganz wohl; aber erlauben Sie, wenn's nicht der todt' Gast ist, so ist's sein Zwilling Bruder. Ein bleiches Gesicht. Vom Kopf bis zum Fuß rabenschwarz. Eine Gestalt, vier, fünf Ellen lang. Dreifache goldene Kette über die Brust zur Sachuhr. An den Fingern funkelnde Brillantringe. Prächtige Equipage. Extrapost.“

Herr Bantes sah den Buchhalter lange mit starrem Blick an, worin Unglauben und Wesremden zu kämpfen schienen; lachte endlich laut und übermäßig, und rief: „Treibt der Teufel seinen Spasß mit uns, daß der gerade am ersten Adventssonntage einpassiren muß?“

„Und gerade wie die Kirche aus war,“ sagte der Buchhalter, „gerade wie die Leute über die Gasse liefen und Wind und Regen, so zu sagen, am allerschrecklichsten härmten.“

„Wie heißt denn der Fremde?“ fragte Herr Bantes.

„Mir nicht bekannt,“ antwortete der Buchhalter: „der aber gibt sich am Ende Namen, wie er will. Bald ist er ein Herr von Gräbern, bald ein Graf von Altenkreuz. Es ist mir, so zu sagen, bedenklich, daß er geradezu ins schwarze Kreuz einkehrt. Der Name scheint ihn angezogen zu haben.“

Herr Bantes schwieg eine Zeit lang ganz ernsthaft und nachdenkend, fuhr sich endlich mit der Hand rasch über das Gesicht und sagte: „Ist nichts als Zufall, sonderbarer Spasß des Ungefährs. Denkt doch nicht an den todtten Gast und dergleichen. Possen! Aber ein eigener Zufall ist es, ein toller Streich! Gerade am Adventssonntage, im schrecklichsten Wetter, lang, schwarz, blaß, die Fingerringe, die Equipage — ich würde kein Wort davon glauben, Buchhalterchen, wenn Sie nicht ein vernünftiger Mann wären. Aber, nichts für ungut, Sie hörten das Rährchen vom todtten Gast; sahen einen Fremden; hatte schwarze Kleider: Auge spielt Ihnen die gottlose Einbildungskraft einen Hexenstreich, und setzt Ihnen, was noch fehlt, hinzu.“

Dabei blieb es. Herr Bantes ließ sich auf keine andern Gedanken bringen.

Die Erscheinung.

Der todte Gast war nun das Gespräch über Elise bei der Mahlzeit. Man freute sich, bald mehr über ihn zu vernehmen, und gewisse Auskunft über den Fremden in der heutigen Winterabendsgesellschaft beim Bürgermeister zu erhalten, und wenn nicht aus offiziellem Munde des Stadthauptes, doch durch die Frau Amtsbürgermeisterin, welche, ohne Hilfe geheimer Polizei, ununterbrochen eine wahre Tag- und Nachtchronik von Herbesheim hielt. Die Frauenzimmer fuhren sogleich nach Beendigung des nachmittäglichen Gottesdienstes zu ihr. Herr Bantes versprach, sobald es dunkel werden wollte, nachzukommen; er hatte noch einige Geschäfte mit Leuten aus seiner Fabrik abzu thun, die er gewöhnlich an Sonntagsnachmittagen zu sich kommen ließ.

Er war eben im Begriffe, den Lezten dieser Leute abzufertigen und sich auf den Weg zur Wintergesellschaft zu machen, als plötzlich ein durchschneidender weiblicher Schrei geschah. Herr Bantes und der Fabrikarbeiter erschrafen heftig. Es war tiefe Stille.

„Sieh doch einmal nach, Paul, was begegnet ist!“ sagte Herr Bantes zum Arbeiter.

Dieser ging, kam aber nach wenigen Augenblicken mit ganz verführter Miene zurück, und konnte kaum halblaut mit bebender Stimme rufen: „Es verlangt Sie Jemand zu sehen.“

„Nur herein!“ sagte Herr Bantes ärgerlich. Paul öffnete die Thür, und es trat ganz langsam ein Fremder herein. Es war ein hagerer, langer Mann, in schwarzen Kleidern; das Gesicht zwar von angenehmen, feinen Zügen, aber bleich. Durch das dicke, schwarze Seidentuch um den Hals, ward die Blässe noch gesteigert und recht todtenhaft. Die saubere Kleidung, die äußerst feine Wäsche, deren Schneeglanz unter der schwarzen Seidenweste hervorsah, die reichen Ringe, welche von den Fingern bligten, der

Anstand in allem Aeußern, verrieth den Fremden als einen Mann von höherm Stande.

Herr Bantes starrte den Unbekannten an. Er sah den todtten Gast vor seinen Augen; sagte sich aber, so gut er konnte, und sagte, indem er sich mit etwas erschrockener Höflichkeit gegen den Eintretenden verneigte, zum Arbeiter: „Paul, du bleibst hier! Ich habe dir nachher noch etwas zu sagen.“

„Es freut mich das Glück, Herr Bantes, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ sagte der Fremde leise und langsam: „Ich würde meine Aufwartung schon am Morgen gemacht haben, hätte ich nicht Ruhe von der Reise nöthig gehabt, und Furcht gehabt, Sie und die Ihrigen sogleich nach meiner Ankunft unangenehm zu belästigen.“

„Viel Ehre, viel Ehre!“ erwiderte Herr Bantes mit einiger Verlegenheit. „Aber . . .“ Es überfiel ihn ein unwillkürliches Grausen. Er traute seinen Augen kaum. Er rückte dem Fremden einen Stuhl hin, und wünschte ihn hundert Meilen weit von sich.

Der Fremde verneigte sich langsam, nahm Platz und sprach: „Sie kennen mich nicht; aber errathen ohne Zweifel, wer ich bin?“

Es ward dem Herrn Bantes, also sträubten sich unter seiner Herrückte alle Haare bergan. Er schüttelte höflich und ängstlich den Kopf, und sagte mit erzwungener Freundlichkeit: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“

„Ich bin Hahn, der Sohn Ihres alten Freundes!“ sprach der todtte Gast mit höhler Stimme, und lächelte den Alten an, dem das Lächeln das Herz erstarrete.

„Sie haben keinen Brief von meinem alten Freund?“ fragte Herr Bantes. Jener wickelte eine prächtige Brieftasche auf, und übergab ein Schreiben. Es enthielt nur wenige Zeilen zur Empfehlung, und die Bitte, dem Ueberbringer Alles zur Eroberung des Herzens der Braut zu erleichtern. Die Schriftzüge hatten wohl

viel Aehnlichkeit mit der Hand des alten Banquiers; doch schien etwas Fremdartiges darunter.

Herr Dantes las lange, und las wieder, nur um Zeit zu gewinnen und zu überlegen. In ihm war ganz natürlich Alles Widerspruch und Kampf. Er wollte, als ein aufgeklärter Mann, trotz dem unwillkürlichen Grauen, nicht glauben, daß er den berüchtigten todtten Gast vor sich habe; aber eben so wenig wollte er und konnte er sich überzeugen, daß der Sohn seines Freundes eben genau in Wesen und Gestalt der aus Sagen viel bekannten Gestalt des entseßlichen Gastes glücke. Hier war weder Gauselei der Einbildungskraft noch des Zufalls gebenkbar. Er sprang geschwind auf, bat um Verzeihung, er müsse seine Brille suchen, die Augen wären ihm etwas dunkel, und entfernte sich, um nur in dieser Verlegenheit zur Besonnenheit zu kommen. Wie Herr Dantes ins Nebenzimmer ging, griff auch Paul nach dem Schlosse der Stubenthür. Der todtte Gast wandte langsam sein Gesicht gegen diesen; und mit einem Sprunge, an allen Gliedern bebend, war Paul zur Stube hinaus, und kam nicht wieder, bis er Herrn Dantes vom Nebenzimmer zurückkehren hörte.

Herr Dantes hatte wirklich in der Eile überlegt, und in der Eile einen verzweifeltsten Entschluß gefaßt. Noch ungewiß, welchen Gast er vor sich habe, wollte er wenigstens die arme Friederike nicht geradezu in die Hände des Zweideutigen ausliefern. — Er trat demselben nicht ganz ohne Herzklopfen näher, und sagte mit Achselzucken und Bedauern: „Hören Sie, mein werthester Herr von Hahn, ich hege für Ihre Person alle Hochachtung und vergleichen. Indessen haben sich hier Dinge ereignet, äußerst fatale Dinge, die ich nicht voraussehen konnte. Hätten Sie doch uns die Ehre erwiesen, früher zu kommen! Seitdem hat sich zwischen meiner Tochter und dem Kommandanten der hiesigen Besatzung ein Liebeshandel entsponnen — Verlobung und vergleichen; das vernahm

ich erst vor wenigen Tagen. Der Hauptmann ist mein Pflegesohn; er war einst mein Mündel. Was konnte ich thun? Gern oder ungern, ich mußte mein Ja sagen. Ich hatte mir vorgenommen, morgen Ihrem Herrn Vater die Widerwärtigkeiten zu melden, ihn zu bitten, Sie nicht zu belästigen. Es schmerzt mich sehr. Was wird mein alter Freund von mir denken!“

Weiter konnte Herr Bantes nicht reden, denn die Stimme ging ihm vor Entsetzen aus. Der Gast ihm gegenüber hatte nicht nur, wider alle Erwartung, ganz kalt und ruhig, angehört, sondern die Miene desselben, vorher still und düster, heiterte sich sogar bei den Wörtern „Liebeshandel“ — „Verlobung“ sichtbar auf, als wenn es ihm eben recht um ein Mädchen zu thun wäre, das einem Andern schon Hand und Herz verschenkt hätte. Auch entging Herrn Bantes nicht, daß das bleiche Gesicht, als hätte es sich verrathen, schnell wieder den vorigen Ernst, mit sich selbst unzufrieden, herzustellen suchte.

„Beunruhigen Sie sich deswegen nicht!“ sagte der Herr von Gahn: „weder meines Vaters noch meiner Willen nicht!“

Herr Bantes dachte bei sich: „Ich verstehe dich schon!“ Aber nun war es ihm doppelt darum zu thun, den aus der Sage wohlbekannten schrecklichen Verführer für immer von Friederiken abzuhalten.

„Ich sollte Sie,“ sprach er, „freilich nicht im Wirthshause lassen, sondern bitten, bei mir im Hause vorlieb zu nehmen. Allein eben jene Geschichte mit dem Kommandanten und meiner Tochter, und dergleichen, — Sie begreifen, wie das da geht, einen zweiten Bräutigam in Abwesenheit des andern, und dergleichen — und dann, Sie begreifen wohl — die Leute in einer so kleinen Stadt schwärzen gleich mehr, als sie wissen. Auch meine Tochter . . .“

„Ich bitte, keine Entschuldigung!“ sagte der Sohn des Bankiers: „Ich bin im Gasthose nicht übel. Ich verstehe Sie. Wenn

Sie mir nur erlauben, dem Fräulein Vantes meine Aufwartung machen zu dürfen.“

— Aber, Sie . . .

„Denn in Herbesheim gewesen zu sein, und die Braut, die mir bestimmt gewesen, nicht gesehen zu haben, ich könnte es nicht bei mir selbst verantworten.“

— Allerdings, Sie sind . . .

„Ich sollte den Herrn Kommandanten beneiden. Alles, was man mir von der seltenen Schönheit und Liebenswürdigkeit des Fräuleins . . .“

— Sie sind zu gütig.

„Mir wäre allerdings die größte Ehre widerfahren, in Ihre herrliche Familie aufgenommen worden zu sein, und der Sohn eines Mannes geheißsen zu haben, von dem mein Vater nie ohne freundschaftliche Gefühle reden kann.“

— Gehorsamer Diener.

„Darf ich bitten, dem Fräulein wenigstens vorgestellt zu werden?“

— Thut mir leid, sehr leid. Sie ist mit meiner Frau für diesen Abend in großer Gesellschaft — und es ist Gesetz da, daß man keinen Fremden, unter keinerlei Vorwand, einführen darf. Also . . .

„In der That liegt mir für diesen Abend wenig daran, ich fühle mich noch ermüdet. Noch weniger liegt mir daran, sie in großer Gesellschaft zu sehen, wo man mehr oder weniger beengt ist. Gern sähe ich sie in ihrem häuslichen Wesen.“

Herr Vantes machte eine stumme Verbeugung.

„Noch lieber, und das gewähren Sie mir doch gütigst? möchte ich dem Fräulein einmal unter vier Augen, wenn ich sagen darf, vertraulich Manches mittheilen, was . . .“

Herr Vantes erschraf. Er dachte bei sich: „Da haben wir's! der marschirt in gerader Linie auf sein Ziel los!“ — Er räumte.

sperte sich. Der Fremde schwieg nun, und erwartete, ob Herr Bantes reden wolle; da dies nicht geschah, fuhr jener fort: „Ich hoffe, durch meine Mittheilungen das Fräulein vielleicht in Betreff meiner auf richtigere Ansichten zu leiten; und vielleicht, indem ich sie über Verschiedenes beruhigen kann, mir ihre Achtung zuzuwenden, die mir durchaus unter gegenwärtigen Umständen nicht ganz gleichgültig bleibt.“

Herr Bantes suchte mancherlei Wenn und Aber zu entgegnen, um dies wahrscheinlich von Folgen begleitete vertrauliche Unter- vier-Augen abzulehnen. Er sprach in der Angst viel, aber verworren und aus Höflichkeit dunkel. Der todtte Gast aber verstand ihn gar nicht, oder schien ihn nicht verstehen zu wollen, und ward immer zudringlicher. Desto peinlicher ward die Stellung des Herrn Bantes, der sein schönes Kind schon von jener Scheingestalt und ihren verruchten Künsten umgarnt und mit umgedrehtem Köpfchen sah.

Ueber dieser Unterredung, welche ziemlich lange dauerte, war es dunkel geworden. Als der Gast sich schlechterdings nicht entfernen wollte, stand Herr Bantes jählings auf, und erklärte unter großem Bedauern, daß er ihn verlassen müsse, weil unausschießliche Geschäfte ihn abriefen. — So erzwang er den Abschied. Der Gast, etwas finster, empfahl sich; bat aber um die Erlaubniß, wieder zu kommen.

Herr Bantes eilte in die Wintergesellschaft zum Bürgermeister, war aber auffallend still und nachdenkend. Man sprach von nichts, als vom todtten Gaste. Man wollte wissen, er führe eine schwere Kiste voller Gold bei sich; er kenne schon alle Bräute von Herbesheim; er sei ein sehr angenehmer Mann, doch spüre man ihm etwas Verwesungsgeruch an. Alles, was hier geredet wurde, stimmte meistens nur zu sehr mit dem überein, was Herr Bantes an dem, der die Gestalt des reichen Banquiers angenommen, bemerkt hatte.

Sobald Herr Vantes mit seiner Frau und Tochter wieder zu Hause war, erzählte er von dem Besuche des todtten Gastes, und wie er ihn hoffentlich ein- für allemal abgefertigt zu haben glaube. Anfangs erkannten beide Frauenzimmer, oder vielmehr, sie erschrafen; dann lächelten beide verwundert sich an, als sie den Namen des Bräutigams aus der Residenz hörten; zuletzt lachten sie hell auf, als sie hörten, der Vater habe Friederiken förmlich zur Verlobten des Kommandanten erklärt.

„O Papa, süßer Papa!“ rief Friederike, und fiel ihm um den Hals: „Ich bitte Sie, halten Sie auch Wort.“

„Zum Kuck und Kükler!“ schrie der Alte: „Ich werde doch wohl Wort halten müssen.“

„Auch dann, liebster Papa, wenn der todtte Gast zuletzt der Herr von Hahn wäre?“

„Reinst du, ich habe keine Augen? Er ist es nicht. Eine Scheingestalt ist's. Wie käme der junge Hahn auf den Teufelseinfall, sich in die Figur des todtten Gastes zu verummnen, von dessen Geschichte er wahrscheinlich in seinem Leben nichts gehört hat.“

Den Frauenzimmern war das Ereigniß freilich etwas unbegreiflich; aber doch wollten sie lieber glauben, der Papa habe mit seiner regen Phantasie etwas hinzugefügt, oder der Zufall diesmal brolligen Scherz getrieben, als daß sie an der Persönlichkeit des angekommenen Herrn Hahn gezweifelt hätten. Gerade diese Hartnäckigkeit der Mutter und der Tochter, sich durchaus keines Bessern belehren zu lassen, ängstigte den Herrn Vantes nur noch mehr.

„So muß es kommen, gerade so!“ rief Herr Vantes ärgerlich und zaghaft: „So hat er euch beide schon halb in seinen Krallen, hat euch schon betäubt! Ich bin doch wahrhaftig sonst nicht abergläubig, und auch diesmal kein altes, wundersüchtiges Weib: aber was mir begegnet ist, das ist mir begegnet. Es ist ein höllischer Spuk, der mich verrückt machen könnte. Die Ver-

nunft begreift's nicht. Aber es mag Vieles sein, das die Vernunft nicht begreift. Und sollte ich euch in den Keller sperren, ich sperre euch ein, nur daß ihr mir beide nichts mit dem Teufelsgespenst und dergleichen zu schaffen habt!"

"Schönster Papa!" rief Friederike: "Ich gebe Ihnen ja gern die Sache wohlfeiler. Möge der todtte Gast Herr von Hahn sein oder nicht: ich schwöre Ihnen, ich will ihn nicht lieben, ich will Waldrichen nie vergessen. Aber geben Sie mir Ihr Vaterwort, daß Sie Waldrichen nicht von mir trennen, es möge nun der Herr von Hahn, oder der todtte Gast um mich werden."

"Wahrhaftig, lieber gäb' ich dich dem ärmsten Bettler auf der Gasse — ist's doch ein lebendiger Mensch! — als dem Gespenst, dem Satan."

Gute und schlimme Wirkungen.

Friederike schlief unter schönen Träumen die Nacht, Herr Vantes äußerst unruhig. Die schwarze, bleiche Figur, deren Mondgesicht durch das schwarze Kopfhaar und den starken schwarzen Backenbart ihm so fürchterlich hervorblickte, schwebte ihm auch vor verschlossenen Augen sichtbar. Friederike hegte indessen für den gespensterhaften Unbekannten recht dankbare Gefinnungen, daß er ihren Vater so schnellig belehrt und in der Angst dem lieben Waldrich zugewandt hatte.

Am andern Morgen, sobald Herr Vantes mit den Seinigen gefrühstückt hatte, begab er sich zum Amtsbürgermeister — dies war das Ereigniß nächtlicher Ueberlegungen — und bat denselben, gegen den Unbekannten Polizeimaßregeln zu versuchen, um ihn aus der Stadt zu entfernen. Er erzählte ihm nun offen, was sich gestern, ehe er in die Abendgesellschaft gekommen, in seinem Hause zugetragen habe, und wie seine Frau und Tochter schon halb und

halb in ihren Sinnen benebelt wären; daß sie den tohten Gast für den angekündigten Sohn des Banquiers Hahn hielten; ungeachtet der junge Banquier, um Bräutigamsrollen zu spielen, nicht dazu das Aeußere des bekannten Gespenstes wählen würde, und wenn er sie aus Narrheit oder Spas hätte wählen wollen, sie gewiß nicht gekannt haben würde.

Der Bürgermeister schüttelte lächelnd den Kopf. Er wußte nicht, was er zum plötzlichen Aberglauben des sonst ungläubigen Herrn Vantes sagen sollte; versicherte aber, er wolle ernste Untersuchung anstellen, denn die ganze Stadt sei von dieser wunderlichen Erscheinung beunruhigt.

Wie Herr Vantes nach einigen Stunden (denn auch mit dem Polizeileutenant und andern Freunden hatte er sich berathen) nach Hause ging, sah er im Vorübergehen von ungefähr seitwärts durch ein Fenster ins Erdgeschoß seines Hauses. Das Fenster gehörte zu einem schön geschmückten Zimmer, welches sonst der Kommandant Waldrich zu bewohnen pflegte. Herr Vantes glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Er sah den wüsten, tohten Gast da im tiefen, ja es schien, im leidenschaftlichen Gespräch mit Friederiken. Das Mädchen lächelte ihm freundlich zu, und schien gar nichts dagegen zu haben, als er ihre Hand ergriff und küßend an seine Lippen drückte.

Jetzt schwankte Alles vor den Augen des Greises, oder vielmehr er schwankte. Anfangs wollte er geradezu hinein in des Kommandanten Zimmer, um die zärtliche Unterredung zu unterbrechen und den unüberwindlichen Verführer aus dem Hause zu jagen; dann besann er sich, daß dies üble Folgen für ihn, oder Friederiken, haben könnte. Er erinnerte sich des Duells zwischen dem Grafen von Altenkreuz und dem Vicomte vor hundert Jahren. Er eilte tohtenbleich ins Zimmer seiner Gemahlin, die vor seinem Anblick erschraf.

Als sie die Ursache seines Zustandes erfahren hatte, suchte sie ihn zu beruhigen; versicherte, das vermeintliche Gespenst sei in der That der erwartete Bräutigam, ein lebenswürdiger, bescheidener Mann, mit dem sie und Friederike sich lange unterhalten habe.

„Ich glaub's schon, Mama, der ist mit dir in deinen Jahren ganz bescheiden. Aber geh' hin und sieh', wie weit er mit Friederiken in kurzer Zeit gekommen ist. Sie küssen sich.“

— Das ist nicht möglich, Papa!

„Da, da, diese Augen strafe du nicht Lügen. Er hat sie; sie ist verloren! Warum sind die allein und dergleichen? Dir ist auch schon der Verstand vergiftet! sonst würdest du sie beide nicht allein gelassen haben.“

— Lieber Papa, er hat um Erlaubniß, sich allein gegen Friederiken erklären zu dürfen. Laß doch deine Einbildung fahren! Wie ist es möglich, daß du, eben du, aufgeklärter, Alles ver-spottender Mann, deinen Glauben so bethören lassen kannst, und plötzlich der Abergläubigste aller Menschen wirst?

„Ueberrumpeln? abergläubig? Nein, vorsichtig, behutsam und dergleichen gegen dies Teufelsablenkwerk! — Sei es, was es immer wolle, man soll sich auf keine Weise pressen lassen. Das Mädchen ist mir zu theuer. Ich befehle eins für allemal, ihr sollt mit euerm sogenannten Herrn von Hahn allen Umgang abbrechen.“

— Aber was wird sein Vater sagen?

„Oh, der Alte wird nichts sagen. Und wie sollte er? Er hat ja weder Lob noch Teufel zum Sohn! — Und in Gottes Namen, sag' er, was er wolle. Geh', ich bitte dich, schicke den Verführer fort!“

Frau Dantes ward verlegen. Sie trat freundlich zu ihm hin, legte ihre Hand traulich auf seine Schulter, und sprach leise mit bittendem Tone: „Lieber Mann, bedenke, was du aus eitler Furcht thust! Wegen eines blassen Gesichtes, und eines schwarzen Kleides

wegen, ist ja ein Fremder noch kein Gespenst. Wenn du aber bestehst und darauf beharrst, und es zu deiner Ruhe beiträgt, so werde ich dir gehorchen. Doch bedenke: Friederike und ich haben ihn schon zum Mittagessen eingeladen.“

„Da könnte einen ja der Schlag rühren!“ schrie Herr Bantes: „Nun gar zum Mittagessen? Der muß einen Zauberdunst und dergleichen in seinem Odem haben, daß er euch behert, wie die afrikanische Schlange die kleinen Vögel, die sich ihrem offenen Rachen gern oder ungern nähern müssen. Fort, fort, fort! Ich will nichts von ihm!“

In dem Augenblicke trat sehr heiter Friederike herein. — „Wo ist der Herr von Hahn?“ fragte die Mutter mishmuthig.

„Nur auf einen Augenblick in seine Wohnung. Er kommt so gleich zurück. Er ist wahrlich ein guter, edler Mensch!“

„Da haben wir's!“ rief Herr Bantes: „In einer Viertelstunde Gesprächs hat sie es schon weg, daß er ein guter, edler Mensch ist. Wie? du den Waldrich lieben? O, daß Waldrich hier wäre! wenn er — — kurz weg! Ich will nichts davon wissen. Laß ihm absagen. Laß ihm eine Lüge sagen, eine ehrliche Nothlüge, ich sei krank geworden; wir bebauerten sehr; könnten heut' nicht die Ehre haben, ihn bei Tische zu sehen, und dergleichen.“

Friederike erschrak über die Heftigkeit ihres Vaters. „Hören Sie mich doch, Papa; Sie sollen Alles wissen, was er mir gesagt hat. Er ist gewiß ein vortrefflicher Mann, und Sie werden . . .“

„Halt!“ rief Herr Bantes: „Ich will nichts hören; habe schon zuviel Treffliches gehört. Sieh', Kind, laß mir jetzt meinen Willen. Renn' es Wunderlichkeit, nenn' es, wie du willst; höre mich an. Gleich der todte Gast dem Herrn von Hahn, oder der Herr von Hahn dem todtten Gast, so ist das Alles ein Teufel. Ich mag und will nichts von ihm. Kannst du deinen edeln, vortrefflichen, guten Menschen und dergleichen bewegen, daß er Herbesheim noch

heute verläßt, auf immer verläßt: so geb' ich dir mein Ehrentwort, sollst den Waldrich behalten, und wenn der wirkliche Sohn meines Freundes dann auch wirklich ankäme. Ich verspreche dir, auf der Stelle an seinen Vater zu schreiben, alles mit ihm Abgetartete ganz ehrenhaft rückgängig zu machen, sobald ich weiß, der Schwarze ist fort. Da, nimm meine Hand darauf. Nun sage mir, kannst du ihn bewegen, einzupacken und sich aus dem Staub davon zu machen?"

„Wohl!“ rief Friederike freudeglühend: „denn sehen Sie — er wird gehen. Erlauben Sie mir, ihn nur noch einige Augenblicke zu sprechen, unter vier Augen.“

„Da haben wir's wieder! Nein, fort, fort! Schreib' ihm ein paar Zeilen! Nicht zum Gfien! Fort mit ihm!“

Es half kein Widerreden. Aber der Preis, welcher Friederiken geboten war, hatte zuviel Werth. Sie schrieb an den ihr lieb gewordenen Banquier; entschuldigte, durch Krankheit ihres Vaters, die Einladung zum Mittagsmahl widerrufen zu müssen; bat ihn sogar, wenn er einige Achtung und Freundschaft für sie habe, die Stadt sobald als möglich zu verlassen, denn von seiner Entfernung hänge ihr Glück und der Frieden ihres Hauses ab. Sie verließ ihm, mit nächster Post in einem Briefe die sonderbaren Ursachen dieser sonderbaren, unartigen, aber höchst dringenden Bitte zu entwickeln.

Unterhaltungen mit dem todtten Gaste.

Ein Hausknecht trug Friederikens Brief ins Wirthshaus und fragte dem Banquier von Hahn nach. Der Kerl war schnell gegangen; er hoffte den vielbesprochenen todtten Gast bei dieser Gelegenheit aus einiger Ferne zu sehen. Indem er aber die Thür vom Zimmer des Banquiers öffnete, wie man ihm angewiesen

hatte, fuhr er plötzlich zusammen, als er den langen, schwarzen, blassen Herrn gegen sich aufschreiten sah und fragen hörte mit hohler Stimme: was willst du? Die Gestalt schien ihm jetzt noch weit schwärzer, länger und bleicher zu sein, als er sich gedacht hatte.

„Halten zu Gnaden,“ sagte der Gröbkroene mit einem Gesichte, worin sichtbar Todesangst lag, „ich wollte nicht zu Ihnen, sondern zum Herr Banquier von Hahn.“

— Der bin ich.

„Sie selbst?“ sagte der arme Mensch zitternd, weil ihm zu Muthe ward, als klebten seine Fußsohlen fester am Boden: „Um Gotteswillen, lassen Sie mich wieder gehen.“

— Ich halte dich nicht. Wer hat dich geschickt?

„Fräulein Vantes.“

— Weshwegen?

„Diesen Brief sollen Sie . . .“ Mit diesen Worten, die er nicht vollendete, weil der Banquier einen Schritt näher kam, warf er demselben den Brief vor die Füße, und lief in vollem Sprunge davon.

Der Banquier sagte halblaut für sich: „Sind die Leute hier zu Lande allesammt närrisch?“ Er las Friederikens Zeilen, runzelte die Stirn, nickte mit dem Kopfe und ging pfeisend im Zimmer auf und ab.

Indem ward wieder leise an die Thür geklocht. Schüchtern trat der Wirth herein, ehrerbietig die Mütze in der Hand, unter vielen Verbeugungen.

„Sie kommen zu rechter Zeit, Herr Wirth; ist das Essen fertig?“ sagte der schwarze Herr.

— Das Essen bei uns wird Ihrer Gnaden ohne Zweifel zu schlecht sein.

„Nichts weniger als das. Es wird hier gut gekocht. Ich esse nie viel, aber das soll keinen Vorwurf gelten.“

— Man speiset im goldenen Engel besser.

„Ich mag nichts vom Engel, ich bleibe beim Kreuz. Sie sind bescheldener, als ich je einen Wirth gesehen habe. Lassen Sie bald decken.“

Der Kreuzwirth rieb die Hände in den Händen herum, und schien verlegen, weil er noch etwas anbringen sollte, das ihm auf dem Herzen lag. Der Schwarze bemerkte es anfangs nicht, sondern ging, vertieft in Gedanken, her und hin. So oft er aber dem Wirth zu nahe kam, wich dieser sorgfältig auf vier Schritte aus.

„Wollen Sie noch etwas, Herr Wirth?“ fragte der Banquier endlich.

— Ge ja! Gew. Gnaden wollen es doch aber ja nicht übel deuten.

„Nicht im geringsten. Frisch heraus mit der Sprache!“ rief der todte Gast, und streckte den Arm aus, um dem Wirth freundschaftlich auf die Schulter zu klopfen. Dieser aber verstand die Bewegung unrecht, und vermuthete das Aergste. Er mochte sich wohl gar einbilden, der Gast wolle an seinem Kopfe und Genick den Versuch machen, den derselbe vor hundert und zweihundert Jahren an manchem Mädchen gemacht hatte. Drum duckte sich der bedroht Glaubende wetterschnell mit dem ganzen Leibe nieder, drehte sich um, nahm einen Satz, und war mit einem einzigen Sprunge zur Thür hinaus.

Herr von Hahn konnte sich, wie ärgerlich ihm dies Betragen auch vorkommen mußte, doch des Lächelns nicht erwehren. Er hatte dieselbe wunderliche Schüchternheit an allen Hausgenossen bemerkt; sie war ihm besonders seit dem heutigen Morgen aufgefallen. „Gält man mich denn,“ sprach er bei sich selbst, „für den zweiten Doktor Faust?“

Es ward abermals an die Thür gepocht, diese nur halb und leise geöffnet, und ein martialischer Kopf mit einer Kömernaße

und dem kräftigsten Schnurrbarte schob sich mit der Frage herein:
„Bin ich hier recht? Beim Herrn von Gahn?“

— Allerdings.

Ein großer baumstarker Mann in Polizei-Livree kam nun hinter der Thür hervor ins Zimmer: „Der Herr Amtsbürgermeister läßt Ihre Gnaden bitten, sich auf einige Augenblicke zu ihm zu versetzen.“

— Versetzen? Das klingt etwas polizeimäßig. Wo wohnt er?

„Am Ende der Straße, gnädiger Herr, im großen Gäßhause mit dem Balkon. Ich werde die Ehre haben, Sie hinzuführen.“

— Nun, das wäre eben nicht nöthig, guter Freund. Ich liebe weder militärische noch polizeiliche Gekorten.

„Der Herr Amtsbürgermeister hat es so befohlen.“

— Gut, und Ihr gehorcht unbedingt. Nicht so, Ihr seid Soldat gewesen?

„Beim dritten Husarenregiment.“

— Aus welchem Treffen habt Ihr die schöne Narbe auf der Stirn?

„Oh, gnädiger Herr, aus einem Treffen mit Kameraden um ein hübsches Mädchen.“

— Da wird Eure Frau die Narbe nicht gern sehen, falls sie nicht selbst das hübsche Mädchen war.

„Ich habe keine Frau.“

— Nun, gleichviel, also ein Liebchen. Denn wer solche Ehrennarben für das schöne Geschlecht zur Schau trägt, der bleibt nicht unempfindlich. Aber nicht so, Eure Auserwählte wird jetzt, wenn sie nun Alles weiß, etwas widerspenstig sein?

Der Schnurrbart runzelte die Stirn. Den Frager belustigte, in den Mienen des Helben eine Art Bestätigung seiner Vermuthung zu lesen, und er fuhr daher fort: Ihr müßt nur nicht den Muth verlieren. Gerade mit Eurer Narbe bringt Ihr Eurer Geliebten

den Beweis, was Ihr für einen einzigen Blick ihrer großen, schwarzen Augen, ja für eine einzige Locke ihrer braunen Haare wärdet.

Der Polizeibediante verfärbte sich und riß die Augen weit auf. „Ihro Gnaden,“ stammelte er, „kennen Sie das Mädchen schon?“

— Warum nicht? Ist's doch gerade das lieblichste Kind in der ganzen Stadt! verfezte Herr von Hahn lächelnd, den es kitzelte, durch zufälliges dreistes Forschen die Liebeshändel der Polizei so schnell zu errathen. Den Polizeibedienten aber kitzelten die Fragen gar nicht; besonders däuchte ihm das schallhafte Lächeln des bleichen, todtenshaften Antlitzes etwas Gräßliches, Höllisches, Boshaftes zu haben.

„Ihro Gnaden kennen sie schon? Wie ist das möglich? Seit gestern erst sind Sie in der Stadt? Ich habe die Hausthür der Pugmacherin mit keinem Auge verlassen, und war ich nicht da, hatte ein Anderer Aht. Sichtbarer Weise kamen Sie nicht ins Haus.“

— Guter Freund, ein artiges Mädchen ist leicht zu kennen, und die Häuser haben auch Hintertüren.

Der Schnurrbart stand mit verblüfftem Gesicht da, weil er sich in der That einer Hintertür erinnern mochte. Herr von Hahn dagegen ward durch die Verlegenheit des Polizeimanns immer muthwilliger, und legte es darauf an, ihn ein wenig eifersüchtig zu machen. „Also sie spielt nun,“ sagte er, „die Spröde gegen Eure Zärtlichkeiten? Dacht ich's doch! Die Narbe!“

— Nein, gnädiger Herr, nicht die Narbe! Nichts für ungut: Sie selbst!

„Was, ich? Laßt Euch das nicht von mir träumen. Wui, Ihr seid doch nicht schon eifersüchtig? Machen wir beide einen Bund mit einander, versteht mich wohl . . .“

— Ich verstehe nur zu gut. Daraus wird diesmal nichts! Gott bewahre mich!

„Ihr führet mich bei Eurer jungen Fußmacherin ein, und ich verfühne sie mit Eurer Narbe.“

Der Polizeibeamte machte eine Bewegung, als ginge ihm ein Schauer über den Leib. Dann lud er mit trockener Amtsmiene den Herrn von Hahn ein, ihm zum Bürgermeister zu folgen.

„Ich werde kommen, aber Eure Begleitung durch die Stadt verbitt' ich mir.“

— Ich habe Befehl so.

„Und ich befehle das Gegentheil. Also geht und meldet's dem Herrn Bürgermeister. Macht Ihr die geringsten Umstände, so zählt keinen Augenblick auf Euer Mädchen!“

— Herr, um Gotteswillen! sagte der ehrliche Schnurrbart in großer Beklemmung: Ich gehorche. Aber lassen Sie, gnädiger Herr, um Gotteswillen das unschuldige Blut am Leben!

„Ich hoffe, Ihr traut mir doch nicht zu, ich werde Euch das Mädchen aus purer Liebe fressen?“

— Ihr Ehrenwort, gnädiger Herr, Sie verschonen das arme Kind, dann will ich für Sie thun, was Sie befehlen, und sollten Sie meinen eigenen Tod begehren.

„Seid ruhig. Ich geb' Euch gern mein Ehrenwort, das artige Mädchen am Leben zu lassen. Aber sagt mir, wie springt Eure Furcht gleich zum ärgsten Stüd über? Wer in aller Welt will denn einem schönen Kinde gleich ans Leben?“

— Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, gnädiger Herr. Ich bin zufrieden. Was kann Ihnen auch daran liegen, dem guten Rättherle das Genid umzudrehen? Ich gehe, und lasse Sie allein gehen. Auch die Hölle muß Wort halten.

Mit diesen Worten war der arme Mensch zur Thür hinaus. Er hörte hinter sich den tobten Gast laut lachen. Das drang ihm schneidend durch die Ohren. Es kam ihm wie Hohngelächter des

Satans vor. Er lief zum Amtsbürgermeister und erzählte zum Erstaunen desselben seine ganze Geschichte.

Das Verhör.

Herr von Hahn nahm Stock und Hut, und ging. Noch mußte er heimlich über die Herzensangst des Polizeibeamten lächeln, dessen Eifersucht er erregt zu haben glaubte.

Er bemerkte bald, wie er über die Straße ging, daß er in einer kleinen Stadt sei, wo man jeden Fremden wie ein Wunderthier angafft, und mit Begrüßwerden und Wiedergrüßen im Jahre ein Duzend Hüte auf dem Kopfe verdirbt. Wo er ging, rechts und links, wick man ihm höflich aus mit tiefer Verbeugung. Schon von weitem zogen die ihm Begegnenden ihre Hüte und Mützen tief ab. Keinem Könige konnte mit mehr Ehrfurcht begegnet werden. Rechts- und links in den Häusern, wo er vorüberkam, sah er hinter den ungeöffneten Fenstern eine Menge neugieriger Köpfe durch die Glasscheiben nach ihm schauend.

Das Aergste aber widerfuhr ihm, als er dem bezeichneten Gehäuse mit dem Balkon näher kam. Unweit dem Hause befand sich auf dem Plage ein Brunnen, der aus sieben Röhren sein Wasser in ein weites Steinbecken goß. Um den Brunnen stand eine Schaar Mägde mit Eimern und Zübern, emsig plaudernd. Einige schabten Fische, andere wuschen Salat, andere setzten ihre leeren Eimer unter die Röhre, andere trugen sie schon gefüllt auf dem Kopfe. Herr von Hahn, der Wohnung des Bürgermeisters sicher zu sein, trat seitwärts, um eine dieser geschäftigen Mägde zu fragen, die ihn in der Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung anfangs nicht bemerkt hatten. Wie er aber den Mund öffnete, und Sämmtliche jetzt die Augen nach ihm wandten — hilf, heiliger Himmel!

welch ein Letergeschrei, welch eine Verwirrung! Alle prallten mit Entsetzen aus einander. Die Eine ließ die Fische in das Brunnenbecken fahren, die Andere schüttete den gewaschenen Salat auf den Erdboden, der Dritten stürzte der Wassereimer vom Kopfe. Alle rannten bleich und athemlos davon. Nur eine Alte, deren Fußwerk nicht mehr gehorchen mochte, drängte sich mit dem Rücken hinterwärts gegen den hohen Brunnenseiler, als wollte sie ihn umstürzen, schlug mit der Hand vor sich Kreuze über Kreuze, sperrte die Lippen von einander und stierte ihn mit Augen der Verzweiflung an, während ihr Haar auf dem Kopfe emporstieg. So sieht man eine vom Hund angebellte Kage, den krummen Rücken ganz in sich hineingezogen, das Haar gesträubt, das Maul offen, mit durchbohrenden Blicken jeder Bewegung des Vellenden folgend.

Vertrießlich über die närrischen Leute, wandte Herr von Hahn sich ab und ging gerade in das Haus mit dem Balkon. Er war am rechten Orte. Der Bürgermeister, ein kleiner, feiner, gewandter Mann, empfing ihn sehr artig oben an der Treppe und führte ihn ins Zimmer.

„Sie haben mich zu sich rufen lassen,“ sagte Herr von Hahn: „und in der That, ich komme gern, denn ich hoffe, bei Ihnen mir Räthsel lösen zu können. Ich bin erst seit gestern in Ihrer Stadt, und gestehe, hier habe ich schon mehr Abenteuer erlebt, als sonst auf allen meinen Reisen.“

— Ich glaub' es! — sagte lächelnd der Bürgermeister: Ich habe davon gehört, und einige Mal sogar das Unglaubliche. Sie sind der Herr von Hahn, Sohn des Banquiers aus der Hauptstadt; haben Verbindung mit dem hiesigen Hause Bantes; kamen, weil Fräulein Bantes . . .

„Richtig Alles. Soll ich mich bei Ihnen legitimiren, Herr Bürgermeister?“ Herr von Hahn zog bei diesen Worten einige Papiere aus der Brieftasche. Der Bürgermeister lehnte es nicht

ab, sie flüchtig durchzusehen, gab sie aber mit den verbindlichsten Äußerungen seiner Zufriedenheit zurück.

„Ich habe Ihnen nun Alles gesagt und bezeuget, Herr Bürgermeister, worüber Sie irgend von mir Auskunft begehren können. Nun bitte ich hingegen Sie um Auskunft über allerlei Seltsamkeiten Ihrer Stadt. Herbesheim liegt doch nicht so gar weit von der übrigen Welt getrennt; es werden doch zuweilen auch Fremde hierher kommen; wie geht's nun zu, daß man mich . . .“

— Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr von Hahn. Sie sollen Alles erfahren, wenn Sie die Güte haben, mir ein paar Fragen zu beantworten.

„Ich stehe zu Befehl.“

— Zählen Sie einstweilen meine Fragen nur auch zu den Seltsamkeiten von Herbesheim, die Ihnen aufstießen; hintennach werden Sie den Grund davon ohne Mühe sehen. Kleiden Sie sich gewöhnlich schwarz?

„Ich bin in Trauer um eine meiner Tanten.“

— Waren Sie schon in Herbesheim?

„Ne.“

— Haben Sie früher schon Bekanntschaft mit Personen aus dieser Stadt gehabt, oder zufällig etwas von den Geschichten dieser Stadt, nämlich von alten Geschichten, Märchen, Volksagen der Herbesheimer gelesen oder gehört?

„Ich kannte persönlich Niemanden von Herbesheim, und wußte von dieser Stadt nichts, als daß hier das Haus Bantes sei, und daß Fräulein Bantes ein äußerst lebenswürdiges Franzenzimmer wäre, was ich nun mit Vergnügen beschäftigen will.“

— Haben Sie vielleicht nie ein Geschichtenchen vom todtten Gaste der Herbesheimer gelesen, oder davon gehört?

„Ich wiederhole es; die Historie von Herbesheim, zumal die alte, — ich muß es zu meiner Schande sagen, Herr Bürger-

meister — ist mit so fremd, als die Historie des Königreichs Siam und Pegu.“

— Nun, Herr von Hahn, und Ihre Abenteuer bei uns, die ich mehr vermuthe, als kenne, stammen in gerader Linie aus unsern hiesigen alten Geschichten her.

„Wie komme ich mit Ihren alten Geschichten zusammen? Dergeleichen ist mir in meinem Leben nicht begegnet. Sagen Sie doch.“

Der Bürgermeister lächelte und erwiderte: „Man hält Sie für den todten Gast, für ein Gespenst aus unsern Volksmärchen; und wie spaßhaft mir auch die lächerliche Einbildung unserer Spießbürger ist, kann ich doch — Sie nehmen mir Offenheit nicht übel — selbst meine Verwunderung nicht bergen, wie Sie mit dem Helden aus unser Herbesheimer Schreckenshistorie eine ganz eigene Aehnlichkeit haben. Vorausgesetzt, Sie haben mit mir nicht etwa einen allfälligen Scherz fortsetzen wollen, und wissen durchaus nichts von der Geschichte des todten Gastes, will ich sie Ihnen so erzählen, wie ich sie mir habe von Mehrern erzählen lassen.“

Herr von Hahn gab die lebhaftesten Aeußerungen seiner Neugier. Der Bürgermeister sagte: „Es ist wohl das erste Mal, daß man ein Ammenmärchen ganz offiziel vorträgt.“ Und nun hob er lachend die Erzählung vom todten Gaste an.

„Jetzt erklär' ich mir Alles!“ sagte lachend Herr von Hahn, als die Geschichte beendet war: „Den schönen Herbesheimerinnen ist um ihre Hälse bange.“

— Scherz bei Seite, Herr von Hahn, mir ist noch mancherlei dunkel. Ich glaube zwar auch an die buntesten Spiele des Zufalls; aber hier spielt der launenhafte Schicksalsgott doch fast zu grob, als daß ich nicht wirklich einen kleinen Verdacht gegen Sie fassen sollte.

„Wie, Herr Bürgermeister, Sie sind doch nicht in der Stimmung, mich für den Mann Ihrer Fabel zu halten, der Herbes-
Stf. Nov. III. 10“

heim nur alle hundert Jahre besucht, um arme Läubchen zu schlachten?“

— Das wohl nicht. Aber etwas von dem Gespenstermährchen könnten Sie doch zufällig gehört, und ihre Gestalt benutzt haben, um sich an dem Schrecken unserer leichtgläubigen Schönen zu belustigen. Warum, zum Beispiel, wählten Sie eben den ersten Adventssonntag zu Ihrer Ankunft, und eben den Augenblick des ärgsten Sturms und Regens, wenn Sie nichts gewußt hätten von der Fabel?

„Sie haben Recht, Herr Bürgermeister, er ist auffallend, dieser Zufall; er überrascht mich selbst. Indessen darf ich Sie versichern, daß ich im Kalender so unerfahren bin, daß ich eben jetzt erst das Vergnügen habe, zu erfahren, ich sei am ersten Advent hergekommen. Auch kann ich mit einem Eide bezeugen, daß ich den Regen vom Himmel gar nicht bestellt hatte; umgekehrt, ich hätte ihn gern abbestellt, weil das Wetter mir sehr übel zuschlug.“

— Wie aber, Herr von Hahn, erklären Sie mir den Griff, welchen Sie diesen Morgen so schalkhaft nach dem Nacken Ihres Wirthes machten? Wußten Sie nichts von unserm Gaste und seinem berühmten Griff?

Herr von Hahn lachte laut auf: „Aha, darum duckte sich der arme Teufel tief unter mir weg! Der Wirth hielt meine unschuldige Handbewegung — ich wollte ihm auf die Schulter klopfen — für verdächtig.“

— Noch Eins, Herr von Hahn. Kennen Sie die Jungfer Wiesel?

„Manche Wiesel, Herr Bürgermeister, aber keine Jungfer dieses schönen Namens.“

— Man will doch behaupten, Sie wären mit ihr, und sogar bis auf die Hintertür, bekannt.

„Hintertür der Jungfer Wiesel? O, nun versteh' ich. An

der Hintertür erkenn' ich die Abgöttin Ihres Polizeidieners. Nun werden mir auch die Reden und Bitten dieses Menschen erst klar."

— Noch Eins, Herr von Hahn. Sie werden bemerken, daß ich von allen Ihren Schritten unterrichtet bin, und die geheime Polizei von Herbesheim der besten von Paris aus den Zeiten der Spionenmeister Fouché und Savary nichts nachgibt. Wenn ich mir nun im Nothfall auch alles Bisherige sehr natürlich erklären kann, ohne Sie in Verdacht zu haben, unser frommes Völkchen durch absichtliches Spielen der Todten-Gast-Rolle ängstigen zu wollen — muß ich doch eine Frage noch thun. Wenn Sie diese Rolle wirklich nicht spielen konnten oder wollten, sagen Sie mir denn — und diese Frage richte ich weniger aus mir selbst, als für Jemand anders, an Sie — wie war es möglich, daß Sie mit Fräulein Bantes, welches Sie vorher nicht kannten, diesen Morgen binnen wenigen Minuten, binnen einer Viertelstunde, so jählings, so innig vertraut wurden, daß Sie — daß Sie das Fräulein — ich weiß nicht, wie ich sagen soll . . .

"Also auch das schon haben Sie erfahren?" sagte der Herr von Hahn ganz betroffen, und über das bleiche, doch lebhaftige Gesicht verbreitete sich eine Röthe, die dem Scharfblick des Bürgermeisters nicht entging.

— Ich bitte Sie noch einmal wegen meiner Neugier um Verzeihung! setzte der Bürgermeister hinzu: Sie wissen ja, Polizeibeamte und Aerzte haben das Vorrecht, indiscrete Fragen zu thun. Und bekannt ist Ihnen, daß der todte Gast ganz besonders im Ruhezustand, Frauenzimmer wetterschnell zu bezaubern; eine Kunst, die ich Ihnen übrigens gerne zutraue, ohne Sie für todt zu halten.

Herr von Hahn schwieg ein Weilchen; endlich sagte er: „Herr Bürgermeister, ich fange bald an, mich vor Ihnen mehr zu fürchten, als sich Ihre ganze löbliche Bürgerschaft vor meinem schwarzen Rock fürchten kann. Ihnen müssen die Wände ausplaudern können,

denn ich war diesen Morgen mit dem liebenswürdigen Fräulein Bantes nur eine kurze Zeit allein, wenn Sie mit dem Worte Vertrautwerden darauf anspielen. Erlauben Sie mir aber, eben über diesen Punkt zu schweigen. Entweder Ihre Hände haben Ihnen den Inhalt meiner Unterredung ausgeplaudert, dann kennen Sie ihn, oder nicht: dann geziemt es mir nicht, darüber den Vorhang wegzuziehen, falls Fräulein Bantes es nicht mit eigener Hand thun will."

Der Bürgermeister zeigte mit einer sanften Neigung des Hauptes an, daß er nicht weiter in ihn bringen wolle, sondern wandte das Gespräch: Bleiben Sie noch lange bei uns, Herr von Hahn?

"Ich reife schon morgen wieder ab. Meine Geschäfte sind hier beendet, und wahrhaftig, es ist doch auch gar zu unlustig, den Poltergeist spielen zu müssen. Der Zufall hat wohl noch keinen Sterblichen übler mißhandelt, als mich, daß ich gerade auserwählt sein mußte, dem todtten Gaste Ihrer hundertjährigen Stadtsage oder Stadtchronik auf ein Haar ähnlich zu sein."

Diese Erklärung der plötzlichen Abreise kam dem Bürgermeister sehr gelegen. Er verlor also darüber kein Wort mehr, und unterhielt sich über andere Dinge mit seinem Inquisiten. Dieser empfahl sich endlich.

Der Bürgermeister fand die Sache sonderbar. Denn für ein ungefähres Zusammentreffen der Umstände, die den Herrn von Hahn zum todtten Gaste stempeln wollten, war es im gewöhnlichen Gange der Dinge hier zu viel. Und von der andern Seite hatte sich auch gar kein Grund gezeigt, an der Redlichkeit der Aussagen des Fremden zu zweifeln. Dies erwog der Bürgermeister her und hin, indem er zum offenen Fenster hinaus auf die Straße sah. Er war, gleich nachdem sein Besuch aus dem Zimmer verschwunden, an dies Fenster getreten, um zu seiner Belustigung Acht zu haben, mit welchen Augen die Leute auf der Gasse den todtten

Gast betrachten würden. Allein zu seiner großen Verwunderung verließ dieser das Haus nicht. Der Bürgermeister wartete noch lange; es verging fast eine Viertelstunde, und er wartete vergebens. Er zog die Klingel. Der Bediente kam und ward vom Bürgermeister befragt. Der Bediente schwor, seit einer Stunde unter dem Balkon vor der Hausthür gestanden, aber keinen Herrn in schwarzer Kleidung gesehen zu haben.

Der Bediente ward entlassen. „Das sieht mir doch etwas gespenstisch aus!“ brummte der Bürgermeister verlegen lächelnd vor sich hin, und lag wieder im Fenster. Nach einiger Zeit trat der Bediente ungerufen herein und meldete, das Kammermädchen sitze todtensbläß und weinend in der Küche, und erzähle, der todtte Gast sei beim Fräulein Tochter des Herrn Bürgermeisters. Das Fräulein thue mit der schrecklichen Gestalt sehr bekannt; der Unbekannte habe dem Fräulein ein Paar prächtige Armbänder überreicht, und dazu etwas leise mit dem Fräulein gesprochen. Das Kammermädchen habe zwar Alles gesehen, aber nichts verstanden; es wäre auch vom Fräulein sogleich aus dem Zimmer fortgeschickt worden.

Der Bürgermeister lachte zuerst; dann verging ihm bei den Armbändern, bei dem Leisemiteinanderreden, bei dem Fortschicken des Kammermädchens, alle Neigung zum Lachen. Er hieß ärgerlich den Bedienten sich fortmachen. „Armbänder? Flüstern mit meinem Mädchen? Woher kennt er sie? Jesus Maria! Wie wird das Mädchen mit dem Manne so schnell vertraut? Wahrscheinlich, der legt's darauf an, den todtten Gast zu spielen.“ So sprach er für sich. Bald lief er zur Stubenthür, öffnete und wollte hinaus, um seine Tochter und den Fremden zu überraschen; bald schämte er sich seines keimenden Aberglaubens, und legte er seiner Angestlichkeit Zaum und Gebiß an. Darüber verging eine Viertelstunde. Endlich ward ihm die Zeit lang. Er ging zu seiner Tochter,

deren Zimmer nicht weit vom seinigen entfernt war. Sie saß am Fenster allein und betrachtete die köstlichen Armbänder.

„Was machst du da, Ninken?“ fragte er mit ungewisser Stimme.

Ninken antwortete ganz unbefangen: „Ein Geschenk des Herrn von Hahn für Nieschen Bantes. Er reiset morgen früh ab, und hat seine Gründe, selbst nicht mehr in das Haus des Herrn Bantes zu gehen. Er ist mir unbegreiflich. Bräutigam, und schon wieder davon reisen! Nun soll ich's ihr geben.“

— Und woher kennst du ihn, oder er dich?

„Als ich diesen Morgen bei Nieschen und ihrer Mutter war, machten wir Bekanntschaft. Es durchschauerte mich, als ich ihn zum ersten Mal sah. Der lebhafteste todte Gast! Aber er ist ein sehr guter Mensch. Wie er von Ihnen ging, Papa, trat ich eben aus meinem Zimmer. Wir erkannten uns, und er brachte sogleich sein Gefuch an.“

Ninken erzählte dies so unbefangen, daß dem Bürgermeister, bis auf Nebensachen, Alles klar ward. Doch folgenden Morgens mußte der Polizeiblemer sogleich nachspüren, ob der Fremde wirklich, seinem Worte gemäß, abgereiset sei.

N e u e s S c h r e d e n .

Der Bürgermeister, durchaus ein Mann ohne Vorurtheil und Aberglauben, hatten doch eine etwas schlaflose Nacht gehabt. In der Nacht aber, beim Monden- und Sternenschein, oder beim Mangel alles Lichtes, hat nicht nur die Gestalt der äußern Welt ein anderes Ansehen, sondern auch die innere Welt des Menschen. Man ist religiöser, zum Glauben an Ungewöhnliches, Seltsames, Abenteuerliches und Wunderhaftes geneigter, was auch die allkluge Vernunft dagegen einzuwenden habe. Die Vernunft ist die Tagessonne des Gemüthes, Alles wird hell und

Nur durch ihren Schein; der Glaube des Gefühls und der Phantasie ist der nächtliche Mond des Gemüths, Alles wird in dessen zweifelhaftem Schimmern und zauberhaftem Hellbunkel fremdartig. — Durchlief der Bürgermeister nun die ganze Geschichte, mit der sich die Stadt vom todtten Gaste trug, und verglich damit Zeit und Stunde, in welcher der Herr von Hahn erschien; seine Gestalt, sein bleiches Gesicht, seine Kleidertracht, seine verschwenderischen Geschenke, sein schnelles Vertrautwerden mit Bräuten — denn auch München war auf dem Sprunge, versprochen zu werden, und das Geschichtchen von der Jungfer Wiesel hatte in der That etwas Verdächtiges — so mußte das Alles wenigstens auffallen. Jungfer Wiesel hatte dem Polizeidiener wirklich noch am Abend gestanden, der schwarze Gast sei bei ihr im Pukladen gewesen, habe eine Kleinigkeit gekauft; doch erst in der Abenddämmerung sei er erschienen, und nie vorher; noch weniger wollte sie von der berühmigten Hinterthür etwas wissen. Dies hatte der Bürgermeister von seinem Polizeidiener wieder vernommen, und es machte ihm allerlei sonderbare Gedanken.

Für einen bloßen Spaßvogel konnte er den schwarzen, langen Herrn unmöglich halten; dazu sah er zu ernsthaft aus. Auch waren seine Geschenke viel zu kostbar gewesen, als daß er nur einen Scherz mit den lieben Herbesheimern getrieben haben sollte. Herr Bantes, sonst ein Todfeind alles Aberglaubens, hatte aber dem Bürgermeister so viel Seltsames erzählt und geklagt, daß dieser allerdings eine unruhige Nacht haben konnte, indem er das Für und Wider in seinem Kopf umherwarf.

Ob noch der Polizeidiener folgenden Morgens auf Befehl des Bürgermeisters zum Kreuz kam, erzählten ihm schon die Leute auf der Straße, daß der todtte Gast und sein Diener Knall und Fall verschwunden wären, man wisse nicht, wohin? Er hätte weder Wagen noch Pferde, noch Extrapost genommen, wäre zu keinem

Stadthor hinaus, und doch nirgends zu finden. Dies bestätigte auch die Aussage des Kreuzwirthes, der den Polizeimann in das Zimmer führte, wo der angebliche Herr von Hahn gewohnt hatte. Da war noch Alles in der besten Ordnung, als hätte Niemand darin gewohnt; die Betten standen unangetastet, die Stühle an ihrem Ort, kein Koffer, kein Kleid, kein Bündchen, kein Stückchen Papier — nichts Hinterlassenes, keine Spur! Nur auf dem Tische lag die volle Zahlung des Wirthes in harten Thalern, die er aber wohlweislich nicht anrühren mochte.

„Nehme das Teufelsgeld, wer will!“ sagte der Kreuzwirth: „Man weiß ja, dabei ist kein Segen. Leg' ich's in meine Truhe, wird es mir zu sinkendem Unrath. Ich will es den Armen im Stadtspital schenken; ich mag es einmal nicht.“ Er übergab die harten Thaler dem Polizeidiener, der sie dem Spitalpfleger bringen mußte.

Das Gerücht vom plötzlichen Verschwinden des todtten Gastes war mit allen Nebenumständen sogleich durch ganz Herdesheim verbreitet. Auch Herr und Frau Bantes, da sie kaum das Bett verlassen hatten, vernahmen es von ihren Mägden, bald auch von dem Buchhalter und Kassierer.

„Wunderbar!“ sagte Herr Bantes zu seiner Frau: „Nun, was sagst du denn dazu? Ich freue mich, daß er fort ist. Du wirst doch glauben, daß es da nicht mit rechten Dingen zuging? Ich sage dir, das war mir nimmermehr der Sohn meines alten Freundes Hahn. Wer hätte jemals an so tolle Mährchen, an solchen Unsinn und dergleichen glauben sollen, wenn man nicht mit leiblichen Augen Zeuge gewesen wäre?“

Frau Bantes brachte gegen die Aussagen der Mägde und des Buchhalters einige bescheldene Zweifel vor. Man schickte den Kassierer zum Kreuzwirth; aber auch dieser kam bald mit der vollen Bestätigung zurück. Frau Bantes lächelte bestrebt zu dem Altem,

und wußte nichts mehr zu erwiebern. Sie meinte nur, das müsse sich noch anders aufklären, denn ihren gesunden Verstand wolle sie doch nicht bei dieser Geschichte preisgeben.

Plötzlich fuhr Vater Vantes mit wahrhaftem Todeserschrecken auf, und ward so blaß, daß Frau Vantes für ihn zu zittern anfing. Denn lange konnte und wollte er nicht reden.

Endlich rief er mit einer matten, ungewissen Stimme: „Mutter, ist das Eine wahr, so könnte auch das Andere wahr sein.“

— Was denn, um Gotteswillen?

„Glaubst du, Friederike schlafe noch? Wir sind doch schon lange wach gewesen in unsern Betten, hast du denn von ihr im Nebenzimmer auch nur den geringsten Ton, nur einen Fußtritt, nur das Rücken eines Stuhls gehört!“

— Rede doch, Papa, du wirst doch nicht argwohnen, das Kind sei

„Aber wenn das Eine wahr ist, kann auch das Andere — es wäre doch entsetzlich! Mama, ich habe nicht den Muth, nachzusehen.“

— Wie denn! glaubst du, sie sei

„Nun ja, den Kopf im Nacken!“

Mit diesen Worten sprang der Alte, von den schwersten Ahnungen gefoltert, zu Friederikens Schlafkabinet. Aengstlich trittelte Frau Vantes ihm nach. Er legte seine zitternde Hand an das Schloß der Thür; er öffnete diese leise; er wagte kaum zu athmen, und da ihm keine Stimme entgegen tönte, getraute er sich lange nicht, zum Bette hinzublicken. „Sieh du hin, Mama,“ sprach er, und war in ängstlicher Beklemmung.

„Sie schläft ja sanft!“ sagte Frau Vantes. Er richtete die Augen dahin. Da lag Friederike harmlos im Bette, das zarte Gesicht mit den vom Morgenschlummer geschlossenen Augen noch an der gehörigen Stelle. „Aber lebt sie?“ fragte Herr Vantes,

und hielt mißtrauisch das Steigen und Fallen der athmenden Brust seines Kindes für eine Täuschung der Augen. Erst wie er ihre warme Hand berührte, ward ihm wohl, und noch mehr, als sie davon erwachend, ihre Augen aufschlug, und ihr Erstes ein freundliches, verwunderungsvolles Lächeln war. Die Mama erklärte ihr nun den Besuch, und erzählte ihr das geheimnißvolle Verschwinden des Herrn von Hahn, und die daraus entstandene neue Angst des Papa. Und allesammt waren sie nun zufrieden und fröhlich.

Ende gut, alles gut.

Noch zufriedener und fröhlicher aber wurden sie, da allesammt an demselben Tage des Abends beim Nachteffen saßen, und ein Wagen rasch durch die Straßen rollte und plötzlich vor dem Hause hielt. Friederike, horchend, sprang auf und rief: „Waldrich!“ — Er war's. Alles eilte ihm entgegen. Vater Vantes schloß ihn zum Willkommen herzlicher, denn jemals, in seine Arme. — Da hatte man sich nun tausend Dinge zu fragen und zu antworten und wieder zu fragen. Vater Vantes machte endlich dem Lärmen ein Ende, und pflanzte den Kommandanten auf den gewohnten Platz zu sich an den Tisch. Da aber ging das lebhafteste, freudige Gespräch von neuem an. „Und denken Sie nur,“ rief Herr Vantes, „denken Sie nur, Schätzchen, Hauptmännchen, wir haben den Teufelskerl, den todten Gast und vergleichen in Herbesheim, lebhaftig im Hause hier gehabt. Was sagen Sie dazu? Ja, was sagen Sie dazu, er hatte schon wieder seine drei Bräute binnen kaum vierundzwanzig Stunden angeheiratet; da war voran das Mädchen Friederike dort, dann Bürgermeister's Minchen, und zum Dritten die Jungfer Wiesel bei der Putzmacherin. Wir haben uns hier Alle in der Stadt gefürchtet, wie die kleinen Kinder und vergleichen.“

Der Kommandant lachte heil auf und sagte: „Ich aber hatte mit ihm heut' im Posthause von Obernberg zu Mittag gespeiset, Sie werden doch den Herrn von Hahn meinen, den' ich, und keinen andern?“

Herr Bantes lächelte ärgerlich: „Herr von Hahn hin, Herr von Hahn her! Sei er gewesen, wer er wolle, er war der todtte Gast, wie er lebt und lebt, und der bekommt meine Friederike nicht, auch wenn's der Herr von Hahn wäre und dergleichen. Denn ich möchte nicht erleben, daß ich einen kalten Schauer bekäme, so oft ich meinen Schwiegersohn erblicken würde. Ist es der Sohn meines Freundes wirklich gewesen, desto schlimmer für ihn, denn er sah bestimmt aus, wie Sie den todtten Gast beschrieben haben.“

„Ah!“ rief der Hauptmann: „daran ist er sehr unschuldig. Als ich jenen Abend die alte Sage vom todtten Gast in der Minn-tergesellschaft erzählen mußte, und sein Aeußeres beschreiben sollte, fand ich in der Gile kein Original zu meiner Figur, als eben unsern Herrn von Hahn. Gerade der fiel mir ein, weil er mir gerade damals doppelt zuwider war. Als ich diesen Sommer mit meiner Kompagnie nach Herbedhelm verlegt und auf dem Marsch hieher nur wenige Meilen von der Residenz entfernt war, machte ich unterwegs einen kleinen Absteher dahin. An der Wirthstafel im König von Portugal fiel mir unter vielen Gästen, die da zu Mittag speiseten, die über Gebühr lange Gestalt des Herrn von Hahn auf, welche um eine Kopflänge über alle Sterblichen hinwegragte, zugleich sein schwarzes Haar, sein erdfahles Gesicht und die schwarze Kleidung dazu. Ich vernahm, er sei der Sohn des berühmten Banquiers. Er war mir damals sehr gleichgültig, aber ich konnte doch die Gestalt nicht vergessen; und noch weniger vergessen konnt' ich sie, da er mir aufhörte gleichgültig zu sein, weil er — Sie erlauben mir doch, es zu sagen? — weil ich wußte, daß er um Fräulein Friederike warb.“

„Donner!“ rief Herr Bantes lachend aus und rieb sich und klopfte sich die Stirn: „Phantastischer eines Nebenbuhlers! Weiters nichts! Daß das Keinem in Sinn kommen mußte, selbst dem allwissenden, klugen Bürgermeister und seiner Polizei nicht! Hätte ich nicht, sobald ich den Herrn von Hahn sah, gleich darauf fallen sollen, daß der schelmische Kommandant ihn wahrscheinlich gefannt und aus ihm den todten Gast geschnipst habe? Wir Alten bleiben doch einfältige Kinder und dergleichen bis ins graue Haar. — Aber, Herr Kommandant, Sie sind an fatalen Geschichten Schuld. Der junge Hahn wird entseßlich aufgebracht sein; wird wettern und fluchen, wie man ihn hier behandelt habe; wird mich einen alten Hans Kaspar heißen und dergleichen.“

— Nichts weniger, Papa, als das! — sagte Waldrich: Bielemehr, er ist sehr mit der Wendung der Dinge und dem Gange des Schicksals zufrieden. Freundlich empfiehlt er sich durch mich Ihnen, der Mama und Fräulein Friederike. Er und ich sind heute wirklich Freunde geworden. Denn wir haben uns einander alle Geheimnisse der Herzen geblühtet. Anfangs, da wir beide im Posthause allein bei Tische saßen und unsere Suppe verzehrten, ging es unter uns trocken zu. Er war finster und still, ob er mich gleich nicht kannte. Ich war finster und still, eben weil ich ihn kannte, und glaubte, er sei auf der Bräutigamsfahrt nach Herbesheim. Zufällig, als wir aus Höflichkeit einige Worte über Tische wechselten, vernahm ich nun, daß er von Herbesheim komme und heimreise. Da brannte mich eine verzehliche Reugierde, mehr zu erfahren. Natürlich konnte ich nicht läugnen, ich sei in Herbesheim wohlbekannt, sei der Stadtkommandant. „Aha!“ rief er lachend, und reichte mir über den Tisch die Hand: „Mein glücklicher Nebenbuhler, dem ich für sein Glück noch dankbar sein muß!“ — Da war die Bekanntschaft gemacht, und die Offenherzigkeit an der Tagesordnung. Denken Sie, Papa, er behauptete,

Fräulein Friederike selbst habe ihm erklärt, sie sei schon mit mir versprochen, und habe ihn gebeten, sie und mich nicht unglücklich zu machen. Und er hingegen habe dem Fräulein die Hand geküßt und gesagt: er habe zwar unbedingt dem Willen seines alten Vaters gehorchen, nach Herbesheim reisen, und um das Fräulein werden müssen; doch sei es ihm damit nur halber Ernst und in ihm sogar Hoffnung gewesen, Alles durch sein Betragen rückgängig zu machen. Denn er habe schon in der Residenz eine geheime Liebe, die Tochter eines dortigen Professors, der aber außer seinen Geistesschätzen wenig irdische besitze, was dem alten Banquier Hahn ein Aergerniß und Grauel wäre. Der alte Herr hätte ihm also, unter Strafe der Enterbung, alle Gedanken an das arme Professormädchen untersagt; der junge Herr habe seiner Geliebten Treue gelobt, und sei fest entschlossen, sie nach dem Tode seines Vaters dennoch zu heirathen.

„Was?“ rief Herr Vantes erstaunt: „Und du, Friederike, hast das Alles von ihm selbst gewußt? — Kinder, es will mir zu Sinnen kommen, ihr habet mich Alle zum Besten. Warum hast du mir davon keine Silbe, keinen Buchstaben gesagt?“

Friederike küßte die Hand ihres Vaters, und sagte: „Bekennen Sie sich wohl, Väterchen, und machen Sie Ihrer Friederike keine Vorwürfe. Wissen Sie wohl, als ich so froh von meiner Unterhaltung mit Herrn Hahn zu Ihnen kam, und Ihnen sein Lob verkündigte, und Ihnen Alles haarklein erzählen wollte, wie böse Sie geworden sind? Wissen Sie, wie Sie mir zu reden verboten, und mir zur Belohnung meines stummen Gehorsams versprachen, den Waldrich da drüben für Herrn von Hahn auszuwechseln? Wissen Sie noch?“

— So? Hab' ich das gethan? — Es geht doch in der Welt nichts über den Gehorsam, wenn man sich damit ein Vortheilchen machen will!

„Mußt' ich denn nicht gehorchen? Drohten Sie nicht, die liebe Mutter und mich in den Keller sperren zu wollen, wenn . . .“

— Ganz gut, du Plappermaul! Rüde mir nicht noch meine Sünden vor. Da du aber doch mit dem jungen Gahn, weißt du's, ohne mein Vorwissen geplappert hast, konntest du ihm nicht gleich damals sagen, welches wunderliche Vorurtheil gegen ihn aufgekommen sei? Er wäre gewiß im Stande gewesen, uns so gleich anders zu belehren. Wenigstens hättest du ihm einen anständigen Grund und dergleichen sagen sollen, warum wir uns so und nicht anders gegen ihn betrogen?

„Das hab' ich gethan. Sobald er vernahm, bei mir im Herzen sei kein Kämmerchen mehr zu vermietthen, freute er sich und erzählte mir das gleiche Geschichtchen von seinem Herzen. Ein anständiger Grund zur Trennung ließ sich nicht finden. Sie wissen ja, wir, Mama und ich, hatten ihn zum Essen eingeladen, allein . . .“

— Schweig! Kommandantchen, weiter erzählt! Er war also gar nicht zornig auf uns? Was muß er auch von uns ehrlichen Herbesheimern denken! Glaubt er nicht, wir wären sammt und sonders am Adventstage Narren geworden und dergleichen?

Waldrich antwortete: „Ungefähr so etwas Aehnliches glaubte er wirklich. Das Benehmen aller Leute in Herbesheim muß ihm aufgefallen sein, denn er erzählte mir drollige Auftritte von der allgemeinen Furchtsamkeit. Als er aber durch den Amtsbürgermeister die Sage vom todtten Gaste, und zugleich erfahren hatte, daß man ihm die unverdiente Ehre erweise, ihn für einen Hofkavaller des vor zweihundert Jahren hochselig verstorbenen Winterkönigs zu halten, kam ihm Alles noch toller vor, und er belustigte sich an dem Aergerniß und Schrecken weiblich, das er mit seiner Person unschuldigerweise verursacht hatte.“

— Und woran Sie mit Ihrer gottlosen Erzählung — rief Friederike — allein Schuld sind, Herr Kommandant; daß Sie's nur

nicht vergessen! Wer wußte denn vor dem ersten Wintergesellschaftsabend, wie der todt' Gast ausgesehen habe? Am folgenden Tage sagten sich's schon alle Kinder auf der Gasse wieder.

„Nun, ich war ehrlich genug, dem Herrn von Hahn meine Sünde zu bekennen, sobald mir nach einem viertelstündigen Lachen der Gebrauch der Stimme wieder kam. Daß mir närrischer Weise eben seine Figur bei der Erzählung vorgeschwebt hatte, war verzeihlich. Doch ließ ich mir damals eher den Einsturz des Himmels, als eine solche Wirkung meiner unschuldigen Historie träumen. Herr von Hahn lachte aus Leibeskraften mit mir. Er erzählte mir nun dagegen, daß er, um die aufgeklärten Herbesheimer noch mehr zu ängstigen und in ihrem frommen Glauben zu befestigen, allerlei Schwänke getrieben. Einen verliebten Polizeidiener zu plagen, habe er dessen Braut bei einer Putzmacherin besucht; um seinen erschröckenen Kreuzwirth noch mehr in Furcht und Erstaunen zu setzen, habe er vorgegeben, früh ins Bett gehen und am andern Tage abreisen zu wollen, habe aber in der Dunkelheit des Abends durch seinen Bedienten den Koffer zum Thor hinaus tragen lassen, den Spaziergang bis zum nächsten Dorfe zu Fuß bei Mondschein gemacht und dort bis zur nächsten Poststation Fuhrre genommen, nachdem er ausgeschlafen. Genug, nicht leicht in der Welt haben zwei Menschen das unauslöschliche Gelächter der Homerischen Götter über Vulkans Geschäftigkeit im Olymp so treu nachgelacht, als wir beide in unserm Gelächter über die Geschäftigkeit der Herbesheimer mit dem todt'n Gaste. Bei einer Flasche Champagner schlossen wir zwei verführten Nebenbuhler unsern Freundschaftsbund, und schieden später von einander, als wir anfangs dachten, da wir noch bei der Suppe gegessen waren.“

Water Bantes schien, trotz dem er zu Waldrichs fernern Erzählungen lächelte, mit sich selbst im Kriege zu sein. Verdruß und Frohsinn waren in seinen Mienen wunderbarlich vermischt zu sehen.

Friederike schmeichelte ihm zärtlicher, denn sie sah wohl, was in ihm vorging, und küßte ihm die Falten von der Stirn weg, so oft sie sich zeigen wollten.

„Kinder,“ sagte Herr Bantes, „da seht ihr nun, welche Schleppe von Narrheiten und Albernheiten der Aberglauben hinter sich zieht. Und sogar ich alter Philosoph habe noch die Schellenkappe aufsetzen und mittragen müssen. Möchte mich gern schämen, aber sind' es doch auch lächerlich, sich seiner armen menschlichen Natur geradewegs zu schämen. Also bleib's dabel: dünke sich Keiner hoch, fest, stark, auf den Füßen und dergleichen, sondern sehe sich lieber vor, daß er nicht falle. Mama, laß eine Bowle Punsch machen, damit wir froh werden mit unserm Kommandanten. Ich sage Wir, das soll heißen, nur meine Wenigkeit; denn du, Mama, hast einen vollständigen Sieg der Aufklärung davon getragen, und bist froh; und dir, Friederike, sieht man es wohl an, daß du dem Waldrich da gegenüber nicht gar bekümmert bist, denn du hast einen vollständigen Sieg für deine Liebe davon getragen.“

Die Mama reichte dem Kommandanten mit gültigem, wahrhaft mütterlichem Lächeln die Hand und sagte: „Haben Sie das letzte Wort des Papa recht verstanden?“

„Nein,“ sagte der Kommandant verlegen und erröthend: „aber ich möchte beinahe verwegen genug werden, es zu verstehen.“

— Mama, laß eine Bowle Punsch anrichten; laß alles Geschwätz und dergleichen bei Seite. Wir müssen uns die vermischte Geschichte aus dem Gedächtnisse mit Punsch wegbeizen. — Auch der Stärkste und Muthigste, der schon mehr als ein Duzend Kugeln um seine Ohren pfeifen hörte, hat einmal seine Reißaus-Minute; auch der Weltumsegler, der sich in den fremdesten Landen und Meeren nicht verirrt, kann einmal auf einem Spaziergange den rechten Weg verfehlen; auch die andächtigste, reinste Himmelsbraut im Kloster hat einmal einen Augenblick, wie jede Ewens-

tochter; auch der gescheiteste Mann unterm Monde hat einmal seinen Tag, wo Hans Ballhorn verständiger ist, als er.

„Fangen Sie doch an, Papa,“ sagte Friederike schmeichelnd, „und reden Sie von etwas Anderm! Zum Beispiel — fangen Sie doch von etwas Anderm an.“

— Apropos, Kommandantchen, fuhr Herr Bantes fort: wissen Sie denn, daß ich Sie verkauft habe? Um den Preis, mir den todtten Gast vom Halse zu schaffen, habe ich Sie da an Friederiken verkauft. Nehmen Sie's mir nicht übel, daß ich so mir nichts, dir nichts, in Ihrer Abwesenheit über Sie disponirte. Als ehemaliger Vormund glaubte ich mir so etwas herausnehmen zu dürfen. Da, Friederike, nimm hin. Seid glücklich zusammen.

Beide sprangen auf und fielen ihm um den Hals.

— Halt! rief er: Waldrich, aber fort mit der Uniform.

„Sie muß fort!“ sagte der Kommandant mit Freudenthränen in den Augen.

— Und Abschied genommen vom Militär! denn Friederike wohnt bei ihren Aeltern, und ich habe Sie ihr, aber nicht sie Ihnen geschenkt. Also . . .

„Morgen fordere ich den Abschied, Papa!“

— Kinder, rief Vater Bantes, indem er sich unter den lebhaften Umarmungen der jungen Leute Lust machte: Eure Freude hat etwas Würgendes und dergleichen an sich; Mama, bringe den Punsch!

Der Fürstenblick.

Der Hof.

Bekanntlich übernahm Herzog Wilhelm nach dem Tode seines Vaters die Regierung in einem Alter von zweiundfünfzig Jahren. Wenige Fürsten seiner Zeit hatten so viel Wissenschaft, man möchte beinahe sagen, Gelehrsamkeit, als er; wenige hatten so große Reisen durch Europa gethan, als er, nicht von Hof zu Hof, um sich zu vergnügen, sondern des vollen Ernstes, sich für den künftigen Beruf zu bilden. Er lebte einfacher, als ein wohlhabender Bürger, ohne deswegen zu geizen. Für sich brauchte er wenig; alles zum Besten der Wissenschaften oder hilfsbedürftiger Personen. Eben so einfach, wie er selbst war, ließ er seinen Neffen erziehen. Seine Gemahlin war ihm früh verstorben; er wollte sich, des Hausfriedens willen, zu keiner zweiten Heirath entschließen. — Für den jungen Sohn seines Bruders hielt er, außer Oberhofmeister und Lehrer, einen Kammerdiener; für sich selbst nicht mehr, als einen Kammerdiener, einen Koch, einen Sekretär. Den Neffen oder Erbprinzen aber liebte er nicht; man könnte behaupten, er haßte ihn. Warum? ist unbekannt. Regenten lieben ihren Thronfolger selten herzlich, weil sie in denselben meistens ungeduldig hoffende Erben und Zerstörer der bisherigen Schöpfungen erblicken.

Der Herzog war ein gestrenger, eigenwilliger, übrigens um

sich her Pracht und Ordnung liebender Herr. In seinem Hause, wie im ganzen Staate, ging Alles nach hergebrachter Übung, wie ein Uhrwerk. Niemand durfte sich unterstehen, mehr zu leisten, als vorgegeschrieben war, Niemand weniger. Der Herzog selbst sah alle Begehren durch, wollte in Alles Einsicht haben, mengte sich in alle Kleinigkeiten, und verlor darüber die Uebersicht des Ganzen, wie immer der Fall ist. Noth und Verdruß, Elend und Druck war daher in allen Winkeln des Landes, obwohl alle Unterbehörden monatlich Tabellen über Tabellen schrieben, aus welchen die Oberbehörden wieder Tabellen zogen, von denen regelmäßig dem durchlauchten Regenten wieder eine Generallabelle vorgelegt warb. Er meinte, wenn er seine Tabelle übersah, den augenblicklichen Zustand seines gesammten Herzogthums zu übersehen. Der gute Mann! er sah Namen, Zahlen und unterthänigste Anmerkungen. -- Er bildete sich etwas darauf ein, seine ganze Staatsverwaltung in eine Maschine verwandelt zu haben. Er pries selbst den einfachen Mechanismus derselben, und hörte nebenbei nicht ungern, wenn man zu verstehen gab: aber es gehöre auch ungewöhnliche Geistesgröße dazu, wie die feinige, solche Maschine zu handhaben. Nur spürte er nicht, daß seine mechanisirte Staatseinrichtung eben darum die herz- und geistloseste aller Einrichtungen ward; daß sein Volk im uralten Stande der Niedrigkeit blieb, während die benachbarten kräftig fortschritten in Bildung, Gesittung, Wohlstand und Nationalkraft; daß es mit seiner Akademie der Wissenschaften so wenig, als mit den Fabriken seines Landes vorwärts wollte.

„Woran liegt denn das? ich lasse mir's doch Geld genug kosten!“ fragte einst der alte Herzog in öffentlicher Versammlung seine Hofleute. Von Mund zu Mund lief die Wiederholung der Frage, aber Keiner unterwand sich, die landesväterliche Anfrage allerunterthänigst zu beantworten.

Da trat der Freiherr von Leinau hervor, ein junger, viel-

seitig gebildeter Mann, der erst vor wenigen Rath's-Sekretär ernannt worden war. Der vermuthlich ein, hier sei der beste Anlaß Zeit gegen den Herzog, als den Beweist brücken, und sagte:

„Gew. Durchlaucht, nur mehr Lust, und mehr lebendige That, statt Papier sind Maschinen; aber die trefflichsten auf dem Schlachtfelde scheitern, wenn sie einzigend ein großer Gedanke das Gemüth all-

Da schüttelte ein in Ruhe gesetzter Feldhaupt, beugte es tief gegen den Herzog und wie das Heer, beide können, sollen, müssen todtte Maschinen sein. Jenen belebt der Geist der Gedanke des Feldherrn. So, indem Hilfsmittel auf ein einziges Ziel lenkt, wird der Feldherr unbezwingbar, wenn seinen Absicht, Arme zu Gebote stehen. Er ist allein Seele, das Seele Körper.“

Der Baron von Leinau erwiederte schüchtern scheint mir ein großer Fehler zu liegen, welcher der Armeen Unglück werden muß, daß man Menschen lose Gliederpuppen hält, und weniger Geist und Hei und Weine in Anspruch nimmt. Ein Heer, von einer befeelt, wird, wäre es auch zerschlagen und zerstückelt, lernäische Schlange in allen einzelnen Stücken leben, u. Köpfe, statt der abgeschlagenen, bekommen, und furchtbar eine todtte Heermaschine wird im Gegentheil — —“

„Schweig Er still, Maseweis!“ donnerte der alte Herzog: — hofmeistere Er keinen Feldmarschall, Er, der kaum noch eine schneiden kann!“

„Und nach London sende er mir
den Mann hier dreihundert Louis-
d'or nicht zurückgehen lassen. Er droht
mich kaum zwanzig Louisd'or Baarschaft,
um Reise nach Amsterdam zu machen. —

„Nun Augenblick.

„Sie bei Kasse, so kaufen Sie die
Kassenscheine, ich ste. Sobald ich
Wald in Wechseln.“

„Wie nachtenent. „Wo sind Sie

„Ich, und nannte die Residenz,
am Jekern schreien zu

„Schickte den Keyf und
kommen bin, lebt' ich
so groß nicht. Ich
Stettin gehört.“

„Wollen Sie mit
drei Louisd'or
wollen?“

Er ging also auf Reisen, um Federn schneiden zu lernen. — Er hatte keine Kletter mehr, aber Vermögen genug, darum war er Freiherr im vollen Sinne des Wortes.

So kam er nach der Schweiz: die Berge zogen ihn durch Majestät an, die bunt aus mancherlei Rechtsamen geschmückten Verfassungen und die kleinlichen Menschen riefen ihn ab. Er kam nach Paris, — das Land hatte noch keinen Napoleon gesehen — man künstelte an den Finanzen; Wohlust, Armuth und Noth links und rechts. Er kam nach London. Da gefiel ihm der freie Geist der Einrichtungen; er blieb hier geraume Zeit.

Eines Tages, wie er durch die Straßen ging, hörte er seitwärts, im Gewölbe eines Bücherhändlers, lebhaften Wortwechsel. Er wandte kaum das Gesicht dahin, als er einen deutschen Landsmann erkannte, mit dem er zuweilen in öffentlichen Häusern zusammengetroffen war. Dieser hatte mit dem Buchhändler Zwist, und von Kelnau hatte immer an dem Deutschen, so oft er ihm begegnet war, einiges Wohlgefallen gehabt. Er hieß Graf von Streitenberg, ein junger, sehr gebildeter Mann, bescheiden, gutmüthig, von den edelsten Grundsätzen.

Der Graf, als er den Baron erblickte, winkte ihm. Dieser trat gern herzu.

„Ich bin in verdrüsslicher Verlegenheit,“ sagte der Graf auf deutsch, indem er auf den Kaufmann zeigte, „dem Manne da hab' ich eine prächtige Sammlung von Landkarten, Kupferstichen, Handzeichnungen und seltenen Büchern abgekauft — ich kann wohl sagen, um ein Spottgeld. Das geschah vor zwei Monaten. Der Vertrag ward schriftlich gemacht, denn ich wartete auf Wechsel, und die Wechsel sollten mir schon vor vierzehn Tagen eingegangen sein. Denken Sie sich nun den Streich. Mein Oheim schreibt mir heut', ich sollte auf der Stelle nach Deutschland zurück, in Amsterdam eine Anweisung von ungefähr hundert Louis'd'or finden, um die

Reise nach Hause zu bestreiten, und nach London sende er mir seinen Kreuzer. Nun bin ich dem Mann hier dreihundert Louisd'or schuldig; den Kauf will er nicht zurückgehen lassen. Er droht mit den Gesetzen. Ich habe kaum zwanzig Louisd'or Baarschaft, um mit meinem Bedienten die Reise nach Amsterdam zu machen. — Wissen Sie mir Hilfe?“

Der Baron besann sich einen Augenblick.

Der Graf sagte: „Sind Sie bei Kasse, so kaufen Sie die Sammlung für mich — denn ungern verlier' ich sie. Sobald ich zurück bin, schick' ich Ihnen das Geld in Wechseln.“

Der Baron nickte mit dem Kopfe nachdenkend. „Wo sind Sie eigentlich zu Hause, Herr Graf?“

Der Graf antwortete etwas verlegen, und nannte die Residenz, aus welcher der Baron verwiesen war, um Federn schreiben zu lernen.

Der Baron sah ihm scharf ins Auge, schüttelte den Kopf und sagte: „Zwar, seit ich von Universitäten gekommen bin, lebi' ich da nur ein halbes Jahr, aber die Stadt ist so groß nicht. Ich habe dort nie von einer gräflichen Familie Streitenberg gehört.“

Der vorgebliche Graf ward blutroth. — „Aber wollen Sie mir auf Ehrenwort glauben, daß ich Ihnen die dreihundert Louisd'or gleich nach meiner Heimkunft zurückzahle, wohin Sie wollen?“ fragte der Graf mit ungewisser Stimme.

„Warum das nicht?“ erwiderte der Baron: „Ich strecke Ihnen das Geld vor — ich bin eben über so viel Herr — doch unter einer einzigen Bedingung.“

„Unter jeder!“ rief der Graf: „ich will es Ihnen schriftlich geben. Sie haben Recht, etwas mißtrauisch zu sein, da ich — —“

„Nicht im geringsten, Herr Graf. Gerade ihr offenes Gesicht gibt mir das vollste Vertrauen. Wahrhaftig, ich möchte wissen,

ob solch' ein Gesicht täuschen könnte. Lassen wir's darauf ankommen. Also die Bedingung . . .“

„Nein, lieber Baron. Sie denken zu edelmüthig. Sie haben Ursache, argwöhnisch zu sein, da Sie von mir schon eine Unwahrheit hörten. Aber ich will Ihnen beweisen, daß ich aus der Residenz bin; und darin haben Sie Recht, es gibt dort keinen Grafen Streitenberg. Ich will Ihnen aber sagen, wer ich eigentlich bin . . .“

„Nichts, nichts, Herr Graf!“ fiel ihm der Baron ins Wort: „Ohne Umstände, wollen Sie die Bedingung eingehen, unter welcher ich Ihnen das Geld leihe?“

„Jede, Herr Baron. Hier meine Hand darauf.“

„Gut! so verlange ich, daß Sie das Geld dem Verwalter meiner Güter zurückzahlen, wenn Sie bei Ihren Aeltern angekommen sind. Ich werde Ihnen seine Adresse geben. Zweitens aber, daß Sie mir weder heut' noch morgen, noch jemals sagen, und auch meinem Verwalter nicht schreiben, weder wie Sie heißen, noch wo Sie eigentlich wohnen. — Sie haben mir Ihr Ehrenwort und Ihre Hand gegeben.“ Bei diesen Worten zog der Baron seine Brieftasche, gab dem Grafen eine Banknote und sagte: „Die Note ist zwar etwas mehr werth, als Sie gebrauchen, aber das schadet weder Ihnen noch mir.“

Der Graf fiel dem Baron um den Hals, drückte ihn heftig an sich, wandte sich dann plötzlich, noch mit nassen Augen, zum Buchhändler und zahlte. Während der Buchhändler Geld wechselte, sagte der Graf zum Baron, indem er ihm herzlich die Hand drückte: „Wir müssen uns, ehe ich England verlasse, beide näher kennen lernen. Kommen Sie jetzt in mein Hotel. Speisen wir mit einander. Ein Glas Champagner schmelzt vielleicht Ihre Härte, und Sie erlauben mir, daß ich Ihnen sage, wem Sie eigentlich aus einer verzweifelten Lage geholfen haben. Wollen Sie?“

„Warum nicht. Aber sind Sie zu Fuß, Herr Graf?“

„Ja.“

„Ich ebenfalls. Erlauben Sie, ich rufe eine Kohnkutsche vor's Haus.“

Der Baron von Leinau ging fort, und — kam nicht wieder. Der Graf wartete zwei Stunden vergebens. Er ließ die Kisten mit den erkauften Sammlungen aus dem Gewölbe schaffen, zu sich ins Hotel. Folgendes Morgens kam ein Briefchen vom Baron, worin sich dieser entschuldigte, ihn nicht vom Buchhändler abgeholt zu haben; er habe es in der Zerstreuung vergessen, daß er eben mit seiner Abreise nach Rußland beschäftigt gewesen. Er schrieb ihm die Adresse seines Verwalters und ein kurzes Lebewohl, indem er noch den gleichen Morgen London verlasse.

Der Graf ward zwar etwas empfindlich, daß ihm der Baron Gelegenheit versagte, dankbare Empfindungen zu äußern, oder nähere Bekanntschaft zu machen — „aber,“ rief er freudig, „Baron Leinau, Freundschaft ist gemacht! Du bist ein hochherziger Mensch, ein ächter Deutscher! Solcher schönen Züge des Gemüths ist der Brite nicht allein fähig. Und der Brite hat am Ende nur Stolz, aber der Deutsche Adel. Das ist der Nationalunterschied. Daher mag der Engländer gern andere Völker neben den seinigen verachten, und der Deutsche das Verdienst in jedem ehren.“

Der Graf legte Leinau's Brief zu seinen Kostbarkeiten, „denn der Mann ist mein Freund!“ rief er immer. Dann ging er fort, und forschte so lange, bis er Leinau's Wohnung glücklich ausfindig gemacht hatte; er hoffte noch, ihn zu finden. Allein er irrte sich, und ging vergebens.

Abermals ein Fürstenbild.

Leinau war am gleichen Tage, da er dem Grafen geschrieben, von London abgereiset und nach Kopenhagen gefegelt, von da über

Stockholm nach Petersburg. In Petersburg hatte er das Glück, am Hofe Empfehlung zu finden. Katharina die Große, der er vorgestellt ward, behandelte ihn mit Auszeichnung; Leinau selbst begriff nicht, wie er zu der Ehre kam. „Lieber Himmel,“ sagte sein Freund lachend, der ihn vorgestellt hatte, „die Kaiserin ist eine Frau und Sie sind ein bildschöner Jüngling. Sie wünschen in russische Kriegsdienste zu treten. Zweifeln Sie gar nicht, Ihr Wunsch ist erfüllt. Auch bei den vortrefflichsten Fürsten spielt das Menschliche die Hauptrolle, ohne daß sie es wissen oder glauben. Es ist schon mancher verdienstreiche Offizier abgewiesen worden. Dem jungen, hübschen Baron Leinau hilft die Natur.“

„Sie glauben also, die Kaiserin werde mir eine Kompanie geben?“

„Gewiß, lieber Baron, und ich wette, Sie erhalten mehr, als Sie wollten. Ich sah den Blick, welchen die Kaiserin auf Sie senkte, als sie noch einmal nach Ihnen zurück sah. Graf Rumowsky sah diesen Blick, die Fürstin Daschkow auch, endlich sogar auch Potemkin. Nun sprach Alles mit Entzücken von Ihnen. Potemkin erwies mir die Ehre, sich bei mir nach Ihnen zu erkundigen. Er sagte manches zu Ihrem Lobe. Ich weiß ferner, die Kaiserin nannte dem Fürsten Potemkin Ihren Namen. Seien Sie unbesümmert, Ihr Glück ist gemacht.“

Wirklich ward der Baron nach einigen Tagen zum Fürsten Potemkin gerufen. Dieser überraschte ihn schmeichelhaft mit dem Brevet eines Oberstleutnants bei einem der neu errichteten Kavallerie-Regimenter. Der junge Oberstleutnant in neuer Uniform hatte nachher die allerhöchste Gnade erhalten, seiner erhabenen Gönnerin dankbar die Hand küssen zu dürfen. Darauf schickte ihn Potemkin mit größter Eile zum Regiment. Er folgte mit diesem den Fahnen Romanzow's und Repnin's in die Moldau und gegen Djaschew; er war beim Sturm auf diese Festung zugegen, wo die Graus-

samkeit der Russen sein Herz empörte, und zwar in solchem Grade, daß er im Begriffe war, seine Entlassung zu fordern. Allein daraus ward nichts. Denn die Kaiserin belohnte ihn wegen der bei Dzsakow bewiesenen Tapferkeit mit Oberstenrang. „Wahrhaftig,“ schrieb der neue Oberst an seinen Freund in Petersburg, „meine Beförderung muß wohl Nachfrucht eines ersten sonnenvollen Fürstenblicks sein, denn ich habe bei Dzsakow wenig Tapferkeit beweisen können. Ich stand mit einem Regiment als müßiger Zuschauer vor der Festung, im Fall die Stürmenden weichen würden, sie wieder gegen die Mauern anzutreiben. Ich preise den Himmel, daß dies nicht nöthig ward.“

Oberst Reinau erhielt ein Regiment bei der russischen Armee in Finnland gegen die Schweden. Hier schlug er sich beinahe ein Jahr lang herum, dann kam der Friede im Lager bei Werelä zu Stande.

Während dieser Zeit hatte der Baron Gelegenheit genug gehabt, Erfahrungen jeder Art zu machen, auch zuweilen an den sogenannten Grafen von Streitenberg zu denken, dem er in London geholfen. Denn dem Herrn Grafen war nie eingefallen, von der Adresse des Verwalters Gebrauch zu machen. Daß der Brief in die Hände des Grafen gekommen, davon hatte Reinau Gewißheit; der Ueberbringer machte damals von der treuen Ueberantwortung genaue Meldung. Eigentlich schmerzten den Baron die drei- bis vierhundert Louisd'or nicht, die er verloren, als vielmehr, daß es Menschen geben könne, deren Gesicht so fürchterlich schön läge; Menschen, die ehr- und gefühllos genug wären, daß das rührendste Vertrauen auf ihre Ehre sie nicht bände.

Inzwischen konnt' er im Herzen doch niemals dem Grafen übel wollen, ihn sogar nicht einmal vergessen. Der Graf hatte für ihn etwas unerklärlich Anziehendes gehabt. Und so oft er an ihn dachte, übernahm er wider sich selber dessen Vertheidigung. Zuletzt ward

die Vertheiligung sogar Lobrede. Der Graf konnte verarmt, verunglückt oder gar gestorben sein. — Ohnehin fühlte sich der Oberst reich genug. Gern würde er noch einmal so viel geopfert haben, hätte' er des Grafen Schicksal erfahren können.

Schon, als er Oberst geworden, machte er den Plan, da sich ein Kaufmann zu seinen Gütern in der Heimath fand, diese loszuschlagen, das russische Reich zu seinem Vaterlande zu wählen, und sich darin anzukaufen. Denn in sein deutsches Vaterland zurückzugehen, hatte er keine gar heftige Neigung. „Wer weiß, wenn du zurück kommst, ob dich dein gnädiger Landesvater nicht noch einmal auf Reisen zu schicken geruht, um Federn schneiden zu lernen.“ So dachte er, und gab dem Verwalter Vollmacht, das väterliche Gut zu verkaufen. Dieser that es, und verkaufte Alles bis auf einen Meierhof, auf welchem der alte, treue Verwalter selbst wohnte. So lange dieser lebte, wollte ihn der Baron nicht davon verdrängen.

Durch Zufall machte der Oberst die Bekanntschaft eines polnischen Starosten. Dieser, in Geldnoth, bot ihm beträchtliche und einträgliche Besitzungen in Polen um so billigen Preis, daß er, nachdem er die Besitzungen zu besichtigen Urlaub erhalten, und sich von ihrem hohen Werth überzeugt hatte, ohne anders den Handel einging. Er glaubte seine Sache sehr gut gestellt zu haben, und nun einer der reichsten Edelleute zu sein. Jedermann wünschte ihm Glück. Er beschloß, auf seinem polnischen Tusculanum einer ächt philosophischen Ruhe zu genießen; nahm Entlassung aus russischen Diensten; kaufte Ackergeräthe, physikalische Instrumente, Bibliotheken zusammen; sammelte sich eine Kolonie deutscher Handwerker, Künstler und Arbeiter; begab sich auf sein polnisches Schloß, und dachte, indem er die Verschönerung seines Sitzes anfang, auch zuweilen an eine Braut, die er sich suchen müsse. Denn das dreißigste Jahr war nahe vor der Thür.

Bisher hatte ihn das Glück begünstigt. Plötzlich stürzten die bösen Tage daher. Polen gerieth wegen seiner Reichstage und Konstitutionen in gewaltige Gährungen. Der Baron wollte sich zwar in die ihm fremden Handel nicht mischen, doch wenn er von seinen Nachbarn, den Starosten und Boiwoden befragt ward, dachte er ehrlich genug, ihnen den Rath zu geben: „begnügt euch mit dem Schlechtesten, wenn es nur vaterländisch ist, aber hütet euch vor dem Einflusse auswärtiger Mächte. Ihr seid verloren, wenn ihr der Partei: Ehre willen euch entzweit und schwächt, und euch durch Preußen oder Rußland aufrecht halten wollt.“

Von der Zeit an galt der Baron, ohne es zu wissen, für einen Anhänger Kosciusko's und Feind der russischen Partei. Er mengte sich freilich in nichts; gleichviel, man zählte ihn mit. Sein Name kam, wie mancher andere, auf Proscriptionslisten, die nach Petersburg gingen. Das brachte ihm wenig Ehre. Die Russen rückten mit überlegener Macht in Polen ein, siegten in der Ukraine und bei Dubienka. Die polnische Armee streifte durch die Güter des Obersten. Er selbst ward gezwungen, mitzugehen. Die Russen kamen, verheerten Leinau's Besitzungen; sogar das Schloß ging in Flammen auf. Suwarow und Igelskäm, nach der Niederwerfung der Einwohner von Praga, waren die Leute nicht, die Lust hatten, einem russischen Obersten, der es mit den Insurgenten gehalten, das Eigenthum zu schirmen. Er kam um Alles, und mußte froh sein, wie mancher geborne Pole, sein Leben durch Flucht nach Deutschland retten zu können.

Der gute Baron durfte von Glück reden, als er Dresden erreicht hatte, und sich erinnerte, daß er noch einen kleinen Meierhof besäße, wo er bei seinem alten, treuen Verwalter wohnen konnte. Der Verlust seiner Reichthümer trankte ihn nicht; denn er war von jeher gewohnt, die wenigsten Bedürfnisse zu haben. Er meinte, er sei noch reich genug.

Die Zischgenossin.

Der alte Verwalter weinte aufrichtige Freudenthränen, als er seinen Herrn unverhofft wieder erblickte. Schon von Dresden aus hatte ihm dieser seine Ankunft gemeldet, doch mit Befehl, Keinem seine Rückkehr zu verrathen, indem er Gründe habe, so lange als möglich unbekannt, von der Neugierde ungefragt und ungeplagt, zu bleiben. Zum Theil war es Stolz oder Scham, was ihn zu diesem Wunsche brachte. Denn ob er gleich das Urtheil der großen Menge überhaupt verachtete, scheute er es doch, insofern es ihn betrafte; nicht, weil es ihn beträbte oder freute, sondern weil er wußte, „die Welt,“ die sogenannte, werde an diesem Leitsell geführt, dem Einen zum Verderben, dem Andern zum Heil.

Doch hätte sich der Oberst nicht allzusehr ängstigen sollen. Denn es mußten wohl in der That wunderliche Zufälle zusammentreffen, um seine Anwesenheit im Vaterlande zu verrathen, wenn er selber keine Lust hatte, Lärmen zu schlagen. — Der Meierhof lag an den äußersten südlichen Enden des Herzogthums, von der Landstraße weit abgelegen, noch weiter von der Residenz. Kein Reisender streifte da vorbei, kaum ein Handwerksbursch oder reisender Deklamator.

Anfangs gefiel sich der Baron in seiner Zurückgezogenheit sehr wohl; nach und nach aber ward ihm das Schneckenleben langweilig. Er ließ sich aus dem nächsten Städtchen Lesereien bringen; damit ging es wieder eine Weile, aber am Ende kam er sich wie ein Gefangener oder Verbannter vor, und das war ihm die widerlichste aller Empfindungen. Von seinen alten Jugendfreunden lebte Niemand in der Nähe; im Grunde hatte er, ausgenommen einen Pfarrer, der am andern Ende des Herzogthums in einem Dorfe wohnte, keinen, nach welchem er sich besonders sehnte. Dieser

Pfarrer war ehemals sein Hofmeister und Lehrer gewesen. Er beschloß, ihn aufzusuchen. Er füllte die Jagdtasche mit den nöthigsten Bedürfnissen, und an einem schönen Herbsttage, im schlichten Jägerrock, die Flinte über die Schulter gehängt, wanderte er aus.

Er hatte bis zum Pfarrer Mauritius zwei Tagereisen. Sein erstes Nachtlager nahm er im Wirthshause eines unbedeutenden Städtchens, wo ihm inzwischen ein sehr bedeutendes Abenteuer begegnete. Auf sein Begehren, etwas zu Nacht zu speisen, denn dem Mittagessen war er mit weiser Sparsamkeit vorbeigezogen, sagte ihm die Wirthin, er könne in Gesellschaft eines jungen Fräuleins speisen, welches vor einer Stunde mit Vater und Kammermädchen angekommen sei. Ohne Zweifel wäre die Herrschaft aus der Residenz. Der gnädige Herr habe sich, weil er vom Kopfschmerz befallen worden, gleich nach seiner Ankunft zu Bette gelegt, und nur mit einer Tasse Thee vorlieb genommen.

Den Baron von Leinau interessirten diese Merkwürdigkeiten wenig; doch bekamen sie plötzlich höhern Werth, als die Tafel gedeckt war, und beim hellern Kerzenschimmer die schöne Tischgenossin hereintrat. Schön war sie, das ließ sich nicht läugnen; wenigstens konnte es der Baron nicht läugnen, dem zu Muth ward, als säh' er eine Fee oder Potin des Himmels.

Seinem ehrfurchtvollen Gruße ward mit stummer Verbeugung und zartem Erröthen geantwortet. Der Baron machte sich ein freudiges Geschäft, die holde Tischgenossin mit dem Besen zu beleben. Das gab Gelegenheit und Muth erst zu einzelnen Silben, dann zu einzelnen verbindlichen Worten, dann zu Fragen, dann zu Versicherungen, und endlich war das Gespräch unter beiden eingeleitet, wie es unter Leuten von gutem Gewissen sein darf, doch sahen sie sich zuweilen sonderbar an, als hätten sie kein gutes Gewissen.

Das speisende Paar war den Wirthsleuten ohne Zweifel eine Er-

scheinung außerordentlicher Art; denn Wirth und Wirthin, Knechte, Mägde, selbst einige Bürger des Städtchens, standen stillschweigend im dunkeln Hintergrunde der Stube, und gafften die Gäste an. „Es sind Brautleute!“ flüsterten die einen; „es sind Bruder und Schwester!“ die andern. Im Städtchen hatten die Weiber noch keinen schöneren Mann gesehen, als den Baron, und die Männer noch kein schöneres Mädchen, als das Fräulein. Es war der Mühe werth, solch ein Paar zu sehen, zumal unentgeltlich.

Das Fräulein sprach von der Residenz. Der Baron ward nicht müde zu fragen. Es war ihm weniger um die Residenz zu thun, als um die Antworten voll reinen Urtheils, zarten Sinnes. Er hätte wohl die ganze Nacht fragen mögen, wenn sich das Fräulein nicht beurlaubt und entfernt hätte, um noch einmal den kopswehkranken Vater zu sehen.

Der Baron trommelte sinnig mit der Gabel auf dem Teller, und hätte die ganze Nacht trommeln können, wenn nicht endlich der Wirth gefragt hätte, ob ihm gefällig sei, sein Bett zu sehen. Er ging. Wie er am Sitze des Fräuleins vorbei streifte, sah er ihren Handschuh am Boden liegen. Hastig nahm er das Kleinod zu sich; damit ließ sich beim Morgengruß wieder ein verbindliches Gespräch anknüpfen.

Er hatte nicht berechnet, daß er von der Tagreise müder als gewöhnlich sein würde, sonst würd' er sich beim Erwachen nicht gewundert haben, daß die Sonne mit vollen Strahlen an seinen Fenstern lag. Er sprang auf. Die Tischgenossin, der Handschuh, der Morgengruß waren seine ersten Gedanken. Er war voll Wonne, als stand' ihm ein unendliches Glück vor. Die Kleidung ward diesmal mit höchster Sorgfalt angelegt, jedes Stäubchen vom Jagd- und Kleid mit der in Gewohnheit verwandelten Ordnungssucht und Säuberlichkeit eines Kriegers verwischt, der die Pflichten des Gar-nisondienstes kennt. Zuweilen entschlüpfte bei dieser Arbeit wohl

der tiefsten Tiefe seiner Brust ein Seufzer, wenn er an den Handschuh, an seine Uniform, an die polnischen Bekleidungen, an sein jetziges philosophisches Loos dachte.

Indem — noch waren die Stiefel anzuziehen — hörte er sehr vernehmlich die Himmelsstimme der Tischgenossin, und zwar von der Straße herauf. Einen Reisewagen hatte er schon längst vorfahren und packen hören. Was mußte er sich da nicht in Gedanken zusammenstellen! — Er riß das Fenster auf. O weh! er sah die jugendliche Hebe, und zwar in dem entscheidenden Augenblicke, als sie den kleinen niedlichen Fuß auf den Wagentritt setzte, um hineinzusteigen, während der dicke Wirth, höflich die Baumwollensmüge unterm Arm, der Züchtigen nachhalf. — Und indem sie einstieg, blickte sie, noch vor ihrem Verschwinden, aus Haus herauf zum aufgerissenen Fenster, zum halb ohnmächtigen Oberst; ihre seelenvollen Augen schienen ihm mit bescheidenem Tone einen Morgengruß zu wünschen — dann verschwand sie. Der Wirth schlug die Wagenthür zu; es klang dem armen Baron dumpf herauf, als schaufelte man die ersten Grabshollen auf den versenkten Sarg seiner Freunde. — Der Wagen rollte davon zum Thor hinaus.

Als nichts mehr zu sehen und zu hören war, zog der Oberst die glänzenden Stiefel an, und — man muß immer auch den Geist bei solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen wissen — fluchte alle russischen Flüche, die er jemals in Moldau, Wallachei und Finnland gehört hatte. Warum er fluchte, wußte er in der That selbst nicht, aber es that seinem Herzen so wohl, als es irgend einem Heiligen wohl thut, wenn er segnet. Die Jagdtasche stieß er mit dem Fuße weg, daß sie im halben Bogen, wie eine Bombe, gegen die Thüre flog, aber in der unglücklichsten Sekunde von der Welt, nämlich als der dicke Wirth ehrbarlich und harmlos mit dem Kaffee hereintrat und seinen schönsten guten Morgen offerirten wollte. — Die Jagdtasche fiel dem entsezten Wirth erst auf den

Kopf, dann aufs Tassenbrett zwischen Kaffee- und Milchgeschier, daß Alles zu Boden strömte. Der Wirth hätte dem zerschlagenen Frühstück bald nachsinken mögen, denn der siedend-heiße Levantetrunk war ihm über das ganze Gesicht geflossen.

„Bäh!“ schrie der Wirth schmerzlich.

„Bäh!“ schrie der Oberst nach: „Ungeheuer! fahr' Er zum Teufel; wer heißt Ihn meine Jagdtasche salben?“

Der dicke Mann, der in der Verstärkung gar nicht zweifelte, eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben, hob die Scherben auf, bat um Verzeihung und zog ab. — Dieser Unfall war für den Obersten die wohlthätigste Zerstreuung. Sein Zorn war verflogen. Sein Fluchen ging zum Lachen über. Er packte die Jagdtasche; — als er aber den Handschuh nahm, da suchte er die Äpfeln und seufzte. Doch das Gut, welches er von der schönen Tischgenossin geerbt, wollt' er — wenigstens zum Andenken des Abenteurers — behalten.

Er nahm sein Frühstück in der Wirthsstube; er hoffte da Namen und Aufenthalt der abgereiseten Fremden zu erfahren. Allein er fragte vergebens, weil keine Seele die Fremden um ihre Namen befragt hatte. Rühmthig zahlte er seine Schuld, wozu er auch Scherben und Entsetzen des guten Wirthes rechnete, und zog von dannen ins Gebirg enblich.

E i n J a g d s t ü c k .

Je tiefer er ins Gebirge kam, je mehr heiterte sich sein Gemüth auf. Er dachte nun an seinen alten Lehrer, den Pfarrer Mauritius; zuweilen wohl auch an die lebenswürdige Tischgenossin. Er nahm sogar ihren Handschuh einmal aus der Tasche und betrachtete ihn recht aufmerksam. Aus dem Handschuh studirte er die Form des schönen Armes und der Hand und der Finger; zum

Arm dachte er sich dann die Achsel, zur Achsel den schlanken Wuchs, und den Liebreiz aller Glieder und die stolze Majestät der Unschuld.

Er hatte in diesem Augenblicke wirklich nichts Besseres zu thun, als Betrachtungen anzustellen; denn sein Weg bot keine Mannigfaltigkeiten der Gegend dar. Es war auf einer Straße durch Waldung; links und rechts Holz und Berg. Indem fiel nahe vor ihm ein Schuß; die Kugel pfliff neben ihm weg. Der Oberst stand still. „Was gibt's?“ rief er. Ein Fuchs sprang aus dem Dickicht über die Straße; bald darauf trat ein Jäger aus dem Gebüsch und floss ins Hüfthorn. „Fehlgeschossen, Weidmann!“ rief der Oberst: „Balb hätt' es mich getroffen, statt des Fuchses.“

Der Weidmann wandte sich gegen den Oberst: „Wie!“ rief er: „Ist's denn möglich?“ Er trat langsam näher, zog den Hut, und fragte mit vielem Anstande: „Ich irre doch wohl nicht? Sie sind der Baron von Lefnau?“

„Und Sie — wohl, ich erinnere mich Ihrer. Wir haben uns irgendwo gesehen. Wichtig! in London. Sie sind der Graf Streitenberg!“ sagte der Oberst.

„Braver Mann!“ rief der Graf, und umhalsete und küßte den Baron mit großer Innigkeit.

Jetzt gab's Frage über Frage und Freude über Freude. „Kommen Sie mit mir!“ sagte der Graf: „Nicht weit von hier steht ein weidmännisches Frühstück; kalter Braten, ein Glas Wein. Wir wollen theilen.“

Sie gingen. Das Frühstück fand sich unter einer alten Eiche, von einem jungen Jäger bewacht. Der Graf gebot dem Jäger, mit den Hunden heim zu gehen und das Mittagessen auf die rechte Stunde zu bestellen, denn die Jagd sei zu Ende und der Fremde werde Gast sein.

Als der Jäger davon war, fiel der Graf dem Baron abermals um den Hals. „Baron,“ rief er, „ich kann meine Freude

nicht ausdrücken. Wenn Sie nur wüßten, wie tausend- und tausendmal ich Sie zu mir gewünscht habe; wie lieb Sie mir geworden sind. Jetzt, wohin wollen Sie, was haben Sie zu thun? Können Sie ein paar Tage bei mir wohnen? Wollen wir zusammen ziehen? Sind Sie verheirathet? Haben Sie Familie?"

Leinau, theils von des Grafen Innigkeit ergriffen, theils vom guten Weine lebhafter gestimmt, gestand nun ebenfalls, daß er seiner unzählige Male gedacht habe. Der Graf hörte dies mit Wohlgefallen. „Es ist wunderbare Sympathie zwischen uns. Ich liebte Sie, Baron, vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft in London. Und als Sie mir die Banknote damals gaben, und mich aus der allerärgersten Verlegenheit rissen, in die mich die Härte meines Oheims gestoßen hatte, — wahrhaftig, Baron, es hat nie ein Mensch solchen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe keinen Freund — mit aller Sehnsucht nach einem theilnehmenden Herzen fand ich bis jetzt kein's — ich bitte Sie, Baron, können Sie mein Freund werden?"

Der Oberst nahm beide Hände des Grafen, und zog ihn an sich und küßte ihn schweigend.

„Ach, Baron, ich bin unglücklich, sehr unglücklich,“ fuhr der Graf, mit schmerzlichem Blick auf Leinau, fort: „sehr unglücklich. Es ist die Frage, ob Sie . . .“

„Ob was?“ rief Leinau mit schöner Heftigkeit, und der Gedanke an die unbezahlte Londoner Banknote flog ihm durch die Erinnerung: „Unglücklich? Gut! Unglücklich? Ich bin so unglücklich, wie Sie. So passen wir nur besser zusammen. Ich verlasse Sie nicht. Wir theilen mit einander Hab' und Gut, wenn's sein muß. Nein, ich habe nicht vergebens tausendmal in meinem eignen Herzen geschworen, ein edles Antlitz, wie das Ihrige, könne nicht lügen. Graf, wir sind Freunde auf ewig. Wir sind Brüder, für einander von Gott geschaffene Brüder. Dabei bleibt's.“

„Dabei bleibt's, Baron!“ sagte der Graf und umarmte ihn: „So hab' ich endlich gefunden, den Einzigen, den ich so lang ersehnte.“

„Und Brüderschaft in aller Ordnung und Form gemacht!“ schrie der Oberst, indem er beide Gläser mit der Reize der ausgeleerten Flasche füllte: „Ich gehöre dir für ewig — mein Blut dir!“

Der Graf, von gleicher Schwärmerei ergriffen, rief: „Du bist mein Freund; bereu' es doch nie, es zu sein! Du bist mein Bruder, ich kann auch für dich sterben. Nun bin ich nicht mehr unglücklich.“

Sie umarmten sich; dann standen sie rasch auf. „Ich will,“ sagte der Graf, „unter dieser Eiche ein marmornes Denkmal setzen lassen. Wirfst du mir jemals treulos, so fordere ich dich zu dieser Eiche, zu diesem Denkmal.“

„Wie denn?“ sagte der Baron: „Ich denke, du bist unglücklich, weil du vielleicht ohne Vermögen bist, und möchtest Marmorsäulen setzen?“

Der Graf lächelte und sagte: „O nein, lieber Baron, in Armut besteht mein Unglück nicht. Ist's denn ein Unglück, kein Geld zu haben?“

„Du hast Recht, Graf,“ versetzte Keinau, „es war ein Mißverständniß von mir. Ich hoffe, du und ich, auch als Bettler, würden darum nicht unglücklich sein.“

So ging das Gespräch noch lange fort. Arm in Arm schlenderten sie durch den Wald, und als sie ins Freie traten, lag auf einem umbüschten Hügel, der aus der Mitte eines anmuthigen, mehrere Stunden langen und weiten Thals stieg, ein prächtiges Landhaus vor ihnen.

Der Oberst erzählte eben dem Grafen seine Schicksale und Reisen, Feldzüge und Abenteuer in Rußland und Polen, und wie er zuletzt Alles verloren habe, und achtete kaum auf die Herrlich-

nicht ausdrücken. Wenn Sie nur wüßten, wie tausend- und tausendmal ich Sie zu mir gewünscht habe; wie lieb Sie mir geworden sind. Jetzt, wohin wollen Sie, was haben Sie zu thun? Können Sie ein paar Tage bei mir wohnen? Wollen wir zusammen ziehen? Sind Sie verheirathet? Haben Sie Familie?"

Leinau, theils von des Grafen Innigkeit ergriffen, theils vom guten Weine lebhafter gestimmt, gestand nun ebenfalls, daß er seiner unzählige Male gedacht habe. Der Graf hörte dies mit Wohlgefallen. „Es ist wunderbare Sympathie zwischen uns. Ich liebte Sie, Baron, vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft in London. Und als Sie mir die Banknote damals gaben, und mich aus der allerärgersten Verlegenheit rissen, in die mich die Härte meines Oheims gestoßen hatte, — wahrhaftig, Baron, es hat nie ein Mensch solchen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe keinen Freund — mit aller Sehnsucht nach einem theilnehmenden Herzen fand ich bis jetzt kein's — ich bitte Sie, Baron, können Sie mein Freund werden?"

Der Oberst nahm beide Hände des Grafen, und zog ihn an sich und küßte ihn schmelzend.

„Ach, Baron, ich bin unglücklich, sehr unglücklich,“ fuhr der Graf, mit schmerzlichem Blick auf Leinau, fort: „sehr unglücklich. Es ist die Frage, ob Sie . . .“

„Ob was?“ rief Leinau mit schöner Heftigkeit, und der Gedanke an die unbezahlte Londoner Banknote flog ihm durch die Erinnerung: „Unglücklich? Gut! Unglücklich? Ich bin so unglücklich, wie Sie. So passen wir nur besser zusammen. Ich verlasse Sie nicht. Wir theilen mit einander Hab' und Gut, wenn's sein muß. Nein, ich habe nicht vergebens tausendmal in meinem eigenen Herzen geschworen, ein edles Antlitz, wie das Ihrige, könne nicht lügen. Graf, wir sind Freunde auf ewig. Wir sind Brüder, für einander von Gott geschaffene Brüder. Dabei bleibt's.“

„Dabei bleibt's, Baron!“ sagte der Graf und umarmte ihn: „So hab' ich endlich gefunden, den Einzigen, den ich so lang ersehnte.“

„Und Brüderschaft in aller Ordnung und Form gemacht!“ schrie der Oberst, indem er beide Gläser mit der Reize der ausgeleerten Flasche füllte: „Ich gehöre dir für ewig — mein Blut dir!“

Der Graf, von gleicher Schwärmerei ergriffen, rief: „Du bist mein Freund; bereu' es doch nie, es zu sein! Du bist mein Bruder, ich kann auch für dich sterben. Nun bin ich nicht mehr unglücklich.“

Sie umarmten sich; dann standen sie rasch auf. „Ich will“, sagte der Graf, „unter dieser Eiche ein marmornes Denkmal setzen lassen. Wirft du mir jemals treulos, so fordere ich dich zu dieser Eiche, zu diesem Denkmal.“

„Wie denn?“ sagte der Baron: „Ich denke, du bist unglücklich, weil du vielleicht ohne Vermögen bist, und möchtest Marmorsäulen setzen?“

Der Graf lächelte und sagte: „O nein, lieber Baron, in Armut besteht mein Unglück nicht. Ist's denn ein Unglück, kein Geld zu haben?“

„Du hast Recht, Graf,“ versetzte Leinau, „es war ein Mißverständniß von mir. Ich hoffe, du und ich, auch als Bettler, würden darum nicht unglücklich sein.“

So ging das Gespräch noch lange fort. Arm in Arm schlenkerten sie durch den Wald, und als sie ins Freie traten, lag auf einem umbüschten Hügel, der aus der Mitte eines anmuthigen, mehrere Stunden langen und weiten Thals stieg, ein prächtiges Landhaus vor ihnen.

Der Oberst erzählte eben dem Grafen seine Schicksale und Reisen, Feldzüge und Abenteuer in Rußland und Polen, und wie er zuletzt Alles verloren habe, und achtete kaum auf die Herrlich-

zeit der Gartenanlagen, durch welche sie gingen. Als aber die Gemüse zuletzt ganz aus einander traten, und ein weitläufiges, im edelsten Geschmack erbautes Schloß mit großen Vorhöfen, Springbrunnen und Bildsäulen vor ihnen sich ausbreitete, kniete der Baron endlich doch, schwieg, stand still, sah sich um und fragte: „Wem gehört dies Schloß hier?“

„Meinem Oheim!“ antwortete der Graf: „aber ich bewohn' es. Du siehst nun, an Raum fehlt es mir nicht, dich zu beherbergen.“

Der Baron ward ernsthaft und immer ernsthafter, je näher sie dem Schlosse kamen, und er über dem Portal das herzogliche Landeswappen erblickte.

Indem traten zwei Kammerdiener aus dem Schlosse, die mit ehrerbietigem Schmelzen dem Grafen die Jagdflinte abnahmen, so wie dem Baron.

„Können wir speisen?“ fragte der Graf.

„Wenn Ihre Durchlaucht befehlen.“

Der Oberst Leinau sah bald den Grafen, bald das Schloß an. „Was schwätzt der Kerl da?“ sagte Leinau, und zeigte auf den fortgehenden Kammerdiener.

„Wie so?“ fragte der Graf.

„Ich hörte . . .“ stammelte der Baron: „Es klang wie . . .“

„Darf ich dir sagen, jetzt endlich, wie ich heiße, Lieber?“ unterbrach ihn der Graf: „In London wolltest du schlechterdings nichts wissen.“

„Gut — es wäre jetzt Zeit!“ erwiderte der Baron.

„Ich heiße Ludwig.“

„Ganz gut; aber weiter?“

„Nicht so, du zürst nicht?“ sagte der Graf und drückte dem Baron freundlich die Hand: „Ich bin der Erbprinz.“

Der Oberst erschrak, und wollte mit der Hand nach dem Gute fahren.

„Wie? soll ich dich zur Eiche zurückführen, Leinau, wo du mir Bruderliebe schworst?“ sagte der Erbprinz.

„Unter uns fehlt die Grundlage der Freundschaft,“ entgegnete der Baron: „die Gleichheit.“

„Vor der Welt, lieber Leinau, fehlt sie,“ versetzte der Prinz, „aber unter uns nicht. Vor der Welt gib du mit die alltägliche Titulatur! unter uns bin ich dein Bruder; da heiße mich beim rechten Namen Ludwig.“

A u f f ü s s e.

Der Oberst vergaß in der Gesellschaft des Prinzen, den Pfarrer Mauritius zu besuchen, den er eigentlich doch nur aus langer Weile aufgesucht haben würde. Beide junge Männer hatten darin nicht Unrecht, daß sie für einander geboren zu sein glaubten. Beide liebten, haßten, ehrten oder verachteten die gleichen Gegenstände, aber oft aus ganz entgegengesetzten Gründen. Der Prinz, ob er gleich nicht gemüthlicher war, als der Oberst, hatte noch mehr Neigung als dieser, Alles mit Schwärmerei zu umfassen. Er war von reizbarem Gefühl; der Oberst besonnener, ruhiger oder wenigstens mehr Herr seiner Empfindungen. Einer mißversteht den andern, oder hob ihn, wo er sank, oder läuterte dessen Sinn. Einer glaubte dem andern immer die größten Verbindlichkeiten schuldig zu sein. — Von nun an wurden ihre Studien, ihre Vergnügungen die gleichen. Der Baron ließ sich gern gefallen, als Gesellschafter im Schlosse des Erbprinzen zu bleiben, und dieser lebte in so belehrendem, erheiterndem Umgange neu auf. Denn vom regierenden Herzog zurückgebrängt, beinahe gehaßt, war sein Leben bisher dem eines Gefangenen oder Verwiesenen ähnlich gewesen. Man liebte den

Erbsprinzen zwar allgemein im Lande um dieser unverschuldeten Härte willen desto inniger, aber Keiner unterstand sich, das öffentlich zu äußern.

Der Oberst erhielt wenige Tage nach seinem Einzuge in Friedensheim, so hieß das Landhaus des Erbsprinzen, einen überzeugenden Beweis von der Härte des regierenden Herzogs gegen seinen Neffen.

Der Prinz wollte nämlich seinem Freunde ein Geldgeschenk machen, da er wußte, wie der Oberst den größten Theil des Vermögens verloren und eher in dürftigen, als glänzenden Umständen war. Er brachte ihm das Geschenk, wie er sagte, als Zins von jegem Kapital, das er einst vom Baron in London erhalten. „Und ob ich das Geld gleich deinem Verwalter baar, sobald ich ankam, zugeschildt habe,“ setzte er hinzu, „muß ich es dir doch lebenslänglich verzinsen. Denn ich war in der größten Verzweiflung. Der Herzog ließ mich ohne Hilfe, und doch hatt' ich seinen strengen Befehl, weder Schulden zu machen, noch mein Infognito zu brechen. Dazu rief er mich plötzlich zurück — ich weiß nicht, welche Folgen daraus entstanden wären, hatt' ich seinen Befehl nur im kleinsten Punkte versäumt.“

Jetzt ward über die vorgebliche Rückzahlung gesprochen. Der Prinz staunte, daß der Baron davon nichts wissen wollte. Er bewies seine Zahlung mit dem Empfangschein des Postamts. Nun ward ein Ritt zum Verwalter gemacht; der alte ehrliche Mann betheuerte, nie diese Summe erhalten zu haben. Der Prinz ließ auf der Stelle Untersuchungen beim Postamt anstellen und den Empfangschein vorweisen. Da wies dieses einen herzoglichen Befehl vor, vermöge welches alle Briefe des Prinzen an die höchste Stelle eingeliefert werden mußten. — Nun war das Räthsel gelöst.

Aber eben die Mühe, welche man zu dieser Lösung angewandt hatte, brachte noch andere Wirkungen hervor. Der Herzog ward

dadurch auf den Baron von Reinau aufmerksam, und daß er wieder im Lande sei. Vermuthlich hielt er ihn für einen Mißvergünstigen, ~~der~~ sich eben deswegen an den Erbprinzen gemacht habe. Es kam der gemessene Befehl, der Prinz solle den Baron aus seinen Umgebungen entfernen.

Hier blieb nichts übrig, als stummer Gehorsam, wenn man den Landesfürsten nicht zu heftigern Maßregeln reizen wollte. Der Oberst kehrte zu seinem kleinen Meierhof zurück, und empfing hier wochenlange Besuche seines fürstlichen Freundes; oder, fehlten diese, doch Briefe; oder man kam Mitte Weges zusammen. Beide Männer waren nun einmal einander zum Bedürfniß geworden, und die ihnen widerstehende Strenge von oben her schloß sie nur brüderlicher zusammen.

V e r ä n d e r u n g e n .

An einem stürmischen Wintermorgen — es lag draußen hoher Schnee — es war noch finster — der Oberst noch im Bett — entstand Lärmen vor dem Meierhofs. Man pochte. Man öffnete. Es ging die Treppe auf und ab. Der Oberst vermuthete beinahe, der Erbprinz, den er seit einigen Tagen wegen schlechten Wetters nicht gesehen, sei angekommen.

Nach einer Weile trat der alte Verwalter mit brennendem Licht und einem großen Briefe ins Zimmer vor das Bett des Barons. — „Wer ist so früh angekommen?“ fragte dieser. — „Ein herzoglicher Kurier aus der Residenz mit diesem Schreiben!“ antwortete der Verwalter.

Der Baron erschrak. Se. Durchlaucht der Herzog, dessen Fürstenblick der Oberst nie vergessen hatte, konnte unmöglich etwas Gutes im Schilde führen. „Vermuthlich ein allergnädigster Befehl,“ dachte er, „dem Erbprinzen die Thüre zu weisen, wenn er

mich auf dem Meierhof in meinem Stübchen heimsucht.“ Aber die Adresse des Briefes lautete: „An den Präsidenten Unseres geheimen Rathes den Baron August von Lelau.“

„Was?“ rief der Oberst und sprang im Bette auf: „Ich Geheimerrathspräsident? Sind die Leute närrisch geworden, oder wollen sie mich närrisch machen?“

Er riß das Schreiben auf, und las seine Ernennung zur ersten Staatswürde in aller Form abgefaßt; hinzugefügt war der huldreiche Befehl, auf der Stelle in die Residenz zu kommen. Unterzeichnet war Ludwig. Mit eigener Hand hatte dieser noch darunter geschrieben: „Die erste Handlung beim Antritt meiner Regierung ist, daß ich Sie, lieber Baron, an meine Seite rufe. Kommen Sie unverzüglich.“

Der Baron war, wie man zu sagen pflegt, wie aus den Wolken gefallen. „Ist denn der Herzog gestorben?“ fragte er den Verwalter. Dieser wußte davon nichts. Der Kurier ward befragt; die Antwort lautete: „am Schlagfluß.“ Der Verwalter zitterte bei diesen Worten an allen Gliedern, denn er liebte die Schlagflüsse nicht. Er eilte zum Baron und sagte: „Se. Durchlaucht, der höchstselige Herzog, sind gestorben.“ Aber das Wort Schlagfluß kam ihm nicht über die Lippen.

„Was, wie? so plötzlich?“ rief der Baron.

„Der Höchstselige waren immer rasch in Dero Resolutionsen.“

„Aber wie denn? durch Krankheit oder anderes Unglück?“

„Se. Durchlaucht geruhten am — am — Zufall zu sterben.“

„Bravo!“ rief der Oberst, warf sich in Kesselfleider und in den Wagen seines Verwalters und eilte zur Residenz.

Gespräch über Fürstenleben.

Die Einleitung zur Anekdote, welche wir eigentlich erzählen wollen, ist wahrhaftig länger geworden, als die Anekdote selbst sein wird. Dies ist die natürliche Folge, wenn man im Plaudern besser, als im Erzählen gekübt, und ohne Kenntniß der Regeln ist, durch welche ein wohlgezogener Schriftsteller gefällt. Referent, obnehin ein Mann, der seine gute Reife von Jahren zählt, macht weniger auf Schriftstellerischen Ruhm, als auf Wahrheitsliebe Anspruch. Man halte ihm also das zu gute, was in allem Vorigen nicht zur Sache gehörte.

Es ist bekannt, Herzog Ludwig machte gleich bei seinem Regierungsantritt große Veränderungen, sowohl in der Verwaltung, als im Personal der ersten Beamten und des Hofes. Prachtaufwand zur Verherrlichung seiner Würde liebte er nicht; er meinte, ein Fürst müsse die größte Pracht in seinen Thaten, und die meiste Würde in der Würdigkeit zu seinem Berufe zeigen. Um Geld in Umlauf zu setzen, besoldete er weder Verschnittene auf dem Theater, noch verlor er großmüthig im Spiel, noch setzte er Juweliere, Goldarbeiter und andere Diener des fruchtlosen Aufwandes in starke Nahrung. Aber er baute durch sein Land dauerhafte Hochstraßen, von den Deutsch-Franzosen sonst Chaussees genannt; er ließ für arme Leute zwar keine Almosen austheilen, aber dafür öffentliche Arbeitsschulen und Arbeitshäuser errichten; ließ zwar wenig tabellarisiren, aber dafür schleunigern Geschäftsgang einrichten; kluge Beamte waren ihm zwar vorzüglich lieb, aber rechtschaffene Beamte waren ihm noch theurer, als die klugen. Unerbittlich gegen nachlässige oder fehlbare Beamte, noch strenger gegen die höhern, als die niedern Staatsdiener, selbst schon ihre Grobheit gegen den geringsten Bürger mit Ernst rügend, war er gleich willig, den Verdienstvollen zu lohnen. Bei ihm aber galt nur der für einen

Mann von Verdienst, der — nicht bloß Amtspflichten treu und fleißig vollstreckte („dafür seid Ihr mit Geld und Auszeichnung hinlänglich bezahlt!“ sagte er oft), sondern der auch da dem Staate einen Vorthell oder Ruhm verschaffte, wo es zu thun nicht geboten werden konnte.

Es ist unbeschreiblich, welch ein Leben plötzlich in den Gang der Geschäfte kam. Oh' ein Jahr verfloß, war im ganzen Herzogthum anderer Geist, anderer Ton. Die höhern Beamten, persönlich verantwortlich für die Arbeiten der untern, und so vom Präsidenten des Geheimenraths hinab bis zum besoldeten Abschreiber in den Aemtern, bewachten die Thätigkeit der andern mit rastloser Sorgfalt. Man hätte sehen sollen, mit welcher Artigkeit jeder, auch der geringste Mann des Volks empfangen, angehört und abgefertigt ward — ja sogar, es ist beinahe unglaublich, die Postoffizianten und Pässeeschreiber verloren ihre Ungeschliffenheit und lernten höflich sein.

Ich werde vielleicht an einem andern und schicklichern Orte die durch Herzog Ludwig gemachten Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung schildern. Man verzeihe mir, daß ich hier schon wieder mehr plauderte, als zur Sache gehörte. Aber wer kann von dem immer schweigen, woran man mit Wohlgefallen denken muß?

„Wohlan,“ sagte eines Tages der Herzog in einer frohen Stimmung zu seinem Freunde, „wohlan, lieber Leinau, unsere Sachen gehen gut. Ich sehe es den Leuten überall an den Augen an, sie sind zufrieden mit uns. Ich freue mich, denn ich bekomme wahrhaftig Achtung für mich selbst. Aus dem Lohne, der im Lande herrscht, lernt man den Mann kennen, der obenan steht. — Du freilich thust in vielen Dingen mehr als ich, und sollst es thun; aber mein Verdienst ist, daß ich dich an die Spitze der Geschäfte stellte, und willst du mir's nicht als Verdienst gelten lassen, nenn' ich's Glück. Was fehlt uns noch? Wir haben vollauf zu thun.“

Es ist noch manches auszubessern. Aber mit Gerechtigkeit und Liebe kann's ein Fürst allen Rechtschaffenen gerecht machen, selbst wenn diese nicht immer empfangen, was sie wünschen. Am meisten freut mich's, daß ich meine Umgebungen gesäubert habe, daß das gottlose Intriguiren, die verruchte Augenbieneret aufgehört hat; daß ich überzeugt sein kann, jeder thut seine Pflicht, weil er sie lieb gewonnen hat, nicht weil er sich vor mir breit machen möchte.“

„Du guter Fürst!“ sagte der Geheimrathspräsident: „glaubst du das im Ernst?“

— Allerdings.

„Und ich bin des Gegentheils überzeugt!“ sagte der Baron: „In einem Lande, wie bei uns, wo der Fürst zu Allem, auch zum Bösen und Verderblichen, das Recht hat, wo ihn kein Gesetz beschränkt, weil er selbst das Gesetz ist: da gibt es für Leben und Eigenthum der Einzelnen keine wahre Sicherheit, weil Alles in des Machthabers Macht liegt. Bei der Sorge eines Jeden für sich selbst, verwandelt sich die Tugend in bloße Klugheit und Augenbieneret. Jeder benutzt, so weit er kann, die Einrichtungen des Landes, oder die Art des Landesherrn, zum eigenen Vortheil; und ist's ihm zu verargen? — Es müßte wunderbar sein, wenn bei uns nicht der unschuldigste, redlichste Mann, gegen den Niemand etwas weiß, durch einen einzigen Blick von Dir, zum strafbaren Verbrecher gestempelt werden könnte. Man wird auf der Stelle in seinen Handlungen tausend Vergehungen entdecken, die ihn um Vermögen, Ehre, Freiheit und Leben bringen können. Wo der Landesherr das Recht hat, Unrecht zu thun, werden seine Schlechtigkeiten eben so viel Bewunderer, als seine Tugenden, finden, und ist überall kein unantastbares Recht mehr für Andere vorhanden. Die Moralität des Landesherrn ist die schlechteste und unsicherste Staatsverfassung; sie ist die Staats-

verfassung der Afsaten. Der bravste Mann in deinem Herzogthum hat so wenig Sicherheit der Ehre und des Vermögens, als Sicherheit für die Dauer deiner Jugend.“

— Da wären wir ja ärger daran, als in der Türkei.

„Ich glaube es auch, und zwar darum ärger, weil man bei uns in gesetzlichen Formen jeden um Freiheit und Wohlfahrt bringen kann, dort nur mit roher Gewalt. Denn bei uns ist das Gesetz kein Maßstab, keine Schutzwehr des Rechts jedes Bürgers, sondern nur ein Sehglas für die Augen der Angestellten und Beamten, um das Recht der Einzelnen dadurch zu erkennen. Aber dasselbe Glas, je nachdem man es hält, kann vergrößern, kann wieder verkleinern, und sogar zum Brennglas dienen. Was ist also Gesetz, Recht und Sicherheit bei uns?“

— Ich verstehe dich nicht, Reimau.

„Weil du zu edel bist, um das Abscheuliche zu verstehen. Aber das ist dein Loos, dein unglückliches, weil du Fürst bist, daß du weder jemals zur genauen Kenntniß derer gelangen kannst, die sich dir nahen, noch durch Andere zur Kenntniß deiner selbst gelangst. Die Fürsten werden gewöhnlich Despoten, nicht weil sie es eigentlich sein wollen, sondern weil ihre Diener Sklaven sein wollen. Je größere Fehler du begehst, je äufziger wird man sie vergolden. Sei grausam, man wird dir, anbetend und vergötternd, zu Füßen fallen, was jetzt Keiner wagt, weil man sich vor deinem Edelstamm schämen würde. Du lernst Niemanden als das kennen, was er ist, sobald er in deine Nähe tritt. Jeder verwandelt sich, um dir zu gefallen; und will dir gefallen, wahrlich beinetwillen nicht, sondern seines Eigennuzes oder seiner Sicherheit wegen. Man sagt, es sei ein Zauberkreis um die Fürsten gezogen; aber nicht die angestammte Vortrefflichkeit und Würde des Fürsten zieht ihn, sondern die angestammte Niederträchtigkeit und feige Selbstsucht der Rnchte zieht ihn. Fürwahr, es gibt vielleicht wenig Menschen,

die, unzugänglich aller Hoffnung und Furcht in der Nähe der Thronen, ihre Grundsätze und ihre Tugend höher, als den Einsatz ihres Fürsten achten; und vielleicht wenig Fürsten, denen man einige Aufmerksamkeit widmen würde, wenn sie als Privatleute im Volke sich durch innern, eigenen Werth geltend machen sollten. Es ist an dem Sprichwort mehr, als man glaubt: Fürsten haben selten wahre Freunde.“

— Doch, ich habe dich.

„Darum bist du eine Seltenheit unter den Fürsten.“

— Und, sei nicht halsstarrig, du bist heut' ein wenig äbler Laune. Wollen wir einen Ritt nach Friedesheim thun?

„Ich bin der besten Laune. Es wäre des Versuchs werth, zu wissen, wer von uns beiden in diesem Stücke irrt?“

— Wie aber den Versuch machen?

„Wähle dir zum Beispiel einmal den rechtschaffensten Mann im Herzogthum zur Globesrolle. Stelle dich erbittert auf ihn, wenigstens unzufrieden; aber anhaltend, dann gib Acht, wie Alles über den Unglücklichen herfallen, wie der Unschuldige in einen Verbrecher verwandelt werden wird, um dir Genüge zu leisten. Dann überzeuge dich, daß auch der Edelste in deinem Lande, wenn du ihn verderben willst, weder seiner Ehre noch seines Vermögens sicher sei. — Du kennst zum Beispiel den Archivregistrator Helmolz; den kenntnißvollen, unermüdet thätigen, treuen, redlichen Mann, über den kein Mensch zu klagen hat, weil er allen hilft; der bei seiner geringen Besoldung doch noch nie um Zulagen zu dringlich ward und dabei fast immer die Arbeiten des Staatsarchivars verrichtet, der bei reichlicher Besoldung und übrigem großem Vermögen sich wohl sein läßt.“

— In der That, ich habe schon daran gedacht, des guten Helmolz Gehalt ein wenig anzubessern. Der Mann hat drei, vier Kinder, wenig eigenes Vermögen. Seine Schriftstellerei, die er

nebenbei treibt, mag ihm auch nicht viel eintragen. Aber ihm eine saure Stunde machen, das könnt' ich nicht.

„Allein die Lehre, die wir daraus zögen, wäre viel werth. Gib diesen Unschuldigen einmal den Speichelleckern preis. Zur Stunde weiß noch Niemand etwas gegen ihn; in kurzer Zeit wird Jeder ihm begangene Verbrechen beweisen können. Da wirst du deine Leute kennen lernen. Aber der ehrliche Helmsold, ich gebe dir mein Wort, soll nicht versinken. Ich will schon im rechten Augenblick dazwischen treten. Dann muß er fürslich für die Schlachtopferrolle entschädigt werden, die wir ihn, höherer Zwecke willen, wider seinen Willen spielen ließen.“

— Ich begreife nicht, was man gegen diesen Mann wird aufbringen können.

„Oben deswegen laß uns diese Komödie spielen. Vielleicht hab' ich Unrecht.“

— Gut, Keinau, es sei. Ich geb' ihn preis. Ich will sehen, ob meine Leute Sklaven sind.

Der Fürkenbild.

„Ist, der da über den Platz geht, nicht der Registrator Helmsold?“ fragte eines Tages der Herzog, aus Fenster seines Audienzsaales gelehnt, die um ihn Stehenden.

„Er ist's!“ sagte Jeder.

„Ein unaussehnlich widerliches Gesicht!“ fuhr der Herzog fort.

„Er hat freilich etwas Verstecktes, Affektirtes in seinem Wesen, aber er ist daneben ein ganz braver Mann!“ sagte der geheime Justizrath von Strom.

„Es ist etwas Kaltes, Hämißches, Fatales in seinen Zügen, das läßt sich durchaus nicht läugnen,“ sagte der Staatsarchivar von Wandel: „aber so viel ich weiß, ein grundehrlicher Mann ist er.“

„Grundhehlicher Mann?“ rief der Herzog heftig, indem er die Stirn runzelte und dem Archivar einen vernichtenden Blick zuwarf: „Wandel, Sie kennen vermuthlich Ihre Leute schlecht. Sie sind zu gutmüthig. Dem Helmolb ist nicht zu trauen, oder die Natur wäre zur Lügnerin an ihm geworden. Er scheint mir voller Gift und Lüge. Sprechen Sie mir von dem Menschen nicht wieder — ich wollte, er wäre überall, nur nicht in meinem Dienste.“

Der Archivar erblaßte, da er des Herzogs zornigen Blick sah. — Alle verstummten.

„Wandel!“ rief der Herzog nach einer Weile: „Warum werden Sie blaß? Ich will nicht hoffen, daß Sie mit dem Menschen Parthie machen?“

„Beßte mich Gott, Ihre Durchlaucht; ich stehe durchaus in keiner Verbindung mit ihm, als so weit es mein Amt fordert!“ erwiderte der Archivar: „Ich habe nie mit ihm zu thun haben mögen, denn, in der That, wie Ew. Durchlaucht sehr richtig bemerkten, es scheint viel Falschheit in ihm zu nisten. Ich habe Ew. Durchlaucht schon mehrmals unterthänigst angehen wollen, ihm seine Entlassung zu geben. Er ist Schriftsteller, korrespondirt mit vielen Ausländern, und hat die wichtigsten Aktenstücke des Staates unter Händen. Ich kann ihm nicht trauen.“

„Ohne daß er eines Vergehens überwiesen wird,“ versetzte der Herzog, „darf ich ihm nicht den Abschied geben, oder ich wäre ungerecht.“

„Ich habe ihn einen braven Mann genannt,“ sagte der geheime Justizrath von Strom, „weil ich ungern das Wort gegen Jemand führe. Der Mann hat Weib und Kinder, ich möchte die nicht unglücklich machen. Aber da hier nun einmal die Rede über ihn sein soll, gebeut mir Ehrfurcht vor Ew. Durchlaucht, zu bekennen, daß der Helmolb durch seine ruchlose Wütherschreiberei schon zehnmal die Festung oder Landesverweisung verdient hat.“

Nicht Throne, nicht Kläre, nicht öffentliche, nicht Privatehre sind vor den giftigen, jesuitischlistig versteckten Ausfällen dieses Menschen sicher. Ich getraue mich, Anklage zu führen und zu beweisen, daß Helmold schon allzuoft in seinem Journal sowohl die Staatsverwaltung, wie die hohen Regenten unsers Herzogthums der Verachtung des Volks preisgegeben. Wie kann, wo solche Frechheit ungestraft bleibt, Liebe zum Fürsten, Ehrfurcht vor den Geseßen sein?“

Jetzt nahm ein Oberschrentath, dann nahmen ein paar Generale, dann der Oberpolizeidirektor und so einer nach dem andern das Wort; und Jeder wußte so viel Vergehen, groß und klein, von Helmold, daß in der That dieser Mann dem Baron von Leitau am Ende nicht so ganz rein mehr galt, als er beim ersten Blick gewesen zu sein schien. Denn es wurden zu allerlei Anklagen und entehrenden Anekdoten nicht nur Beweise verheißten, sondern sehr achtungswerthe Männer, als Zeugen, genannt.

„Ist denn der Mensch wirklich so schlecht, so gefährlich,“ rief der erstaunte Herzog: „warum zog man ihn nicht längst zur Rechenschaft und behandelte ihn laut bestehenden Verordnungen und Geseßen?“

Er verließ mit Unwillen die Versammlung.

F o l g e n d a v o n .

Der Registrator Helmold empfand bald die Wirkungen jenes Fürstenblicks. Man zog sich schon von ihm zurück. Es ging von Ohr zu Ohr, es liehe übel mit ihm; er sei beim Herzog in Ungnade. Höhere Beamte begegneten ihm mit Unwillen und Härte oder Kälte. Seinesgleichen entfernte sich vorsichtig von ihm. Seine Feinde, seine ehemaligen Reiber ließen ihren Mißschadenfroß über ihn hinfpielen.

Helmold bemerkte bald, es gehe in Betreff seiner etwas vor. Er fragte bei diesem und jenem an — man suchte die Aehseln; man wollte nichts wissen. Helmold blieb ruhig. „Was sieht die Menschen an?“ sagte er zu sich selbst: „Ich habe keinen beleidigt, ich habe nichts verbrochen, ich thue meine Pflichten, — was haben sie wider mich? Zum Glück ist ihre Freundschaft zu meinem Trostfenn nicht nöthig.“

So dachte er laut; aber leise dachte er doch anders. Es schmerzte ihn diese Zurücksetzung und Kälte tiefer, als er's sich selbst glauben machen wollte. Er zog sich von den meisten Gesellschaften, die er ohnedem nur sparsam zu besuchen pflegte, ganz zurück, und lebte seiner Familie desto mehr. Er hatte eine vortreffliche Gattin, eine liebenswürdige Tochter, ein paar hoffnungsvolle Söhne von zwölf bis vierzehn Jahren. Die reizende Emma, der Angapfel ihrer Aeltern, zwar ganz dazu geeignet, einen Mann durch ihre Hand zu beglücken; sie zählte schon neunzehn Jahre, noch aber war es keinem eingefallen, die schöne Hand zu fordern, denn — sie war ohne Mitgift. Der Registrator galt eher für dürftig, als wohlhabend. Sein Gehalt reichte zur Erziehung seiner Kinder in einer Residenz nicht hin, darum mußte er sich in Nebenstunden auf Erwerb der Schriftstellerei legen, ungeachtet er wenig Talent dazu, folglich wenig Glück hatte.

Um die Harmlosigkeit der Seinigen gar nicht zu hören, verschloß Helmold seinen Verdruß in sich, und sagte zu Hause kein Wort von Allem, was ihm begegnete. — Desto härter aber war ihnen nachher der erste Donnerschlag des ausbrechenden Gewitters, von dessen Annäherung sie keine Ahnung hatten.

Eines Tages ließ der Staatsarchivar Helmolden zu sich rufen. Helmold kam. Herr von Wandel trat ihm ernst entgegen, wies ihm das neueste Heft der Helmold'schen Monatsschrift, und fragte:

„Wer hat den Etat vom Schuldenwesen unsers Landes in Ihr Journal eingesandt?“

„Niemand, Herr Staatsarchivar. Ich selbst rückte ihn ein.“

„Wer bevollmächtigte Sie dazu?“

„Niemand besonders; denn schon ähnliche Aufsätze standen darin, und Sie hatten nie etwas dagegen.“

„Ich lese Ihr Journal nicht, daher konnt' ich nichts dagegen sagen. Aber Ihre Instruktion verbietet, ohne meine Erlaubniß keine archivarishe Urkunde auf irgend eine Weise Andern mitzutheilen.“

„Der Schuldenetat zirkulirt aber in vielen Abschriften in der Stadt; Auszüge davon stehen schon in einer ausländischen Zeitung. Ich nahm die Urkunden nicht aus dem Archiv.“

„Alles das berechtigte Sie nicht, als Beamter, die vollständige Publizität zu geben. Sehen Sie, Sie sind verantwortlich.“

Wenige Tage darauf ward Helmolb vor das Hofgericht zittirt. Ehe dieses aber geschah, ereignete sich ein anderer Umstand. Der Herzog verlangte zufällig Einsicht von einer geheimen Korrespondenz, die der verstorbene Fürst, sein Oheim, mit einem Minister einer auswärtigen großen Macht geführt, und wovon der Herzog in einer ausländischen Zeitschrift kurze Andeutungen gefunden. Der Staatsarchivar forderte die Originalien vom Registrator; dieser, unter dessen Aufsicht sie gelegen, fand sie nicht mehr. Der Staatsarchivar schüttelte argwöhnlich den Kopf.

Den Tag nachher traten Polizeibediente in Helmolb's Haus, erklärten ihm auf Befehl Sr. Durchlaucht Hausarrest und versiegelten sämtliche Papiere aller Art, die dem Ober-Polizeidirektor überbracht werden mußten. — Ein fürchterlicher Jammer in der ganzen Familie. Nur Helmolb, sich seiner Unschuld bewußt, tröstete Alle, so gut er konnte. Er blieb unerschrocken.

Bei der förmlichen Untersuchung von Helmolb's Papieren, die

in seiner Gegenwart geschah, fand sich zwar die erwähnte geheime Korrespondenz nicht, hingegen manche andere Urkunde aus dem Staatsarchiv. Er erklärte, sie in seine Wohnung genommen zu haben, als er Krankheit halber das Archiv nicht besuchen konnte und die Arbeiten zu Hause fortzusetzen Erlaubniß hatte. Daß sie noch nicht zurückgestellt wären, gestand er, sei in Vergessenheit geschehen. Er batte deshalb um Verzeihung.

Man durchlas seine Aufsätze und Privatbriefe, um Spuren zu finden, ob er vielleicht von der oben erwähnten geheimen Korrespondenz Mißbrauch gemacht? In der That schienen ihn einige Ausdrücke auswärtiger Freunde verdächtig machen zu können. Man fand Briefkonzepte von seiner Hand, in denen er sich in ziemlich ungemessenen Ausdrücken über die durch den neuen Herzog gemachte Wahl des Geheimenrathspräsidenten aufhielt; ihn einen Günstling des Herzogs nannte, und von diesem und seinen philanthropischen Verwaltungsabänderungen wenig Gutes für das Land verheiß. Zwar stellte Helmold vor, diese Briefe wären gleich in den ersten Wochen der Regierung Herzog Ludwigs geschrieben worden, seitdem habe er seinen Sinn so gut geändert, wie das ganze Land die Ansichten geändert habe; — zwar stellte er vor, diese Briefe könnten ihm, als flüchtig geäußerte Meinungen an vertraute Freunde, so wenig zum Vorwurf gereichen, als wenn Jemand in Privatkreisen mündlich gegen einen Freund äußerte, wie er dachte. Doch waren die fatalen Zeilen geschrieben. Man fand deren bald noch über andere Dinge, die seine Unzufriedenheit erregt hatten. — Alles verwandelte sich in Anklagepunkte gegen ihn. Es ward förmlicher Verhaft gegen ihn, als Staatsverbrecher und ungetreuen Beamten, ausgesprochen.

Da Helmold diese Worte hörte, richtete er sich empor, und lächelnd sagte er: „Man sucht gewaltthätiger Weise Verbrechen an mir und findet sie. Ich will bekennen, daß ich aus Vergessen-

heit ein paar alte Urkunden im Hause liegen hatte, woraus freilich dem Staate kein Unglück erwuchs; — ich will bekennen, daß ich in vertrauten Meinungsergüssen gegen Freunde über die neuesten Staatsveränderungen offenerherzig war, woraus dem Staate kein Schade erwuchs. Meine spätern Briefe an Freunde, und öffentliche Aeußerungen in meiner Zeitschrift, könnten beweisen, wie anderes Sinnes ich durch die folgerechten, weisen Verfügungen der neuen Regierung geworden sei. — Aber vermuthlich wäre dies vergebens. Doch, meine Herren, wollte man bei jedem Einzelnen von Ihnen ein Versehen aus Vergessenheit, oder andern Ursachen, so streng aufheben; wollte man Ihre Papiere, Ihre Privatbriefe, Ihre in vertrauten Kreisen geäußerten Meinungen würdigen — wenige würden vielleicht sein, die nicht so strafbar wären, als ich!“

Diese Aeußerungen erregten im Hofgericht den tiefsten Unwillen. Er sprach mit Stolz, mit Kraft noch lange in diesem Ton. Das Murren Aller unterbrach ihn. Der Präsident mußte ihm Schweigen gebieten und ihn abtreten lassen.

Da stand der greise Hofrath von Ferlach auf und sprach: „Es ist nicht recht, daß wir seine Vertheidigung unterbrechen. Daß wir es thun, beweiset, er habe Recht gehabt. Wir haben gegen ihn die Untersuchung nicht richterlich, sondern feindselig begonnen. Ich protestire gegen dieses Verfahren; ich biete meine Hand dazu; ich verlange, daß meine Protestation dem Protokoll einverleibt werde.“

Es war umsonst, den alten Herrn des Bessern zu belehren — ihn zu warnen, ihm mit der Ungnade des Herzogs zu drohen. „Ich bin,“ sprach er: „im Dienst unsers Staates alt und gran geworden; jeberzeit hab' ich Gerechtigkeit geliebt. Denke nun Se. Durchlaucht von mir, wie es ihm beliebt. Wenn aber solche

Inquisitionen gut geheissen werden, dann erlaube Se. Durchlaucht, daß ich von Hochdemselben denke, wie es mir beliebt.“

Sowohl der Baron von Leinau, als der Herzog erfuhren Helmolb's Verhaftung und den Gang seines Processes; sie ließen dem Geschäfte seinen Lauf. Als aber des alten Ferlach's trotzige Aeußerungen dem Herzoge vorgebracht wurden, schien er betroffen zu sein. Alle Höflinge beobachteten den Blick des Fürsten. Es war in Allen die Frage: „müssen wir ihn auch verderben?“

In Helmolb's Hause war große Betrübniß. Der Vater fehlte — er war im Verhaft, und schwerer Verbrechen angeklagt. Niemand ward zu ihm gelassen; selbst seine Gattin, seine Kinder durften ihn nicht ohne Zeugen sprechen. Nach einigen Wochen fehlte es schon an baarem Geld in der Wirtschaft; Frau Helmolb sprach ihre alten Freunde an; man suchte der guten Frau los zu werden, gab Kleinigkeiten, und zog sich von dem Hause zurück, auf welchem nun einmal der Fluch des Herrn lag.

D a s J u w e l l.

Herzog Ludwig hatte sich malen und sein Bildniß in einige Duzend goldene Dosen, mit Diamanten und Perlen geschmückt, setzen lassen, um damit an Gesandte, an Boten angenehmer Nachrichten, an Schriftsteller, die ihm Bücher bedizirten u. s. w. Geschenke machen zu können nach Fürstenbrauch. Baron Leinau, wie er an einem Herbstabend, in seinen Oberrock gehüllt, durch die Residenz ging, und am Hause des Goldjuwellers vorbei, gerietß auf den Einfall, hinzugehen, um die bestellten Dosen zu besichtigen.

Der Juweller, erkannt über die Erscheinung des Präsidenten, empfing ihn im Gewölbe und schien in großer Verlegenheit. Die Dosen waren im Nebenzimmer, und doch wollte er den Präsidenten nicht dahin führen, wie es schien. Unter einem Vorwande sprang

dem erstaunten Fräulein zurückbrachte. Sie wollte es nicht annehmen. „Sie müssen!“ sagte in großer Kengilligkeit der Juweller: „Ich habe Befehl dazu. Das Geld dazu ist schon in meinen Händen.“ Jetzt drang Emma heftiger in ihn: „Wie? das Geld? von wem?“ Der weichherzige Juweller, dessen Kardinaltugend das Schwelgen eben nicht war, gestand Alles. Emma ward feuerroth. Der Juweller legte das Halsband auf den Tisch und eilte davon.

Er that sehr wohl daran, denn die betrühte Emma war der Einsamkeit bedürftig. Eine halbe Stunde saß sie da, träumend bewußtlos, weinend, die Hände gefaltet. Der Geheimrathspräsident war ihr — denn sie lebte sehr eingezogen — bis zum heutigen Tag von Person unbekannt gewesen. Als sie beim Juweller um ihren Verkauf weinte, und dieser dann plötzlich ins Zimmer gesprungen war, und sagte: „Fräulein, verbergen Sie Ihre Thränen! Se. Erzellenz, der Herr Geheimrathspräsident, werden den Augenblick hereintreten!“ war sie tief erschrocken. Denn Emma fürchtete diese hohe Erzellenz seit dem Unglück ihres guten Vaters. Sie wollte sich schnell entfernen. Wie sie aber ins Gewölbe getreten, den jungen, erhabenen Mann sah — denselben, mit welchem sie einst im Wirthshaus zu Nacht gegessen — denselben, an den sie seitdem ziemlich oft gedacht hatte, wie er so ehrerbietig, liebevoll, so ganz eigen gewesen, wie andere Menschen nicht sind; — denselben, mit dem ihr Herz oder ihre Einbildung sich manymal und gern, doch auch kinblich unschuldig, beschäftigt hatte; — — ach! in solchem Alter beschäftigen sich ja wohl zuweilen Herz und Einbildung mit Träumen! — denselben, dessen Wiederfinden, Wiedersehen sie im Stillen gläubig, ich möchte eher sagen, ein wenig abergläubig gehofft hatte, ohne von diesem Aberglauben dem Papa und der Mama eine Silbe zu verrathen — genug, wie sie ihn sah, da verlor die ohnehin zu

tiefe Bewegte Besonnenheit und Muth. Ihr ward nicht wohl. Er hatte sie zu ihrem Hause geführt; aber sie wußte kaum davon und zweifelte daran, als sie allein war. Aber jetzt zweifelte sie nicht mehr, denn das Halsband lag auf dem Tische. Sie nahm es aus dem Saffiankästchen, brückte es laut schluchzend an ihr Herz, und flüßerte leise: „Ich habe dich wieder, nun doppelt theuer!“

Der Schutengel.

Emma, vertrauensvoll auf die Güte ihres mächtigen geheimen Lieblinge, wollte diesen Anlaß benutzen, für den Vater des Herzogs Gnade anzurufen. „Unser Vater ist gerettet!“ sagte Emma mit freudeglänzenden Augen, als sie vor das Bett ihrer Mutter trat: „Ich schreibe dem Geheimenrathspräsidenten von Leinau. Er ist ein gütiger Herr!“ Und nun konnte sie nichts mehr hinterhalten. Sie erzählte der Mutter das ganze Abenteuer vom Halsband. Des guten Mädchens Herz war zu voll. Und wie Emma den Baron beschrieb, von Kopf zu Fuß — da war's kein Sterblicher mehr, ein Halbgott war's.

Auf die Mutter machte diese Erzählung den wohlthätigsten Eindruck. Die Hoffnung kehrte in beider Brust zurück. Frau Helmbold, vom seligen Glauben und Jutrauen ergriffen, Leinau werde helfen können, war schon den folgenden Tag erkrankt genug, außer Bett zu sein. Emma schrieb diesen ganzen Tag Briefe an Se. Erzellenz Herrn Geheimenrathspräsidenten von Leinau, und zerriß sie alle wieder. Denn in das zärtliche Flehen einer Tochter um der Aeltern Glück, wollte sich immer eine Stimme mischen, welche da nicht hingehörte. Und doch mußte, wegen des Halsbandes, ein dankbares Wort gesagt werden. Aber wie denn dies Wort finden, daß es die innigste Erkenntlichkeit, aber durchaus in der Welt sonst nichts Inniges, ausdrücke? — Mama schrieb

endlich auch Briefe; allein Emma fand diese doch allzutrocken und kankeleimäßig. „Wie soll des Fremden Herz für unsere Noth erwärmen, wenn unser Jammer ohne Herzlichkeit und Wärme klagt?“ rief Emma.

So ward es finstere Nacht und noch kein Brief fertig. Da beschloßen Mutter und Tochter, jede solle, wetteifernd mit der andern, den Brief entwerfen; dann wolle man das Beste aus beiden vereinigen, und die Kälte des einen mit der Gluth des andern mildern.

In dieser Arbeit, kaum angefangen, wurden sie wieder durch die Magd unterbrochen, welche der Frau Helmolb meldete, daß sie Jemand sprechen wolle. Es trat, sobald es erlaubt war, der Jemand herein, und nach den ersten ausgewechselten Höflichkeiten bedeutete er, aus Auftrag Sr. Durchlaucht des Herzogs zu kommen, der die Mutter und Tochter nicht länger wegen Herrn Helmolbs Schicksal in Kummer lassen wolle.

Frau Helmolb, mit Augen voller Thränen, den Friedensboten anlächelnd, hätte ihn entzückt umarmen mögen; Emma, freudig, sprachlos, hätte ihm zu Füßen sinken mögen. Sie stand hochglühend, mit gesenkten Blicken, die sich nur dann und wann unter Thränen leuchtend zu ihm erhoben, da.

„Zwar der gegen Herrn Helmolb angehobene Prozeß darf nicht gewaltsam unterbrochen werden,“ sagte der Bote fort, „aber er möge auch enden, wie er wolle, allezeit wird Se. Durchlaucht dann für Herrn Helmolb und dessen Familie väterliche Sorge tragen. Ich wünsche, daß diese Zusicherung Sie beruhigen und alle Furcht von Ihnen nehmen möge.“

„Ach!“ rief Frau Helmolb: „wie gnädig ist unser Fürst und Herr! Der Vergelter droben segne ihn. Aber mein unglücklicher Mann, darf ich ihm diesen Trost noch heut' bringen?“

„Er ist schon von Allem unterrichtet und freudiges Muthes.

Freilich werden Sie noch einige Wochen darauf Verzicht thun müssen, ihn wieder zu besitzen. Aber Sie können beide seine Befreiung beschleunigen.“

„Woburch?“ riefen beide, indem sie bittend die Hände ausstreckten.

„Wenn Sie verschweigen gegen Jedermann, wie der Herzog in Betreff Ihrer denkt, und daß ich deswegen bei Ihnen war.“

„O können wir schweigen? Wir müssen doch im Gebete Ihren Namen dem Vergeltter nennen!“ rief Emma.

„Und Ihr Name?“ fragte Frau Helmolb.

„Mutter, es ist der Wohlthäter, dem wir in diesem Augenblick schreiben!“

Der Baron nahm die Einladung gern an, sich bei ihnen zu verweilen, ihre Klagen, ihre Erkenntlichkeitsversicherungen hören zu wollen; besonders da Frau Helmolb versicherte, daß sie den ganzen Abend einsam sein würden.

„Man fleht uns schon geraume Zeit, wie Pestkränke,“ sagte Frau Helmolb, „sogar Menschen, die wir für unsere ergebensten Freunde hielten, melden uns im Unglück!“

„So machen Sie mich zu Ihrem Freund in der Noth,“ sagte der Baron, und erlauben Sie mir, bis Sie Ihren Beschützer aus dem Verhaft zurück erhalten, daß ich Ihr Beschützer sein darf.“

Der Baron hatte sich vorgenommen, nicht länger zu verweilen, als erforderlich sei, nur ein paar Minuten, des Herzogs Befehl zu vollziehen — aber die paar Minuten verschlangen den ganzen Abend. Wie edel war die Mutter; wie seelenvoll die in einer Art Begeisterung athmende Tochter!

Als Leinaw sie verlassen hatte, fielen Mutter und Tochter einander stumm weinend an die Brust. Der Schutzengel ward ihr Gespräch bis tief in die Nacht — ward es den ganzen folgenden Tag. Auch deutete man es gar nicht übel, wenn der Schutzengel

sich noch manchen andern Abend die Mühe nahm, zu erscheinen, um sich nach den Wünschen und Bedürfnissen der verwalteten Familie zu erkundigen.

D a s U r t h e i l.

„Du hast Recht gehabt, Leinau!“ sprach der Herzog unwillig und warf die Akten des Helmolb'schen Prozesses zurück: „Die Fürsten sind nicht halb so geneigt, Despoten zu sein, als ihre Unterthanen zur Sklaverei geneigt sind. Die schändlichen Augenblener! Also ein bloßer Wink, ein bloßer Blick war genug, aller ihrer Redlichkeit ein Ende zu machen. Gesetz und Recht, was ihnen selber Schutz gewährt, treten die Glenden willig mit Füßen, um mir zu gefallen. Leben, Ehre, Freiheit, Vermögen, nichts ist mehr sicher. Wohl, lieber Leinau, ich begreif' es, Sklaven können keine Freunde sein, und Fürsten können keine wahren Freunde haben, sie müßten sie denn unter Ihresgleichen suchen. Bleib' du mir nur getreu mit deiner Wahrheit, zerstöre jedes Blendwerk um mich her, sonst bin ich verloren.“

Der Herzog und Leinau umarmten sich und schworen einander neue Liebe.

„O Freund,“ fuhr der Herzog fort, „ist es nicht schändlich, den guten Helmolb seiner Stellen zu entsetzen; ihn Landes zu verweisen; sein Vermögen zu konfisziren, wegen einer Vergessenheit, wegen einiger Worte, die er vor langer Zeit vertraulich äußerte, wegen Bekanntmachung von Rechnungen, die schon in Jedermanns Händen waren, und deren Geheimhaltung kein Gesetz geboten? Selbst daß sich die Papiere der geheimen Korrespondenz unter den Staatschriften seiner Amtsvorfahren gefunden haben, der sie ohne Vorwissen des Archivars und des Registrators zu sich genommen hatte, konnte den guten Helmolb nicht rechtfertigen. Man machte ihm

zum Verbrechen, entweder davon gewußt, oder nicht gewußt zu haben. Sünder in allen Fällen. Aber Ferlach's edelmüthige Schußschrift soll auf öffentliche Kosten dem Druck übergeben werden. Die Sache kommt vor das Appellationstribunal. Ich will dessen Spruch abwarten, und dann wollen wir handeln."

Der Spruch des Appellationstribunals fiel aber zu Helmolb's Gunsten aus. Der Herzog empfing ihn freudig. Er ließ sogleich den Präsidenten des geheimen Rathes berufen, und sagte: „Leinau, die Unschuld siegt!"

„Weil man im Appellationsgericht vernommen hat, edler Fürst, wie zornig dich die Geseßschänderi und Rabulsterei des Hofgerichts gemacht. Hättest du deinen wahren Sinn länger verbergen können, wer weiß, ob Helmolb nicht auch vor dem Appellationsgericht schuldig geworden wäre!" sagte der Baron.

„Ich kassire das feile Hofgericht," rief der Herzog, „und bilde ein neues; an dessen Spitze soll der freimüthige, gerechte Ferlach stehen. Ich entsetze den Staatsarchivar Wandel seiner Aemter; der gerechte Helmolb wird zu diesen erhoben."

„Aber den kenntnißvollen, treuen Mann auf seinen rechten Platz zu bringen," fuhr der Herzog fort, „ist bloß eine Pflicht, die ich gegen den Staat habe. Doch, Leinau, wir sind dem guten Helmolb andern Ersatz schuldig; denn wir machten ihn und sein häusliches Glück zum Opfer unsers Experiments. Ich habe durch diesen Versuch Vieles, Vieles gelernt; gelernt, daß wir Fürsten bedauernswürdige Leute sind, die durch ihre Lage schlechterdings außer Stand gesetzt werden, sich selbst oder die Menschen kennen zu lernen, von denen sie umringt sind; daß wir Fürsten mit einem vorlauten, ablichtlosen Urtheil, mit dem Wink der Augen, mehr Unglück anrichten können, als wir mit allem guten Willen und Verstand Gutes zu leisten vermögen; daß unter zwanzig unserer Unterthanen kaum immer einer groß genug denkt, Wahrheit und

Recht über Alles zu lieben. Das Alles dank' ich dem Helmolb, ich dank' ihm, daß du, Leinard, mir noch unendlich schätzbarer geworden bist, als du warst. Wie wollen wir vergelten?"

F o l g e n.

Es war ein Donnerschlag für Viele, besonders für die Hofrichter und Herrn von Wandel, als man folgenden Tage den appellationenrichterlichen Spruch und die herzoglichen Beschlüsse erfuhr; erfuhr, wie der Präsident des geheimen Rathes selbst, auf Befehl Sr. Durchlaucht, dem verhafteten Helmolb Unschuldigserklärung, Freiheit, Erhöhung in Amt und Gehalt verkündigt, dann denselben in seinen eigenen Wagen genommen und zu dessen Familie zurückgeführt habe, wie im Triumph; erfuhr, daß der Staatsarchivar von Helmolb wenige Tage nachher an der Tafel des Herzogs gespeiset, dort großer Auszeichnung genossen, und ein kleines, aber angenehmes Landgut nahe bei der Residenz zum Geschenk erhalten habe.

Nun drängten sich die alten Freunde der Helmolb'schen Familie wieder in Haufen zu dem vor Kurzem verlassenen Hause. Nun klagte der eine: er sei gerade zur Zeit des Prozesses abwesend, der andere krank, der dritte ohne einen Heller Geld, der vierte von Geschäften überladen gewesen. Nun erschienen wieder Emma's ehemalige Bewunderer und Anbeter. Nun regneten wieder Einladungskarten zu Kränzchen, Klubbs, Bällen, Rebouten, Pikenis, Privatkonzerten, Schlittenpartien u. s. w.

Frau Helmolb, nicht ohne Bitterkeit, wollte alle zurückweisen. „Nein, liebes Weib," sprach ihr Mann, „werde darum nicht zur Einsiedlerin, weil die Leute schwach sind. Ich will die Menschen lieben, wie sonst, aber ich traue den wenigsten. Um in dieser Welt glücklich zu sein, muß man sich selbst ein wenig täuschen;

im Glauben an die Menschheit sie für besser nehmen, als sie ist, und im Handeln für schlimmer, als sie sein mag. Es ist ein größeres Unglück, sich zeitlebens vor einem Erdbeben zu fürchten, als in einem Erdbeben umzukommen. Besser einmal und zehnmal im Leben betrogen werden, als immer Betrug wittern. Wir wollen alles aus Liebe für die Leute thun, aber nichts von ihrer Liebe erwarten.

Menschliches Urtheil.

In der Residenz, wie im ganzen Lande pries Jedermann Herzog Ludwigs Gerechtigkeit, und seinen Eifer, den guten Helmolb wegen des erlittenen Unrechts zu entschädigen. Freilich wußte, außer dem Baron von Leinau, Niemand, wie die Sachen zusammenhingen; und daß Alles, was der Herzog that, nichts weniger als Großmuth, sondern Schulbigkeit war, indem er eine That begangen, die wirklich an Grausamkeit gegrenzt hatte. Denn ohne seinen Blick, ohne seine Aeußerungen, wäre Helmolb nie als Verbrecher angeklagt worden. — Aber so sind die Menschen. Sie loben und vergöttern die Thaten der Großen, ohne die Quellen zu kennen.

Als der Frühling kam, besuchte der Baron von Leinau die Familie Helmolb auf ihrem Landgut. Eines Abends, unter dem Schläge der Nachtigallen, lag Emma an seiner Brust, und bekannte ihm eine Liebe, die er ihr längst geschworen. Die Glücklichlichen! Der Aeltern Segen folgte. Der Herzog übernahm die Aussteuer seines Freundes.

Wenn nun der Geheimrathspräsident Freiherr von Leinau mit seiner reizenden Gemahlin durch die Straßen der Residenz fuhr, schüttelten die Leute den Kopf und sagten: „So, so? — nun ja, sie ist schön, das läugnet ja Keiner. hm, hm! der Zusammenhang ist klar! Unser Herzog liebt den Baron, der Baron liebt

das Fräulein Helmsb; darum mußte der Registrator mit aller Gewalt unschuldig erklärt, das Hofgericht aufgelöst, der bedauernswürdige Staatsarchivar Wandel abgesetzt, Helmsb mit Aemtern, Titeln, Landgut und Zubehörden überhäuft werden. Das ist leicht zu begreifen. Wenn Jeder nur gleich solchen Schwiegersohn hätte! Unser Herzog ist ein vortrefflicher Herr, aber schwach, o schwach! — Er sieht nicht, was um ihn her vorgeht. Wir andern sehen das Alles deutlicher, obschon in der Ferne, — aber der gute Herr ist verblendet. Es geht vielen Großen in der Welt so!“

In der Residenz und im ganzen Lande tabelte nun Jeder Herzog Ludwigs Schwäche, Kurzsichtigkeit und Härte gegen die, wegen der Helmsb'schen Sache, in Ungnade Gefallenen. — Man tabelte ihn aber mit eben so vieler Ungerechtigkeit, als man ihn vorher vergöttet hatte. Baron Reinau erfuhr Alles und benachrichtigte den Herzog davon.

„Ich lerne daraus,“ sagte der Herzog Ludwig lächelnd: „es ist sehr schwer, daß ein Fürst seine Umgebungen, aber eben so schwer, daß ein Volk seinen Fürsten richtig würdige. Es ist beinahe unmöglich. Wie viel Mißverständnisse, politische Mißgriffe, Verwirrungen und Leiden der Fürsten und Völker stammen aus diesen Quellen!“

Das Loch im Marmel.

Herr Marbel.

Man erzählt sich noch heutiges Tages viel Seltsamkeiten und drollige Lüge von einem Mann — seinen wahren Namen darf ich hier nicht nennen, und einen Namen muß er doch haben; also er heiße für uns Herr Marbel. — Man erzählt sich noch heutiges Tages von diesem Herrn Marbel mancherlei Wunderlichkeiten. Ich will auch eine derselben erzählen, die weniger bekannt, aber durch ihre Folgen sehr wohlthätig geworden ist.

Er selbst war ein Mann von geradem, schlichtem Verstande, ohne Annäherung, ohne Begierde sich auszuzeichnen, im Thun und Lassen rechtlich, und doch galt er für wunderbarlich. Die Leute hielten ihn für eine Art Narren, mit dem nicht viel anzufangen sei; und er nahm das den Leuten gar nicht übel; „denn,“ sagte er, „die Leute haben vollkommen Recht. Ich lebe nach eigenen Ueberzeugungen; das fällt auf. Die Leute aber leben nach der Meinung Anderer, und so schwimmen sie mit dem Strom, und fallen nicht auf. Sie kleiden sich nicht nur nach der neuesten Mode, sondern sie essen nach der Mode, darum schmecken ihnen sogar Auseren gut; sie erziehen nach der neuesten Mode, lehren, urtheilen, denken, tadeln, loben, handeln, Alles nach der Mode,

nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und nach eigenem Gefühl. Darum sieht sich der Charakter der Leute so grundähnlich, daß es gar keine Charaktere mehr zu geben scheint.“

Herr Marbel war ein sehr reicher Mann, und zwar einer von denen, die mit nichts angefangen hatten. Als Knabe hatte er Auswärtterdienste in einem angesehenen Handelshause zu Hamburg geleistet, wo er nach und nach zu wichtigern Dingen gebraucht, und ein paar Male nach Westindien geschickt wurde. Er fing nachher kleine Geschäfte für eigene Rechnung an; aus den kleinen Geschäften waren zuletzt große geworden.

Um während seinen Reisen ein treuer Verwalter seines Vermögens zu haben, heirathete er ein tugendhaftes, verworfenes Mädchen, dessen sich kein Mensch annahm. Das Mädchen saß auf einem Saune und weinte, als er eines Tages durch ein Landstädtchen reisete. Er fragte: was fehlt dir? — „Meine Mutter ist gestorben, nun jagen sie mich fort.“ — „Komm mit; ich helfe dir.“ — Er ließ die Verworfene neben sich her laufen bis zur nächsten Stadt, von da schickte er sie mit der Post nach seiner Heimath. Ein Jahr lang mußte das Mädchen seine Wirthschaft führen; dann heirathete er es.

„Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Sie können die beste Parthie machen, das Schönste, das Reichste gehört Ihnen, wenn Sie wollen. Aber so ein Ding vom Saune wegnehmen und heirathen!“ — „Laßt's gut sein,“ sagte Herr Marbel: „mir wählt ich das Beste, nämlich das tugendhafteste Mädchen.“

Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that sein Geld an sichern, obgleich geringen Zins, und setzte sich in Ruhe. — „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Raum fünfundsiebenzig Jahre alt, und schon in Ruhe! Erst jetzt können Sie ungeheure Spekulationen treiben, Sie haben die Erfahrung, Sie haben die Mittel!“ — „Laßt's gut sein!“ sagte Herr Mar-

bel: „Ich will jetzt von meinem erworbenen Brod essen, weil ich noch Zähne zum Beißen habe.“

Er war, wie gesagt, sehr reich; und doch wohnte er nur in einem kleinen bürgerlichen Hause; blieb einfach in Geräth und Kleidern; hielt keine Kutschen und Pferde; gab keine Gassen — jeder Handwerksmann in der Residenz machte mehr Aufwand, als er. Dagegen, wenn ihm die Laune ankam, und er hatte die Laune ziemlich oft, machte er gemeinen Leuten oft große Geschenke; verheirathete er auf seine Kosten junge Leute, die er ausstattete; kaufte er geschickte Bürgersöhne mit schwerem Gelde vom Soldatenstand los; oder besoldete er Advokaten, um Angelegenheiten und Rechte von Personen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren. So mischte er sich überall in andere Handel, und brachte viel Geld durch. Dagegen, wenn Personen von Rang und Vermögen zu ihm kamen, um Geld zu leihen, suchte er die Ächseln und hatte nichts. „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Sie wissen nicht, was anfangen mit Ihrem Reichthum. Machen Sie doch ein Haus. Sie dürfen nur winken, die ersten Familien der Stadt, die bedeutendsten Männer am Hofe werden Ihre Freunde. Wollen Sie einen Titel? wollen Sie ein Adelsdiplom? Wofür sind Sie denn reich? Für das Lumpenpack doch nicht, mit dem Sie sich so gern abgeben?“ — „Laßt's gut sein!“ sagte Herr Marbel: „Ich bin ärmer, als ihr glaubt. Ich darf keinen Heller verschwenden, und brauche mein Geld nothwendig.“

„Es ist nicht möglich! Sie müssen ja jährlich wenigstens bei dreißigtausend Gulden Revenüen haben?“

„Das wohl,“ antwortete Herr Marbel, „aber davon brauche ich zweitausend Gulden für meine Haushaltung, und das Uebrige gehört denen, die nicht genug haben; Gott hat mich zum Verwalter für die guten Leute gemacht.“

Herr Marbel verlor im gleichen Jahr an der gleichen Krank-

helt seine edle Gemahlin und zwei liebenswürdige Kinder. Er war wieder einsam. Man wollte ihn zerstreuen, erheitern. „Laßt's gut sein,“ sagte er, „ich bin nichts weniger, als traurig; vielmehr inniger selig, als sonst. Ich lebe jetzt in zwei Welten. Mein Weib, meine Kinder gehören mir überall und ewig, und ich ihnen. Ich bitte Euch, machet Euch keinen Alltagspaß mit mir; tröstet mich nicht.“

Der Sturmwind.

Indessen war ihm doch, durch den Verlust seiner Gemahlin und Kinder, die Welt ein wenig öde, das Leben ein wenig langweilig geworden. Er stand überall einsam. Er ging oft, sich zu zerstreuen, auf Reisen; es half für den Augenblick. Er kam oft mit rothgeweinten Augen aus seiner kleinen Schreibstube. Dann sahen ihn seine Diener und Mägde voll Mitleids an, denn alle liebten ihn, wie einen Vater. — „Ihr habt Recht, Kinder, bemitleidet mich nur. Ich verdiene es. Aber tröstet mich nicht. Mitleid ist mir Noth, aber Trost nicht; den gibt mein Inneres besser, als ihr; aber den menschlichen Schmerz, das Vermissen der gewohnten Lieben, das wird Alles die Zeit bessern, noch hat sie nichts gebessert.“

Zerstreung, das fühlte er, sei am wohlthätigsten. Er besuchte alle Plätze rings um die Hauptstadt. Er war auf allen Lustgängen, in allen Vergnügungsortern. Eines Tages im Thiergarten.

Viel Volks tummelte sich da herum im Grünen, wie es an Sommertagen zu sein pflegt. Herrn Marbel that es immer wohl, im regen Gewühl der Frohen zu sein. — Aber die Freude ward halb durch ein anrückendes Gewitter gestört, dem ein gewaltiger Sturmwind voranzog. Die hohen Bäume sahen saufend, wie schwankte Palme, her und hin; die Buben wurden geschloffen; die

Stämme packten ein; die Musik in den Gebüschcn verstummte; die Länger flogen aus einander.

Herr Marbel blieb in dem Lärmen des Sturmes und der Menschen ruhig stehen. Ihn ergözte der Anblick. Die breiten Wege waren halb leer; Wirbelwinde zogen Staubwolken in die Höhe. Indem kam die junge Fürstin Emilie aus einem Seitenwege des Lustwaldes eilfertig; sie hatte sich verspätet. Bei ihr ein paar zierliche Kammerherren, hinter ihr ein paar Offiziere, die alle Mühe hatten, die hohen Federbüsche ihrer Hüte gegen den Wind aufrecht zu halten. Plötzlich fiel Sturm und Wirbelwind über Alles her. Der Schleier der jungen Fürstin flog hoch in die Luft. Erschrocken streckte die Verraubte ihre Arme dem entführten Schmucke nach. Der Schleier blieb im Wipfel einer Tanne hangen, wie Spinnwebewebe.

„Schaffen Sie mir meinen Schleier wieder!“ sagte das Frauenzimmer: „schaffen Sie mir ihn wieder! Ich muß ihn haben. Er ist das Neujahrsgeſchenk meiner Mutter. Er hat für mich unermesslichen Werth.“

Die Herren hielten ihre großen Hüte sammt den großen Federbüschen fest, sahen hinauf und zuckten die Achseln.

„Ich muß ihn wieder haben, und sollt' ich hier umkommen; ich weiche nicht eher von der Stelle!“ sagte die Fürstin und hatte die Augen voller Thränen.

Die Herren sahen in bitterer Verlegenheit abermals zum Wipfel der Tanne hinauf. Der eine seufzte, der andere fragte sich im Nacken, der dritte nahm in der Verzweiflung eine Priße, der vierte machte stumme Verbeugungen, als wollte er damit die Unmöglichkeit darthun, das fürstliche Begehren zu erfüllen.

„Sie haben doch oft geschworen, das Leben für mich aufopfern zu wollen: warum steigt denn Keiner in die Nester des Baumes hinauf? Es geht ja recht bequem von unten an! Herr Major,

„Sie sind der Jüngste. Holen Sie mir den Schleier!“ rief Emilie weinend.

Der Herr Major sah erschrocken auf seine weißen Kasimir-Beinkleider und auf die hohe, wankende Tanne — siebenzig Schuh hoch mochte sie wohl sein. Er that, als wollte er sich zum gefährlichen Gang rüsten, räusperte sich und kam doch nicht von der Stelle.

Wie der alte Herr Marbel, hatte auch ein zerlumpter zwölfjähriger Bettelbube in der Nähe das Gespräch mit angehört. — „Ich will das Tuch droben schon herunter holen, wenn Sie besfehlen!“ sagte der Knabe, und maß mit lebhaftem Blick die Höhe der Tanne.

„Marisch! geschwind hinauf!“ schrien alle fünf mit lauter Stimme zugleich.

Der Knabe befann sich nicht lange. Er kletterte von Ast zu Ast empor, schlug die Zweige nur aus einander; man sah ihn lange nicht, bis er oben am Wipfel der Tanne wieder zum Vorschein kam. Der Sturm wüthete von neuem und warf die Bäume tausend durch einander. Der Knabe umklammerte den schlanken Wipfel, der mit ihm in weiten Kreisen herumflog. Herr Marbel zitterte, als er das sah. Die Offiziere lachten; die Fürstin hüpfte vor Freude hoch auf, da sie den Schleier in der Hand des Waghalses sah. „Wenn der Ungeschickte ihn nur nicht zerreißt!“ rief sie dann wieder mit neuer Angstlichkeit.

Glücklich brachte ihn der Knabe herab. „Gottlob!“ sagte die Fürstin und hüpfte selig davon, um sich aus dem Sturme zu flüchten. Ihre Begleiter eilten ihr nach. Der Knabe lief mit ausgestreckter Hand hinter ihnen, um ein Almosen stehend: der Kammerherr warf ihm kleine Münze zu. Der Knabe hob sie vom Boden auf und betrachtete ihren Werth.

Herr Marbel, sonst nicht henglerig, war es doch diesmal. Denn der Knabe, seine offene Miene, sein freundliches Wesen, sein

Ruth hatten ihm gefallen. Auch er hatte schon die Hand in der Tasche, um ihn für das Wagniß zu lohnen.

„Was haben sie dir gegeben?“ fragte er. Der Knabe zeigte ihm das Geld in der offenen, von Tannenharz besudelten und von den Resten wundgerissenen Hand. „Fünf Kreuzer, Herr!“

„Fünf Kreuzer!“ seufzte Herr Marbel: „Guter Bube!“ Er nahm die Hand voll kleiner Münze, und füllte damit beide Hände des Jungen, der, ganz erstaunt über den Reichtum, mit großen Augen bald das Geld, bald den Wohlthäter ansah, und endlich fragte: „Soll ich Alles haben?“

„Alles! Und was wirst du damit machen?“

„Ich weiß selbst nicht. Neue Kleider kaufen. Ich kann nun wie ein Herr leben.“

„Hast du keinen Vater?“

„Nein, schon seit zwei Jahren nicht mehr. Der Vater war Soldat und ist im Krieg umgekommen; die Mutter ist gestorben, und da wollten sie mich nicht im Dorfe.“

„Gib mir das Geld wieder, Bube.“

„Alles?“

„Alles.“

Tranrig gab es der arme Knabe zurück, und ein paar Thränen bedeckten den Glanz seiner großen schwarzen Augen.

„Auch die fünf Kreuzer gib mir.“

„Nein, die gehören mir.“

„Du sollst kein Geld mehr nöthig haben. Es taugt dir nicht. Ich nehme dich in mein Haus. Du sollst mein Sohn werden, wenn du brav bist. Willst du das?“

„Wenn's Ihnen Ernst ist.“

„Hast du noch mehr Geld?“

Der Knabe hatte noch einige Kupfermünzen und ein großes

Stück Brod. Herr Marbel nahm ihm das ab und ließ ihn mit sich kommen.

E r z i e h u n g.

Der kleine Konrad Eck wurde umgekleidet, aber äußerst einfach, in grobes Tuch. Er war gewohnt, in Ställen oder unter freiem Himmel zu übernachten. Der reiche Herr Marbel gab ihm zum Bett einen Strohsack, und zur Nahrung die wohlfeilste Kost. — Der Knabe war froh wie im Himmel, behend, dienstfertig, immer freundlich, unverbroffen, ergeben, zeigte viel natürlichen Verstand, aber war in Allem unwissend, was nicht in den Erfahrungen- und Geschäftskreis eines Bettlers gehörte. Nach einem halben Jahr war der junge Bär so weit geleckt, daß man ihn doch der Welt zeigen und mit Aufträgen herum schicken konnte. Er hatte sich, wiewohl mühsam, an Ordnung, an Reinlichkeit gewöhnt. Sein gutes Herz machte ihn Allen im Hause lieb. Herr Marbel nannte ihn seinen Sohn und beschloß, aus ihm etwas Rechtes zu machen, Konrad mußte in die Stadtschule. Er war fleißig. Es ward ihm anfangs sauer; aber es ging. Die Freude des Wohlthäters an seinen Fortschritten war ihm der höchste Lohn; Herrn Marbels Kälte die bitterste Strafe.

Noch ich will hier nicht die Erziehung des Betteljungen beschreiben. Nur dies, weil es Herrn Marbels Gemüthsart bezeichnet, sei noch gesagt. Konrad, sobald er einige Jahre im Hause gewesen, saß er an Marbels Tisch. Er konnte von allen Leckerbissen genießen; aber Herr Marbel gab ihm Vorrath, wenn er mit Brod, Fleisch, Kartoffeln und dergleichen vorlieb nahm. Er konnte in weichen Betten schlafen; aber Herr Marbel freute sich, wenn Konrad seinem Strohsack getreu blieb. Konrad bekam alle Wochen einen halben Thaler Taschengeld, aber sich selbst durfte er nichts

dafür kaufen; er mußte es zum Besten Anderer anwenden; doch ward ihm gestattet, für sich daran zu sparen, damit er habe, wenn ihm Herr Marbel einmal nichts mehr zu geben habe. — „Für dich mußt du wenig bedürfen, wenig gebrauchen; Alles für Andere haben und sein!“ Das sagte ihm sein Wohlthäter bei jeder Gelegenheit. Als Konrad sechszehn Jahre alt war, gab ihm Herr Marbel zum Geburtstage vierhundert Thaler. „Jetzt, lieber Konrad,“ sagte er, „wollen wir unsere Haushaltung trennen. Da hast du Geld. Jetzt beschäftige und klette dich dafür, bezahle deine Lehrer; schaffe dir an, was du willst. Du kannst bei mir im Hause wohnen, aber du zahlst mir für Zimmer, Betten, Hausgeräthe alle Vierteljahre vier Thaler. Richte dich ein.“

Konrad wunderte sich, aber es freute ihn, Herr so vielen Geldes zu werden. Er richtete seine Haushaltung ein. Monatlich mußte er von seinen Ausgaben Rechnung ablegen. Herr Marbel beobachtete ihn scharf und ließ ihn beobachten. Konrad lebte, wie es Herr Marbel erwartet hatte, dürftig wie ein Geiziger, und wo er helfen konnte, verschwenderisch wie ein Fürst. Am Ende des Jahres hatte er doch noch hundert und zwanzig Thaler übrig. Er mußte sie an Zins legen, und empfing abermals vierhundert Thaler.

So ging's bis ins zwanzigste Jahr. Herr Marbel schickte den Jüngling auf eine Universität; er gab ihm neue Zulage an Geld. „Deinen Körper gewöhne an nichts, mein Sohn,“ sagte er zu ihm, „aber das Anständige wie das Nothwendige verlag' ihm nie. Ein guter Künstler muß braves Werkzeug haben, ohne dieses ist er selbst ungeschickt. Der Leib ist das Werkzeug; der Künstler ist der unsterbliche Geist. Diesen vollende! Das Leben ist kurz; es ist die Schule. Bilde Geist und Gemüth; wir wissen nicht, wogu wir's lernen müssen. Das werden wir in der Ewigkeit wohl erfahren, wo uns der Vater an ein höheres Werk stellt. — Ich setze dir für die drei Universitätsjahre eine beträchtliche Summe

aus. Du wirst sie gebrauchen. Du sollst und mußt in die besten Gesellschaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den schlechten entferne dich nicht; du mußt sie kennen lernen. Bist du schwach und wirst schlecht, gehst du unter. Bist du stark, stehst du wohlthunend über alle. Nach drei Jahren denke daran, dein Brod selber zu verdienen. Dann geh' ich dir nichts mehr.“

Das Loth im Kermel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in seiner Rede fort: Der Reichtum freut mich an sich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von Wenigerm leben, als meine Bedienten. Wozu mir also das Geld? Aber das ist's, das mich freut, daß ich das Alles mit eigener Kraft und auf die unbescholtene Weise erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies sind die höchsten Freuden des Geistes: Wirksamkeit im Kleinen und Großen, Unschuld, Alles Andere ist mehr oder weniger Narrheit oder Thierheit, z. B. Ehrgeiz, Weiberlebe, Gewinnsucht, Herrschgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll u. dergl. Merke dir das, Konrad: Mächtig wirken, mit Unschuld, im Großen wie im Kleinen, das ist das reine, wahre Geisteswesen. Betrachte das Kleine nicht, als wäre es gering. Gott hat nichts Geringes geschaffen. Auch sein Sandkorn und sein Wurm sind groß.

Ich habe dir gute Erziehung gegeben. Du warst eine wilde, aber kräftige Pflanze. Jetzt bist du zwanzig Jahre, das Alter, wo im Menschen der Engel mit dem Thiere kämpft. Möge der Engel obliegen! — Erst wird der Mensch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter, als zum wohlabgerichteten Thier.



Aber das Thier ist nicht zu verachten. Aus dem unreinen Staube blüht die schneeweiße Kille hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirst du nicht glauben wollen, und doch ist's so. Ich war vierzehn Jahre alt, konnte lesen, schreiben und rechnen. So weit war ich dressirt. Ich war eines Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einsehe.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Albrecht. Wir beide waren überall und nirgends, wie nun Knaben sind, wild, unabhängig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; waren die einmal abgeschüttelt, blieb's beim Alten.

Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden gibt's in Ewigkeit nichts!“ sagte ein feinalter Mann, in feinen Kleidern und weißgepudelter Perrücke, der hinter unserer Bank stand, und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschrafen. Albrecht fragte: warum nicht?

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euern Rücken an; aber ihr seid zu Bettlern geboren; wüßet ihr sonst diese Löcher in euern Ärmeln bulden?“ Dabei faßte er jedem von uns an die Ellbogen, und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Ärmel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch. „Wenn's euch,“ sagte der alte Herr, „zu Haus Niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nabelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommet wie Bettelbuben. Wollet ihr Generallieute-

aus. Du wirst sie gebrauchen. Du sollst und mußt in die besten Gesellschaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den schlechten entferne dich nicht; du mußt sie kennen lernen. Bist du schwach und wirkst schlecht, gehst du unter. Bist du stark, stehst du wohlthunend über alle. Nach drei Jahren denke daran, dein Brod selber zu verdienen. Dann geb' ich dir nichts mehr.“

Das Loth im Armel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in seiner Rede fort: Der Reichthum freut mich an sich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von Wenigerm leben, als meine Bedienten. Wozu mir also das Geld? Aber das ist's, das mich freut, daß ich das Alles mit eigener Kraft und auf die unbescholtenste Weise erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies sind die höchsten Freuden des Geistes: Wirksamkeit im Kleinen und Großen, Unschuld, Alles Andere ist mehr oder weniger Rarttheit oder Thierheit, z. B. Ehrgeiz, Weiberliebe, Gewinnsucht, Herrschgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll u. dergl. Merke dir das, Konrad: Mächtig wirken, mit Unschuld, im Großen wie im Kleinen, das ist das reine, wahre Geisteswesen. Verachte das Kleine nicht, als wäre es gering. Gott hat nichts Geringses geschaffen. Auch sein Sandkorn und sein Wurm sind groß.

Ich habe dir gute Erziehung gegeben. Du warst eine wilde, aber kräftige Pflanze. Jetzt bist du zwanzig Jahre, das Alter, wo im Menschen der Engel mit dem Thiere kämpft. Möge der Engel obliegen! — Erst wird der Mensch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter, als zum wohlabgerichteten Thier.

Aber das Thier ist nicht zu verachten. Aus dem unreinen Staube blüht die schneeweiße Elie hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirst du nicht glauben wollen, und doch ist's so. Ich war vierzehn Jahre alt, konnte lesen, schreiben und rechnen. So weit war ich brennert. Ich war eines Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einsehe.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Albrecht. Wir beide waren überall und nirgends, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; waren die einmal abgeschüttelt, blieb's beim Alten.

Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generalleutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden gibt's in Ewigkeit nichts!“ sagte ein klein-alter Mann, in seinen Kleidern und weißgepudelter Perrücke, der hinter unserer Bank stand, und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschrakten. Albrecht fragte: warum nicht?

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euern Rössen an; aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euern Ärmeln dulden?“ Dabei faßte er jedem von uns an die Ellbogen, und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Ärmel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch. „Wenn's euch,“ sagte der alte Herr, „zu Haus Niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommet wie Bettelbuben. Wollet ihr Generalleute-



nant werden, so fanget an beim Kleinsten. Erst das Loch im Aermel geheilt, ihr Bettelhuben, dann denkt an etwas anderes."

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen Schweigen davon und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es Niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wolle. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam, ich möchte an zerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perrücke hat so Unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit, rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; aus rothen Pfenningen werden Thaler; aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß!

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es ward sein Schade. Wir waren beide einem Handelsmann empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Herr prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren hell und sauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzpal nachher. „Ich sehe Ihm an,“ sagte er, „Er hält das Seine zu Rath; aus dem Andern gibt's keinen Kaufmann.“ Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Aermel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern Alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die

Gesundheit den Arzt, für die moralischen Lächer die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes, noch Gleichgültiges, weder im Guten, noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Ärmel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruss. Ich widersprach; da gab's Sank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Ärmel geben, und ich Zänker und gallstüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal, werden. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben; ich begnügte mich, recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewohnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer ihrer viel hat, ist nie ganz froh), sparte ich Manches. Gewohnt, mir kein Loch im Ärmel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Ärmeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beständige Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Recht thun und Recht denken, wie im Ruffern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich; du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. — Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Ärmel aufweisen? — Hilf Andern, wie dir Gott durch Andere geholfen. Dabei bleib's. Das höchste Gut, das der Reichtum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute, und ein großer Wirkungskreis. Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweißen Herrücke; hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Ärmel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todtschießen.

Der Handwerksbursche.

Konrad ging also nach Göttingen, studierte Rechte und Naturalwissenschaften, und war sehr fleißig, ohne sich jedoch dem Umgang mit Altersgenossen und dem Genuß der Freuden zu entziehen. Aber er sparte; denn er hatte einen großen Plan. Er wollte eine Reise durch Europa machen. Herr Marbel munterte ihn dazu auf, erklärte aber, keinen Kreuzer dazu herzugeben. Und was Herr Marbel einmal erklärt hatte, dabel pflegte er gerne zu bleiben. Zum Reisen aber gehörte Geld. Konrad entschloß sich kurz. Sobald er es bis zum Doctor juris utriusque gebracht hatte, ging er zu einem Kunstschreiner in die Lehre, und lernte dessen Handwerk: hobeln, schneiden, sägen, bohren, leimen, Hölzer beizen, stirnfiren u. s. w. Seine Uebung im Zeichnen, sein Geschmac, seine chemischen Kenntnisse — Alles kam ihm zu statten. In einem Jahr hatte er Uebung im Mechanischen; er kam Meister und Gesellen gleich. Mit zwanzig Louisd'or verkürzte er die Lehrzeit. Er ward als Gesell ausgeschieden.

Herr Marbel lehrte eines Abends von seinem gewöhnlichen Spaziergang heim, und rauchte sein Pfeifchen wohlgemuth zum Fenster hinaus. Da kam ein fremder Handwerksbursche, das Känzlel auf dem Rücken, grüßte, und sprach, den Hut in der Hand, kein Wort. Herr Marbel warf ihm ein Stückchen Geld in den Hut. Der Handwerksbursche dankte, steckte die Gabe ein, und wünschte Herrn Marbel allein zu sprechen. Er ward eingelassen.

Der Handwerksbursche brachte freundliche Grüße von Konrad. Herr Marbel freute sich kindlich. Seit drei Jahren hatte er nichts von seinem Pflegesohn vernommen, der ihm theurer war, als er glaubte. Indem er aber dem Handwerksburschen ins Gesicht sah, sprang er betroffen zurück. „Was? bist du's nicht selbst, Konrad?

Spieltst du Komödie mit mir? — Ist das auch der Aufzug von einem Herrn Doktor?“

Konrad lächelte und sprach: „Der Doktor steckt hier im Känzel; auf Reisen ist er Schreinergefell. Der findet mit seinem Handwerk wohl überall Brod und darf wohlfeil leben. Hier ist mein Doktordiplom, hier mein Lehrbrief. Jetzt mache ich die Reise durch fremde Länder. Ich komme nur, Sie noch einmal zu sehen, theurer Vater, Ihnen noch einmal zu danken und Ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen.“

Da ward Herr Marbel tief gerührt; sein Auge feucht. Er fiel dem guten Konrad um den Hals, drückte ihn an seine Brust und stammelte: „Ja, du bist mein Sohn, ich will dein Vater sein.“

Herr Marbel behielt ihn vier Wochen lang bei sich. Dann ließ er ihn ziehen mit seinem Segen. Hast du auch noch Geld? fragte er ihn beim Abschied. Konrad erwiderte: „Noch fünf- undzwanzig Thaler. Das ist Alles, was ich erübrigen konnte.“

„Geld genug für einen reisenden Handwerksburschen!“ sagte Herr Marbel lachend: „Da hast du noch einen Thaler auf die Reise, so hast du sechsundzwanzig! Gott sei mit dir. Schreibe mir alle Vierteljahre, wie es dir geht und was du lernst und siehst. Güte dich vor einem Loch im Kermel, so wird es dir wohl gehen.“

Reise durch Europa.

Mit sechsundzwanzig Thaler machte Konrad die Reise durch Europa; erst durch Deutschland über die Alpen nach Rom und Neapel. Er wollte die zerfallenen Trümmer einer herrlichen Vorwelt sehen. Dann zur See nach Frankreich. Er arbeitete in Lyon und Paris, sich im Handwerk vollkommener zu machen, ging nach London über, wo er fast ein Jahr lang verweilte; trieb sich dann

in einigen holländischen Städten herum, ging nach Dänemark, und über Stockholm nach Petersburg, von da in die Heimath zurück.

Kam er in eine Stadt, wo es Sehenswürdiges gab, und der Mühe werth war, zu bleiben, auch nur, um wieder Reisegeld zu erwerben: so gab er sich zu einem Meister in Arbeit. Sonntags verwandelte sich der Schreiner in den Gelehrten. Ein paar Klafiker mußten ihn auf seinen Wanderungen begleiten. Hatte er erworben, zog er weiter. Gern hätten ihn die Meister oft länger gebunden; denn einen geschicktern Gesellen fanden sie nicht leicht, und über seine Gelehrsamkeit erstaunten sie. Manche hübsche Meisterstöchter hätte den wunderbaren Frembling gern gehalten und zum Meister gemacht. Denn Konrad war ein feiner Jüngling; sein schwarzes Auge voll Geist und Feuer; sein Anstand wie der eines Mannes aus höhern Ständen; sein Umgang nicht wie bei Gewöhnlichen, und doch dabei gegen Seinesgleichen leutselig, einnehmend, bescheiden. Jeder hatte den Sonderling gern.

Zwar hie und da, einmal in Lyon, einmal in London, machte ihm ein artiges Mädchen das Herz schwer. Er riß sich los; zur Leidenschaft ließ er keine Neigung aufsteigen; das nannte er immer ein neues Loch im Aermel. Heim in sein deutsches Vaterland wollte er, in der Nähe seines zweiten Vaters, Herrn Marbels, als Schreiner oder Advokat sein Leben zubringen.

Nach mehrjähriger Wanderung stand er wieder vor Vater Marbels Hause. Seit drei Jahren hatte er von Herrn Marbel keine Zeile gesehen; er hingegen hatte seinem Wohlthäter regelmäßig jedes Vierteljahr geschrieben; ihm auch seine nahe Ankunft gemeldet. Nun war die Frage, ob der wackere Mann noch lebe.

Konrad ward todtenklaß, als er von fremden Personen begrüßt und benachrichtigt wurde, Herr Marbel habe das Haus verkauft und die Stadt verlassen schon seit Jahr und Tag. Er ging

traurig von einer Straße zur andern. „Hätte der Vater nicht die Liebe haben und mir wenigstens diese Veränderung melden sollen? Nun fort, und man weiß nicht einmal wohin?“

Er ging, das Mäntel auf dem Rücken, zur Schreinerherberge, um zu übernachten; folgenden Tages im Festerkleide zum Banquier Schmidt, Herrn Marbels ehemaligem besten Freund, um Erfindungen über seinen Wohlthäter einzuziehen.

Der alte Banquier erkannte ihn sogleich, und empfing ihn mit herzlichster Freude. „Gottlob, Herr Doktor,“ rief er: „daß ich Sie doch noch sehe! Unser alter Freund ist nach Ostindien, wie Sie wissen. Er hat bei mir für Sie zweihundert Louisd'or hinterlegt, die er Ihnen zur Ausstattung übermachen wollte, wenn Sie heimkehrten und sich irgendwo in Ihrem Beruf ansäßig machen wollten.“

„Nach Ostindien ist er?“ rief Konrad, und Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Wissen Sie das nicht? — Er hatte hier in der Stadt allerlei Verdruß: der Fürst wollte ihn adeln, und er, nach seiner Manier, schickte Sr. Durchlaucht den Adelsbrief zurück, in der Meinung, jeder Mensch habe einen angeborenen Adel, aber geadelt von fremder Hand könne keiner werden. Das gab den ersten Stoff zu Mißdeutungen, zu Neckereien, endlich zu einer Art von Verfolgung. Man nannte den guten Marbel Jakobiner; hielt ihn eines Briefwechsels mit Revolutionslüstigen verdächtig; für einen Menschen, der sich unter dem Pöbel Anhang verschaffen wolle. Dann kam bies und das dazu. Genug, dem guten Manne ward das Leben sauer gemacht. Nun wissen Sie, wie er war — allzugut, allzu leichtgläubig. Es gingen ihm beträchtliche Kapitalien verloren. Es that ihm leid, sich einschränken zu müssen. Er fing neuerdings kaufmännische Spekulationen an. Die schlugen ihm um. Da trat er eines Tages zu mir, sagte, er habe in Ostindien noch ein be-

deutendes Kapital; er wolle hin, es selbst beziehen. Meiner Einwendungen halfen nichts. Er verkaufte und verschenkte, was er hatte; gab mir für Sie die Summe in Verwahrung und reiste ab. Es sind nun bald drei Jahre.

Konrad stand betäubt. Hätte er nur gewußt, wo ihn finden in Ostindien, er wäre ihm auf der Stelle nachgereiset.

Herr Schmidt ließ es nun nicht anders geschehen: Konrad mußte bei ihm im Hause wohnen, bis er seinen Lebensplan gemacht haben würde. Konrad hatte fast im Sinn, eine Schreinerwerkstatt zu eröffnen. Herr Schmidt hielt ihn davon ab, und rief ihm, als Advokat aufzutreten; da könne er der Welt nützlicher sein.

Der Gerichtshalter.

Nach einigen Wochen trat Herr Schmidt zu Konrad mit freudigem Antlitz ins Zimmer, in der Hand ein Intelligenzblatt. „Freundchen!“ rief er: „Sie müssen mit zum Herrn von Wallenroth folgen. Er verlangt einen Gerichtshalter auf seinen Gütern. Ihm gehört ein ganzes Dorf. Er braucht einen Mann, wie Sie. Er ist mein Spezialfreund. Da schreibt er im Wochenblatt die Stelle aus. Siebenhundert Gulden Gehalt, freie Wohnung, Licht, Holz und vermuthlich reiche Sporteln daneben. Was wollen Sie mehr? Haben Sie Lust?“

Konrad zuckte die Achseln.

„Nichts! folgen Sie mir, Herr Doktor!“ fuhr Herr Schmidt fort: „Erlauben Sie mir, bei Ihnen Stellvertreter von Papa Marbel zu werden. Das ist ein Platz für Sie!“

Konrad setzte sich mit ihm in die Kutsche. Sie machten dem Herrn von Wallenroth den Besuch.

Dieser, ein ältlicher Herr, sehr gefällig und gutherzig, sagte zu Konraden: „Ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen.

Doch genug, mein Freund Schmidt schlägt Sie vor. Sie, und kein Anderer empfangen die Stelle. Aber ich muß Ihnen darüber noch dies und das sagen. Ich reise in Aufträgen meines Hofes nach Paris, bin wahrscheinlich mehrere Jahre abwesend. Ich übergebe Ihnen meine Güter, die Erb- und Gerichtsherrschaft zu Alted. Sie sollen nicht bloß die Stelle des Justitiarius dort versehen, nein, meine eigene Person. Unter Ihnen steht der Verwalter. Sie sollen meine verwahrloseten Güter wieder in Aufnahme bringen, und, was mir vor Allem am Herzen liegt, meine Bauern menschlicher machen. Denn die Alteder sind wahres Vieh, elend, roh, arm, unwissend. Ich habe die Herrschaft erst seit einem Jahre in Besitz, mich aber wenig darum bekümmern können. Alles ist in Verfall da. Ich überlasse es Ihnen, anzustellen und wegzujagen, wen Sie wollen. Kurz, alle meine Rechte sollen Sie üben. Die Gelder und Rechnungen schicken Sie jährlich an meinen Freund Herrn Schmidt, zu meinen Händen.“

Konrad wollte Entschuldigungen vorbringen, er verstehe von der Landwirthschaft zu wenig. Die Bescheidenheit half nichts. Die beiden alten Herren drangen mit Güte in ihn. Herr von Wallenroth, in der Meinung, Konrad fände die Besolbung für ein so weittläufiges Geschäft zu gering, erhöhte den Gehalt, bot ihm immer mehr, verdoppelte zuletzt beinahe die Summe von sebenhundert Gulden. — Konrad war beflürzt und froh zugleich. „Aber,“ sagte er, „wie komme ich zu diesem übermäßigen Vertrauen?“ Herr von Wallenroth deutete auf Herrn Schmidt. „Das Herz dieses Mannes,“ sagte er, „und das meinige sind eins.“

Die Sache ward in Richtigkeit gebracht, schriftlich, wie sich's gehört. Hintennach aber trat Herr von Wallenroth noch mit einer Klausel hervor, auf welche er viel Gewicht legte. — „Alle,“ sprach er, „sind Ihren Befehlen unterworfen, nur eine Person nicht, die mir theuer ist, deren verstorbenem Mann ich große Verpflich-

tungen schuldig bin, wiewohl sie mich kaum kennt. Diese ist eine brave Prebigerwitwe, Namens Walter. Sie ist ohne Vermögen. Sie lebt von einer mäßigen Pension zu Alsted, und ich habe ihr lebenslängliche Wohnung und Kost und Bedienung in meinem eigenen Hause zu Alsted gegeben. Sie werden also mit ihr unter gleichem Dache haufen. Es ist die bravste Frau von der Welt. Ich hoffe und wünsche, Sie werden mit ihr in guter Harmonie bleiben.“

Konraden blieb gegen diese Klausel durchaus nichts einzuwenden, und war es gar wohl zufrieden, sogleich eine Frau da zu finden, die ihm die kleinen Sorgen der Haushaltung durch Rath erleichterte.

Noch in derselben Woche reiste Herr von Wallentoth mit Konraden nach Alsted; führte ihn in aller Form in sein Amt ein, hielt sich aber nicht länger, als einen Tag auf, und ließ ihn bei Frau Walter.

Die Gesellschaft.

Das Herrenhaus, wie man es nannte, lag sehr angenehm, mitten in Gärten, auf einem Hügel über dem Dorf, Stallung, Scheunen, mit großem Hofraum im Viereck nebenbei. Ueberall viel Ordnung; im Herrenhaus viel Reinlichkeit und heiteres Wesen. Die schönsten Zimmer, einfach und geschmackvoll, waren dem Herrn Gerichtshalter eingeräumt. Es fehlte nirgends. Selbst eine kleine Bibliothek, selbst ein Fortepiano war vorhanden. Nirgends ein Staubchen; der Fußboden wie neu. Frau Walter hatte Haus, Garten, Keller aufs schönste geordnet.

Frau Walter, eine lebhafte und doch ernste Frau von vierzig und etlichen Jahren, verrieth Bildung und Lebensart. Die Blässe ihres Antlitzes, ihr stiller, hoher Blick, der sich nur erst im Ge-

sprach erheiterte, sagten, sie habe lebensreiche Erfahrungen im Leben gemacht. Vor ihr erschien Niemand als Fremdling. Konrad war den ganzen Tag mit ihr, als hätte er sie vor Jahren gekannt. Sie machte ihn mit Wohnung und Umgebungen, mit dem Werthe der Knechte und Mägde bekannt — genug, in Alles weihete sie ihn ein, was in ihrem Wirkungskreis lag.

„Mit der Frau läßt sich leben!“ dachte Konrad nach einigen Tagen, der sich, als Herr von Wallenroth mit großer Wichtigkeit von der Klausel gesprochen, doch ein wenig zu fürchten angefangen hatte.

„Mit der Frau läßt sich wahrhaftig leben!“ dachte er nach einigen Wochen, da er nun schon in Alsted einheimisch geworden war. Denn er empfand wahre Hochachtung für sie; sie war ihm Bedürfniß geworden. Er freute sich, wenn er von seinen Geschäften Morgens oder Abends zum Tisch kam — denn sonst sahen sie sich einander selten. Da war sie und der Herr Verwalter, ein herzoglicher, aber etwas zeremoniöser Mann, daneben wackerer Landwirth, seine Gesellschaft. Dann erzählte Jeder sein Bestes, der Verwalter von der Wirthschaft, Konrad zuweilen von seinen Reisen. Anmuth und Würde verbreitete über Alles der Geist der Frau Walter.

Konrad war mit seiner Lage so innig zufrieden, daß er dem Herrn Banquier Schmidt einen Brief voll des lebhaftesten Dankes schrieb. „Ich verlange,“ schrieb er, „in meinem Leben kein angenehmeres Loos. Ich bin glücklich, weil Sie mich in die Verhältnisse brachten, viel Gutes zu thun. Und es soll geschehen, sobald ich mich mit meinem Wirkungskreise vertrauter gemacht habe. Hier sind die Menschen verwildert, wie ihre Ländereien. Wie viel bleibt anzubauen! Ich hoffe Herrn von Wallenroths Zufriedenheit zu gewinnen.“

Alein das Blättchen wendete sich schnell, und die Freude blieb

nicht lange in Konrads Brust. Zwar hatte ihm Frau Walter erzählt, sie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandtin in der benachbarten Stadt sie täglich erwartete. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird sie meinen Himmel in Alsted nicht verderben. Doch wie gesagt, das Blättchen wendete sich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmesser hatte. Eine Kutsche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer saßen. Sie schienen vom Herrenhause gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Spelzezimmer eintrat, befand sich da, nebst Frau Walter und dem Verwalter, ein junges Frauenzimmer, etwa siebenzehnjährig, braunlockig, von feinen Gesichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte sich gar ehrerbietig. Die schöne Fremde, etwas erröthend, erwiderte. Frau Walter sagte: es ist meine Tochter Josephine.

Konrad vergaß Feldmesser und Waldbungen, worüber er doch dem Verwalter viel zu bemerken hatte; sogar der neuen Hausgenossin etwas Angenehmes zu sagen, vergaß er, während sie ihm ein freundliches Wort mit aller weiblichen Gewandtheit und Anmuth zulispelte. — Bei Tisch, wo er sonst gern redselig, offen und scherzliebend zu sein pflegte, blieb er diesmal verschlossen, einsilbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böser Geist für ihn; als wäre er eingeschüchtert, wenn man dies Wort gelten lassen will.

Er wunderte sich selbst, und daß diese fremde Josephine ihm so gewaltige Ehrfurcht auflege. Er wollte es nicht gelten lassen, Muth fassen, und mit ihr in Unterhaltung treten, wie mit den Andern. Aber wenn ihn das Mädchen ansah mit den dunkeln Augen, wenn es ihm antwortete mit der Stimme, die seine Seele beben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich

lange am Abend beisammen. Als Konrad in seinem Zimmer einsam war, wandelte ihm die Gestalt der neuen Hausgenossen an allen Wänden herum. Er schüttelte den Kopf und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich nicht leben! Warum schwieg die Klausel davon? — Und als er sich ins Bett stürzte, die Augen fest zu drückte, schwärmte das reizende Gespenst noch heller vor ihm her und hin.

Am Morgen wieder dachte er an Josephinen eher, als an die Feldmesser. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Josephinens Stimme singend dazu. Das Herz fing ihm an zu klopfen. Er schüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich wahrhaftig nicht leben! und ging ins Feld, ohne zu frühstücken.

Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt sich wohl endlich an das Häßlichste, warum nicht auch an das Schönste? — Konrad konnte sich aber auch nach Wochen an Josephinen nicht gewöhnen, denn, sonderbar genug, sie war keinen Tag, wie am vorigen, sondern schien jeden Tag neu zu werden. Mit Allen im Hause war er freundlich, vertraulich; Alle waren es mit ihm. Aber mit Josephinen konnt' er's nicht sein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heitern Muthwillens, denn ernst war sie selten, stand sie ihm immerdar fremd, fast wie den ersten Abend. Er unterhielt sich gern mit ihr; sie war geistvoll und doch natürlich, ohne Anmaßungen, ohne Hierereien. Allein, wenn er mit ihr sprach, kam es ihm vor, als spräch' er mit einem Wesen aus andern Welten. Sie hatte mit Jedem zu thun, Jedem behandelte sie auf die gleiche freundliche Weise, von Jedem ward diese frische Rose geliebt — aber mit ihm hatte sie immer am wenigsten zu schaffen, und doch wich sie ihm so wenig aus, als sie ihm nahe zu sein den Wunsch zeigte.

„Das gibt hier ein langweiliges Leben!“ dachte Konrad: „Ich wollte, Alsted läge hinter Kamtschatka, und ich wäre nie hergekommen.“ Aber daß Josephine nie nach Alsted gekommen wäre, wünschte er nicht, und er hätte keine Million dafür genommen, daß sie wieder wegginge.

So sehr er sich vor der langen Weile fürchtete, hatte er sie doch nie. Die Herrschaft ward mit allen Gütern vermessen; die hiesige Landwirthschaft mit allen Gebrechen derselben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut und ein Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeschaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf diesen anfangs groß zur sittlichen Verbesserung der Bauern gezählt. Allein dieser Gottesmann trieb seinen Beruf recht und schlecht. Er bekümmerte sich um die Seelen der Bauern weniger, als um ihre Speckseiten, Eier, große und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter ihm von Verbesserung des Jugendunterrichts, von der Nothheit der Leute und ihrer Unwissenheit sprach, gab er lächelnd Beifall, unterstützte dessen Meinung mit vielen Beispielen aus der Erfahrung. Am folgenden Sonntag aber donnerte er dann gegen die Sektirer, welche die Religion zu Grunde richten wollten mit Weltverbesserungen. Er haßte die gottlose Aufklärung, die endlich den Papst selbst um die dreifache Krone und seinen eigenen Rauchfang um alle Speckseiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg sein, wie die Tauben, war aber doch dabei auch ein wenig klug, wie die Schlangen.

Die Alstedter Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherrn. Ihre Religion bestand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn sie waren von jeher nur gestrenger Herren gewohnt, und bewies sich einer zu gütig, lachten sie ihn aus. In Haus und Feldwirthschaft trieben sie es wie die Alten, die, so sagten sie, doch auch nicht auf den Kopf gefallen gewesen wären. Armuth herrschte bei Allen. In ihren Häusern voller

Unflath lebten sie, neben magern Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln, Branntwein und Brunnenwasser. Gegen Fremde ungeschällig und betrügerisch, gegen den Pfarrer heuchlerisch, gegen die Bewohner des Herrenhauses im Staube kriechend, unter sich selbst gehässig, neidisch, verleumderisch, stolz und grob — das war ihre Lebensflucht.

Das Loth im Aermel.

Konrad wußte mit diesen lieben Leuten aber bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Duzend wegen Vergehen hatte einthürmen, ein anderes Duzend abprügeln lassen, hielten sie ihn für einen äußerst verständigen Mann.

Seht, da man zu seinem Verstand endlich Vertrauen gefaßt, ward es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Ordnung und zum Wohlstand bringen — denn alle gingen in Kleidern meistens, gleich Bettlern, zerrissen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm selbst sein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an dessen Erzählung vom Mann mit der schneeweißen Perrücke und dem Loth im Aermel.

Außer einer Näherin im Dorfe konnte kein Bauernweib die Nadel auf geschickte Weise führen. Was die Mütter nicht verstanden, war noch weniger eine Kunst der Töchter. Hatte das neue Kleid das erste kleine Loth im Aermel, ward es ohne Mühe größer, weil man die Hilfe zu spät brachte. So ward der Rittel vor der Zeit alt. Das ungeheilte Loth im Aermel war Ursache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge — Krankheiten aller Art. — Im Lumpenkleide verzehrt man sich leichter Unanständigkeiten jeder Art, niedriges Betragen, rohes Laster. Das Loth im Aermel ist an tausend Grobheiten, an tausend ekelhaften Worten und Thaten

nicht lange in Konrads Brust. Zwar hatte ihm Frau Walter erzählt, sie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandtin in der benachbarten Stadt sie täglich erwarte. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird sie meinen Himmel in Alsted nicht verderben. Doch wie gesagt, das Blättchen wendete sich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmesser hatte. Eine Kutsche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer saßen. Sie schienen vom Herrenhause gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Speisezimmer eintrat, befand sich da, nebst Frau Walter und dem Verwalter, ein junges Frauenzimmer, etwa siebenzehnjährig, braunlockig, von feinen Gesichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte sich gar ehrerbietig. Die schöne Fremde, etwas erröthend, erwiderte. Frau Walter sagte: es ist meine Tochter Josephine.

Konrad vergaß Feldmesser und Waldungen, worüber er doch dem Verwalter viel zu bemerken hatte; sogar der neuen Hausgenossin etwas Angenehmes zu sagen, vergaß er, während sie ihm ein freundliches Wort mit aller weiblichen Gewandtheit und Anmuth zulispelte. — Bei Tisch, wo er sonst gern rebfelig, offen und scherzliebend zu sein pflegte, blieb er diesmal verschlossen, einsilbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böser Geist für ihn; als wäre er eingeschüchtert, wenn man dies Wort gelten lassen will.

Er wunderte sich selbst, und daß diese fremde Josephine ihm so gewaltige Ehrfurcht auflege. Er wollte es nicht gelten lassen, Muth fassen, und mit ihr in Unterhaltung treten, wie mit den Andern. Aber wenn ihn das Mädchen ansah mit den dunkeln Augen, wenn es ihm antwortete mit der Stimme, die seine Seele beben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich

lange am Abend beisammen. Als Konrad in seinem Zimmer einsam war, wandelte ihm die Gestalt der neuen Hausgenossen an allen Wänden herum. Er schüttelte den Kopf und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich nicht leben! Warum schwieg die Klausel davon? — Und als er sich ins Bett stürzte, die Augen fest zubrückte, schwärmte das reizende Gespenst noch heller vor ihm her und hin.

Am Morgen wieder dachte er an Josephtinen eher, als an die Feldmesser. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Josephtinens Stimme singend dazu. Das Herz fing ihm an zu klopfen. Er schüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich wahrhaftig nicht leben! und ging ins Feld, ohne zu frühstücken.

Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt sich wohl endlich an das Häßlichste, warum nicht auch an das Schönste? — Konrad konnte sich aber auch nach Wochen an Josephtinen nicht gewöhnen, denn, sonderbar genug, sie war keinen Tag, wie am vorigen, sondern schien jeden Tag neu zu werden. Mit Allen im Hause war er freundlich, vertraulich; Alle waren es mit ihm. Aber mit Josephtinen konnt' er's nicht sein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heitern Muthwillens, denn ernst war sie selten, stand sie ihm immerdar fremd, fast wie den ersten Abend. Er unterhielt sich gern mit ihr; sie war geistvoll und doch natürlich, ohne Annahmen, ohne Hierereien. Allein, wenn er mit ihr sprach, kam es ihm vor, als spräch' er mit einem Wesen aus andern Welten. Sie hatte mit Jedem zu thun, Jedem behandelte sie auf die gleiche freundliche Weise, von Jedem ward diese frische Rose geliebt — aber mit ihm hatte sie immer am wenigsten zu schaffen, und doch wick sie ihm so wenig aus, als sie ihm nahe zu sein den Wunsch zeigte.

„Das gibt hier ein langweiliges Leben!“ dachte Konrad: „Ich wollte, Alted läge hinter Kamtschatka, und ich wäre nie hergekommen.“ Aber daß Josephine nie nach Alted gekommen wäre, wünschte er nicht, und er hätte keine Million dafür genommen, daß sie wieder wegginge.

So sehr er sich vor der langen Weile fürchtete, hatte er sie doch nie. Die Herrschaft ward mit allen Gütern vermessen; die hiesige Landwirthschaft mit allen Gebrechen derselben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut und ein Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeschaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf diesen anfangs groß zur sittlichen Verbesserung der Bauern gezählt. Allein dieser Gottesmann trieb seinen Beruf recht und schlecht. Er bekümmerte sich um die Seelen der Bauern weniger, als um ihre Speckseiten, Eier, große und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter ihm von Verbesserung des Jugendunterrichts, von der Rohheit der Leute und ihrer Unwissenheit sprach, gab er lächelnd Beifall, unterstützte dessen Meinung mit vielen Beispielen aus der Erfahrung. Am folgenden Sonntag aber donnerte er dann gegen die Sektirer, welche die Religion zu Grunde richten wollten mit Weltverbesserungen. Er haßte die gottlose Aufklärung, die endlich den Papst selbst um die dreifache Krone und seinen eigenen Rauchfang um alle Speckseiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg sein, wie die Tauben, war aber doch dabei auch ein wenig klug, wie die Schlangen.

Die Alteder Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherrn. Ihre Religion bestand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn sie waren von jeher nur gestrenger Herren gewohnt, und bewies sich einer zu gütig, lachten sie ihn aus. In Haus und Feldwirthschaft trieben sie es wie die Alten, die, so sagten sie, doch auch nicht auf den Kopf gefallen gewesen wären. Armuth herrschte bei Allen. In ihren Häusern voller

Unflath lebten sie, neben magern Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln, Brantwein und Brunnenwasser. Gegen Fremde ungeschällig und betrügerisch, gegen den Pfarrer heuchlerisch, gegen die Bewohner des Herrenhauses im Staube kriechend, unter sich selbst gehässig, neidisch, verleumderisch, stolz und grob — das war ihre Lebensklugheit.

Das Loch im Ärmel.

Konrad wußte mit diesen lieben Leuten aber bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Duzend wegen Vergehen hatte einthürmen, ein anderes Duzend abprügeln lassen, hielten sie ihn für einen äußerst verständigen Mann.

Jetzt, da man zu seinem Verstand endlich Vertrauen gefaßt, ward es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Ordnung und zum Wohlstand bringen — denn alle gingen in Kleidern meistens, gleich Bettlern, zerrissen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm selbst sein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an dessen Erzählung vom Mann mit der schneeweißen Perrücke und dem Loch im Ärmel.

Außer einer Mäherin im Dorfe konnte kein Bauernweib die Nadel auf geschickte Weise führen. Was die Mütter nicht verstanden, war noch weniger eine Kunst der Töchter. Hatte das neue Kleid das erste kleine Loch im Ärmel, ward es ohne Mühe größer, weil man die Hilfe zu spät brachte. So ward der Kittel vor der Zeit alt. Das ungehellte Loch im Ärmel war Ursache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge — Krankheiten aller Art. — Im Lumpenkleide vergeßt man sich leichter Unanständigkeiten jeder Art, niedriges Betragen, rohes Laster. Das Loch im Ärmel ist an tausend Grobheiten, an tausend ekelhaften Worten und Thaten

ihn mit einer Art Befremdung. War er ernst, konnte sie lustig sein bis zur Ausgelassenheit. Gelang es ihm, sie auf Spaziergängen zur Gesellschafterin zu haben, war sie eifrig im Gespräch; mit allen Andern (und man hatte Besuche aus den Nachbarschaften, die man oft erwiderte) schwatzhaft. Es kam auch, zumal im Winter, zu Pfänderspielen. Natürlich ward dabei, laut uraltem Herkommen, geküßt. Konrad galt weit umher, nach dem Urtheil der Schönen, als ein hübscher Mann, und wenn mit einem Kusse Erlösung des Pfandes zu erwarten war, ward er gern zum Mithelfer erkoren. Nur Josephine rief ihn nie.

W i s s e n s c h a f t l i c h e Z e i t e n .

So offenbarte sich in allen Kleinigkeiten, in allen Wichtigkeiten, Josephinens seltsame Abneigung. Konrads Liebe wuchs; mit der Liebe war zugleich der Kampf gegen hoffnungslose Leidenschaft. Er stellte sich gleichgültiger, je weniger er es war. Man wird zuletzt, wie man sich stellt, dachte er. — Der junge Mann entfernte sich von Josephinen, so gut es anging; machte sich in Gesellschaften seltener, die Bücher hatten mehr Reiz für ihn; er verdoppelte seine Unternehmungen zur Verbesserung der herrschaftlichen Güter; führte einige Prozesse für die Wallenrothschen Rechtsame, die ihn oft von Altes abwesend hielten — genug, er that Alles, sich ins alte Gleichgewicht zurückzuschwingen, aber er erreichte seinen Zweck nur halb.

Josephine schien seine Entfernungen kaum zu bemerken. Sie blieb, wie sie immer war, freundlich-fremd. Auch sie und ihre Mutter — sobald der Frühling erschien — dachten an eine Reise in eine entlegene Hauptstadt. Josephine sprach davon mit Entzücken; Konrad mit Beifall. Es kam ein Brief an Frau Walter. Noch den Abend ward eingepackt; folgenden Morgens ging es fort.

„Und ist es Ihnen so leicht, liebe Josephine, unser stilles Altek zu verlassen?“ fragte sie Konrad.

„Für mich,“ antwortete sie lachend, „ist überall Altek.“

„Ich glaube es Ihnen, Sie werden es kaum der Mühe werth halten, an uns zurückzudenken.“

„Das sagen Sie nicht im Ernst. Meine Blumen, meine Mädchen: schule thun mir wahrlich weh; aber was sind auch vier Wochen? Ich habe meinen Schülerinnen, die indeß die fleißigsten sein werden, versprochen, schöne Sachen mitzubringen.“

„Und was bringen Sie mir mit?“ fragte er. Er nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr festen Blickes ins Auge.

Sie lächelte: „Ihnen? Ei nun, Herr Eck, wenn Sie auf meine Blumen fleißig Acht haben, eine neue Gießkanne!“ Sie sprach's und hüpfte davon. — Konrad stand verblüfft da. Da war's gesagt: sie liebt dich nicht. Er nahm Abschied von Frau Walter, von Josephinen nicht; ging aufs Feld, und sah sie nun nicht einmal abreißen.

Und weggewischt war aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht; Alles lag geistlos, bedeutungslos vor ihm. Der Baum war ein grünes Holz; die Nachtigall ein pfeifender Vogel; der umbüschte See am abendlichen Fuß des Herrenhügels ein großes Erdbecken voll Wasser. Es verdroß ihn die Welt zu sehen, sie war ohne Reueheit, ohne Frische, wie ein veraltetes Kleid. Selbst die Dichter waren nicht mehr fähig, seine Einbildungskraft zu besflügeln, so sehr er es oft wünschte; er fand die Säger der Natur etwas langweilig, die Säger der Liebe etwas nährisch.

„Ach, die Schuld liegt zuletzt wohl an dir selbst!“ seufzte er zuweilen: „Konrad, Konrad, du hast das größte Loch von der Welt im Ärmel!“ — Er verstand sich.

Vier Wochen gingen wie vier Jahre vorbei. Josephine mit ihrer Mutter kam zurück. Er hatte sich vorgenommen, sie mit

Gleichgültigkeit zu empfangen, und wirklich war eine Art von Ruhe in sein Herz eingekehrt. — Aber das heillose Mädchen! — es war ihm zum Troß blühender, als je. Ihre Freude war unverhohlen, wieder in Alsted zu sein. Sie warf Konraden einen Blick zu, aus welchem ihre Seele lachte; sie reichte ihm flüchtig die Hand, dann — eben trat auch der Herr Verwalter aus dem Hause hervor zum Wagen — dann fiel sie dem alten, stiefen Herrn mit ausgebreiteten Armen um den Hals.

Konrad scheute sich, hinzublicken. Es floß etwas Blühendes und Regendes über sein Herz hin. „Den also liebt sie!“ dachte er, und sobald es der Anstand erlaubte, ging er in die Felder und pfliff ein Gassenlied.

Nun war der Hausfriede gebrochen. Harfe und Klavier verstummten. Er redete Josephinen selten an; einsilbiger als sie, war er in seinen Antworten. Wenn er kam, schwand ihre Heiterkeit; ging er, blickte sie ihm still und schen nach.

Nachrichten von Herrn Marbel.

Eines Morgens — die Familie saß am Frühstück — trat ein vom Herrn Vanquier Schmidt außerordentlich abgeschickter Bote ins Zimmer. Er brachte Briefe. Konrad las sie, und ward todtenblaß. Deschelben schwiegen die Uebrigen; aber es entging ihnen nicht, wie er sich verärbte. Er fertigte den Boten ab, ging auf sein Zimmer und verschloß sich in demselben. Auch zu Tisch kam er nicht des Mittags. Frau Walter selbst trug ihm das Essen in sein Zimmer, denn er verlangte es, weil er ununterbrochen arbeiten wollte. Sie ging schweigend, ohne sich eine neugierige Frage zu erlauben; doch aus ihren Zügen sprach einiger Kummer um ihn.

Er verstand diese Sprache. Er ergriff die Hand der achtungswürdigen Frau und sagte: „Ich reise morgen mit Tagesanbruch

ab. Sie werden in Alsted einen andern Gerichtshalter bekommen. Dank haben Sie für ihre Freundschaft. Heute Abend sage ich Ihnen vielleicht mehr.“

„Wie!“ rief Frau Walter entsetzt: „Sie uns verlassen? Doch nicht auf immer?“

„Sehr wahrscheinlich.“

„Um Gotteswillen — und warum? Kann Herr von Wallenroth . . .“

„Heute Abend erfahren Sie mehr.“

Schweigend und weinend verließ ihn Frau Walter. Konrad arbeitete weiter — sein Entschluß war gefaßt. Er hatte einen jungen talentvollen Rechtsgelehrten, den er in der benachbarten Stadt kannte, einstweilen, und auf Bestätigung des Herrn von Wallenroth hin, zu seinem Nachfolger ernannt; ihm wie dem Verwalter eine umständliche Instruktion geschrieben, die laufenden und andern Geschäfte betreffend, und dann mit Sonnenuntergang machte er sich ans Einpacken der nöthigen Bedürfnisse, denn er hatte nichts Geringeres im Sinn, als eine Reise nach Ostindien zu machen.

Herr Schmidt hatte ihm nämlich einen Brief von Herrn Marbel gesandt, den dieser aus Kalkutta in Bengalen geschrieben. Herr Marbel meldete darin, daß er um all sein Gut, worauf er die gerechtesten Ansprüche habe, betrogen sei und in dürftigen Umständen lebe; daß er weder einen Advokaten besolden könne, ihm den Prozeß zu führen, noch hinlänglich habe, um mit einigem Anstande zu leben. Gern wäre er nach Europa zurück, aber es fehle ihm an Geld zur Reise; gern möchte er arbeiten, aber er sei zu alt und schwach, und der englischen Sprache nicht mächtig. Er bat also Herrn Schmidt, sich nach dem jungen Konrad Ed, welchen er einst erzogen, zu erkundigen, diesem sein Schicksal zu melden, und wie er auf ihn allein noch seine Hoffnung setze. Herr

Schmidt möchte ihm schreiben, ihn fragen, ob er zu Herrn Marbel reisen, sich seines Prozesses annehmen, und die Lage des alten Mannes mit seiner Hände- und Kopfsarbeit fristen wolle? Wenn sich Konrad dazu entschließen könnte, bat Herr Marbel, denselben mit nöthigem Reisegeld unterstützen zu wollen, falls Konrad die zu seinem Etablissement ausgelegten zweihundert Louisd'or schon verbraucht haben sollte.

„Kann Konrad,“ so schloß der Brief, „nicht kommen, und mir helfen, oder mich ernähren, oder wissen Sie seinen Aufenthalt nicht zu erforschen, oder wäre er nicht mehr am Leben: so bitte ich, erbarmen Sie sich meiner aus alter Bekanntschaft, und schicken Sie mir etwas Geld. Ich gebrauche für die wenigen Jahre meines Lebens nicht mehr viel.“

Zu diesem traurigen Brief hatte Herr Schmidt, in dem eigenen, allerlei Noten gemacht, ungefähr folgenden Inhalts:

„Bleiben Sie, mein werthester Gerichtshalter, über das Schicksal des guten Marbel unbesorgt; denn ich werde allerdings aus alter Freundschaft etwas für ihn thun. Daß Sie nicht von Alsted weggehen, nach Ostindien laufen können, um einem alten Manne, — wer weiß, ob Sie ihn nur beim Leben antreffen würden? — einen winzigen Prozeß führen zu helfen, oder ihn in Ermangelung erforderlichen Vermögens mit Schreinerarbeit zu ernähren, das verheißt sich von selbst. Ich weiß nicht, wie der gute Mann auf den Einfall gerathen ist? Er hat freilich schon ein- oder zweiundsechzig Jahre, und vermuthlich durch Verdruß über mißlungene Pläne sehr gealtert. Ohnedem wären Sie auch durch Ihren Beitrag mit meinem Freunde, Herrn von Wallenroth, zu sehr gebunden. Sie müssen — er ist gegenwärtig in Regensburg, wo er nur bis den neunundzwanzigsten laufenden Monats bleibt, dann vermuthlich geht er nach Paris zurück — die Sache erst mit ihm abthun; denn er allein hat das Recht, Sie Ihrer Pflichten zu

entlassen. Und wortbrüchig wird kein Ehrenmann wie Sie. — Finden Sie inzwischen gut, Herrn Marbel etwas Geld zukommen zu lassen, so bin ich bereit, ihm dasselbe durch sichere Wechsel nach Kaskutta zu übermachen. In diesem Falle bitte ich, mir schnellst zu melden, wie viel? denn Zeit ist nicht zu verlieren. Ich werde das bei Herrn Marbel anzeigen, daß mir bis jetzt Ihr Aufenthalt unbekannt geblieben, so sind Sie bei ihm hinlänglich entschuldigt.“

„Herr Schmidt!“ rief Konrad, als er diese Briefe gelesen, mit zitternder Lippe, mit Thränen im Auge: „Herr Schmidt, Sie sind ein Schurke vom guten Ton, ein niederträchtiger Mensch vom besten Anstand, wie unsere tugendhaften Leute heutzutage gewöhnlich sind. — Ich bin Marbels Sohn und Hauptschuldner, denn er hat mich zum Menschen gemacht. Fort, Konrad, nach Ostindien: hilf deinem Vater!“

Er richtete Alles zur Abreise vor und packte ein.

R ä m p f e.

Er unterrichtete den Verwalter vom Nothwendigen, damit durch seinen plötzlichen Weggang nichts versäumt werde; auch sagte er ihm, daß er über Regensburg gehe, von Herrn von Wallenroth seine Entlassung nehmen und diesen bewegen werde, den vorgeschlagenen neuen Gerichtshalter zu bestätigen.

Frau Walter zerfloß in Thränen; Josephine saß stumm und saß in einem Winkel des Speisezimmers, als Konrad hereintrat.

„Ist's Ernst?“ fragte Frau Walter.

„Vollkommen. Ich muß fort — vielleicht auf immer. Ich gehe nach Ostindien.“

„Nach Ostindien!“ schrie Frau Walter, und in dem Augenblicke ward Josephine bleich, wie eine Sterbende. Ihre Hände mit dem Strickzeuge sanken erkaltet auf den Schoos nieder.

Konrad, zu sehr mit der Vorstellung von dem Unglück seines Vaters Marbel beschäftigt, sah nicht auf das Mädchen; sah nicht, wie es, einer geknickten Lilie gleich, da lag im Lehnstuhl, ohne Kraft, ohne Sprache, ohne Thränen, nur die halbgebrochenen Augen auf ihn gerichtet. Er erzählte seine Verhältnisse zu Herrn Marbel, dann dessen Unglück, dann Herrn Schmidts schändlichen Rath, dann was er pflichtgemäß thun wolle.

„Nicht so! ich wäre ein Bösewicht, wenn ich in Alsted bleiben würde, und hätte ich hier den Himmel und säh' ich den Tod auf dem Meere vor!“

„Ei, ei!“ sagte der Herr Verwalter: „Es ist doch ein gewaltiges Stück gewagt.“

„Nein,“ rief Frau Walter und schluchzte heftiger, „es ist schön gedacht von Ihnen, aber doch vielleicht allzurasch gehandelt. Wenn Sie sich einige Tage Zeit ließen; — besserer Rath kommt oft über Nacht. Es ist ja schrecklich!“ — Dabei blickte sie auf ihre erbläste Josephine.

Diese richtete sich mit dem Todesgesicht gegen die weinende Mutter und sprach mit lauter Stimme, als zwänge sie darin ihre letzten Kräfte zusammen: „Mutter, liebe Mutter, mach' ihm das Herz nicht schwer. Er muß fort, er muß! Er darf nicht bleiben.“ — Dann sank sie verblühen zusammen und verlor Odem und Seele.

Frau Walter that einen Schrei; Konrad floh zum Leichnam; der Verwalter rief einige Mägde zu Hilfe. Josephine ward in ihr Zimmer getragen. Man brachte Quellwasser, sie zu besprengen, starkriechende Mittel — eine Viertelstunde verging, ehe sie sich erholte. Aber sie schlug die Augen auf, und sagte leise: „Was habt ihr gethan? Mir war wohl. Ich weiß nun, wie süß es ist, zu sterben.“

Frau Walter hatte Konraden entfernt. Freudig, ihre Josephine

lebend zu wissen, suchte sie ihn auf. Er stand im Garten, den zitternden Arm um einen jungen Baum geschlagen, denn die Knie wankten unter ihm. — „Kommen Sie!“ rief sie ihm zu: „sie hat sich erholt. Sie fragt nach Ihnen.“

Nüchtern schleppte er sich zu Josephinens Zimmer. Sie saß im Lehnstuhl. Er wählte einen Sessel neben ihr, sprach kein Wort, beobachtete nur ihre blassen Mienen, auf welche eine matte Röthe zurückkehrte, da er hereintrat.

„Ich habe Ihnen Schrecken verursacht,“ sagte sie und lächelte zu ihm: „es thut mir leid. Ich konnte nicht anders. Aber mir war wohl.“

„Und jetzt?“ fragte Konrad zitternd.

„Sehr wohl. — Ich möchte Sie nur noch sehen, so lange ich darf. Nicht so, das gewähren Sie? — Mutter, gib mir ein Glas des alten Weins; auch Herrn Eck gib. Ihm scheint nicht wohl zu sein. Er hat heute viel gelitten. Er soll sich stärken. Sein Geist ist mächtiger, als sein Körper.“

Die Mutter ging.

Konrad starrte Josephinen an — es war ihm, wie Traum. Solche Theilnahme hatte er nicht von diesem Mädchen erwartet, nicht so tiefes Gefühl in ihr gekannt.

„Kann es Ihnen leid sein, daß ich Altes verlasse, liebe Josephine?“ fragte er endlich.

„Nein,“ antwortete sie: „Es ist wohlgethan, daß Sie gehen. Sie dürfen, Sie können nicht anders. Gott wird mit Ihnen sein. Ihnen geht es nicht übel, Sie folgen einer heiligen Pflicht.“

„Aber, Josephine, mit gebrochenem Herzen. Ich verlasse diesen schönen Ort ungern.“

„Sie werden sich dessen entwöhnen, wie Sie sich daran gewöhnten. Haben Sie darum keinen Kummer. Der Gedanke an Ihren unglücklichen Vater muß von nun an Ihr Alles sein, und er ist's ja auch.“

„Werden Sie meiner in der Abwesenheit gedenken?“

„Gewiß, und mit ewiger Dankbarkeit.“

„Dankbarkeit, Josephine?“

„Ich weiß, wofür ich Sie Ihnen schuldig bin, aber erlassen Sie mir das Geständniß. Nein, ich will es Ihnen sagen. Ich bin durch Ihren Umgang besser geworden, als ich war. Nehmen Sie dies Bewußtsein mit auf den Weg. Auf dieser Erde begegnen wir uns schwerlich wieder. Da dürfen wir wohl zu guter Letzt aufrichtig sein.“

„Sie setzen mich in Verwirrung, Josephine. So gütig sprachen Sie sonst nie. Wüßten Sie, wie theuer Sie mir waren! Wüßten Sie, was ich verliere, nun mich mein Loos von Ihnen nimmt!“

Sie wandte das Gesicht von ihm hinweg, als er dies sprach. Im gleichen Augenblick trat Frau Walter mit Wein und Gläsern herein. Josephine ward wieder heiter. Sie trank. Konrad mußte zwei Gläser leeren. Dann sagte sie: „Mutter, ich weiß, du zürnst nicht; aber erfülle meine Bitte. Gib Herrn Gd einen Kuß für mich, daß ich's sehe.“

Frau Walter erröthete. „Wunderliches Kind,“ sagte sie: „welch' ein Auftrag!“

Konrad umarmte die Mutter und küßte sie. „Sie sind mir wohl theuer genug, daß ich Ihnen den Kuß Ihres Selbstes willen gebe!“ sagte er; aber dann zu Josephinen gewandt: „Will Josephine . . .“

Er nahte sich. Eine Feuerrothe flammte in Josephinens Antlitz. Sie legte beide Hände vor ihr Gesicht und rief: „Nimmermehr!“ — Dann zur Mutter: „Mir ist nicht wohl! Ich muß ruhen. Könnte ich nur schlafen, jahrelang schlafen. Ich bin kränker, Mutter, als du glaubst.“ — Dann wieder zu Konrad: „Reisen Sie glücklich, lieber Herr Gd! Gute Nacht! Schreiben Sie meiner Mutter aus der Ferne — nur noch ehe Sie Europa verlassen haben, einmal. Morgen, wenn Sie fort sind, wird mir wohl sein. Verlassen Sie

sich darauf. Mir fehlt nur Ruhe. Es wird mir sehr wohl sein. Leben Sie glücklich!"

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff diese Hand; er bedeckte sie mit Küssen; sein Herz war gebrochen. Frau Walter weinte laut. Josephine zog ihre Hand schnell zurück, verbarg ihre Augen, und rief: „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich.“

Er ging.

A b r e i s s e.

Er verschloß sich auf sein Zimmer und warf sich aufs Bett. Da lag er die Nacht in Fiebern. Mit Tagesanbruch kam der Wagen vors Haus, und alle Bewohner des Dorfes ließen herbei, umringten den Wagen, das Haus, um ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen, zu segnen. Denn Konrad war in Jahresfrist allen Familien des Dorfs theuer geworden; Jedem war er ein Hausfreund gewesen, Jedem auf andere Art. Er hatte mehr Gutes im Stillen gethan, als man glaubte. Jetzt erst erzählte man sich, wie er hier Arznei den Kranken, dort Kleider den Nackten, dort Brod den Hungernden, dort Bürgschaft für bedrängte Schuldner gebracht. Jeder Hausvater glaubte, Konrad habe ihm das Meiste geleistet, ihn und die Sehnigen mehr, als alle andern im Dorfe, geliebt. Von jedem hatte er Verschwiegenheit gefordert; nun brach die allgemeine Trauer um seine Abreise das gegebene Wort Aller.

Als Konrad in den Speisesaal trat, das letzte Frühstück zu genießen, fand er den Verwalter und Josephinens Mutter in Thränen. Man nahm das Frühstück; Konrad suchte die Trauernden aufzuheitern. Dann, als Alles zur Abreise vollendet war, sprang er zuerst auf, drückte schweigend beide an seine Brust, empfahl sich ihrem Andenken und ging. Er hatte nicht den Muth gehabt, nach Josephinen zu fragen; aber nun — da er schied, nahm er noch

einmal die Hand der Frau Walter und sagte mit schmerzhaft gebrochener Stimme: „Empfehlen Sie mich Josephinen. Sagen Sie ihr, ich habe sie unaussprechlich geliebt — ich werde sie auch jenseits des Weltmeers lieben.“

Indem er zum Haus hinaustrat an den Wagen — der Walter und Josephinens Mutter hingen an seinen Armen — war alles Volk, wie von einem Gefühl ungeheuern Schmerzes niedergebengt, und Alles weinte laut schluchzend. Konrad, nur schon zu sehr bewegt, wollte seine Rührung bekämpfen, in den Wagen springen, davon fliegen; da tönte eine Stimme hinter ihm, die ihn gefesselt hätte, wäre er auch vor den Schwellen des Paradieses gestanden. Er wandte sich, Josephine, in Morgenkleidern, blaß, mit rothgeweinten Augen voll unendlichen Leidens, stand da, und rief seinen Namen. Sie erschraf einen Augenblick, als sie den Wagen umringt sah von Weinenden, oder Knienden; aber im andern Augenblick war dies Alles für sie nicht mehr in der Welt. — Sie ging ernst zu Konrad, erhob ihre Arme gegen ihn, umfing ihn mit Wehen und Innigkeit, und brückte einen Kuß auf seinen Mund. „Leben Sie wohl!“ sagte sie mit matter Stimme. „Verzeihen Sie mir, ich bin ja eine Sterbende.“ Damit ließ sie ab, und eilte ins Haus zurück.

Konrad, ohne Bewußtsein, ward in den Wagen gehoben; der Kutscher fuhr langsam durch die Reihen der Beßklagenden. Konrad breitete stumm, mit Wehmuth und Liebe seine Arme über sie hin, als wollte er alle an sein Herz nehmen — dann rollte im schnellen Fluge der Wagen zum Dorfe hinaus.

Besuch bei Herrn Schmidt.

„Was ist's denn?“ dachte Konrad, aber erst nach einigen Stunden kam er wieder zur Fähigkeit ruhigen Denkens. „Was ist's

denn? Alles Gaukelei! — Das ganze Leben Gaukelei! — Ich bin zerrissen in den zartesten und tiefsten Gefühlen meines Daseins — es kann mir das Leben kosten. Aber was ist's denn mehr? Gaukelei! Josephine liebt mich. Sie liebt! — sie kann das Opfer dieses Schmerzes werden, auch ich. Was ist's denn mehr? Wir verstanden uns zu spät, aber früher wäre es immer zu früh gewesen. Sink' in deinen Sarg, du Engel! da ist dir wohl. Hätte ich nicht einem Vater heilige Schulden abzutragen, ich möchte noch lieber gestorben, als geliebt sein. Es ist unterm Himmel kein Bleiben, kein Ruhen, kein Glück! Hier sind die höchste Seligkeit und die Verzweiflung Geschwister. Warum aber so? Gott ist unbegreiflich. Noch ist mein Traum nicht vollendet; was will ich schon klügeln? Ich thue meine Pflicht. Ich opfere die Welt, die Freundschaft, die Liebe, Josephinen, mich selbst den Pflichten, die ich vollbringen muß — Gott will es — er ordne, er herrsche, ich schweige. Ach, und doch ist er Vater!”

So sprach Konrad zu sich selber. Aber er sagte sich, und sah beherzt seinem Verhängniß entgegen. „Du selbst bist an deinem Schmerze schuld!“ sagte er zu sich: „Denn du würdest jetzt laßend nach Ostindien ziehen, wenn du nicht Josephinen liebtest. Und daß du sie so liebst, ist Leidenschaft, ist Selbstverzärtelung. Du hast ein Loch im Ärmel, würde Vater Marbel sagen. — Ach, litte nur Josephine nicht!”

Gegen Abend kam er zur Hauptstadt. Sogleich eilte er zum Herrn Banquier Schmidt. Dieser erkaunte, doch froh, ihn schon zu sehen. „Ich bringe Ihnen die Antwort auf Ihren Brief selbst.“

„Und was haben Sie beschlossen?“ fragte der Banquier.

„Nach Ostindien zu gehen. Ich bin meinem Vater zu viel schuldig. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihn alt und krank seinem Glend überlasse; ich wäre zur Verzweiflung zu bringen,

wenn ich wüßte, der ehrwürdige, tugendhafte Greis strecke seine Arme umsonst nach mir aus.“

„Alles vortrefflich, Alles ganz schön, mein lieber Herr Oat; aber nichts ohne Ueberlegung gethan! Eine Reise nach Ostindien ist kein Spaziergang. Wer ist Ihnen Bürge, ob und wann Sie dahin kommen? Finden sich gleich Schiffe? Können Sie nicht unterwegs erkranken? Schiffsbruch leiden? untergehen?“

„Wohl möglich. Aber dann that ich meine Pflicht, und die Vorsehung möge über das Andere walten.“

„Recht gut. Aber wie, wenn der gute Herr Marbel — denn alt ist er — gestorben wäre, ehe Sie Kalkutta erblickten? Wozu dann die Reise um die Welt? Wozu dann Ihre ganze gegenwärtige Laufbahn zerrissen, Ihr Vermögen aufgeopfert?“

„Meine Laufbahn wird nie zerrissen. Meine Bahn heißt Pflicht, in der ich laufe. Und käme ich als Bettler zurück, ei nun, ich weiß mich zu nähren. Ich bin jung, lassen Sie mich. Ich bitte nur um Wechsel auf London für meine gesammte Baarschaft. Darum komme ich zu Ihnen. Wollen Sie für Herrn Marbel noch etwas beifügen, desto besser. Ich will dafür Ihr persönlicher Schuldner sein, und mit Zins und Zinsezzinsen zurückzahlen, wenn ich wieder komme, und sollte ich wie ein Leibelgener arbeiten.“


„Schön gedacht von Ihnen. Allein lassen Sie uns auch mit kaltem Blute über die Sache sprechen. Herr Marbel ist's gewiß weniger um Ihre angenehme Person zu thun, als um Geld zu haben, entweder seinen Prozeß zu führen, oder wieder nach Europa zu kommen. Hat er Geld, so ist er zufrieden, so findet er Mittel zu Allem: so sind Sie ihm ganz entbehrlich. Nun denn, sagen Sie nur, wie viel Sie ihm bestimmen wollen, wie viel ich aus dem Reinigen dazu legen soll? Wir schicken es ihm. Wechsel sind heutiges Tages leichter nach England überzubringen, als Menschen. Das hat ungemaine Schwierigkeiten. Folgen Sie meinem Rathe.“

„Nein, Herr Schmidt, das kann ich nicht. Ich bin meinem Vater Marbel nützlicher, als ihm Ihr und mein Geld werden kann. Er ist alt und schwach, er bedarf eines Sohnes, der seiner hegt und pflegt, ihn unterstützt und schirmt. Ach, in solchen Tagen ist ein Freund mehr werth, denn Tonnen Goldes; ein warmes Wort des Trostes mehr werth, als der Dienst reichlich bezahlter Mietlinge. Neben mir nicht mehr davon. Ich reise morgen ab nach Regensburg. Ich gebe dem Herrn von Wallenroth Rechenschaft. Entlassung und Dank. Er ist ein wackerer Mann; er wird mir keine Hinderuisse in den Weg legen. Wollen Sie mein und Herrn Marbels Freund sein, so bitte ich Sie um eine Empfehlung für meine Sache von Ihrer Hand. Ich habe gesehen, wie viel Ihr Wort bei Herrn von Wallenroth gilt.“

Herr Schmidt sah ihn schmelzend an. Konrad stand entschlossen vor ihm, und was er sprach, ging aus den Tiefen des Herzens hervor. Selbst Herr Schmidt schien einen Augenblick gerührt zu sein durch diesen Angesturm der Kindesliebe und Dankbarkeit — dennoch versuchte er's mit neuen Gründen, ihn von dem Unternehmen abzuhalten.

„Es ist umsonst!“ rief Konrad: „Wohl andere Gründe gibt es, die mich hätten zu einer schändlichen Wahl bewegen können. Ich liebte ein edles Mädchen — Sie kennen Josephine Walter — im Augenblick des Scheidens erst erfuhr ich, daß auch ich ihre Liebe war. Und doch — Pflicht geht über Glück. Also, Herr Schmidt, ich bitte um Wechsel.“

Herr Schmidt hatte die Augen voller Wasser, als Konrad so sprach. „Kommen Sie an mein Herz!“ rief der Alte und küßte ihn: „Sie sind gewiß doch ein edler Mann. Ich beneide Herrn Marbel um solch einen Sohn, um solch einen Freund. Wie wenig Väter sind so glücklich, wie er! Sie sollen die verlangten Wechsel haben, und damit Sie bei Herrn von Wallenroth keine Schwierigkeiten finden, will ich Sie selbst nach Regensburg zu ihm begleiten.“



Konrad war über die plötzliche Nührung des Herrn Schmidt etwas erschauert. „Es ist doch,“ dachte er bei sich selbst, „in jedem Menschen, und wäre er im Alltagsleben hinterm Zählstisch zur trocknen Mumie eingeschrumpft, wie dieser, und wäre er zum Stein geworden, noch immer ein göttlicher Funke; der erlischt nicht ganz. Es kommt nur auf den Hauch an, der ihn anbläset. Das Urmenschliche erhebt sich immer wieder mit siegreicher Größe im Sterblichen, und läge es auch vom kaufmännischen Soll und Haben tief erdrückt, vom Handwerksstaub besudelt, von theologischen und pädagogischen Systemen verzerrt, von Politik und Kriegskunst erwürgt. Und das Urmenschliche ist das Göttliche. Es ist schön, Mensch zu sein!“

Konrad vergaß den verständigen Brief des Herrn Banquiers, vergaß die verständigen Rätze, die er erst mündlich von ihm gehört, verzieh ihm alle diese Klugheiten, welche eben so viele seine Hochverräthereien an der Menschenwürde, in der Alltagswelt freilich aber, gäng und gebe sind — und umarmte ihn dafür noch einmal, daß sich das Edlere in ihm regte, was im gemeinen Leben darum romanhaft genannt wird, weil sich die Seelengröße, welche wir an Menschen der Vorwelt bewundern, aus dem wirklichen Leben in die Poesie geflüchtet hat.

Besuch in Regensburg.

So ungeduldig auch Konrad die Reise zum Herrn von Wallenroth betrieb, verzögerte Herr Schmidt sie dennoch fast acht Tage lang, „denn,“ sagte er, „ich habe nie darauf gezählt, Sie zu begleiten, und doch muß ich's jetzt. Meine Geschäfte sind weitläufig, ich kann aus ihnen ohne Schaden nicht hinauspringen und sie wochenlang fremden Händen überlassen. Auch verlieren Sie nichts dabei. Ich gebe Ihnen mein Wort. Herr von Wallenroth

hat einen Brief von mir. Er weiß, daß wir kommen; er erwartet uns und reiset nicht ab.“

„Aber jeder Tag, jede Stunde, die wir verstreichen lassen,“ seufzte Konrad, „vermehrt jenseits des Ozeans Noth und Sehnsucht des ehrwürdigen, verlassenem Greises.“

Endlich kam der Abreisetag. Man nahm Postpferde. Man setzte sich in den Wagen. Aber der alte Herr Schmidt, der Bequemlichkeiten bedürftig, wollte nicht des Nachts reisen, sondern ruhen. Konrad verlor Ruhe und Geduld. Er, wenn Herr Schmidt schlief, erleichterte seine Leiden dadurch, daß er sein Tagebuch schrieb, eigentlich für Josephine, seine Alleingespräche mit ihr, die er ihr zusenden wollte, ehe er die Ufer Europas verlassen würde.

Man kam nach Regensburg. — Herr von Wallenroth war den ersten Tag nicht sichtbar. Konrad vermuthete nichts Gutes, denn er zweifelte gar nicht, daß doch der Herr von Alsted für den Banquier sichtbar gewesen sei; daß da allerlet abgekartet sein könne. Zwar Herr Schmidt zeigte heitere Miene, als er spät Abends zurückkam; aber eben diese Heiterkeit war etwas verdächtig.

Folgendes Tages endlich ließ Herr von Wallenroth den beiden Fremden sagen, er erwarte sie zum Mittagessen. Konrad trieb, daß sie früher gingen. Es lag in ihm fest beschlossen, daß, wenn der Besitzer von Alsted wegen seiner Entlassung Schwierigkeiten machen würde, er noch in der Nacht davonreisen wolle, ohne sich um die Entlassung weiter zu bekümmern.

Herr von Wallenroth empfing sie sehr gütig. Nach den ersten Artigkeiten entwickelte Konrad mit feberischer Lebhaftigkeit die Ursachen seiner Ankunft und die Nothwendigkeit seiner Entlassung. Er legte die Rechnungen vor, und beschrieb im Allgemeinen, was er für Alsted gethan habe.

„Sie haben, sagte Herr von Wallenroth, „Allem, wozu Sie sich anheuschig machten, ein volles Genüge gethan, bis auf die

Die Urkunde.

Konrad begriff das Betragen der beiden alten Herren nicht. Er sah ihnen lange nach. „Was haben sie?“ dachte er: „Sie scheinen bewegt zu sein. Mein Entschluß, nach Ostindien zu reisen, hat offenbar ihren Beifall, warum sträuben sie sich dagegen? Was haben sie, ob ich nun gehe oder bleibe, dabei zu gewinnen oder zu verlieren? Denn bei Männern, die im Weltleben eingeübt sind, kommt's zuletzt doch auf Gewinnen oder Verlieren, Sollen oder Haben an.

Er setzte sich ans Fenster, und schlug das Pergament auseinander. Als er Marbels Namen darunter las, von seiner eigenen Hand geschrieben, küßte er die Stelle, auf welcher die theure Hand einst geruht hatte. Dann las er. — Es war in der That die Abtretung der Herrschaft an Herrn Konrad Graf, welchen er seinen geliebten Pflege Sohn nannte, mit allen Rechten und Freiheiten. Erst bei der Unterschrift erschrak Konrad. Die ganze Urkunde schien falsch zu sein. Sie war von Regensburg datirt, und das Datum erst zwei Tage alt; aber Marbels Unterschrift vollkommen nachgemacht, als wäre es die seine.

Er sprang vom Stuhl auf, um die Herren aufzusuchen. Hastig trat mit froher Miene Herr von Wallenroth herein.

„Gelt, ich habe Recht, lieber Graf?“ rief er mit Augen, die von Freude leuchteten: „Nun lassen Sie Ostindien Ostindien sein, und bleiben.“

„Mit nichts!“ schrie Konrad empört, „die Urkunde ist falsch!“

„Nein, das ist sie nicht, sondern ächt, auf Ehre ächt!“

„Aber, sie ist von vorgestern datirt.“

„Richtig.“

„Wer hat meines Vaters Unterschrift geschrieben?“

„Wer denn sonst, als er selbst? Sie sollten doch seine Hand kennen.“

„Eben weil ich sie kenne. Wann hat er das geschrieben?“

„Mein Gott, Sie sehen's, Sie lesen's ja! Vorgestern.“

„Vorgestern? Sie bringen mich zur Raserei mit Ihrem Spaß. Was ist denn das? Wie kann er schreiben? Ist er von Kalkutta? Ist er zurück? Ist er von Ostindien heimgekommen?“

„Nein, Herr Graf.“

„Nicht zurück? Das ist Widerspruch!“

„Nein, kein Widerspruch, nein! er war nicht in Ostindien!“ rief eine heilige Stimme im andern Zimmer. Da ging die Thür auf. Da trat Hand in Hand mit Herrn Schmidt der alte Herr Marbel herein. Da breitete er seine Arme aus gegen Konraden und rief:

„Mein Sohn!“ und umarmte den jungen Mann, der starr, wie eine Bildsäule, da stand, und nicht wußte, was ihm geschehen war.

„Rein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Ostindien. Komm doch, schließe mich doch an dein waderes Herz, du bist meines ganzen Lebens Freude. Fester, fester drücke mich an dich! Du bist, der du sein sollst. Gott im Himmel segne dich. Ich kann's nicht.“

Erzählungen.

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraschten Konrad, der lange sein Wort finden konnte, seinen Zustand auszudrücken. Man hatte sich so viel zu sagen und sagte sich so viel, daß man sich nach einigen Stunden noch immer nicht verstand, und nicht wußte, wie das Alles sei?

„Nun, Kind,“ hob Vater Marbel an, „ich will dir Alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Setz' dich! — Siehst du, es ist wahr, Verdruß hatte ich allerdings in unserer Hauptstadt. Ich weiß nicht, wie der Fürst darauf kam, mir den Haarbentel von Adelsstitel anhängen zu wollen? Ich habe für den Adel alle Hochachtung, ein Unterschied der Stände muß sein, wiewohl die Rolle noch weit besser das Schaf vom Ziegenbock unterscheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat sein sogenanntes Glück machen, der Person des Fürsten nahe stehen, oder einen mächtigeren Wirkungskreis für seine Gaben erzielen will: nun, der lasse sich adeln. Er thut wohl daran. Es ist ein gutes, nützlichcs Urtheil für die Kinder. Unser einem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden ist, was sein Fürst geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, das des Guten so viel will und thut, als es kann, — unser einem, sage ich, bringt ein Pergament nur Verlegenheiten und unbehagliche Verhältnisse. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache zu ernsthaft: genug, ich hatte durch meine Weigerung den bravsten Fürsten, oder vielleicht seine Herren links und recht beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an, mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Residenz. Es war damals, als ich dir schrieb, du solltest mir regelmäßig schreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämost, denn das Schreiben wird mir sauer; und möchtest deine Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt senden.“

„Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da suchte mich Gott heim, auf daß ich nicht

glauben solle, hienleben sei der Himmel; und ich bekam ein fauligtes Wallenfieber, oder wie es die Doktoren nannten. Zu dieser Zeit fragte man mich auch wegen meines Testaments, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute hatten Recht. Wer nicht alle Tage sterben und hietter vor den himmlischen Richter hintreten kann, o der hat wahrlich ein Loch im Aermel. Du verstehst mich wohl, Konrad.

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein seliges Hinscheiden warteten, aber meistens Leute, die mit dem Gelde nicht zu wirthschaften wissen: das heißt, sie wissen nur von Zinsrechnungen, sparen für sich, wollen Ansehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel, und nennen es nährlich, wenn man selbst entbehrt, um desto mehr Ueberfluß zum Besten Anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für sich schon wahrhaftig viel zu viel. — Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen lassen, aber ob sie wären, was sie sein sollten, das wußte ich nicht. Sie hatten Alle ihr Loch im Aermel. Ich machte es kurz, setzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterschied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward gesund.

„Erst in der Krankheit, als ich da lag von Nuthlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbstes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich sehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamst. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann seiest ohne Loch im Aermel. Ich hatte die Herrschaft Alsted angekauft, ein wahres Lumpennest. Da kann einer sein Probeküchlein ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Flecke hat. Mein Freund, Herr von Wallenroth, war schon so gütig und ließ seinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterkelle in der Zeitung anschreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth, und das Andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorschein kommen; denn zur kennen lernen wollte ich dich.

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine Klausel zu Gunsten einer armen Predigerwitwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde gewesen; die Frau war ein Engel in weiblicher Gestalt; hätte sie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde sie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen; es wußte nichts davon; da stand ich ab und bekämpfte eine Reizung, die mir saß, ich will's nicht längern, ein unheilbares Loch in den Aermel gerissen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebhaft, und da der edle Walter ohne Vermögen

„Mein Sohn!“ und umarmte den jungen Mann, der starr, wie eine Bildsäule, da stand, und nicht wußte, was ihm geschehen war.

„Mein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Ostindien. Komm doch, schließe mich doch an dein wackeres Herz, du bist meines ganzen Lebens Freude. Fester, fester drücke mich an dich! Du bist, wer du sein sollst. Gott im Himmel segne dich. Ich kann's nicht.“

Erklärungen.

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraschten Konrad, der lange kein Wort finden konnte, seinen Zustand auszudrücken. Man hatte sich so viel zu sagen und sagte sich so viel, daß man sich nach einigen Stunden noch immer nicht verstand, und nicht wußte, wie das Alles sei?

„Nun, Kind,“ hob Vater Marbel an, „ich will dir Alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Sey' dich! — Siehst du, es ist wahr, Verdruß hatte ich allerdings in unserer Hauptstadt. Ich weiß nicht, wie der Fürst darauf kam, mir den Haarbentel von Adelstitel anhängen zu wollen? Ich habe für den Adel alle Hochachtung, ein Unterschleß der Stände muß sein, wiewohl die Wölle noch weit besser das Schaf vom Ziegenbock unterscheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat sein sogenanntes Glück machen, der Person des Fürsten nahe stehen, oder einen mächtigeren Wirkungskreis für seine Gaben erzielen will: nun, der lasse sich adeln. Er thut wohl daran. Es ist ein gutes, nützliches Urtheil für die Kinder. Unser einem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden ist, was kein Fürst geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, das des Guten so viel will und thut, als es kann, — unser einem, sage ich, bringt ein Pergament nur Verlegenheiten und unbehagliche Verhältnisse. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache zu ernsthaft: genug, ich hatte durch meine Weigerung den bravsten Fürsten, oder vielleicht seine Herren links und recht beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an, mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Residenz. Es war damals, als ich dir schrieb, du solltest mir regelmäßig schreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämeßt, denn das Schreiben wird mir sauer; und möchtest deine Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt senden.“

Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da suchte mich Gott heim, auf daß ich nicht

glauben solle, hienieden sei der Himmel; und ich bekam ein fauliges Gallensteiner, oder wie es die Doktoren nannten. In dieser Zeit fragte man mich auch wegen meines Testaments, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute hatten Recht. Wer nicht alle Tage sterben und heiter vor den himmlischen Richter hintreten kann, o der hat wahrlich ein Loch im Aermel. Du verstehst mich wohl, Konrad.

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein seliges Hinscheiden warteten, aber meistens Leute, die mit dem Gelbe nicht zu wirthschaften wissen: das heißt, sie wissen nur von Zinsrechnungen, sparen für sich, wollen Ansehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel, und nennen es nützlich, wenn man selbst entbehrt, um desto mehr Ueberfluß zum Besten Anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für sich schon wahrhaftig viel zu viel. — Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen lassen, aber ob sie wären, was sie sein sollten, das wußte ich nicht. Sie hatten Alle ihr Loch im Aermel. Ich machte es kurz, setzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterschied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward gesund.

„Erst in der Krankheit, als ich da lag von Miethlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbstes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich sehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamst. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann seiest ohne Loch im Aermel. Ich hatte die Herrschaft Alsted angekauft, ein wahres Lumpenneß. Da kann einer sein Probefläschchen ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Flecke hat. Mein Freund, Herr von Wallenroth, war schon so gütig und ließ seinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterstelle in der Zeitung ausschreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth, und das Andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorschein kommen; denn nur kennen lernen wollte ich dich.

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine Klausel zu Gunsten einer armen Predigerwitwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde gewesen; die Frau war ein Engel in weiblicher Gestalt; hätte sie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde sie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen; es wußte nichts davon; da fand ich ab und bekämpfte eine Neigung, die mir fast, ich will's nicht läugnen, ein unheilbares Loch in den Aermel gerissen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebchaft, und da der edle Walter ohne Vermögen

Arb, ließ ich die Wittwe durch Wallenroth versorgen. Wir thaten sie nach Alsted. Denn die Frau, sagte ich zu Wallenroth, ist gewiß noch ein Engel. „Und wenn sie ein Engel ist,“ sagte er: „so ist ihre Tochter Josephine gewiß ein Seraph.“ „Hm, dachte ich, wenn's so ist, und Konrad der rechte Mann, so wird's da nicht fehlen. Und Frau Walter mit ihrem Seraph blieb in Alsted und dich pflanzten wir hin.“

„So oft du zu Herrn Schmidt in der Hauptstadt warst, ihm Gelber und Rechenschaft abzulegen, reisete ich inkognito durch Alsted. Mein Herz freute sich deiner. Du singst beim Koch im Kermel an; du hast in einem Jahre viel gethan. Da beschloß ich, dich an Sohnesstatt anzunehmen, und dir mein Hab und Gut zu geben. Denn, dachte ich, Konrad tritt in meine Fußstapfen. Er ist ein guter Junge. Aber ob er mich auch lieben kann, wie einen Vater? — Das war bei mir noch die Frage, ach, und lieber Konrad, sei es nun ein Koch oder keins, meinem Herzen die allerwichtigste. Darauf spielten wir die kleine Komödie, in der dein Herz auch ein wenig in die Klemme genommen ward. Laß es dich nicht gereuen. Du hast mich alten Mann glücklich gemacht und ins verlorne Paradies zurückgeführt. Nun hören die Komödien auf. Ich gehe mit dir nach Alsted; wohne bei dir, helfe dir ein wenig; in Alsted wollen wir uns den Himmel auf Erden bauen, und den Himmel über den Sternen verdienen. Im grauen Haar will ich jetzt der Frau Walter meine unverroßte, treue Liebe bekennen, und mit dem bewußten Seraph schaffe du ab.“

D e r S e r a p h.

Nichts von dem, was nun Freude, Dankbarkeit und Liebe aus Konrad sprachen. Ich denke, Jeder wird sich seine Seligkeit leicht denken. In der ersten freien Abendstunde, da er einsam auf seinem Zimmer war, sank er auf seine Knie und mit Thränen der Freude und mit hocherhobenen Händen dankte er der göttlich und liebevoll waltenden Vorsehung. Dann, das Herz noch tief bewegt, setzte er sich zum Schreibtisch. Er schrieb der Frau Walter die Geschichte seines Glücks und Josephinen die Geschichte seines Herzens, und die Wünsche desselben.“

Herr Marbel hatte in seinen Angelegenheiten noch so vielerlei in Regensburg zu ordnen, daß drei Wochen vergingen, ehe an die Reise nach Alsted gedacht werden konnte. Unterdessen ließ sich schon briefwechseln. Frau Walter antwortete, wie eine Begeisterte.



Sie meldete, wie Josephine vollkommen genesen, und in ihrer verschwiegeneu Bionne mehr einer Verklärten, als einer Irdischen gleiche. Auch Josephine schrieb. Konrad las ihre Briefe, so oft er einen Augenblick der Einsamkeit erhaschen konnte; und konnte er nicht lesen, so betrachtete er doch, wenn auch nur verstohlen und flüchtig, ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt, so legte er wenigstens seine Hand an die heiligen Blätter, welche er überall mit sich trug, und ihm war dann, als berührte er Josephinens Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen so sonderbar, wie sie im persönlichen Umgang gewesen. „Rein,“ schrieb sie, „ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben. Auch versichere ich Sie, nie ist für Sie eine solche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich, über Alles meine herrliche Mutter. Ich liebe alle Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen hinweg. Ich weiß nicht, wie ich es nennen, wie ich es beschreiben muß. Es ist Ehrfurcht, Andacht. Sie thun recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es ist schon zuviel, daß Sie an das unbedeutende Geschöpf, wie ich's bin, denken wollen; daß Sie sagen können, ohne mich wäre die Welt nichts. Aber — ich Sie lieben — das wäre zu menschlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu entheiligen. Es ist in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch ist Alles anders geworden, die ganze Natur anders. Wie Sie in Alled erschienen, war das Alles nicht so. Ich sah auch die Dinge, wie sie Andere sahen. Nun aber nicht mehr. Es ist aber Alles ein neuer Geist.

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu sagen; aber fern von Ihnen hörte meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Mensch nur darum den Muth, zu Gott zu beten, weil er ihn nicht sehen kann. Ohne Sie, wahr ist es, ohne Sie möchte ich nicht athmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben kann und beständig mit Ihnen sein? Rachen Sie mich gleichgültiger; zerschören Sie das seltsame Gefühl, welches mich schon bei dem Gedanken an Sie durchbebt; werden Sie andern Männern ähnlicher — dann werde ich sein können, wie mit andern; und vielleicht bin ich glücklicher, je menschlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir da stehen.“

Herr Marbel, der Josephinens Brief lesen mußte, und gern las, lächelte. „Konrad,“ sagte er, „der Seraph hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Glykums werdet schon Körper bekommen. Geduld!“

Abtheilung.

und Dichtungen.

zehn Bänden.

1818

Sie meldete, wie Josephine vollkommen genesen, und in ihrer verschwiegene Wonne mehr einer Verklärten, als einer Irdischen gleiche. Auch Josephine schrieb. Konrad las ihre Briefe, so oft er einen Augenblick der Einsamkeit erhaschen konnte; und konnte er nicht lesen, so betrachtete er doch, wenn auch nur verstohlen und flüchtig, ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt, so legte er wenigstens seine Hand an die heiligen Blätter, welche er überall mit sich trug, und ihm war dann, als berührte er Josephinens Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen so sonderbar, wie sie im persönlichen Umgang gewesen. „Nein,“ schrieb sie, „ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben.“ Auch versichere ich Sie, nie ist für Sie eine solche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich, über Alles meine herrliche Mutter. Ich liebe alle Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen hinweg. Ich weiß nicht, wie ich es nennen, wie ich es beschreiben muß. Es ist Ehrfurcht, Anacht. Sie thun recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es ist schon zuviel, daß Sie an das unbedeutende Geschöpf, wie ich's bin, denken wollen; daß Sie sagen können, ohne mich wäre die Welt nichts. Aber — ich Sie lieben — das wäre zu menschlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu enthüllen. Es ist in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch ist Alles anders geworden, die ganze Natur anders. Wie Sie in Altea erschienen, war das Alles nicht so. Ich sah auch die Dinge, wie sie Andere sahen. Nun aber nicht mehr. Es ist über Alles ein neuer Geist.

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu sagen; aber fern von Ihnen hörte meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Mensch nur darum den Muth, zu Gott zu beten, weil er ihn nicht sehen kann. Ohne Sie, wahr ist es, ohne Sie möchte ich nicht atmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben kann und beständig mit Ihnen sein? Machen Sie mich gleichgültiger; zerstören Sie das seltsame Gefühl, welches mich schon bei dem Gedanken an Sie durchbebt; werden Sie andern Männern ähnlicher — dann werde ich sein können, wie mit andern; und vielleicht bin ich glücklicher, je menschlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir da stehen.“

Herr Marbel, der Josephinens Brief lesen mußte, und gern las, lächelte. „Konrad,“ sagte er, „der Seraph hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Elysiums werdet schon Körper bekommen. Geduld!“

B e s c h l u ß.

Angenehmer konnte Herr Marbel seinen Jögling nicht mehr in Regensburg überraschen, als, da er eines Tages mit ihm zum Herrn von Ballenroth zum Mittagessen fuhr, und ins Zimmer trat, Frau Walter und Josephine ihm, noch in Kesselfeldern, begegneten. Konrad ward blaß vor freudigem Schrecken, umarmte die Mutter mit Heftigkeit, aber seine Augen hingen unverwandt an Josephinen, die bewegungslos, hochglühend, mit gesenkten Blicken da stand. Die angenommenen Höflichkeitsbezeugungen der sogenannten feinern Welt, sonst eine Plage der bessern Menschen, sind oft als Nothbehelfe von unschätzbarem Werth. Durch sie fanden sich auch die Liebenden zusammen, die hinter allgemeinen, verbindlichen Worten den lauten Ruf des Herzens verheimlichten. Man lernte sich sehen, ohne Zittern; sich sprechen, ohne Verlegenheiten. Die drei alten Herren machten den munteren Scherz zum Tischgenossen, und Herr Marbel erklärte der Frau Walter, wie er als Jüngling ihr Anbeter gewesen und nun, als Greis ihr erster Freund sein wolle. — Bald kannte man sich wechselseitig; bald hatte man einander Alles gesagt.

„Aber die dort haben sich noch lange nicht Alles gesagt, Ihre Tochter und mein Sohn!“ flüsterte Herr Marbel seiner Freundin zu: „Ueberlassen wir ihnen beiden eine Plauderstunde im Garten.“

Man ging zum Garten. Zwischen Blumen und Gebüsch fand sich manche heimliche Stelle. Konrad und Josephine wurden mit Absicht von Allen verlassen. Herr Marbel und Frau Walter bestimmten unterdessen das künftige Loos der jungen Leute.

Noch eine Stunde nach der andern verging, und Konrad und Josephine kamen nicht wieder zum Vorschein. Der Abend dämmerte, sie blieben aus.

„Das Ding macht mir Sorgen,“ hob Herr Marbel an, „die sind vielleicht vor lauter Entzücken Lobes verblühen.“ Herr Marbel nahm den Arm der Mutter; man suchte die Verschwundenen. Kein Laut verrieth sie. Endlich fand man sie im dichten Gebüsch. Da standen sie, wie zwei Bildsäulen, unter einer doppelten, schlanken, dicht in einander verwachsenen Buche; beide die Arme um einander geschlungen. Und sie hörten die Tritte der Kommenden nicht. Erst als Vater und Mutter sie beide mit ihren Armen umspannten, genasen sie vom Rausch und kamen in die wirkliche Welt zurück.

„Gottlob, daß ihr noch Obem habt!“ rief Herr Marbel: — „Aber das gefällt mir nicht vom Cherub und Seraph! Fort! morgen jage ich beide aus dem Paradiese, denn ihr habt nun von

der Frucht am Baum der Erkenntniß genascht, und gefunden, ihr seid zwei ganz natürliche Menschen. Fortan sollet ihr, wie eure Stammältern, euer Brod im Schweiße des Angesichts essen; aber verkehrt sich, mit einander. Weibe habt ihr, wie ich nun wohl merke, ein allmächtiges Loth im Aermel. Niemand heilt es, als der Herr Pfarrer!"

Beschämt gingen die jungen Leute mit den geliebten Alten zurück. Folgendes Tages ließ Herr Marbel das Paar ehelich zusammengeben, und vom Traualtar in den Reisewagen steigen. „Mein Sohn," sagte Herr Marbel, „du tust hier keine Viertelstunde länger. Wir Alle reisen übermorgen nach Alted, und machen da unsere Einrichtungen fürs Leben. Du gehst jetzt nach Leipzig, kassirst mir die Gelder ein, laut dieser Instruktion, und kommst spätestens in vierzehn Tagen nach Alted zu uns. Josephine mag dich auf der Reise begleiten, damit du nicht lange Weile hast."

Und also geschah es. Schon am zwölften Tage kam Konrad mit seiner jungen Frau nach Alted, wo Vater Marbel, Frau Walter und bald das ganze Dorf ihnen jauchzend entgegen floh. Josephine blühte wie eine Rose. Sie versicherte, durch ihre erste Liebe sei sie verklärt worden; aber es sei wirklich noch göttlicher, wenn man etwas menschlicher liebe.

Heinrich Ischotte's

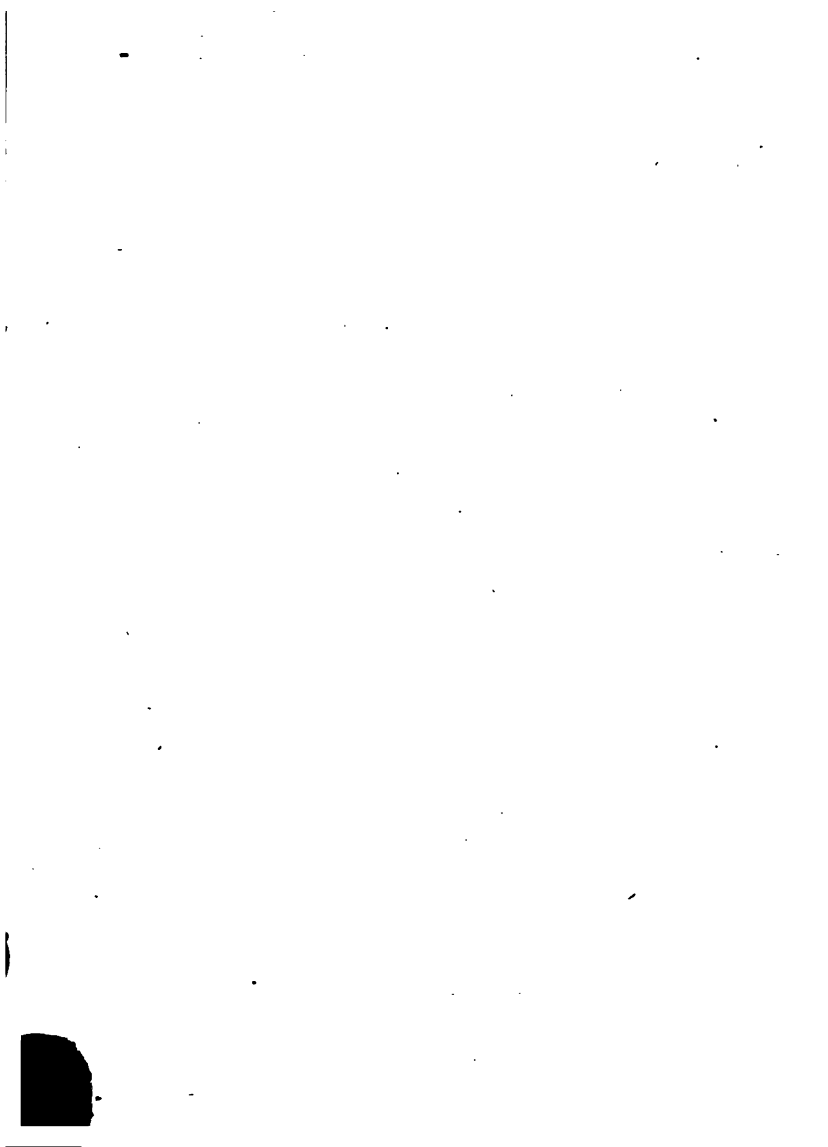
Gesammelte Schriften.

Vierter Theil

A a n.

Druck und Verlag von F. N. Sauerländer.

1851.



Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In fünfzehn Bändchen.

Vierter Theil.



Heinrich Pschokke's

Novellen und Dichtungen.

Neunte vermehrte Ausgabe
in fünfzehn Bänden.

Vierter Theil.

A a r a n.

Druck und Verlag von G. H. Gauerländer.

1851.

Inhalt.

	Seite
Abdrich im Moos	1



—

An Herrn Doktor Heinrich Schmußiger, Stabsarzt und Mitglied
des Sanitätsraths zu Karau.

Du wünschst Dir, mein geliebter Hyokrates, keinen bessern noch schlimmern Kranken, als mich; und ich mir keinen schlimmern und bessern Leser, als Dich. Darum wähl' ich Dich, kraft der Machtvollkommenheit und des monarchischen Prinzips, welches Dichtern, wie Staatsmännern, über Alles geht, zum alleinigen Stellvertreter des gesammten Lesevolks, und übergebe Dir dies unschuldige Märchen zur Neujahrsgabe.

Ich habe lange bei mir erwogen, ob ich eine Fabel, oder Rechentabelle, oder dergleichen zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt verfassen solle. Ich ließ es, wie Du siehst, bei einem Märchen bewenden, was einen heilsamen Gedankenstillstand mehr zu befördern im Stande sein mag, als eine Schrift obiger Art, die bei Kindern und Alten nur gefährliches Nachdenken wecken möchte. Gedankenstillstände sind wahre Waffenstillstände der Menschheit; denn eben Gedanken sind die furchtbaren aller Waffen, die den Frieden auf Erden von jeher am tiefsten verwundet und ihn zuletzt unter dem Monde fast zur Unmöglichkeit gemacht haben. Ein gutes Märchen muß den Schlaf befördern; und der Schlaf ist Gedankenfriede, folglich das höchste Gut des menschlichen Geschlechts.

Was ich Dir übergebe, ist nun ein Versuch, der durchaus keinen andern, als den löblichen Zweck der schönen Schwägerin

Seherazade am Bett des Sultans, in Tausend und einer Nacht, hat. Da ich mit Wahrheit versichern darf, mehrmals selber beim Träumen von Abdrich im Moos eingeschlafen zu sein, darfst Du das Märchen getrost Deinen Kranken, als Somniferum oder Soporativ, in Rezepten verordnen.

Daß ich dabei auf Dich, als meinen Hauptleser, besondere Rücksicht genommen habe, bedarf keiner Betheuerung. Denn wenn mehr als Dir, Du menschenfreundlicher Hellsand so vieler Schmerzensleidenden, Du treuer Vater der Armen, Du immer in den Vorderreihen derer, die das Gute und Gemeinnützige befördern, wenn mehr, als Dir, wäre oft ein ergußendes Schlummerflüßchen zu gönnen, in welchem Dir Dein Engel erscheint und Dich stärkt?

Wloß Dir zu größerer Bequemlichkeit wähl' ich den Schauplatz der Erzählungen aus Deinen Umgebungen. Wer besser, als Du, kennt Stadt und Vorstadt unsers lieben Aargau? Die einsame, hochgelegene Hütte auf der Bampf hab' ich Dir schon mit dem Finger gezeigt. Das Schloß Ruob — alles im Umkreis weniger Stunden — faßt du selbst.

Zum Ueberfluß will ich Dir Jegliches näher beschreiben. Denn nichts schläfert mehr ein, als wenn Jemand breit erzählt, was man schon weiß. Gleichviel, wo ich beginne, heb' ich mit dem Schlosse Ruob an, welches in unserm Aargau, drei Stunden vom Aarestrom, rechts demselben, im Schooße des niedern Gebirgs ruht. Es erhebt sich dort bequemlich auf milder Anhöhe, die unmittelbar an eine der Bergreihen lehnt, welche von Sandfelsen erbaut, die sogenannte ebene Schweiz durchziehen, und ihre Thäler gegen den zackigen Jura ausmünden.

Es war dieses Schloß vor Alters Stammsitz eines alten ritterlichen Geschlechts, welches von ihm den Namen trug; gerieth dann an die im Aargau vielbegüterten Herren von Büttikon, bis nach Eroberung der Grafschaft Lenzburg, zu der es ge-

zählt ward, das Land an Bern kam. Bei jener Eroberung im Jahr 1415 soll die alte Burg Rueb öde geworden sein. Darauf ging sie eigenthümlich an die edeln Meyen von Bern über, deren Enkel sie noch heut', wiewohl in veränderter Gestalt, bewohnen. Denn das Schloß gleicht mehr einem großen, bescheidenen Landhause, als einem mittelalterlichen Burghall.

So stand es schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Doch besaß der damalige Eigenthümer noch stattlichere Rechte über die umliegenden Ortschaften, als zu unserer Zeit. Aus den Gemäthern der erhabenen Wohnung übersah er einen Theil seiner herrschaftlichen Besitzungen, Höfe und Ortschaften, die an den Hügeln und in den stillen Gründen des Rueberthales mit ungesuchter Anmuth umherlagen. Wie seine Nachfolger, und vermuthlich auch wie seine Vorfahren, verlebte er den größten Theil des Jahres in diesem freundlichen Erdenwinkel, der zwar nicht, wie andere Schweizerlandschaften, durch überwältigende Wunderbarkeit die Seele im Rausch des Erstaunens, Entzückens oder Entsetzens fesselt; aber dennoch das Gemüth nach und nach durch einfache, ich möchte sagen, demüthige Lieblichkeit und durch das Trauliche, Nahe, Heimathliche seiner Thalfrümmungen, Bergformen, Buschwerke und schämig hinter Fruchtbäumen versteckten Wohnungen, gewinnt.

Gewöhnlich erschien der Oberherr schon vor Beginn der schönen Jahreszeit in seinem Schlosse, um sowohl erforderliche Anordnungen für landwirthschaftliche Arbeiten zu treffen, als auch sich nebenbei noch der Schnepfenjagd zu erfreuen. Auch im Jahr 1653 war dies geschehen, aber über Erwarten früh, schon im rauhen Februar. Die Landleute in ihren noch verschneiten Hütten, denen die winterliche Einsamkeit das Unbedeutendste zum unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung macht, wunderten sich allerdings, ihren Oberherrn früher, denn die Störche mit Petri-Stuhlfestei, einzuzug halten zu sehen. Die Gescheitern schüttelten aber bedenktlich

den Kopf, und gaben zu verstehen, daß ihn bloßer Schneypfendred, wie sie sagten, nicht so vorzeitig von den Spieltschen der Wettern und Wasen zu Bern wegeloßt haben möge; dahinter liege eine Rage versteckt. Man hatte schon mancherlei bunte Gerüchte vernommen. Und das Betragen des Oberherrn schien gewisse Rnthmaßungen eher zu bekräftigen, als zu widerlegen.

Er zeigte sich gegen die Bauern nämlich, wiewohl er immer ein wohlwollender und gerechter Herr gewesen, weit leutseliger und freundlicher, denn in vorigen Jahren; nannte Jeden beim Namen; fragte den Einen um sein Wohlbestinden, den Andern nach Weib und Kindern; lobte ihr gehorsames Betragen gegen die Obrigkeit, und pries daneben die Vortreflichkeit der väterlichen Regierung von Bern. Im Schlosse selbst war er einsilbiger, nachdenkender, verschlossener, als sonst; schrieb viele Briefe, oft in der Nacht; und man sah zu ihm Boten kommen, die Niemand kannte, und andere, die er eiligst verschickte. Man wußte, freilich unzusammenhängend, daß es in einigen Gegenden der Schweiz unruhig, Entlibuch im Aufstand, die Stadt Luzern sogar von den wilden Bauern berannt sei. Damit setzte man sich die geheimnißvolle Thätigkeit des Oberherrn in Verbindung. Man hätte gern mehr erfahren. Er aber äußerte gegen seine Thallente und selbst gegen die vertrautesten Diener nichts von Allem, was er vornehmen mochte. Als Staatsmann wußte er wohl, der Blinde sei besser nach Belieben zu führen, denn der Sehende.

2.

Der Meißerfänger.

Zu jener Zeit, welche man heutiges Tages die gute, alte Zeit nennt, las man noch nicht in den Dörfern Zeitungen und es er-

leichtesten noch nicht zahllose Kunststraßen und wohlunterhaltene Verbindungswege den Verkehr zwischen Städten, Dörfern und abgelegenen Thälern. Die Leute im Ruederthal mußten sich also über das, was im Schweizerlande vorging, an verworrenen Gerüchten nothdürftig begnügen, wie sie ihnen der Zufall brachte, und welche mehr Neugier weckten, als stillten.

An einem der sonnigen Märzage, die wir, wie Frühlingsvorkost, mit allen Sinnen begieriger einathmen, denn den Frühling selber, stand des Abends, weil der Oberherr abwesend war, das Gefinde des Schlosses, selbst der Verwalter, müßig auf dem Platz vor der Pforte, und besprach die allgewordenen Neuigkeiten von Aufrühren, Schlachten und Hinrichtungen. Man war darin ziemlich einig, daß die Regierungen durch Verbot der fremden Scheidemünze und durch Herabsetzung der einheimischen Wägen auf die Hälfte des bisherigen Werthes, den Anfrieden selber gestiftet hätten. Sogar der Verwalter, welcher sonst von Amtswegen die Sache der hohen Obrigkeit blindlings in Schutz zu nehmen pflegte, ließ es jetzt schweigend gelten, denn er hatte ebenfalls durch plötzliche Abänderung des Geldwerthes ausnehmlich eingeblüßt.

Das Gespräch endete aber jählings bei dem Erscheinen eines Mannes, der mit hastigen Schritten daher eilte, und ohne Zweifel wichtige Geschäfte beim Oberherrn anzubringen hatte. Von dem konnte etwas erfahren werden. Unwillkürlich bewegte sich daher Jeder vom Platze ihm entgegen, doch langsamen Schrittes, um die Neugier nicht ganz bloß zu stellen. Sie kannten Alle den kleinen, runden, freundlichen Mann gar wohl, der jährlich einige Mal ins Schloß zu kommen pflegte und bei der Herrschaft nicht übel stand.

Es war nämlich der Meistersänger und Spielmann Heinrich Wirri von Narau, den heut' Niemand mehr kennt. Wenn er auch nicht so glücklich war, daß Geschichtssammler und Selten-

heißtolliebhaber seine zierlich gereimten Sprüche an Ehrenlagen und Hochzeitzeiten, wie die Sprüche seines Großvaters, aufbewahrten *), der hundert Jahre früher gleichen Namen und gleiche Dichtergabe hatte, stand dennoch der Enkel dem Großvater an Lanne und Mutterwitz nicht nach. Er zog gar höflich den breitkrämpigen, hochgepölkten Rundsut vom Krawskopf, grüßte den Verwalter, nickte den Knechten links und rechts, und erkundigte sich nach dem Oberherrn.

„Er ist hinaus, muß sich ein wenig ergehen; hat den ganzen Tag geschrieen!“ sagte der Verwalter: „Doch lange bleibt er selten aus. Beliebte's, Meister Wirri, so tretet indeßen ins Schloß; Ihr werdet nicht verschmähen, Euch mit einem Abendtränklein zu erfrischen. Zieht Ihr's aber am Tischlein unterm blauen Himmel vor, so muß auch hier für Euch gesorgt werden.“

Der Meistersänger verbeugte sich mit dankbarer Freundlichkeit, warf den kurzen, schwarzen Mantel über die Schultern zurück, und ließ sich auf der hölzernen Bank im Hofe nieder, wodurch er zu verstehen gab, der Trunk im Freien werde ihm besser zusagen. Bei der ehrenwerthen Fülle seiner Leibesglieder hatte ihm das Erstiegen des Schloßberges und der lauwarme Hauch des Föhnwindes den Schweiß im Uebermaß erpreßt.

Während er Stirn und Wangen trocknete und die Rückkehr des gastfreien Verwalters erwartete, reiheten sich Knechte und Bauernknaben in einem Halbkreis um ihn, und betrachteten stumm

*) Gottl. Em. v. Haller, desgleichen Leu, führen von einem Meistersänger Ulrich Wirri von Karau aus dem sechzehnten Jahrhundert Sprüche zu Ehren der Eidsgenossenschaft und der freien Reichsstadt Straßburg an; und Heinrich Füßli ließ im 12. Stüd des schweiz. Museums 1784 einen „schönen Spruch des Heinrich Wirri von Karau von der verrümpften Hochzeit zu Bädtschopf“ abdrucken.

das gelbe Wamms, die grauen Hosen und rothen Strümpfe mit einer Aufmerksamkeit, als könnten sie schon daraus den gegenwärtigen Lauf der Welthandel errathen. Der Verwalter kam endlich; ihm folgte der Knecht mit gefüllter Weinflasche, nebst Brod und Emmenthaler Käse auf glänzenden Zinntellern.

Der Meisterfänger verneigte sich abermals, und nahm von dem Brod, indem der Verwalter das dunkelgrüne Trinkglas füllte. Doch den Emmenthaler schob der Meister höflich zurück, und sagte zum Verwalter: „Käs' ist am Morgen Gold, am Mittag Silber, am Abend Blei. Ich kenne die Regel und erstatte unterthänigen Dank. Nun aber, vor allen Dingen, beliebet mir von Euerm werthen Wohlbestinden Nachricht zu geben, Herr Freund, und wie es hier zu Lande bei Euch steht und geht?“

„Die Frage sollt' ich vielmehr an Euch richten!“ antwortete der Verwalter mit sauerfüßem, einem Lächeln ähnlichen Verziehen seiner derben Gesichtszüge, indem er sich neben den Gast auf die Bank setzte, die langen Beine ausstreckte und mit vorgebogenem Leibe die Hände auf die Knie stümmte: „Denn wir, Gott sei Dank, leben hierorts gar wohl und friedlich. Aber es will verlauten, es sei nicht gleichermäßen überall, Meister Wirt. Man spricht von Lärmen im Entlibuch und dergleichen.“

Auf diese Rede, welche der Scheibe ins Schwarze traf, rückte der Halbkreis der neugierigen Zuhörer näher.

„Allerdings, allerdings!“ erwiderte der Meister: „Ich möchte kein Feind in dieser Wäsche haben. Der Teufel hat sein Ei mitten im Winter ausgebrütet, und nun ist das ganze Luzernergebiet in hellem Aufruhr gegen die Obrigkeit; das Emmenthal steckt auch das Banner der Rebellion aus; und hier im Aargau sinkt's nicht minder nach Brand. Ich traue den Bauern nicht mehr über den Hag. Sobald sie sich tief bücken, haben sie den Teufel im Rücken.“

Wenn man hier segen wollte, würde man finden, was hinterm Ofen liegt!“

„Et, ei,“ rief der Verwalter: „Wir leben hierorts, glaubt mir, wie die unwissenden Heiden. Kein Wort ist uns von allen Vorfällen bekannt. Hat's wirklich blutige Köpfe gegeben?“

„Mehr, als zum Heilwerden gut sind, Herr Freund!“ antwortete der Spielmann von Aarau: „Ich wollt' Euch nicht gerathen haben, dort auf dem Roß des Landvogts zu reiten, oder in den Schuhen des Schuldenboten zu wandern, wenn Ihr nicht Lust hättet, früher an der Himmelspforte zu stehen, als man sonst mit Roß und Schuh dahin gelangt. Alle Dörfer sind bewaffnet, alle Wege und Stege besetzt, alle Reisende festgehalten, alle Briefe erbrochen. Niemand weiß mehr, wer Koch und wer Kellner ist. Seit die Emmenthaler den Gehorsam aufgekündet haben, weilt ich für unser gesamtes Berngebiet keine hohle Ruß mehr.“

„Also auch die Emmenthaler? Wer hätte das von Leuten gedacht, die sonst so gehorsam und fromm waren!“ seufzte der Verwalter.

„Es ist keine Rase so glatt, sie hat ihre Krallen!“ versetzte der Erzähler: „Der Rath von Bern, zum Beispiel, schickte den Herrn Venner Trisching von Trachselwald, das Volk zu Eren und Frieden zu ermahnen. Die Bauern stellten sich gar unterwürfig und freundlich zu ihm. Aber der Fuchs gräset den Saun nur, wenn er in den Garten will. Indessen die Emmenthaler dem Herrn Venner Bücklinge machen mit der Nase bis auf die Erde, beschwören sie in derselben Stunde zu Guttwohl einen Bund gegen meine gnädigen Herren von Bern, Leib und Leben daran zu setzen, um ihre alten Freiheiten, wie sie es nennen, wieder zu bekommen, exempli gratia eigenen Landeshauptmann, freien Salzhandel, Aufhebung der Trattengelder et caetera. Da habt Ihr's. Das Luzernervolk hat den Handel angefangen; aus allen verfaul-

ten Rissen und Gemeindefaben Freiheitsbriefe zusammengelesen; zwanzig bis dreißig Hauptklagen gegen die Regierung aufgerichtet, und sich vor vier Wochen schon aus zehn Aemtern in Wollhausen versammelt und einen Bund geschworen. Böse Trempel verderben gute Sitten. Die Emmenthaler ahmen ihnen nach und wollen es auch besser haben. Ungleiche Schüsseln machen scheele Augen. Nun ist Alles durcheinander.“

„Mir steht der Verstand still!“ rief der Verwalter: „Wie konnte auch der böse Geist so plötzlich in die Gergefenersäue einfahren?“

„Gi nun, Ihr wißt's ja, Herr Freund!“ entgegnete der Spielmann: „Im Winter hat der Bauer allezeit blauen Montag; und müßige Köpfe haben seltsame Gedanken. Da wird in Wirthshäusern viel ausgeheckt, was fliegen kann, sobald es den Schnabel aufsperrt.“

„Was sagen aber meine gnädigen Herren von Bern und Luzern?“ fragte der Verwalter: „Schau'n doch nicht müßig zu, bis ihnen der Bauer über den Kopf wächst? „Wär' ich Meister, das wäre mit anders. Warum nicht Truppen versammelt und drein geschlagen mit der Schärfe des Schwerts? Nur rechten Ernst gezeigt. Der Bauer trogt allweg, wenn man ihm höfelt; aber ihm über das Maul gefahren, sagt er: Gehorsamer Diener! und macht die Faust im Sack.“

„Ja, ja, Herr Freund, Ihr möget nicht ganz Unrecht haben!“ antwortete Wirt lachend: „Es verdirbt mancher gute Rath, den der Schultzeß nicht hat, im Sack des gemeinen Mannes. Aber, Herr Freund, der Stärkste ist Zwingherr, und mit böswilligen Hundcn ist schlecht jagen. Meine gnädigen Herren haben im Lande Kriegsvoll ansbieten wollen. Was geschieht? Der Bauer ist wohl da, der Soldat aber nicht zu Hause. Da heißt's: Wir ziehen nicht gegen unsere eigenen Landleute! Andere sagen: Zählt uns zuvor die Kesselfelder aus. So schallt's überall zurück. Haben

Wenn man hier fegen wollte, würde man finden, was hinterm Ofen liegt!“

„Ei, ei,“ rief der Verwalter: „Wir leben hierorts, glaubt mir, wie die unwissenden Heiden. Kein Wort ist uns von allen Vorfällen bekannt. Hat's wirklich blutige Köpfe gegeben?“

„Mehr, als zum Heilwerden gut sind, Herr Freund!“ antwortete der Spielmann von Aarau: „Ich wollt' Euch nicht gerathen haben, dort auf dem Roß des Landvogts zu reiten, oder in den Schuhen des Schuldenboten zu wandern, wenn Ihr nicht Lust hättet, früher an der Himmelspforte zu stehen, als man sonst mit Roß und Schuh dahin gelangt. Alle Dörfer sind bewaffnet, alle Wege und Stege besetzt, alle Reisende festgehalten, alle Briefe erbrochen. Niemand weiß mehr, wer Koch und wer Kellner ist. Seit die Emmenthaler den Gehorsam aufgekündet haben, weiß ich für unser gesamtes Berngebiet keine hohle Ruß mehr.“

„Also auch die Emmenthaler? Wer hätte das von Leuten gedacht, die sonst so gehorsam und fromm waren!“ seufzte der Verwalter.

„Es ist keine Nase so glatt, sie hat ihre Krallen!“ versetzte der Erzähler: „Der Rath von Bern, zum Beispiel, schickte den Herrn Wenner Frischling von Trachselwald, das Volk zu Treu und Frieden zu ermahnen. Die Bauern stellten sich gar unterwürfig und freundlich zu ihm. Aber der Fuchs gräset den Zaun nur, wenn er in den Garten will. Indessen die Emmenthaler dem Herrn Wenner Bücklinge machen mit der Nase bis auf die Erde, beschwören sie in derselben Stunde zu Guttwyl einen Bund gegen meine gnädigen Herren von Bern, Leib und Leben daran zu setzen, um ihre alten Freiheiten, wie sie es nennen, wieder zu bekommen, exempli gratia eigenen Landeshauptmann, freien Salzhandels, Aufhebung der Traktengelder et caetera. Da habt Ihr's. Das Luzernervolk hat den Handel angefangen; aus allen verfaul-

ten Rissen und Gemeinbsladen Freiheitsbriefe zusammengelesen; zwanzig bis dreißig Hauptklagen gegen die Regierung aufgerichtet, und sich vor vier Wochen schon aus zehn Aemtern in Wollhausen versammelt und einen Bund geschworen. Böse Exempel verderben gute Sitten. Die Emmenthaler ahmen ihnen nach und wollen es auch besser haben. Ungleiche Schüsseln machen scheele Augen. Nun ist Alles durcheinander.“

„Mir steht der Verstand still!“ rief der Verwalter: „Wie konnte auch der böse Geist so plötzlich in die Gergeseneräue einfahren?“

„Et nun, Ihr wißt's ja, Herr Freund!“ entgegnete der Spielmann: „Im Winter hat der Bauer allezeit blauen Montag; und müßige Köpfe haben seltsame Gedanken. Da wird in Wirthshäusern viel ausgeheckt, was fliegen kann, sobald es den Schnabel aufsperrt.“

„Was sagen aber meine gnädigen Herren von Bern und Luzern?“ fragte der Verwalter: „Schau'n doch nicht müßig zu, bis ihnen der Bauer über den Kopf wächst? „Wär' ich Metzger, das wäre mir anders. Warum nicht Truppen versammelt und drein geschlagen mit der Schärfe des Schwerts? Nur rechten Ernst gezeigt. Der Bauer troßt allweg, wenn man ihm höfelt; aber ihm über das Maul gefahren, sagt er: Gehorsamer Diener! und macht die Faust im Sack.“

„Ja, ja, Herr Freund, Ihr möget nicht ganz Unrecht haben!“ antwortete Wirtel lachend: „Es verdirbt mancher gute Rath, den der Schultheiß nicht hat, im Sack des gemeinen Mannes. Aber, Herr Freund, der Stärkste ist Zwingherr, und mit böswilligen Hundcn ist schlecht jagen. Meine gnädigen Herren haben im Lande Kriegsvolk aufbieten wollen. Was geschieht? Der Bauer ist wohl da, der Soldat aber nicht zu Hause. Da heißt's: Wir ziehen nicht gegen unsere eigenen Landoleute! Andere sagen: Zahlt uns zuvor die Kesselfelder aus. So schallt's überall zurück. Haben

doch die Herren von Luzern vierhundert Mann aus den kleinen Kantonen in die Stadt ziehen müssen, um des eigenen Lebens sicher zu sein. Es ist vorbei, und ist böß, Füchse mit Füchsen zu fangen. Die Bauern wollen nicht gegen die Emmenthaler ins Feld. Was sagt Ihr nun, Herr Freund?"

Der Verwalter verzog die Miene bedenklich und räusperte sich. Die Knechte, welche bisher stumm und still gehorcht hatten, schienen bei den letzten Worten des Karaners um einen Zoll gewachsen zu sein, sahen sich links und rechts mit bedeutsamen Blicken an, und nickten einander zu.

"Man muß die Räubelführer der Rebellen habhaft machen!" schrie der Verwalter, indem er dazu sein strengstes Amtsgesicht machte.

"Nüchtlig!" erwiderte der Meistersänger: "Will man die Treppe wischen, fängt man von oben, nicht von unten, an. Aber den Eiter, wenn er wüthet, kann man nicht beim Horn packen."

Die Umstehenden lachten.

Der Verwalter warf einen finstern Blick auf das Gesinde, und rief: "Was habt ihr Maulaffen feil? Packer! Es ist für euch da nichts zu hören!"

"Hm!" sagte ein struppiger Kerl, hämisch-lächelnd: "Ich meine, der Platz ist breit genug für Euch und uns." Die Andern schwiegen und bewegten sich nicht von der Stelle.

Meister Birri fuhr indessen fort und sagte: "Man kennt die Räubelführer alle aufs Haar. Das aber sind Bursche wie Esau's Hand und Jakob's Stimme. Ich kenne selbst den Rebellen Christen Schybi aus dem Entlibuch! der macht Euch den besten General zu Schanden; ich glaub', er hat beim Schwedenkönig gedient. Die Luzerner Gesandten hat er beim Kragen genommen und eingethürmt, die Hauptpässe an der Emme und Glifon stark besetzt, und die Hauptstadt mit bewaffnetem Volk belagert."

„Bewahr' uns Gott!“ sagte der Verwalter erschrocken: „Ist's schon dahin gekommen? Nun, ihr guten Leute, was steht ihr doch? Ich mag's nicht leiden. Setzt euch aufs Bauholz hieneben. Stehen macht müde Beine.“ — Die Schloßknechte, an die er die Worte richtete, schienen ihn nicht zu hören, sondern hielten die Blicke mit großer Aufmerksamkeit auf den Mund des Berichterstatters geheftet, den der Wein, welchen er von Zeit zu Zeit behaglich hinunterschlürfte, immer redseliger machte.

„Der Schybi,“ fuhr er fort, „macht Alles zittern. Aber er hat auch den Kopf groß, wie der aufgehende Vollmond. Als ihn Herr Schultheiß Dulliker von Luzern beim Lärmen in Wollhausen etwas rauh anfuhr, sagte er, daß es Alle hörten: Ihre Gnaden, Herr Schultheiß, das Rathhaus von Luzern, wo uns Hauptmann Knebinger anschnarchen durfte, liegt fünfthalb Stunden von Wollhausen. Vergeßt das nicht. Wir verlangen, was Recht ist. Und wollt Ihr das Rechte nicht, so macht Euch aufs Linke gefaßt. — Und wie er das sagte, schlug er an seinen Degengriff. Ich dachte bei mir: das zwar ist ein unverschämter Wursch; aber der Schultheiß von Luzern hätte wissen sollen, daß Herrenworte keine Keulen sind. Wenn man den Stein nicht lüpfen kann, muß man ihn liegen lassen. Herr Benner Frisching, da er zu Trachselwald die Bauern ermahnte, war klüger, als dieser Schultheiß. Er trat leise auf; denn er wußte schon, was die Glocke geschlagen hatte. Wahrlich, es ist ein feiner Herr, der Herr Benner! Alles that er mit Milde; nichts unbedacht, nichts übereilt. Zu geschwind fahren bricht das Rad, und schneuzt man die Nase zu stark, blutet sie nur.“

„Schlimm, schlimm, sehr schlimm!“ sagte der Verwalter, und zog die breiten, eckigen Schultern in die Höhe: „Was nützt des Schultheißen Zorn? Was meines hochgeachteten Herrn Benners Güte?“

als mir, bekannt, wie gar ungesalzen und ungeschmalzen die Abgeordneten der Entlibücher abgespesset worden sind, da sie wegen der herabgesetzten Bazen mit flehentlicher Vorstellung gen Luzern gekommen waren und gebeten hatten, man solle entweder den Werth des Geldes wieder erhöhen, oder zur Bezahlung Landeserzengnisse nehmen, wie sie dem Bauer im Felde wachsen. Auch wißt Ihr gar wohl, wie der bittere Bescheid, den die Abgeordneten ins Entlibuch heimbrachten, böses Blut machte, und wie die Leute bei ihrem Verlust in Verzweiflung geriethen. Der Bauer verliert lieber seine rothe Nase als seinen rothen Kreuzer. Ihr wißt, wie darauf die hochobrigkeitlichen Schuldenboten mit Schimpf und Schanden, die Hände auf den Rücken gebunden, die Ohren mit Holzkammern, das Maul mit Weidenkörben geklemmt, aus den Dörfern getrieben wurden, wo sie Geld eintreiben wollten. Ihr wißt ferner . . .

„Alles, Heint, Alles!“ unterbrach ihn der Oberherr: „Beschreibe mir nur, was du mit eigenen Augen sahest.“

— Ei nun, da ich, bei rauher Hornungslust, mit zwei müden Beinen von Willisau kommend, den steilen Weg hinabwärts in den Thalschlund, worin Bollhüfen liegt, war noch das Dorf todtentstilt. In der Herberge allein ging's lebendig Trepp' auf und ab und ward gesotten und gebraten. Denn der Herr Schultheiß von Luzern, der Herr Plebanus, welcher vordem Pfarrer im Entlibuch gewesen, und andere Herren wohnten in derselben Herberge. Die Vorsteher und Aeltesten der Gemeinden hatten ihren Anspruch schon empfangen und sich entfernt. Ich freute mich auf ein fettes Nachteffen. Es ward mir aber bald durch nicht gemeine Angst die Genuß verderbt. Denn da sammelten sich nach und nach Menschen von allerlei Gestalt vor dem Wirthshaus; sie kamen, wie herbeigeschnitten, und führten unter gewaltigem Lärmen ruchlose Reden gegen die hochobrigkeitliche Gesandtschaft. Der Wirth fürchtete,

man werde ihm das Haus stürmen, und fragte sich, wo es ihn nicht biß; seine Frau betete mit lauter Stimme zehntausend Ave Maria in der Küche. Ich getraute mich nicht zum Fenster, denn da draußen sah ich nichts, als abscheuliche Gesichter und geballte Fäuste. Der Herr Schultheiß, ein freundlicher und sonst wohlbedächtigter Herr, auch recht ehrwürdig im Thun und Lassen, hatte den Muth, vor die Hausthür zu treten, wollte reden; aber das hieß Holz zum Feuer tragen. Wenn's hagelt, zieht die Schnecke die Hörner ein. Er machte sich wieder zurück, und man hörte darauf Steine gegen die Thür prallen. Ich wünschte mich weg ins Pfefferland; denn es heißt: mitgefangen, mitgehungen, und es kann in einem Augenblick viel reissen, was ein Jahr nicht ausfällt.

„Wie nun weiter, Heini? Drang der Pöbel ins Haus?“

— Nein, ein dichter, kalter Regenschauer drang plötzlich den Bauern durch die braunen Wämser und löschte glücklich, als schon das Feuer bei ihnen oben zum Dach hinaus wollte. Sie flohen mit Geschrei aus einander, wie Gänse, wenn der junge Hund spassen möchte. Da blieb's ruhig.

„Und das war Alles?“

— Mit nichts, Junker Oberherr. Vorspiel verlangt Nachspiel. Andern Morgens war bei der Herberge eine große weiße Fahne aufgepflanzt. Weiß ist die Farbe der Unschuld; aber der Kaminfeger trägt Sonntags auch wohl ein Hemd, wie Schnee. Die Leute sammelten sich wieder zu Tausenden. Sie strömten von allen Dörfern zusammen. Es konnte zwischen den Köpfen bald kein Apfel zu Boden. Um zehn Uhr ward die Fahne abgenommen. Damit zog Alles hinaus ins freie Feld. Ich sang in meinem Herzen *to Deum laudamus*, hatte aber ohne den Wirth gerechnet. Plötzlich tönt Musik wunderbarer Art. Wir laufen ans Fenster. Siehe da, ein langer, unabsehbarer Zug von Menschen, alle mit Kolben, Musketen, Spießsen und Morgensternen bewaffnet. Voran

als mir, bekannt, wie gar ungesalzen und ungeschmalzen die Abgeordneten der Entlibucher abgepöbelt worden sind, da sie wegen der herabgesetzten Bagen mit flehentlichster Vorstellung gen Luzern gekommen waren und gebeten hatten, man solle entweder den Werth des Geldes wieder erhöhen, oder zur Bezahlung Landeserzengnisse nehmen, wie sie dem Bauer im Felde wachsen. Auch wißt Ihr gar wohl, wie der bittere Bescheid, den die Abgeordneten ins Entlibuch heimbrachten, böses Blut machte, und wie die Leute bei ihrem Verlust in Verzweiflung geriethen. Der Bauer verliert lieber seine rothe Nase als seinen rothen Kreuzer. Ihr wißt, wie darauf die hochobrigkeitlichen Schuldenboten mit Schimpf und Schanden, die Hände auf den Rücken gebunden, die Ohren mit Holzklammern, das Maul mit Weidenföhrben geklemmt, aus den Dörfern getrieben wurden, wo sie Geld eintreiben wollten. Ihr wißt ferner . . .

„Alles, Heini, Alles!“ unterbrach ihn der Oberherr: „Beschreibe mir nur, was du mit eigenen Augen sahst.“

— Ei nun, da ich, bei rauher Hornungsluft, mit zwei müden Weinen von Willisau kommend, den steilen Weg hinabschlich in den Thalschlund, worin Wollhäusen liegt, war noch das Dorf tobtentstilt. In der Herberge allein ging's lebendig Trepp' auf und ab und ward gefotten und gebraten. Denn der Herr Schultheiß von Luzern, der Herr Plebanus, welcher vormals Pfarrer im Entlibuch gewesen, und andere Herren wohnten in derselben Herberge. Die Vorsteher und Ältesten der Gemeinden hatten ihren Zuspruch schon empfangen und sich entfernt. Ich freute mich auf ein fettes Nachtessen. Es ward mir aber bald durch nicht gemeine Angst die Genuß verberbt. Denn da sammelten sich nach und nach Menschen von allerlei Gestalt vor dem Wirthshaus; sie kamen, wie Herbeigeschnitten, und führten unter gewaltigem Lärmen ruchlose Reben gegen die hochobrigkeitliche Gesandtschaft. Der Wirth fürchtete,

man werde ihm das Haus stürmen, und fragte sich, wo es ihn nicht biß; seine Frau betete mit lauter Stimme zehntausend Ave Maria in der Küche. Ich getraute mich nicht zum Fenster, denn da draußen sah ich nichts, als abscheuliche Gesichter und geballte Fäuste. Der Herr Schultheiß, ein freundlicher und sonst wohlbedächtiger Herr, auch recht ehrwürdig im Thun und Lassen, hatte den Muth, vor die Hausthür zu treten, wollte reden; aber das hieß Holz zum Feuer tragen. Wenn's hagelt, zieht die Schnecke die Hörner ein. Er machte sich wieder zurück, und man hörte darauf Steine gegen die Thür prallen. Ich wünschte mich weg ins Pfefferland; denn es heißt: mitgefangen, mitgehungen, und es kann in einem Augenblick viel reissen, was ein Jahr nicht ausfließt.

„Wie nun weiter, Heint? Drang der Pöbel ins Haus?“

— Nein, ein dichter, kalter Regenschauer drang plötzlich den Bauern durch die braunen Wämser und löschte glücklich, als schon das Feuer bei ihnen oben zum Dach hinaus wollte. Sie flohen mit Geschrei aus einander, wie Gänse, wenn der junge Hund spassen möchte. Da blieb's ruhig.

„Und das war Alles?“

— Mit nichts, Junker Oberherr. Vorspiel verlangt Nachspiel. Andern Morgens war bei der Herberge eine große weiße Fahne aufgepflanzt. Weiß ist die Farbe der Unschuld; aber der Kaminfeger trägt Sonntags auch wohl ein Hemd, wie Schnee. Die Leute sammelten sich wieder zu Tausenden. Sie strömten von allen Dörfern zusammen. Es konnte zwischen den Köpfen bald kein Apfel zu Boden. Um zehn Uhr ward die Fahne abgenommen. Damit zog Alles hinaus ins freie Feld. Ich sang in meinem Herzen *to Deum laudamus*, hatte aber ohne den Wirth gerechnet. Plötzlich tönt Musik wunderbarer Art. Wir laufen ans Fenster. Siehe da, ein langer, unabsehbarer Zug von Menschen, alle mit Kolben, Musketen, Spießern und Morgensternen bewaffnet. Woran

drei Junggesellen in alter Tracht, sie stellten die drei Widbogensossen vor. Darauf folgten siebenhundert Bewaffnete, je drei und drei. Es war ein gar artiges Schauspiel, aber doch zum Zähneklappern eingerichtet. Dann erschienen drei Fahnen neben einander, und abermals schritten diesen bei tausend bewaffnete Bauern nach, in bester Ordnung, drei Mann hoch. Aller guten Dinge sind drei; der Teufel kann aber auch bis drei zählen.

„Wohin zog das Volk?“

— Ich vermuthe, zu einer Kirche; denn nach einer Stunde erschienen drei Abgeordnete der Landleute, und beriefen die hochobrigkeitliche Gesandtschaft dahin. Ich mochte dort nicht prebigen hören, blieb dahem, und vernahm, die Bauern hätten den Herren einen langen Zettel abgelesen, voller Ach und Weh über zu schweres Dhmgeib, über hohen Gelbzins, über Bußengelber der Landvögte, über den Wollhauser Zoll, über Unkosten wegen der Schuldenbotten, über den Salzhandel der Obrigkeit und dergleichen mehr.

„Nun, das, hoff' ich, wird jetzt abgethan sein,“ sagte Junker Mey: „denn die Stadt Luzern hat starke Besatzung, die Kantone rüsten, die Rebellen sind erschrocken und unterhandeln von neuem; die Luzerner Regierung ist geneigt, den Landleuten in allen gerechten und billigen Forderungen zu entsprechen.“

— Wahrhaftig, Junker Oberherr? Haben die Bauern Forderungen gethan, die zum Theil billig waren, so wundert's mich fast, warum die Obrigkeit von Luzern nicht anfangs die demüthigen Klagen aufnahm, und erst billig zu werden anfang, als der Hund die Zähne wies? Man soll nicht warten, bis der Haken beim Rochen überläuft, das Fett läuft mit.

„Es ist dort allerdings im Anfang etwas gefehlt worden!“ sagte der Junker: „Die Herren von Luzern läugnen es selbst nicht ganz. Sie haben uns damit ebenfalls im Lande böses Spiel gemacht.“

— Das haben sie. Unsere Bauern sehen's den Gntlibuchern ab. Wer durch einen Fluß gewatet ist, hat den Andern den Weg gezeigt.

„Die Rebellen haben es leider in blinder Tollheit zu weit getrieben!“ sagte der Junker kopfschüttelnd: „Es gibt Zeiten und Umstände, in deren widerwärtigem Zusammengreifen die Ehre des Regenten höher stehen muß, als das heiligste Recht; denn die Ehre des Regenten ist sein Leben und höchstes Recht selbst, dem Alles weichen muß. Luzern darf der Ehre willen nicht mehr, was es vielleicht aus Friedlichkeit möchte. Es ist zu schwer beleibtigt vom Unterthan, fürcht' ich.“

— Junker Oberherr, es heißt, man muß nicht alle Prügel auflesen, die einem nachgeworfen sind. Wer Vorsicht vergaß, muß Nachsicht gebrauchen. Obrigkeit geht festen Schritt und kann doch stolpern.

Hier ertönte plötzlich eine starke Mannesstimme: „Wahrhaft und zierlich geredet, mein Herr!“

4.

D e r S c h w e d e .

Der Spielmann von Narau fuhr erschrocken zusammen; der Junker wandte sich gelassen um, den unbekannten Redner zu sehen. Wo auf der Berghöhe der Wald am dichtesten geworden, kam hinter ihnen ein Reisender mit großen Schritten, der Wirri's letzte Worte vernommen haben möchte, die seinen Beifall erworben zu haben schienen. Es war ein schöner, blühender Mann von etwa dreißig Jahren und schlankem, kräftigem Gliederbau. Die Kriegstracht nach Schwedenart, der weite Rock mit kurzen Schößen, sammetverbrämt, Kragen und Ärmel mit schwarzer Stickerel;

das scharlachrothe Leibchen, mit Goldtreffen geschmückt, die kurzen, weiten Hosen, auf den Nähten mit seidenen Schnüren besetzt; der Hut mit breitem Rande, einfach aufgekrämpt, von welchem ein niederhangender weißer Federbusch wehte; Knebel- und Zwickelbart an Kinn und Oberlippe — Alles gab ihm ein heldenartiges und doch gefälliges Ansehen. Er trug den Säbel, der am breiten Riemen von der Schulter hing, im Arm, und hielt spielend in der Hand einige Schneeglöckchen und blaßgelbe Primeln, die ersten Kinder des Lenzes, welche er unterwegs gefunden, oder von einer Schönen zum Geschenk erhalten hatte.

Er verbeugte sich leicht, wie er neben den beiden Lustwandlern stand, und sagte: „Gnädige Herren, es ist meines Orts nicht, Euch im Gespräch zu stören, obgleich Euer Wort meinem Ohr wohlthat, und ich vor eitel Lust nicht umhin konnte, meine Bewunderung zu zollen.“

Der Meisterfänger und Oberherr staunten eine Weile den höflichen Fremdling an, der sie mit schwarzen, blitzenden Augen freundlich betrachtete, und bei seinem Lächeln die reinste Perlenreihe von Zähnen halb entblößte. „Ihr seid gütig, Herr!“ sagte der Oberherr: „Wohin des Wegs?“

„Gen Kulm hinab, wohin, aller Apparenz nach, auch Eure Schritte zielen!“ antwortete der Fremde: „Wenn Ihr's mir vergönnt, werd' ich die Ehre haben, eine Weile Euer Begleiter zu sein. Ihr sprached, wie mich dünkt, von des gemeinen Vaterlandes Libertät und Wohlstand; gestattet, daß ich Euer Zuhörer sein dürfe, und glaubet, daß auch ich einer von denen sei, welche für das edle Kleinod Alles wagen und aufsetzen.“

Der Junker, dem die letzte Aeußerung verdächtig klingen mochte, mußerte den Mann seitwärts, indem er den Weg langsam mit ihm fortsetzte.

„Herr,“ sagte der Spielmann von Karau zum Fremden: „Ihr

habt läuten gehört, wißt aber gewiß nicht, in welchem Dorfe? Doch das ist gleichviel. Ihr seid also ein Schweizer? Eure feinen Lebensarten scheinen aus einem andern Lande gebürtig.“

„Ihr habt scharfen Blick!“ erwiderte der Fremde mit verbindlichem Lächeln: „In der That hab' ich fast länger im Auslande gelebt, als zwischen den Bergen meiner Heimath. Nachdem ich die Hochschule frequentirt, ging ich in die Lehre des Kriegsgottes, und mußte mich in vieler Herren Länder umhertummeln.“

„Run ja,“ sagte Witri, „viel Land, viel Bräuch! Seht aber wird's Euch beim schlechten Habermuß nicht köstlich dünken wollen, den man zu Hause kocht. Jedoch vom geringen Eßsch ist am sichersten essen. Bei Soldatenbrod sitzt allezeit Tod.“

„Und ohne Zweifel habt Ihr aus dem Kriege reiche Beute erworben?“ fügte Junker Mey hinzu: „Die bringt nirgends so viel Lust und Ehre, als in der Heimath.“

„Mit Eurer Günst, meine Herren,“ versetzte der Kriegemann: „ich kann nicht gleicher Opinion sein. Zwar hat der furchtbare Schlachtengott Mars sich mir nicht undankbar für treugeleistete Dienste erwiesen; jedennoch würd' ich heut' noch auffatteln und hingziehen, wenn man die Trommel statt der Betglocke rührt, und lieber auf dem Wahlplatz Alles mit Ehren verlieren, als hier auf der Bärenhaut mit Leib und Seel verdorren.“

„Das ist Soldatensprache!“ entgegnete der Oberherr: „Doch sollte Euch, falls Ihr ein Schweizer seid, das theuerwerthe Vaterland über Alles gelten.“

Der Fremde verzog den Mund ein wenig und sagte: „Des Herrn Observation würde allerdings gegründet sein, so ich die Ehre hätte, Patrizius in einer regierenden Stadt zu heißen. Die übrigen armen Städtlein, als Euch zweifelsohne nicht unbekannt ist, müssen sich mit den mageren Brosamen ihrer Freiheiten und Rechte con-

tentiren, und das Landvoss wird gefüttert, gleich der Schafheerde, seiner Milch und Wolle wegen.“

Der Oberherr warf abermals einen argwöhnischen Seitenblick auf den Mann; doch schien es ihm nicht ungewöhnlich, ihn weiter auszuforschen, und dessen Namen, Stand und Wohnung zu erfahren. Er verbarg also eine rege werdende Empfindlichkeit, und sagte mit gewohnter Unbefangenheit: „Mich dünkt, Ihr urtheilet fast zu hart. Denn wenn Ihr den Wohlstand in unsern Dörfern sähet, und den Ackerbau des ganzen Landes, würdet Ihr, hoff ich, der väterlichen Gesinnung unserer Regierungen bessere Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Die Prosperität des Landes,“ erwiderte der Unbekannte, „ist wohl schwerlich den Regierungen zu danken, sondern dem Fleiß und Schweiß des Volks. Mir ist nicht bewußt, was die Obrigkeit hinzu thut, wohl aber, was sie davon nimmt. Alles mit einem Male zu nehmen, wäre thöricht. Denn so nichts mehr verbliebe, hieße es nicht unbillig, den Bach verlangen und doch die Brunnenquellen abgraben? Lasset Euch nicht bestreben, daß ich in dieser Materie etwas hartnäckig bin, denn ich habe das Lehrgeld bezahlt. Oder saget an, was gilt hier ein Ehrenmann, wenn er nicht das Rathsherren-Baretlein ansprechen darf? Ohne Ruhm zu melden, wie Ihr mich hier sehet, der große Kriegsheld, der unvergeßliche Feldmarschall Torstensohn, hat mich wie sein eigenes Kind gehalten; der Fürst von Liebenbürgen, der berühmte Ragozski, behandelte mich wie Seinesgleichen, und vielmals bin ich mit Prinzen zu Tafel gesessen. Hier meint sich jedes Zunkerlein mehr, und schaut von oben auf unserelns herab, als auf seinen angebornen Knecht, und erwartet, man solle ihm Hof machen. Ich habe andere Majestäten gesehen! Ha, ha!“

„Vermuthlich hat man Eure Verdienste nicht gekannt!“ sagte

der Oberherr mit seinem, kaum merklichem Lächeln: „Ihr habt sie allzubeseiden verschwiegen.“

„Mit Eurer Gunst, Herr,“ versetzte der Kriegsmann, „es stände mir nicht zu, mit Meriten zu prahlen, wenn ich in deren Possession wäre; aber es steht auch keinem Stadtkunker zu, mich hochmüthig anzublasen, wenn ich ihm nicht die Schuhe putze. Würde man aber nicht außerdem noch legaliter ausgeplündert, könnte man allenfalls über Gedeireien lachen.“

„Wie versteht Ihr das Ausplündern?“ fragte der Oberherr etwas ernster.

„Wie Jedermann!“ antwortete der Fremde: „Denn ob Ihr durch Marodeurs oder durch ein Ranzmandat die Hälfte Eurer wohlverwobenen Baarschaft davon fliegen sehet, Ihr werdet Eins wie das Andere nicht zu den ehrlichen Praktiken rechnen. Ich habe allein bei zweitausend Florins durch den landesväterlichen Streich eingebüßt. Zuerst überschwemmte man das Land, wie Ihr wißet, mit dem schäßigen Kupfergelb, und nachdem die Herren in den Städten ihre Beutel vom Unflath gesäubert und das Silber einkassirt hatten, manifestirten sie, der Bagen sei um einen halben Theil minder werth, als wofür sie ihn ausgezahlt hatten. Das Volk war geprellt, und die Städter lachten ins Häusliche dazu. Der Großtück macht's gnädiger, als die christliche Obrigkeit.“

Bei diesen Worten stand der Oberherr still, maß mit scharfem Blick den Sprecher und sagte: „Wer Ihr auch sein möget, Euch gebühret nicht, in solchem Tone von der landesherrlichen Gewalt zu reden. Das Kind, das den Vater, der Unterthan, der die Obrigkeit, der Knecht, welcher seine Herrschaft hinterrücks lästert, plaudert nichts aus, als seine eigene Nichtswürdigkeit. Wie heißet Ihr? Woher seid Ihr?“

Der Fremde, durch die rauhe Anrede des Oberherrn mehr in Verwunderung, als in Ueberraschung, erwiderte: „Mit Eurer

Gunst, welcher Floß nicht Euch? Ich sollte jene Frage vielmehr Euch applizieren, daß ich wisse, ob ich zur Antwort obligirt sei."

"Ich bin der Junker Mey, Oberherr von Rueb."

"Also tuam ipsius terram calcamus! Nun denn, ich habe andere Majestäten gesehen, und nie gehört, daß Ihr mein Oberherr seid. Aliteret Euch nicht. Alud in choro, alud in foro gilt hier, und damit addio! Gehabt Euch wohl."

"Bleibt stehen!" donnerte ihm der Oberherr zu.

Der Fremde kehrte wieder um, trat hart vor den Junker hin, betrachtete ihn eine Weile, indem Blicke aus seinen großen, schwarzen Augen schossen, und sagte: "Erüget Ihr eine Klinge, so würde mich gelüsten, Euch mores zu lehren, wie Ihr mit Ehrenleuten zu traktiren habt, die nur auf dem Schlachtfelde ihr Avancement gemacht. Ich und mein Degen wiegen so schwer, als Ihr mit Eurer ganzen Oberherrlichkeit; daß Ihr's wisset! Ich geb' Euch meine Parole, daß Ihr Occasion finden sollet, mich kennen zu lernen, wenn's Euch daran gelegen ist."

Der Oberherr behielt bei diesen hochfahrenden Reden die angenommene gebieterische Haltung unverändert und rief: "Ich befehle, Ihr bleibet, oder . . ."

"Sagt an, was liegt hinter oder?" entgegnete der Kriegsmann mit stolzem Lächeln: "Ich habe die Ober mit dem Feldmarschall Torstensohn zweimal passirt, und bei Euch geschieht's zum dritten Male. Obwohl Ihr Euer Zwei seid, wär' Euch übel gerathen, mich zu molestiren. Das kleine dicke Männlein da an Eurer Seite bißte beim ersten Nasenstücker ins Gras."

"Nichts für ungut!" sagte Meister Wirri, indem er etwas befrist einige Schritte hinter sich machte: "Wer keine Hand hat, kann keine Faust machen. Ich will keine Erbsen mit Euch erlesen; also laßt mich in Frieden. Jedoch vergeßt nicht, daß kleine Leute auch große Schatten werfen können."

„Wißt Ihr nichts Besseres, so sag' ich Euch Was!.“ sprach der fette Tischgenosß des Fürsten Ragoczi, wandte sich, ging mit raschem Schritt davon, und verschwand bald hinter den Lannen.

Der Oberherr stand eine Weile unschlüssig auf der vorigen Stelle, als wollt' er ihm nachsehen. Endlich aber wählte er mit dem Meisterfänger doch den Rückzug zum Schlosse, indem er sagte: „Der freche Bursch wird in der Welt zu finden sein! Verdoppelse deinen Schritt, Meister Heini, daß wir das Schloß erreichen. Ich werd' ihm meinen Jäger nachschicken und ihn im ersten Dorfe verhaften lassen. Der Prahlser soll hüßen.“

„Das denk' ich eben auch!“ erwiderte der Spielmann von Marau: „Dann wird er anders pfeifen. Es sind schon manche krumme Hölzlein gerade worden. Fürwahr mich freut's schon, diesen stolzen Fant noch heut' gebäumelt eingebracht zu sehen. Vier Wochen krumm geschlossen verdient er bei Wasser und Brod im Thurm zu sitzen, der unverschämten Worte willen, die er gegen die hohe Landesobrigkeit und gegen Euch ausgestoßen hat. Von mir will ich nur gar nicht reden, wiewohl ich auch nicht hinterm Zaun aufgesehen bin. Er ist ein Landstreicher, oder noch was Schlimmeres, und lobt sich nur, weil seine Nachbarn nicht daheim sind. Ausereins darf allezeit seinen ehrlichen Namen nennen, und was man nicht am Heu hat, hat man am Stroh.“

Der Meisterfänger, welcher während dieses Redens kurzathmig geworden war, schwieg endlich ganz, um dem Oberherrn nachzukommen, der scharfen Schrittes den Bergweg hinaufstieg. Nach wenigen Minuten tauchten vor ihnen drunten die Thürmlein des Schlosses hinter dem Gebüsch auf. Schon war nächtliche Dämmerung aus dem Thal hervorgeflogen, und im Gebäude leuchteten einzelne Fenster vom Zimmerlicht.

Als sie auf dem Platz angekommen waren, ließ der Oberherr einige Leute zusammenrufen, die er auf der Stelle versandte;

empfohl seinem Verwalter den Meister Birri zur guten Beweishung, und entfernte sich darauf in sein Zimmer.

5.

Eine neue Sendung.

Ohne Zweifel beschäftigte die auf dem Berge gehabte Erscheinung den Gedankenlauf des Junker Mey nicht weniger, als den des Meistersängers. Letzterer wenigstens konnte den ganzen Abend nicht fertig werden, dem Verwalter beim Weinglase das kurze Abenteuer im Walde zu beschreiben. Seine Einbildungskraft ergriffte sich im Erzählen von der schönen Heldengestalt, von der fremdbartigen Sprache derselben, von den auserlesenen wohlgeordneten Redensarten, von der schweblichen Kriegstracht, der furchtlosen Kühnheit und den edeln Bewegungen. Alles schien ihm daran, bei näherer Ueberlegung, wunderbar. Er war zuletzt, je mehr er erzählte und trank, fast geneigt, was er und der Junker gesehen, für etwas Uebernatürliches zu halten, um so mehr, da Niemand beim Schlosse, an welchem doch der Weg vorbeiführte, den Fremdling bemerkt haben wollte, der Jedem aufgefallen sein würde.

„Ich dachte sogleich,“ sagte er beim Nachtessen zu dem Verwalter, wo er der vollen Schüssel eben so tapfer, als der Weinflasche zusprach, „ich dachte sogleich: Hier ist's nicht richtig. Der Junker Oberherr hätte auf keine Weise mit dem Schweden anbinden sollen. Man muß nichts anfangen, was Keiner zu Ende bringt. Der Oberherr ward hitzig und ging zu weit. Er mußte nicht befehlen, wo er das Gehorchen nicht gebieten konnte. Man läßt den Wagen fahren, der nicht zu halten ist. Das sag' ich immer. Ich, meines Theils, hütete mich sehr, den Finger zwischen

Thür und Angel zu klemmen. Was deines Amtes nicht ist, davon laß deinen Vornitz.“

„Bei dem Allen, Meister Birri,“ bemerkte der Verwalter, und schüttelte ungläubig den Kopf, „werd' ich aus Euern Verdicten nicht flug.“

„Meint Ihr, Herr Verwalter, ich geb' Euch Mänsdreck für Pfeffer?“ fiel ihm der Spielmann beleidigt ins Wort: „Es wird sich zeigen, wer Recht hat. Was meine Augen gesehen haben, das hab' ich gesehen. Es gehören viele Schaufeln dazu, die Wahrheit zu vergraben. Ich sag' Euch, die ausgeschiedten Leute fangen den Schweden nicht ein. Es sind wunderliche Zeitläufe, und es werden noch wunderlichere kommen. Da gehen allemal seltsame Dinge voran, wie man dergleichen viel in Chroniken liest. Ein bloßer natürlicher Mensch hätte sich nicht unterfangen, Eins gegen Zwei zu stehen, und dem Junker Oberherrn also frech zu antworten. Oder seid Ihr ein Freigeist?“

„Wenn Ihr mir geneigtes Gehör schenket,“ erwiderte der Verwalter, „so geb' ich Euch mein unmaßgebliches Gutachten über den Vorfall. Entweder, oder! Ist es nicht, wofür Gott sei, der Teufel selbst gewesen, der den Oberherrn und Euch necken wollte, so war's etwa einer der Rebellen, die, dem Himmel sei's geklagt, den Untergang aller Obrigkeit bezelen, die von Gott gesetzt ist. Was mir den Kerl gar verdächtig macht, ist der nicht außer Acht zu lassende, merkwürdige Umstand, daß ihn bei seinem Vorbeireisen Niemand von uns auf dem Platz bemerkt hat.“

„Das sag' ich ja!“ rief Birri: „Oben da liegt der Haß im Pfeffer!“

„Folglich und also,“ fuhr der Verwalter fort, „hat der lose Dursch einen Schleichweg durch den Wald ergriffen, um dem Schlosse auszuweichen.“

„Was?“ fiel ihm der Spielmann noch verdrießlicher ins Wort:

„Bilbet Ihr Euch ein, daß wir Zwei, der Junker und ich, vor einem gewöhnlichen Menschen zurückgetreten wären, trotz der blauen Plempe, die er im Arm trug? Nein, Herr, glaubt es, unser Herrgott hat wunderliche Kostgänger zwischen Himmel und Erde, und es ist nicht alles ein Bauernhaus, was ein Dach hat. Bilbet Ihr Euch ein, der Junker Oberherr sei im Roth behangen, als er der Gestalt nachsetzen wollte und nicht von der Stelle konnte? Oder ich sei von Querm halben Maß Elsäßer geköpft gewesen, daß ich zehn Schritte zurücktaumelte, als mich die Feuerangen anglozten?“

Das Gespräch dauerte länger, als die Leser Geduld haben möchten, es zu lesen, und der gute Spielmann schöpfte mit jedem Zuge aus dem Glase neue Ueberzeugung, daß die Erscheinung im Walde kein natürliches Ergebniß gewesen sein könne. Dieser Glaube that für den Augenblick wenigstens auch seiner kleinen Eigenliebe wohl, welche der angeborenen Furchtsamkeit allzugern den Mantel umhängen wollte, und sogar den Meisterfänger, als Ritter ohne Furcht und Tadel, auftreten ließ.

Es war schon spät, als ein Diener des Oberherrn erschien, und den Meister von Marau noch einlud, sich in dessen Zimmer zu begeben. Obwohl Wein und Müdigkeit die Macht seiner Sinne so sehr aufgelöst hatten, daß das holzschnittartige Gesicht des Verwalters nur noch, wie grauer Schatten, unkenntlich vor den halbgeschlossenen Augen des Spielmanns schwamm, machte diesen doch die unerwartete Botschaft plötzlich nüchtern. Er folgte dem Diener, der ihm die steinerne Treppe hinauf vorzühnete und eine Seitenthür öffnete.

Der Oberherr saß in einem kleinen, dunkeln Zimmer vor dem Kamin, dessen fast erloschene Kohlengluth kaum die Sohlen der übereinandergeschlagenen Füße beleuchtete. Seitwärts glühte eine Lampe, deren sterbender Schein kaum das Tischlein gewahr

werden ließ, auf welchem Papiere umherlagen und der Junker den Arm lehnte, dessen Hand ihm die Stirn stützte. Wirt's Eintritt weckte ihn aus der Selbstvergessenheit. Er erhob sich schweigend vom Sessel, nahm vom Gestirn einen schweren silbernen Armleuchter, dessen Wachskerzen sich mühsam am letzten Aufzucken des Lampenlichts entzündeten; dann warf er einige Scheite dörren Holzes zu der Gluth im Kamin. Bald stand das ganze Gemach in freundlich-heller Beleuchtung, wo die Vergoldung der Ränder in den Felbern des Gefäßels an Wand und Zimmerbede mit angenehmem Wiederglanz schimmerte.

„Meister,“ sagte nach einigem Besinnen der Oberherr, „ich hatte den Brief ganz vergessen, den du mir vom Dekan Rüspertl von Karau mitgebracht. Eben fand ich und las ich denselben. Er ist mir wichtig, verschiedener Umstände willen. Ich habe alles Vertrauen zu dir. Du kannst mir Dienste leisten, und du wirst mit meiner Erkenntlichkeit nicht unzufrieden sein. Du bist ein Mann von Kopf, der seine Aufgaben zu lösen weiß, und wo es gilt, auch verschwiegen.“

— Wie der Spiegel, dems Glas fehlt, denn mit Schweigen verredet sich Niemand; und man hat sich eher verredet, als verthan, wie ich gar wohl weiß, Junker Oberherr.

„Bist du in der Gegend des Schlosses Trostburg, in den Dörfern Leusenthal oder Dürrenäsch bekannt?“

— Die Trümmer der Trostburg hab' ich wohl gesehen, wenn ich am Schlosse Liebegg vorüber ins Thal nach Kulm ging. Sie ist gar malerisch mit den breiten Mauern links auf dem Felsbühl gelegen; am Eingang eines unbekannten Nebenthales. Die verfallenen Gemäuer scheinen nur vom Gespinnt des Epheu zusammengehalten zu sein.

„Gut. Am Fuß des Schloßbergs unten liegt Leusenthal, und

zwischen die Berge hinein, im hintersten Winkel, fast auf der Berghöhe, das Dorf Därrendösch."

— Es mag wohl sein; denn der Mensch hat oft sein Nest, wo es der Bär nicht möchte.

„Hörtest du nie von einem gewissen Abdrich im Moos reden, der in jener Gegend wohnt? Er ist dort herum der reichste Bauer."

— Ich erinnere mich des Menschen nicht. Vielleicht hört' ich, vielleicht nicht. Kein Kornhaus ist groß genug, um alles zu behalten, was durch die Ohren geht.

„Man sagt wunderliche Dinge von ihm. Er soll sein Vermögen nicht auf rechten Wegen gewonnen haben; mit höfem Geistern Umgang pflegen; bildschöne Weibsbilder bei sich haben, und dergleichen. Das heißt, so geht von ihm die Rede im Volk."

— Behüt' uns, meinet Ihr den? Es wohnt dort herum Einer, von dem allerlei Sage umherlief, als vor mehreren Jahren die Landstraße nach Luzern unsicher ward. Man will überall lieber seine Fersen sehen, als seine Klauen. Er soll vordem ein armer Lump gewesen und in einer Nacht reichlich geworden sein. Es heißt, der Schatz in der Troßburg sei von ihm gehoben; aber es habe das Leben und Herzblut von einem unschuldigen Christenkinde gekostet. Seitdem sei es auf der Troßburg still und gehe nicht mehr darin um. Wenn mir der Kerl im Walde begegnete, ich schlage ein Kreuz und machte einen Umweg über Konstantinopel.

„Du wirfst doch das Altwelbergewäsch nicht glauben, Geint?"

— Ich glaub's zwar nicht ganz; aber, Junker Oberherr, gemein Geplarr ist selten leer, sagt man. Auch von den schönen Weibseuten hab' ich vernommen, mit denen es nicht ganz richtig ist. Es heißt, das eine wisse alle Dinge der Zukunft, und das andere alle Dinge, die unter der Erde sind. Ja, schön sollen sie sein; aber es gibt Leute, welche behaupten, sie wären keine natürlichen Menschen.

„Und was wären sie denn?“

— Küßbilder, Erdgeister, des Teufels Konkubinen, was weiß ich, wer?

„Nun sieh denn die Albernheit des Pöbels! Das eine der Mädchen ist des Abdrichs wirkliche Tochter, die eine unheilbare Krankheit und sonderbare Zufälle hat. Das andere kenn' ich selbst; es ist die Tochter von des Abdrichs verstorbenem Stiefbruder. Sie heißt Epiphania, oder, wie man sie kurzweg nennt, Fanely und Fania. Der Dekan zu Aarau ist ihr Taufpathe; ihr Vater war Amtschreiber und des Dekans Schulkamerad gewesen. Der ist vor einigen Jahren an der Leuk gestorben, im Oberstmmenthäl, wohin er sich in seiner Schwermuth, bei einem Freunde zurückgezogen hatte, nachdem er durch allerlei widrige Verhältnisse seiner Stelle verlustig geworden war. Nun siehst du, Meister, was vom Volksgeschwätz zu halten ist.“

— Richtig. Ein Jünglein kann viel lügen, aber zwei Jungen lügen tausendmal mehr. Die Leute reden viel in den Tag hinein. Das ist richtig. Das Fanely mag ein frommes Kind sein, wenn auch Niemand den Mann lobt, unter dessen Dach es wohnt. Weischen wachsen ja auch im Unkraut.

„Der Abdrich ist ein stolzer, gewaltthätiger Kerl, seit er reich geworden.“

— Wenn der Dreck zum Pfeffer wird, Junker Oberherr, so heißt er immer am stärksten.

„Höre mich an. Der Dekan von Aarau melbet mit nun mit großer Besorgniß und Unruhe, daß es mit Abdrich im Moos unsicher stehen soll.“

— Was schnell aufgeht, fällt schnell wieder ab.

„So ist's nicht gemeint, Meister. Der Dekan will Nachricht haben, daß Abdrich im Moos zu den Rebellen gehöre, oder sie unters-
Bsch. Nov. IV.

flühe. Es sei der Aufruhr im Argau nahe am Ausbruch. Abdrich sei einer der Haupttrüfelsführer, wie man sage. Mir kommt's nicht unwahrscheinlich vor. Der Kerl ist ein Meuterer von Haus aus. Dem ehrwürdigen Defan ist nun um das Schicksal der jungen Epiphania in dieser Verwirrung bange, zumal wenn Kriegsvölker einzuziehen. Er beschwört mich, kein Mittel unversucht zu lassen, die verwaisete Tochter seines Freundes aus des Abdrichs Klauen zu retten, und sie ihm nach Arau in Sicherheit zu bringen. Du begreifst aber, Meister Heini, das Kind ist in Arau nicht geborgen. Wer kann wissen, wie weit die Verwegenheit der Rebellen im ersten Augenblick, oder wie weit ihr Glück geht? Gesetzt, sie brächen in die Stadt ein und gäben sie ihrer Muth preis, — oder Abdrich selbst wäre mit ihnen — Epiphania würde abermals unglücklich, und den geistlichen Herrn würde weder die Heiligkeit seines Amtes, noch das weiße Haar seines Hauptes vor der Rache des wilden Abdrich in Schutz nehmen.“

— Das wäre zu fürchten; denn Jorn und Rache gehen nicht lange zu Rath.

„Wie es kommen möge, wir müssen Epiphania retten. Das Kind soll zu meiner Familie nach Bern, in mein Haus, bis das Land wieder ruhig ist. Es ist ein reiner Engel an Seele und Gestalt. Willst du mir helfen, soll's dich nicht reuen. Erkläre dich. Es muß hier gehandelt werden, und sollt' es hundert Gulden kosten.“

— Junker Oberherr, ich bin von jeher Guer gehorsamer Diener gewesen, und laufe für Euch durchs Feuer. Aber in diesem Punkt helfen, da seh' ich das Wie nicht. Und wer das Wie nicht weiß, der findet das Zuthun nicht.

„Ich gebe dir morgen einen Brief an Epiphania. Du bist Spielmann, wanderst aller Orten wohlgemuth herum, Keiner achtet auf dich. Von meinen Leuten kann ich Keinen senden, denn Jeder

kennt diese. Einem Bauer vertrau' ich nicht. Du wärest von allen Boten der beste. Also du nimmst einen Vorwand, gehst ins Haus, suchst eine Gelegenheit und steckst dem Mädchen heimlich einen Brief zu, daß Abdrich und Niemand davon Ahnung bekommt. Ihr beredet mit einander die Flucht über den Bergflüden durch den Wald nach dem Schlosse Liebegg. Da haltet Ihr Euch verborgen, bis ich Epiphantien abholen lasse. Ein Brief an den Junker Graviset auf Liebegg soll die gute Aufnahme sichern.“

— Ich wollt', ich säße schon dort. — Aber wenn die schöne Jungfrau Epiphantia Launen hätte, mir den Korb geben und nicht mit mir auf und davon wollte, was dann? Junker Oberherr, ich will meiner gestimmten Geige lieber zwei Jahre, als einem Mädchen zwei Minuten trauen. Häuser haben das Fährnlein auf dem Dach; aber Jungfrauen haben es unterm Dach.

„Dafür laß den Brief sorgen, den du ihr von mir einhändigen wirst.“

Meister Birri schien nicht besondern Gang und Beruf zu der neuen Sendung in sich zu fühlen, die ihm übertragen werden sollte. Obwohl der genossene Wein seinen Muth oder Leichtsinu um etwas gesteigert hatte, graufete ihm, so oft er im Hintergrunde des Unternehmens den schrecklichen Abdrich sitzen sah, umgaukelt von den gespenstischen Schöpfungen der Sage. Indessen siegte zuletzt doch die Berebtsamkeit des Oberherrn, und vielleicht mehr noch dessen Freigebigkeit, die ihm, als Vorschuß zu allfälligen Ausgaben für sich und Epiphantien, einige Thaler in die hohle Hand fallen ließ, ja, nach gelungener Vollstreckung des Auftrags, den Meisterfänger von Kopf bis zu Fuß neu zu kleiden versprach. „Wer am meisten gibt, sitzt oben!“ dachte der Spielmann, und gab sein Wort, den Auftrag gewissenhaft zu erfüllen, und sellt' es Kopf und Kragen kosten, wie er sich ausdrückte.

Doch muß die ganze Wahrheit gesagt sein. Esd Fall 11111 111

heimlicher Schalk im Herzen des Meisterfängers, welcher ebenfalls ein Wörtchen für das Magedstück des Abenteurers hinzugab. So oft nämlich der Oberherr von Epiphantien sprach — und er mußte wohl, damit Heinrich Wirri sie genau kenne und mit keiner andern verwechsle — empfing die Beschreibung unvermerkt jenen lebhaftern Farbensglanz, mit welchem zartfühlende und gute Menschen gern das Gble und Schöne schmücken, besonders wenn es fern ist, und die Gegenwart sich nur gemein zeigt. Es fehlte nicht, Wirri's dichterische Einbildungskraft mußte in Flammen gerathen. Er sah das Schönste des Schönen in Epiphantiens jungfräulichen Reizen lebendig vor seinen innern Sinnen schweben, und die lieblichsten Möglichkeiten und mancherlei barans hervorsprossende Entwürfe benebelten ihn fast mehr, als des Verwalters Wein.

Wirri war ein alter Junggefell, und man kann denken, was das zu sagen hat. Dichter dazu, und mithin geborner Anbeter des Erhabenen und Schönen. Gleichwie der Oberherr zuweilen, wenn er von Epiphantiens ganz eigenthümlicher, wunderbarer Gemüthsart rebete, seines Zuhörers zu vergessen schien, so vergaß dieser hinwieder eben so oft des Redenden, sah nur das Wunderliche im Schimmer der Anmuth, sah den Seufzer und die Thräne der verlassenen und verlorenen Waise; sich dann als ihren Erlöser aus des Herenmeisters Gewalt, und von ihrem Freudenblick belohnt. Gern rechnete seine Phantasie weiter. Die Dankbarkeit der Geretteten, ihre Anmuth näherten sie den geheimen Wünschen des entzückten Befreiers. Konnt' es den zuletzt fehlen, daß nicht der edelmüthige Oberherr von Rueb, der Wathe zu Ararau und mancher andere Gönner reiche Aussteuer zusammen-schießen und die stattlichste aller Hochzeiten ausrichten würden?

Man lächle doch nicht ungläubig bei diesem Gedankenfluge, welchen der ehrliche Meister Wirri gekogen sein soll. Wie mancher Andere hat sogar in der Kirche, während der Prediger sich heiser

schrie, Kanzel und Pöbdt vergeffen und zwifchenein ähnliche Stypogryphen: Sätze gethan

zum Ritt ins alte romantifche Land?

Uebrigens troffen die Gedanken gewiffer Leute von Wirri's Alter und Stand, bei der ersten Anregung, von felbst und unwillkürlich einem bestimmten Ziele zu, wie ein wohlgelübtes Postpferd beim ersten Peitschenhieb, ohne weitere Leitung, den oft gemachten Weg zurücklegt, bis es vor der Krippe steht.

„Ja, ja, Heini,“ sagte der Oberherr, als ihn der Meistersänger wieder hörte. Er drohte lächelnd mit dem Finger: „nimm deines Herzens wahr, und blide dem Ganely nicht zu tief in die hellen Blauaugen, sonst ist's um Meister Wirri's Ruhe gethan.“

„Et, behüt' uns!“ rief stotternd der Meistersänger: „Guch besieht mit mir zu scherzen. Nicht doch! Amans, amens!“

Jungfernungst und Parzenklang

Dünkt wohl gut, doch währ't nicht lang.

Darüber bin ich längst hinaus. Ich denk' an solchen Firtlesanz der jungen Welt nicht mehr. Nein, nein, in der Lieb' ist wahrlich nicht Alles Zucker.

Frauenlieb' ist fahrende Hab'.

Röslein heut' und morgen Schabab.

D'rum will ich im Paradiese bleiben, soll ich keine Eva hinterlassen.“

Unter diesen Gesprächen war die Mitternachtsstunde herangerommen. Der Oberherr verließ auf folgenden Morgen die Briefe.

6.

Gute Gesellschaft.

Obwohl der Meistersänger tief in die Helle des Tages hinein-schlief, und erst spät erschien, fand er die Schreiben doch nicht

ausgefertigt. Er zürnte es nicht, verzögert zu werden, theils weil er, obwohl vergebens, Zeuge des Schauspiels zu werden wünschte, welches ihm der schwedische Schwelzer geben sollte, wenn derselbe gefangen eingebracht werden würde; theils auch, weil die Zeit des Morgenessens herannahte, was man in unsern Tagen Mittagsmahl zu nennen pflegt.

Die gestern ausgesandten Boten kamen endlich zurück; aber von der Person, welche sie hatten auffuchen sollen, war weithin nirgends eine Spur gefunden worden. Dagegen dampften die Schüsseln auf dem Tische des Verwalters um halb eils Uhr, und Witri nahm bequemlich den ihm angewiesenen Ehrenplatz beim Mahle ein. Die Unterhaltung drehte sich vorzüglich um den verschwundenen Zögling des Gelben Torstensohn. Witri, der, was er gestern beim Feuer des Weins als Wunder erkannt, jetzt vollen Ernstes nüchtern glaubte, verbarg dem Verwalter seinen Triumph nicht, in dem auf der Berghöhe erschienenen Krieger ein übermenschliches Wesen vermuthet zu haben. Auch der Verwalter war nicht mehr weit davon, diesem Urtheil des Spielmanns beizustimmen, der vermöge seines Berufs Gelegenheit gehabt, mancherlei in der Welt kennen zu lernen, was das Rueberthal nicht kannte.

Indessen, das Morgenessen war vollendet. Der Oberherr übergab dem Meistersänger die verheißenen Briefe, ertheilte ihm unter vier Augen einige Belehrungen, und entließ ihn mit Glückwünschen für das Wohlgelingen der Sendung.

Langsamem Schritte beschieg dieser den Berg und ging nicht ohne heimliches Grauen an der Stelle im Wald vorüber, auf welcher er und sein Sender den gestrigen Auftritt erlebt hatten. Er fürchtete jeden Augenblick das furchtbar-schöne Antlitz des Schweden aus den finstern Gefträuchen hervordringen zu sehen. Doch ohne Abenteuer zog er durch den Bergwald, und dann hinab auf der andern

Seite, zwischen Wiesen und Aekern, ins heitere Kulmerthal zum Dorfe.

Hier erquickte er sein müdes Gebein im Wirthshause billigermaßen noch einmal durch Speiß' und Trank, und nebenbei nicht ohne Nutzen für den Zweck seiner Reise. Denn er erfuhr vom übrigen wortkargen Wirth den Aufenthalt des Abdrich bestimmter. Die Wohnung dieses Mannes, über dessen Wesen sich aber der Wirth durchaus nicht, weder im Guten noch Bösen, äußern wollte, mußte, den Angaben zufolge, oberhalb Teufenthal, unweit Aesch, in einer Bergschlucht gelegen sein, die man im Moos nannte, und welche sich ostwärts zwischen Tannenwäldern auszuweiten sollte. Ghe sich Abdrich dort angekiebelt, sei, wie der Kulmer Wirth berichtete, jenes schmale Thal ein ungeheurer Sumpf gewesen, daher vom gegenwärtigen Besitzer um Spottgeld erworben, und seitdem in das schönste Wiesenland verwandelt worden. Derselbe habe an der Berghalde, ganz versteckt im Walde, ein Haus gebaut, so schön als irgend eins im Dorfe.

Als hier nichts mehr zu ersorschen blieb, setzte der Wanderer, welchen der Wirth immerdar nur von der Seite und, wie es schien, nicht ohne Argwohn, angehört und beobachtet hatte, den Weg durchs Thal fort, und später, als er gewollt. Denn es dunkelte der Abend schon, da er an den Trümmern des Schlosses Troßburg vorüberging und er in das Seitenthal ausbog, wohin ihn das Ziel seiner Sendung rief. Ein frostiger Nebel strich an den Bergen nieder und machte die unbekannte Gegend noch unheimlicher.

Dem Meistersänger, dem eine gute Herberge keine gleichgültige Sache war, und der nicht ganz ohne Grund bezweifelte, in diesem abgeschiedenen Winkel der Welt ein schmachthafes Nachtesseu zu finden, überlegte schon, ob nicht gerathener sei, umzukehren, und die Einführung der schönen Epiphantie auf den folgenden Morgen zu verschleбен? Denn wie dringend ihm auch der Oberherr

das Geschäft gemacht hatte, sah er, mit jedem Schritt vorwärts, die Zahl der Bedenkslichkeiten zunehmen, und weitaus nicht so große Gefahr im Verzuge, als in der Eilfertigkeit.

Er schwenkte wirklich wieder links um, den Rückweg zu ergreifen; blieb aber, wie Loths Weib, als er hinter sich sah, versteinert stehen. Vor ihm stand eine riesige Männergestalt, die um anderthalb Kopflänge über ihn wegsah, im grauen Zwischwamme, mit weiten, vielgefältelten Pluderhosen bis ans Knie, wie ein Bauer gekleidet. Die nächtliche Dämmerung erlaubte noch sehr gut, das Gesicht des gewaltigen Kopfes, der zwischen den breiten Schultern emporragte, deutlich zu erkennen. Es war in dem Gesicht allerdings etwas, das einige Besorgniß erregen konnte; ein Ausdruck von Finsterniß, Härte und Wildheit, der durch die hervorstehenden Backenknochen, durch den zottigen Knebelbart unter der weit vorspringenden Nase, durch die breiten, recht zum Zermalmen geschaffenen Kinnlaben nicht wenig gehoben wurde. Am schreckhaftesten blieben aber die unter buschigen Augenbraunen hervorstehenden Augen, welche durch einen scharlachrothen Ring wirklich bohrende Blicke sandten.

„Wo hin des Weges, Landsmann?“ fragte mit kräftiger, doch etwas heiserer Stimme der Mann, dessen Alter den Sechszigern nahe zu rücken schien.

— Ich gedachte nach Aesch, wo ich Geschäfte habe — antwortete der Spielmann — doch ist's vielleicht noch entfernt; ich bin des Weges und der Gegend hiesigen Orts unbekannt; auch wird's schon dunkel, und die Nacht ist keines Menschen Freund.

„Der Ort ist nicht so weit von uns; ich gehe dahin und begleite dich. Komm nur mit mir.“

Unwillkürlich gehorchte der Meister, wir wissen nicht, ob aus Gefälligkeit, oder aus Mangel an Geistesgegenwart. Er trabte an der Seite des bäuerischen Herkules, wie er ihn in Gedanken

hieß, wieder thalaufwärts. Birri hatte eigentlich keinen haltbaren Grund gehabt, das Gegentheil zu thun; mochte vielleicht auch nicht gern die gebieterische Gestalt in dieser Einsamkeit durch Bloßgeben eines Argwohns beleidigen. Ueberdies bemerkte der weltkluge Spielmann sogleich an der Stimme, oder vielmehr an der Art, wie der neue Führer die wenigen ausgesprochenen Worte betont hatte, eben so viel Treuherzigkeit, als hinreichte, das Gesicht desselben von allen verdächtigen Spuren zu reinigen, mit welchen es die Natur oder Birri's Einbildungskraft versehen hatte.

„Nach der Arbeit will man ruhen!“ sagte Birri: „Das Thal macht eben keine gastfreundliche Miene. Frage entsteht: ist hier zu Lande die Kochkunst schon entdeckt und das Wirthshaus erfunden?“

— Ich will dir gute Herberge weisen, in der kein Junker Bedenken tragen wird, Ginfuhr zu halten.

„Das läßt sich hören! Ich möchte die Wurst nicht im Hundestall suchen. Der Mensch und die Uhr, wenn sie gehen sollen, müssen aufgezogen sein. Ich habe meinen Theil Wegs heut' schon gemacht.“

— Kommst du also weit her?

„Wie man's anseht und nimmt, guter Freund. Eigentlich, siehst du, komm' ich von Arau; ich bin der Meistersänger und Spielmann Birri. Vielleicht haben dir schon Ehrenleute von mir gesagt; denn ich bin aller Welt bekannt. Nun wirst du behaupten, von Arau bis hierher sei es keine hundert Stunden. Aber, guter Freund, kurze Beine machen den Weg lang.“

— Das ist gewiß. Und der Rueberberg, von dem du sprichst, ist keine Ebene.

„Hab' ich vom Rueberberg gesprochen? Da ist mir's wie jenem ergangen, der sich im Dunkeln versprach, und beim hellen Tag des Teufels Großmutter heirathen mußte.“

— Der Junker Oberherr ist doch wohl auf? Ich kenne ihn

sehr gut. Das ist mir ein krenzbraver Herr, wie wenige sind im Lande. Für den lief' ich der Hölle durch den Rachen. Er ist wohl- auf, der gute Herr? Oder kennst du ihn nicht?

„He, ich ihn nicht kennen! Ich bin bei ihm wie das Kind daheim. An seiner Hochzeit that ich einen Spruch, der werth war, auf Seide gedruckt zu werden. Komm' ich aber auch nach Rueb, so heißt's: aufgeschüffelt, daß die Tische krachen! Und du weißt wohl, guter Freund, nachdem der Gaß ist, richtet man an.“

— Ich wäre an deiner Stelle bei ihm über Nacht geblieben; denn Bauernküche ist keine Schloßküche.

„Nichtig, guter Freund; aber Alles in der Welt hat seinen Hafen, und Ehr' hat Beschwer. Unserelns hat noch andere Geschäfte, als mit Gabel und Löffel.“

— Ich denk' es auch. Vielleicht Aufträge vom Schloß Rueb. Ich merke wohl, du bist ein Gelehrter, der ist großen Herren immer willkommen.

„Nun ja, guter Freund, es geben freilich nicht alle Lumpen Papier. Es ist wahr, der Junker schenkt mir Vertrauen; aber er weiß auch, wen er an mir hat. Und wär' er mir nicht so lieb, ging ich wohl anderswo spazieren, als auf diesem holprigen Weg, der übrigens ganz bequem zum Weinbrechen eingerichtet ist.“

— Ich werd' ihm morgen deine Freundschaft zu rühmen wissen; denn in der Frühe bin ich zu Rueb. Die Bauern hier herum sind nicht drei Kreuzer werth. Er muß das wissen. Alles will's mit den Luzerner Rebellen halten. Und es ist nicht recht, daß man die hohe Obrigkeit im Stich läßt. Es sind sogar schon . . . aber, nun, es bleibt dabel. Ich kenne dich nicht, doch hoff' ich, du wirst reinen Mund halten und nicht verrathen, was du jetzt gehört hast; sonst wäre ich meines armen Lebens nicht sicher.

„Fürchte dich nicht, guter Freund. Ich bin ein ehrllicher, verschwiegener Mann. Zwar haben wir noch keine Scheibe Salz mit

einander verzehrt; aber wer nicht traut, dem ist auch nicht zu trauen. Rede nur. Ich merke schon, wir gehen einerlei Weg. Was du mir sagst, das sagst du dem Junker Mey. Also wag's, und laß Gott walten."

— Laß es nur gelten, Spielmann. Ich bin ein einfältiger Bauersmann und könnte mich leicht um den Hals reben. Dir aber rath' ich, vertraue dich hier im Thale keiner Seele, und wenn die Leute auch die gute Zeit und die hohe Obrigkeit bis in den Himmel erheben.

"Höre, Nachbar, ich wäre ein böser Brunnen, wenn du noch Wasser hineintragen müßtest. Ich traue Keinem weiter, als ich ihn sehe, und weiß wohl, Viele loben die alte Welt, thun aber, was der neuen gefällt. Ich kenne deine Bauern hier zu Lande von innen und außen besser, als du glaubst. In wenigen Tagen sollen sie aber anders pfaffen lernen."

— Das wolle der Himmel geben, und lieber heut', als morgen. Ich sehe nun wohl, du meinst es ehrlich. Die Herren von Aarau sind mir jederzeit lieb gewesen. Wenn ich dir und dem Junker Mey worin dienen kann mit Rath und That, so — aber mich verrathen darfst du nie.

"Sollt' ich Verräther werden, möcht' ich mich lieber vorher, als nachher hängen. Dein Anerbieten ist ehrenwerth, guter Freund, und es ließe sich Gebrauch davon machen. Siehst du, wer eine Geiß eingenommen hat, der muß sie hüten, und so geht's mir. Du kannst dem Junker und mir großen Dienst leisten. Es würde dein Schade nicht sein."

— Ich verlange nichts, und thu', als treuer Unterthan, nur meine Schuldigkeit gegen die hohe Obrigkeit. Das weiß Gott.

"Nichts! Ein Dienst ist des andern werth. Doch sag' mir eins erst: Du kennst hier herum den reichen Abdrich?"

— Rede nicht so laut!

nend zurücktreiben. Von Zeit zu Zeit ermunterte ihn die helfere Stimme des Führers zur muthigen Nachfolge.

„Hier heißt's,“ erwiderte der Meistersänger, „wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Ich folge dir, doch will ich keineswegs verhehlen, daß du mich aus dem Regen in die Traufe gebracht hast. Der Karrweg war Golbes werth; aber diesen Pfad haben die Geißen nicht für ehrliche Leute gebahnt.“

Man trat bald darauf in einen freien, von Gehölz umgebenen Köhlerplatz. Im Hintergrunde hörte man hämmern, und sah man die Schmiedshütte, welche aus einer haufälligen Hütte bestand, durch deren Fugen und Oeffnungen aller Orten der Schein des Feuers leuchtete. Ein paar große Hunde fuhren bellend durch das Dunkel heran, die aber auf den Ruf einer unsichtbaren Person schwiegen. Dann traten mehrere dunkle Menschengestalten näher, die den Wegweiser ganz umringten, vom Meistersänger entfernten, und zu befragen schienen. Darauf kamen dieselben gegen den Meistersänger, führten ihn zur Schmiedshütte und geboten ihm, vor denselben auf einer Bank niederzusitzen. Sie begleiteten die Einladung mit einer thätigen Handleitung, die ihn sogleich zum Sitzen brachte.

7.

Die Schmiedshütte.

Einer der Ueberhöflichen sagte darauf: „Meister Birri, wir wissen wahrlich, daß du nicht in guter Absicht herumschleichst. Mach' also keine Umstände, und gib die Briefe des Junker Mey von Kued heraus, die du auf dir trägst. Wenn die Herren Krieg verlangen, sollen sie ihn dir haben. Also heraus den Brief!“

„Was, Brief?“ sagte der Meister sehr bestürzt: „Wer sagt

dir, daß ich Briefe trage? Ich glaube wohl, du bist ein Fuchs, aber kein Luchs.“

— Der kleine Finger sagt mir's, was du für ein Kamerad bist, und was an dir ist.

„Nun so laß dir auch von ihm sagen, an wen ich einen Brief zu bringen hätte.“

— An Jungfrau Fania.

„Wirklich? Nun denn, so ist er an die, und nicht an dich gerichtet. Paß' dich also zum Geier mit deiner Keugier und laß' einen rechtlichen Mann in Frieden.“

— So ist's nicht gemeint, Meister. Die Zeit ist vorbei, in der die Stadtleute allein das große Maul aufstun konnten. Gib den Brief gutwillig, oder ich reiße ihn dir mit dem Damms vom Leibe und die Ohren vom Kopf dazu.

Die Drohung schien auf der Stelle in Vollziehung gesetzt werden zu sollen. Zwei Kerls packten den Spielmann, hoben ihn auf, und zwei andere machten sich bereit, ihn zu durchsuchen, indem sie erklärten, beim ersten Schrei, welchen er thun würde, sollte ihm die Gurgel engezogen werden.

„Halt!“ rief Birri, und versuchte seine Arme zu befreien: „Gewalt geht über Recht. Das weiß ich. Aber wo ist denn der brave Mann geblieben, der mich hierher geführt hat? Er wird nicht gestatten, daß ihr mich so behandelst. Er wird für mich Zeugniß geben. Drei oder vier über einen Mann herzufallen, ist unchristlich. Viele Hunde sind des Hasen Tod, und der Stärkste schlägt freilich den Schwachen in den Sack. Aber ich glaubte nicht zu Räubern, sondern zu ehrlichen Christenleuten zu kommen.“

— Du Lasterzunge, schweig! erwiderte einer der Umstehenden: Wir sind wohl christlicher gesinnt, als du und Deinesgleichen. Als Spion und Briefträger meritirtest du am nächsten Baumast, laut Kriegsrecht, zu zappeln. Aus menschenfreundlicher Commis-

ration gönnen wir dir das Leben. Du bleibst aber, bis auf weitere Ordre, Kriegsgefangener, leistest Gehorsam in Allem, was dir notifizirt wird, händigst die auf dir befindlichen Depeschen ohne weitere Umstände aus, und lässest es nicht zu Extremitäten gelangen.

„Höre, guter Freund,“ sagte der Spielmann, „ich würde keinen Pflasterling für deinen Kanzelschlüssel geben, wenn nicht ein halbes Duzend grober Häuse, statt der Siegel, daran hingen. Lasset mir also die Hand los, damit ich den Brief suchen kann. Aber vergessest nicht, das Jahr hat zweiundfünfzig Wochen, und oft kommt über Nacht, woran der Klügste nicht gedacht.“

„Wohlgesprochen!“ erwiderte man dem Weisheitsfänger: „Solches erfährst du heut' an dir, und die Städte werden es mit dir erfahren. Eure großen Häuse vermeinten bishero allein im Possess der Klugheit zu sein, und sich trotz aller Malcontenten bei ihrer unrechtmäßigen Gewalt maintentren zu können. Allein das Eis ist, wider alle Opinion, plötzlich gebrochen, und der Bruch nicht so leicht zu repariren. Also nur die Depesche heraus.“

Mirri suchte den Brief, indem er einige unverständliche Worte murmelte. Bei seiner natürlichen Furchtsamkeit könnte es auffallen, daß er jetzt so viele Herzhaftigkeit an den Tag legte. Er gehörte aber zu der großen Anzahl Menschen, welche nur unmäßige Angst vor der Gefahr empfinden, die sie nicht sehen. Sobald er das verlangte Papier abgegeben hatte, entfernten sich Alle, bis auf einen Mann, der, vermuthlich als Wächthabender, vor der Schmiede auf- und niederging.

Er, wieder auf die Bank sitzend, murmelte ärgerlich, zur eigenen Gemüthsbesänftigung, einige ihm sonst ungewohnte Flüche; vergaß jedoch nie dabei, jedesmal den Himmel gebührend um Verzeihung zu bitten. Man begreift wohl, daß er sich von Herzen weit von der verwünschten haussälligen Hammer-Schmiede hinwegsehnte. Allein er glaubte seinen riesenhaften Wegweiser erwarten

zu müssen, theils um mit dessen Hilfe vielleicht den Brief des Junfer Mey wieder zu erhalten, theils um in dessen Gesellschaft Weg und Steg durch Nacht und Wald zu finden. Lange beobachtete er aus langer Weile das stumme Hin- und Herwandeln des Wächters im Finstern; oder zu seinen Füßen die seitwärts liegenden großen Hunde; oder die Sterne, welche zwischen den fliegenden Nebeln bald erglänzten, bald verschwanden. Es war tiefe Stille weit umher; selbst das Hämmern in der Schmiede endete; und man vernahm nur Stimmen derer, die im Gebäude redeten.

Meister Wirri glaubte unter diesen Stimmen auch den heiseren Ton seines Führers zu erkennen, und drehte sich um, denselben zu entdecken. Gerade hinter seinem Rücken quoll dunkelrother Lichtschein zwischen Mauer und Holzwerk durch einen breiten Riß hervor, groß genug, Alles im Innern gemächlich zu beobachten. Im Finstern gurrte der Blasebalg, der die blendende Glut des Herdes erfrischte. Viele Eisenstäbe lagen im Feuer halb vergraben. Einzelne Theile der ruhigen, schwarzen Werkstätte, Balken, Mauervorsprünge, Sparren, Ketten, Zangen, die neben anderm Geschirr an den Wänden hingen, schienen sich, wie lebendig, bald heller ans Licht vorzubewegen, bald in die Dämmerung zurückzuziehen. Als wahrhafter Fürst der Finsterniß saß, breit und riesenhaft, Wirri's Begleiter auf dem Amboß, wie auf eisernem Thron. Weil er mit dem Rücken gegen die Feueroffe gewandt war, gleich er einem schwarzen, lebendigen Schatten, und das struppige Haar seines Hauptes, vom Widerschein des Brandes durchschimmert, einer glühenden Krone. In der halbemporgehobenen Rechten trug er, statt des Scepters, ein zugespitztes Eisen, wie man auf Spieße oder Pfälen zu setzen pflegte.

Es überlief den Meister Heinrich, bei diesem Anblick, ein abergläubiges Grausen. Fast noch mehr aber entsetzte er sich, als er unter den drei Bauern, die vor dem gewaltigen Inhaber des

Amboßes standen, lebhaftig die Schwibengestalt wahrnahm, welche ihm und dem Junker Mey auf dem Rueberberg erschienen war. Sie zeigte dasselbe edle Heldeugesicht mit den schwarzblühenden Augen, mit dem schwarzen, zierlich gespitzten Knebel- und Zwickelbart; nur an die Stelle der schwedischen Kriegstracht war gemeine Bauerkleidung von rohem, ungebleichtem Zwillich gekommen.

„Woran liegt's?“ sagte die heisere Stimme mit einem Ausdruck von Verbrüß: „Nicht dreihundert, sondern dreitausend Stück sollen fertig sein. Wißt Ihr auch, daß die Basler, Mülhaufer, Berner und Züricher uns schon in einigen Tagen über den Hals kommen?“

Einer der Umstehenden antwortete: „Fünfzehnhundert Stück werden jetzt schon geschafft und vertheilt, wie du weißt. Wir können wahrlich die Spieße nicht im Ofen baden, wie der Bäcker die Waffeln und Wecken. Eisen will gehämmert sein.“

„Genug! rühret die Fäuste!“ rief der Mann auf dem Amboß: „Schaffet Tag und Nacht; es ist hohe Zeit; oder Alles geht dem Teufel zu. Was meinst du, Gideon? diese Spizen dünken mich wohl kurz. Sie sollten einen halben Schuh länger und keine Zahnhocher sein.“

Derfelbe, welcher vorher geantwortet hatte, erwiderte auch jetzt: „Sie halten genau das Maß, wie der Hauptmann Gideon hier vor drei Wochen selbst angeordnet und befohlen hat. Ward gefehlt, so ist's seine Schuld; das kümmert mich wenig. Aber bedenke, daß um einen halben Schuh länger die Arbeit um das Halbe verlängert, und wir, als Zahlmeister, das Geld im Sack um die Hälfte kürzer macht. Wir an, ich thue, wie Ihr's verlangt!“

Jetzt nahm der Schwede die Eisenspiße aus der Hand des Alten, betrachtete die Arbeit und sagte: „Nein, dabei bleibt's! Was dem Eisen abgeht, ersetzt die Länge des Spießschaftes; und wem dieser Zahnhocher durch den Magen fahren wird, hört auf zu faulen.

Wir brauchen keine Hellebarben zur Zier; die taugen gar wohl zum Pomp einer Leibgarde, nicht für leichte Truppen, zu denen wir die junge Mannschaft enröhrten, die keine Hafenbüchsen, Armbrüste oder Musketen im Hause hat. Es thut nicht wohl, wenn der Spieß vorn zu schwer fällt, wie ich dergleichen absonderlich bei der kaiserlichen Armada observirt habe, wo allezeit der Stoß unsicher blieb. Auch darf ich überhaupt billig zweifeln, daß es uns an der nöthigen Armatur und Munition ermangeln werde, dieweil fast jegliches Haus mit nothdürftigem Schießpulver, Kraut und Loth, oder mindestens mit Morgensternen versehen ist, womit sich im Handgemenge etwas prästiren läßt."

Der Alte auf dem Amboss entgegnete: „Oideon, nimm die Sache nicht allzuleicht auf die Achsel. Der Rath zu Bern hat die Welschländer aufgebeten, und rühmt sie gar, als eifrig ergebene, tapfere und wohlgeübte Leute."

„Mag sein!" versetzte der Hauptmann im Zwischwamms: „Wo der Wein gut wäre, da dürste man keinen Kranz austrecken. Die Welschen sind am Ende doch nur eifertig zusammengerassete neugebackene Solbateska, die nur wenig exercirt ist, und mögen wir ihnen ohne Furcht Fronte bieten. Ich gebe meine Parole, binnen vierzehn Tagen aus unsern Leuten Soldaten zu machen, die ihr Meier verstehen und die welschen Hafensüße über alle Berge treiben."

„Wer seinen Feind verachtet," sagte der Alte: „hat's Spiel schon halb verloren"

„Gleichermassen," unterbrach ihn Oideon, „wer seinen Feind fürchtet! Unsere Leute ziehen für des Vaterlandes Recht und Libertät ins Feld, und werden wie Verzweifelte schlagen. Denn sie haben genugsam erkannt, daß es auf den alten Socken nicht länger gehen wollte. Und nun sie die Trommel rühren, haben sie allein die desperatē Wahl zwischen glorreicher Victorie oder

dem Galgen. Lasset uns nur sorgfältig wachen, daß von unsern Mitteln und Vorhaben nicht allzuviel in der Welt herumspargirt werde, und wir dem Feind, der uns zu überrumpeln gedenkt, das Präventiv spielen können.“

„Ganz richtig!“ entgegnete der Alte: „Bis jetzt ist die Sache unter Wenigen und wohlverwahrt.“

„Darum muß eine Martial- und Kriegsordnung bestehen!“ fuhr der Hauptmann fort: „Mit dem Ersten, der sich auf fahlem Pferde ertappen läßt, ohne Pardon, Kopf ab! Wer Briefe trägt, Spionenschaft treibt, ohne Pardon, Kopf ab!“

Bei diesen Worten des Hauptmanns, die derselbe, so oft er „Kopf ab!“ rief, mit einer weiten Bewegung des Arms durch die Luft begleitete, als stände er schon an Scharfrichters Statt da, verschwanden dem Spielmann fast die Sinne; denn er erinnerte sich des ihm gewaltsam genommenen Briefes, und bezog die Rede auf seine Person, die hier von der Welt verlassen saß. Er brennte sich hastig von der Mauerspalte ab und sah sich nach Flucht um. Der Wächthabende ging noch immer langsamen Schrittes durch die Finsterniß auf und ab. Der war in diesem Augenblick eben am entferntesten; der Wald ringsum nahe, wohin die erste Zuflucht genommen werden konnte; auch ließ sich hoffen, die Thalsstraße ohne Mühe zu finden, sobald die Füße nur dem natürlichen Zuge bergab folgten. Dies bedachte Meister Birri wetterschnell und mit mehr Geistesgegenwart, als von seinem Entsetzen vor des Hauptmanns Reden hätte können erwartet werden.

Rasch sprang er auf und davon. Er hatte aber auch nicht drei Schritte gethan, als er sich im Nacken festgehalten fühlte, und ihm vorn auf der Brust eine zottige Bestie lag, welche grimmig schnarchend an ihm aufgefahren war. Er that einen lauten Schrei. Es waren die beiden wohlabgerichteten Hunde, welche sich seiner bemächtigt hatten, und die in der Eile von ihm gar nicht mehr

beachtet worden sein mochten. Der größte von ihnen hatte ihm von hinten die Vorderpfoten auf beide Achseln, wie zur Umarmung, gelegt, und mit dem Rachen ihm das zufällig durch Mantelkragen und Futtertrümpe wohlgeschützte Genick geklemmt. Schnell lief der Wächter herbei und rief den Hunden zu: „Leg ab! leg ab!“

Der Spielmann schüttelte sich am ganzen Leibe, als wollte er seiner Belastung von den reißenden Thieren oder der Unversehrtheit seiner Gliedmaßen gewiß werden und sagte: „Wenn Fluchen keine Sünde wäre, möcht' ich dies Mörderland mit Menschen und Vieh in den tiefsten Abgrund der Hölle hinunterwünschen; es wäre, meiner Treu, da besser am Platz, als in meiner gnädigen Herren und Obern Gebiet.“

„Du Narr, du,“ sagte lachend der Bauer, der ihn beim Arm fest hielt und zurückführen wollte: „warum sahest du nicht still? Wer hieß es dir, davon zu laufen? Kannst von Glück erzählen, daß dir mein Vetter die Gurgel zum Brüllen offen ließ.“

„Kann ich nicht gehen, wohin mir's beliebt?“ entgegnete Melzer Mirri: „Bin ich euer Gefangener? Wer darf einen Ehrenmann festhalten? Pack' dich zum Henker, der auf dich wartet. Ich habe nichts mit dir zu theilen; ich gehöre in dieses Nest so wenig hier, als die Taube ins Geirneſt.“

„Halt' dich ruhig!“ erwiderte der Bauer: „Es wird dir kein Leid widerfahren. Wir sind keine Gurgelabschneider, sondern so ehrlich, wie du. Da hast du mein Wort und dabei bleibst's.“

„Ja,“ sagte Mirri, „du und Deinesgleichen bleiben beim Wort, wie der Hase bei der Trommel.“

Während dieses Gezänks trat ein finsterner Schatten herzu. Der Spielmann erkannte am Umriß desselben sogleich seinen breitstulzigen Geleitsmann. Obwohl er demselben, nach dem, was er von ihm so eben in der Schmiede gesehen und gehört, nicht mehr trauen zu können glaubte, rebete er ihn doch sogleich freundlich

an, erzählte ihm, was vor dem Hause geschehen sei, und verlangte Schutz gegen die beißennden Hunde und bellenden Menschen, zu denen er ihn geführt habe.

„Was hast du mit diesem braven Mann? Er ist mir auf der Straße begegnet, und hat mich nur aus Gefälligkeit begleiten wollen!“ sagte der Alte zornig zum Bauer: „Jockli, ich warne dich! Deine Lust, Fremde zu necken, könnte dir einmal in die Rippen einen Bruch machen und deinen Hund den Fells kosten. Komm, Meister,“ fuhr er fort und wandte sich zum Spielmann in sanfterm Ton, indem er dessen Arm ergriff, „wir gehen mit einander. Es ist ungeschlachtetes Volk in diesen Bergen, das keine Lebensart kennt. Komm. Gute Nacht, Jockli!“

Der Spielmann, zwar froh, davon zu kommen, blieb jedoch nach den ersten zehn Schritten wieder stehen und sagte: „Ich weiß wohl, Schmiedekinder sind der Funken gewohnt und Kohlbrenner färben nicht weiß ab; mag ihnen auch nichts übel nehmen. Allein das ist Schelmengesindel hier. Sie haben mir, als du fortgegangen warst, den Brief des Oberherrn mit Gewalt ent-rissen. Ich muß den Brief wieder erhalten, oder es gibt Klage beim Landvogt zu Lenzburg, und dann Gnade Gott diesen Kerlen! Es würde ihnen Fahren und Schalten bald aufgeföhndigt werden.“

„Still!“ flüsternte ihm der Geleitsmann ins Ohr, und zog ihn mit sich vergab ins Gebüsch: „Laß dich nicht hören! Weißt du denn nicht, wo wir sind? Willst du dich und mich muthwillig ins Verderben reißen? Meuterer, Aufrührer, Rebellen sind's! Wenn die unsere Absicht merken, nehmen sie uns den Schädel unter den Hammer, und es kräht kein Hahn darnach.“

„Wahrlich, du sagst mir nichts Neues!“ antwortete Wirt, der nun erschrocken und geduldig mittrabte, und sich im Finkern an seines Führers Arm hielt: „Ich habe die Leisige am Gesänge erkannt, den sie in der Schmiede anstimmten. Aber warum gingst

du auch zu ihnen? Warum verleitest du mich, hierher zu gehen, mich armen Mann, der vor dem Junker von Rued mit Schimpf und Schande bestehen muß?"

— Du thust mir leid, aber morgen mach' ich's dir in der Frühe beim Oberherrn wieder gut, Meister.

„Willst du wirklich morgen nach dem Schlosse?" fragte Birri mit einem ungewissen Tone, der seinen stillen Zweifel an der Redlichkeit des Alten verrathen konnte.

— Hast du vergessen, was ich dir sagte, Meister, als wir hieher gingen? Mußte ich nicht hieher, um dem Junker das Sichere melden zu können? Mit leeren Vermuthungen ist solchen Herren nicht gedient.

„Wenn ich aber die Ohren recht hielt, hat's mir geschienen, als stimmtest du ein wenig in das Lied der gottlosen Rebellen ein. Ich will eben nicht gesagt haben, daß ich dich für einen ihres Gelichters halte. Aber wer doch zu einem Dinge schweigt, gibt sich schuldig.“

— Soll ich denn wie das Schaf blöken, wenn ich unter den Wölfen sitze? Was hättest du gethan, um sie auszuforschen? Würdest du ihnen die Wahrheit gesagt und den Text gelesen haben? Meister, ich glaube nicht, daß du von Karau bist, denn die Herren dort stellen es pfiffiger an.

„Run allerdings, guter Freund, wer die Wahrheit geiget, bekommt den Fabelbogen um den Kopf. Es war ganz klug von dir gethan. Beim Spiel lernt man die Leute kennen. Jetzt kenn' ich auch den saubern Herrn Gideon! Es ist kein Hinten ohne Vorn, und kein Nachtheil ohne Vorthell. Der Junker Oberherr wird sich verwundern, wenn ich's ihm erzähle. Doch muß ich gehen, eins ärgert mich dabei; und ich hätte der Nase des Werwalters keinen so feinen Geruch zugetraut.“

— Also du kanntest den Grzschelm Gideon schon früher?



„Gestern begegnete er mir und dem Junker, als wir beim Schlosse frische Luft schöpften, und er ließ schon da die Klauen vor. Wir geriethen mit Worten hart an einander. Aber Geduld, was verfehrt, das lehrt! Dem werf' ich gewiß auch noch einen Stein in den Garten.“

— Nun wundert's mich nicht, woher die Leute sogleich wußten, daß du in Geschäften des Junkers reiseist und Briefe tragest. Der Oldeon hat seine Sohlen in deine Fußkapsen geschoben, Meister, denn er hatte zehnmal mehr von dir zu sagen, als ich. Du solltest nicht vor Jedem sogleich mit deinen Heimlichkeiten herausplätzen.

„Thät ich's denn? Wenn der Galgenvogel nicht zu Kulm im Wirthshaus nebenaufgehört hat, so steht er mit dem Bösen im Bunde. Ich hüte mich meinerseits wohl, ein Wort zu viel zu reden, und schaue meinem Manne zuvor wohl ins Gesicht; denn es ist besser, zehnmal mit dem Fuß ausgleiten, als einmal mit der Zunge. Aber der hat dem Teufel ein Ohr abgeborgt. Ich fragte zu Kulm nur den lustigen Weibsbildern des Abdrich nach.“

— Da haben wir's! Meister, wir meinen es, seh' ich, beide mit unserer hohen Obrigkeit gut, die von Gott gesetzt ist. Ich bin eine ehrliche Haut und habe dir wahrlich schon viel zu viel von mir eingestanden. Hüte deinen Mund, verrathe mich hier im Lande nicht.

„Was denkst du, guter Freund? Fürchte nichts! Es muß ein kalter Winter sein, wenn ein Wolf den andern frist.“

Unter Fortsetzung dieses Gesprächs waren sie glücklich aus dem Gebüsch wieder ins Freie gekommen. Der Wind strich scharf und kalt das Thal herauf, und streifte die Nebel von den Bergen. Wirri unterließ nicht, während des Redens zuweilen die Augen nach allen Seiten herumzuwenden, um zu wissen, wo er sich eigentlich befände. In der Dunkelheit sah er aber nichts, als seitwärts

die Berge, welche, schwarzen Bollen gleich, ihre Ränder am Himmel bezeichneten. Nirgends verläubete ein Licht das Dasein einer menschlichen Wohnung. Der Alte schien sich um betretene Wege nicht viel zu kümmern. Er wanderte rühtig fort, bald über Steinschutt, bald über Wiesen, bald durch ein Bachbett, bald durch ein Stück Wald; dabei sorgte er unaufhörlich für unterhaltendes Geplauder.

Als nach geraumer Zeit dem Meistersänger das Wandern endlich beschwerlich ward, und es ihm vorkam, wie wenn die Höhen von beiden Seiten enger zusammenrückten und es immer steiler aufwärts ging, blieb er plötzlich stehen und sagte zum Reisegefährten:

„Guter Freund, wenn du nicht böse Absicht hegst, so mußt du irre gelaufen sein; denn mich dünkt, wir kommen diese Nacht keineswegs aus der Wildnis heraus. Man hört weder Glocke, noch Hund, nichts als den Wind, wenn er durch die dürrn Waldbäume zischt. Ich dachte, wirkehrten den Weg um, und nähmen mit dem ersten Haus oder Henschall vorlieb; denn die Kälte setzt mir zu, und die Nacht ist keines Menschen Freund.“

— Begehrst du denn nicht zum Abberich im Moos? — sagte der heifere Alte.

„Bewahre mich der Herrgott!“ rief der Meistersänger: „Wodenkst du hin? Du weißt doch, mein Brief ist geraubt; ich glaubte also, du würdest von selbst einsehen, daß ich nicht hin könne und wolle, wo ich nichts mehr zu verrichten habe. Warum führst du mich nicht ins Dorf, oder in dein Haus?“

— Meister, deine Schuld ist's und nicht meine, wenn du nicht zum Abberich verlangtest und doch schwiegst.

„Aber der Brief ist ja in den Klauen der Schmiede!“

— Nun ja, was thut's? Das Maul haben sie dir gelassen; und wer weiß denn, ob das Fanely Schrift lesen kann? Nach'

„Gestern beg
Schlosse frische
vor. Wir gerieth
was versehrt, das
Stein in den Gati

— Nun wunder
ten, daß du in Ge
Der Gideon hat se
Meister, denn er hat
Du solltest nicht vor
herausplagen.

„That ich's denn?
Wirthshaus nebenan geh
Bunde. Ich hüte mich
reden, und schaue meinem
es ist besser, zehnmal mit
der Zunge. Aber der hat kon
fragte zu Kulm nur den Lusti

— Da haben wir's! Meist
mit unserer hohen Obrigkeit gut,
bin eine ehrliche Haut und habe
von mir eingestanden. Hüte deinet
lande nicht.

„Was denkst du, guter Freund?
alter Winter sein, wenn ein Wolf

Unter Fortsetzung dieses Gesprächs
gebüsch wieder ins Freie gekommen. Der
alt das Thal herauf, und streifte die Nebel
Bieri unterließ nicht, während des Redens
ach allen Seiten herumzuwenden, um zu wissen
ch befände. In der Dunkelheit sah er aber nicht

Lannenzweige. Wie die Wanderer aber ins offene Land hinausstraten, leuchteten ihnen die Fenster eines großen Bauernhauses entgegen.

8.

Das Haus des Fluchs.

Der Alte hatte beim Eintritt in die Wohnung mehr die Miene eines hier wohlbekannten Hausfreundes, oder des Herrn, als eines seltenen Gastes. Zween Knechte, die am Kochherde plauderten, gingen ihm sogleich grüßend entgegen. Er unterhielt sich leise mit ihnen, während der Spielmann ihren Platz am Feuer einnahm, über welchem am eisernen Haken der Kessel hing, der ihm nicht unbehaglichen Speisebucht zuhauchte.

„Begleite mich!“ sagte einer der Knechte, welcher mit einer angezündeten Lampe zu Witri kam: „Du bist bei uns wohlversorgt. Abdrich wird dich heute kaum sprechen; er hat eine kranke Tochter.“

Witri sah sich in der Küche mit dem Knecht allein, und hatte, während er sich an der spielenden Flamme des Herdes wärmte, nicht bemerkt, daß sein bisheriger rothäugiger Begleiter mit dem Andern verschwunden war. Durch mehrere kleine Stuben ward er nun vom Knecht in einen schmalen Gang geführt, welcher zum Hintertheil des Hauses nach einer verschlossenen Thür leitete. Durch diese kam er in ein kleines Gemach, welches von einem großen gemauerten Ofen, einem hohen Bett, das fast an die Stubendecke reichte, einem alten Tisch von Lannenholz und einigen hölzernen Sesseln fast gänzlich angefüllt war.

Der Knecht Abdrichs setzte die Lampe nieder und sagte: „Man wird dir Nachteffen zutragen, und dort ist dein Lager, wenn du Schlaf suchst.“ Damit entfernte er sich.

Witri, solcher Aufnahme in dem vielgefürchteten Hause nicht gewärtig, ließ sich's im warmen und saubern Stübchen ganz recht sein. Das Gebäude war zwar, wie jede damalige Wohnung des Landmanns, nur von Holz, mit einem Strohdache, zeigte sich aber von innen durchaus vertäfelt und ungemein reinlich gehalten. Jedes Geräth, obgleich äußerst einfach, sprach für des Eigenthümers Ordnungsliebe und Wohlstand. Mit besonderm Gefallen betrachtete der Meisterfänger sein hochgethürmtes Bett, dessen Lächer vollkommen frisch, wenn gleich nur von ungebleichtem, grobem Stoff gewoben waren. Nur befremdete ihn draußen das starke Eisengitter vor dem Fenster und die Thür nur von außen, aber nicht von innen mit Riegeln versehen. Das gab seinem Aufenthalt für die Nacht ein fast gefängnißartiges Ansehen.

Unter diesen Betrachtungen erschien auch das verheißene Nachtessen. Ein Knecht, dem ein sehr schönes Mädchen folgte, trug Habermuß, Schinkenschnitten, Brod, weiß und locker wie Wolle, Emmenthaler Käse, in dessen Poren Thautropfen glänzten, und Wein in schwarzgrüner Glasflasche auf. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit blätterte die ländliche Hebe das frische, doch ungebleichte Tuch über den Tisch auseinander, daß der zwei Zoll breite, rothdurchwirkte Streifen der Tuchmitte die Tischmitte wurde. Im Augenblick standen die Speisen im besten Ebenmaß darauf zusammen geordnet. Sie verrichtete ihr Geschäft, ohne ein Wort zu sagen, mit freundlich-schüchterner Miene, niedergesenkten Augen, aber vieler natürlichen Anmuth. Die reizenden und beständigen Wendungen ihres Körpers, selbst wenn sie den Fuß nicht bewegte, sowie ihr leichter, tanzartiger Gang konnten dem Meisterfänger nicht unbemerkt bleiben. Doch das Habermuß und die zarten Fleischschneiben daneben, deren glänzendes Weiß und Roth ihm wie Lilien und Rosen lachte, nahmen seine Blicke nicht minder in Be-

schlag, und die junge Dienerin hatte sich mit einem leisen: „Daß es dir wohlbekomme!“ zu schnell durch die Thür entfernt.

Erst nachdem er den Ungeßüm seines irdischen Bedürfnisses hinlänglich vor den leeren Schüsseln besänftigt fühlte, kam er mit seinen Gedanken auf die kleine Hebe zurück, deren gefälliges Aeußere durchaus nichts mit der ungelenten Art einer rohen Bauernmagd gemein hatte. Je länger er sich das Bild der schlanken, beweglichen Gestalt vergegenwärtigte, je deutlicher ward ihm, daß dies die unglückliche Pathe des Defans Rüsperli gewesen sei, die er zu entführen gekommen war. Er machte sich gerechte Vorwürfe, nicht schon die Einleitung dazu getroffen zu haben.

Nach einem Stündchen ging die Thür auf, und dasselbe Mädchen erschien, den Tisch zu räumen. Er säumte nicht, die anfangs Schüchterne in ein Gespräch zu verspinnen und sie genauer zu betrachten. Sie schien zwischen dem kindlichen und jungfräulichen Alter zu schweben. Ihr bräunliches Gesicht konnte nicht schön heißen werden; doch das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen hatte viel Einnehmendes. Sie trug das Haar in Flechten um den Kopf gewunden; am Leibe dürrstiges, entfärbtes und abgetragenes Gewand; ein grobsabiges Hemd, um den Hals mit Häkeln zusammengeschlossen, deckte ihre junge Brust.

„Warum denn,“ sagte er zu ihr, „warum bist du hier, und bleibst du? Gewiß wohnt hier der Abdrich selber? Ich an deiner Stelle wäre längst über alle Berge. Man ist ja in diesem Waldloch wie von Gott und Menschen verlassen. Gibst Abdrich guten Lohn?“

— Nichts!

„Run denn, nichts ist sehr gut für die Augen, aber nicht für den Magen. Ich begreife nicht, warum du dich halten läßt?“

— Ich bin eine arme Waise. Abdrich hat mich aus Mitleid aufgenommen. Wohin soll ich? Gern wäre ich, bloß ums liebe Brod, anderswo.

„Wohin? Ei nun, nach der Stadt zum Weispiel; nach Marau, wo ich wohne. Ich bin Spielmann, und verdiene mein blankes Stück Geld; bin in allen guten Häusern angesehen. Bei Kindtaufen, Namenstagen, Hochzeitsesten wird mein Spruch köstlich belohnt; Vieles nebenbei gewonnen. Hätt' ich eine brave Hausfrau, ich säße wie die Perl' im Golde. Du weißt wohl und ich muß es bezeugen, Junggesellenwirthschaft macht nicht reich; und regnete das Gold zum Dache herein. Wenn wir beide, zum Weispiel, mit einander haufen würden, ließ ich mir den Kummer nicht über das Knie wachsen. Wir hätten vollauf und noch für das Dritte genug.“

— Du redest mir gar wunderbarlich; ich verstehe dich wahrlich nicht! — sagte das Mädchen, und sah ihn mit lächelnder Neugier und Augen voller Unschuld an.

„Ich verstehe' mich doch sonst aufs Aeben, und Husten und Liebe lassen sich eben nicht gut verbergen. Also, kurz und rund: Ich bin entschlossen, wenn du mit mir willst. Wollt' ich in der Stadt meine Hand zum Fenster hinausstrecken, hing' an jedem Finger ein Mädchen, das Braut sein möchte. Aber stehst du, beinetwillen bin ich hergekommen in dies abgelegene Nest. Ich hatte sogar einen Brief für dich vom Junker Mey von Rued; aber das Diebs- und Rebellenpack in der Hammerschmiede hat ihn mir weggerissen. Wir sollten beide mit einander nach Liebegg flüchten.“

— Geh' mir doch mit deinem Geschwätz! — sagte das Mädchen und hüpfte lachend am Tisch herum: was weiß Junker Oberherr vom armen Krennell hier?

„Krennell?“ murmelte der Meister Wirri sehr betroffen in sich hinein: „Da klopfst' ich an der unrichten Thür an. Alter Gesel! laß dir die Ohren flugen, wenn du wie ein Füllen aussehn willst.“

— Dacht' ich's doch gleich, da ich dich mit Abdrich ins Haus

treten sah, du kommest von Aarau, die Herren von Aarau machen sich gern lustig.

„Ich mit Abdrich?“ rief der Meister erschrocken: „Was sagst du, Kenneli? Der Alte, der mit den Augen, wie durch rothe Frieslappen sieht, ist Abdrich?“

Das Mädchen tanzte und lachte wie närrisch und sagte: „Du mußt dich besser verstellen. Thu' nur, als wenn du ihn nicht kennest. Mir machst du nichts weiß!“

„Da bin ich wieder garstig angerannt! Was einer scheut, das muß er haben!“ murmelte der Spielmann wieder: „Versehen heißt auch verspielt; es ist Unglückstag. Der Teufel hat mich in die Falle gelockt und ich bin gefangen. Gott sei meiner Haut gnädig!“ Er rieb sich ängstlich die Stirn und drehte sich im Kreis herum, als such' er verlorne Dinge, deren Namen er vergessen. Dann wandte er sich wieder zu dem jungen Mädchen und sagte: „Also war's Abdrich selber? Hätt' ich das gedacht! Aber er sah aus, als hab' er kein Wasser getrübt! als wüß' er vorn nicht, daß er hinten lebe. Zwei Augen decken doch viel! Teufelsdröck läßt sich aber auch verfilbern. Sage mir, herziges Kenneli, man lebt übrigens doch im Hause hier, denk' ich, mit Gottesfurcht, Fried' und Einigkeit beisammen, als säßen die Störche das ganze Jahr auf der Dachfirst?“

Sie zuckte die Achseln und machte seitwärts ein furchtbares Gesicht, indem sie halblaut flüsterte: „Weiß ich denn, was hier vorgeht? Es kommt und geht, man sieht nicht, warum? Ich bin seit Weihnachten im Haus, und kenn' es nicht. Es lehrte Mancher ein, den ich nicht wieder gehen sah; und Mancher ging, der nie wieder kam. Es wird mir oft bange ums Herz. Denn hier ist's ganz anders, wie bei Andern. Man darf nicht Alles hören, nicht Alles sagen. Könn't ich in Christlicher Leute Dienst kommen, zehn Stunden weit lief ich barfuß über den Schnee dahin.“

„Hältst du denn die Leute hier im Thal nicht für christliches Volk, herziges Kennell? Sprich doch offenerherzig und unverblümt. Komm' ich je wieder nach Aarau, mußt du im besten Hause dort Kindsmagd werden. Dienst um Dienst! Also nicht christlich wären sie, meinst du?“

— Ach, weiß ich's? Einmal Abdrich hat die Kirche nicht gesehen, glaub' ich, seit er getauft ist. Er denkt alle Tage anders und thut alle Tage anders. Die Leute sagen ihm gar zu böse Dinge nach. Wäre Abdrich nicht so reich, so schloße man jede Thür vor ihm, und keine Kasse würde er mit seiner Klugheit aus dem Ofen locken.

„Allerdings! aber ein silberner Hammer zerbricht eiserne Pforten; und goldene Schlüssel öffnen jedes Schloß. Meinethalben, Kennell, so ward's in allen Zeiten; doch hunderttausend Jahre langes Unrecht ist darum keine Minute Recht. Sage mir doch noch, sind sämtliche Bewohner dieses Hauses vom gleichen Schlage? Es versteht sich, dich ausgenommen! Es gibt hier eine Jungfrau, genannt Epiphantie?“

— Eine seelengute Tochter ist sie, so gut! aber — doch ist's auch mit ihr nicht ganz richtig. Ich habe sie im Sommer gesehen auf den Wiesen den Hexenringen nachgehen. Sie hält's mit Kobolden, Geistern und Schrättelein. Wenn sie zuweilen von ihren geheimen Dingen redet, macht sie mir Seelenangst. Denn sie ist gut, und spricht wie ein Buch, und könnte mich doch wohl einmal zum Bösen verführen.

„Daß dich Gott bewahre, Kennell! Des Teufels Fallstrick ist stärker als ein Schiffstau, seiner als der Faden einer Spinne, und am gefährlichsten spannen ihn schöne Hände aus. Ich habe genug gehört, um davon zu laufen.“

— Und, Herr, du solltest noch Abdrichs Tochter, das kranke Lorell, sehen. Gewiß und wahrhaftig, es würden sich die Haare

beines Kopfes bergan heben. Es kann nicht leben, es kann nicht sterben. Lebt es, so mag es kaum reden. Liegt es bleich und starr wie eine Tote da, so singt es mit leiser Stimme wunderbare Lieder und Prophezeiungen; oder ich will lieber glauben, der böse Geist singt aus ihrer Kehle, wie ein armer Sünder aus dem Fenster seines Gefängnisses, denn es weiß ja selbst kein Wort um das, was es gesungen hat.

Meister Birri schüttelte sich unwillkürlich, als er diese seltsamen Berichte vernahm, und sagte: „Man sollte in allen Dörfern hier Kreuze machen; denn es ruht auf dem Hause ein böser Fluch. Rache dich auf, sobald du kannst, und schüttle den Staub von deinen Füßen. Frage mir nur in Marau nach. Jedes Kind zeigt dir die Wohnung des Meisters Birri am Flegelrain dort. Ein guter Dienst soll dir nicht fehlen, und vielleicht sag' ich dir noch etwas Besseres; denn du bist gar nett und freundlich, wie sich vergleichen wohl zu einem Spielmann schickt.“

Das Mädchen hatte unter dem Gespräch das Tischgeräth abgenommen und hielt Alles im Arm. Es lächelte den Meistersänger zutraulich an und sagte: „Wärest du doch gekommen, als meine Mutter gestorben und ich von aller Welt verlassen war! Die Bauern im Dorf haben gar ein hartes Herz und sind arm dazu. Es wollte mich keiner um Gotteswillen aufnehmen! darum mußte ich zu Abdrich; doch wußte ich wohl von ihm, was das ganze Dorf wußte. Ich ging mit Thränen und Schreden. Ach, dem Reichen geht Alles hin; aber ein unvermögendes Waisenkind ist ein niederer Zaun, über den Alles springt.“

„Herzliches Mennell, führe nicht so traurige Reden!“ sagte er, und streichelte leise mit der Hand ihre erröthende Wange: „Warum betrachtest du mich denn zweifelhaft und ziehst das Köpfchen zurück? Ich mein' es ehrlich, und du bist reich. Ein schönes Mädchen zählt mit freundlichen Augen besser, als mit harten Thalern.

Wenn wir uns beide einmal verstehen, sind wir, denk' ich, des Handels bald einig."

Sie zog sich schämig zurück und sagte: „Du bist und bleibst der Karauer Herr! Gute Nacht."

Mit diesen Worten war sie zur Thür hinaus, doch nicht, ohne ihm noch einmal freundlich zugenickt zu haben. Herr Wirtl blieb lange auf seiner Stelle stehen, die Augen zur geschlossenen Thür gewandt. Die niedliche Gestalt, ihre leichten Bewegungen, das beständige Drehen ihres Leibes, ihres Köpfs, die raschen Uebergänge ihres Mienenspiels vom Ernst zur kindlichen Fröhlichkeit, ihre Gewandtheit beim Auf- und Abtragen der Speisen, — Alles gaufelte anhaltend vor ihm, und er mußte sich bekennen, Kennell könnte wohl das artigste Bräutchen für einen Spielmann werden.

Er überließ sich tiefen und angenehmen Betrachtungen, deren Inhalt zum Theil aus einzelnen Worten hervorging, die er vor sich hin redete, zum Beispiel: „Freilich, Heirathen ist kein Kappentauschen. Aber wer's will genau erlesen, fällt oft am ersten in den Roth. Ich möchte das Kennell lieber entführen, als die verheirathete Koboldliebhaberin mit dem Prophetennamen. Es kommt mir vor, als wäre diese Geschichte im Himmel beschlossen." Dann wieder: „Allerdings von der Liebe bloß werden Zwei nicht satt; und ein Weib kann in der Schürze mehr aus dem Haus tragen, als der Mann mit dem Heuwagen hineinführen. Doch das Kennell, — ja, Zucht und Ehrbarkeit ist die beste Aussteuer und Morgengabe. Mit Vielem kommt man aus, mit Wen'gem hält man Haus; und mit leerem Sack anfangen, ist wahrlich besser, als mit leerem Sack enden. Gute Zucht, gute Frucht!" — Oder wieder nach einer Weile: „Wohl wahr, eine schöne Frau bekommen, ist leicht, aber sie schön behalten, ist schwer. Auch weiß ich wohl, man sagt: Weiber haben lange Röcke, kurzen Sinn; Ehstand, Wehstand. Aber besser erwogen, und denk' ich an meine

Jahre, wahrlich, ist's doch hohe Zeit. Bin ich nicht im besten Alter? Pflanzt Liebe nicht Liebe? Man rühmt wohl, lebiger Leib sei Goldes werth, aber das Pfund davon gilt einen Heller."


9.

Störungen.

Aus solchen hochwichtigen Ueberlegungen schreckte ihn das plötzliche Auffpringen der Stubenthür. Aber es war nicht Kennell's zarttes Köpfchen, welches mit dem taubenhaft beweglichen Halse um die halboffene Pforte sah, sondern ein Riesenhaupt von grobgeschnittenen Zügen; Nase, Kinn und Backenknochen darin gewaltig vorgeschoben; Bart und Augenbraunen buschig; die Augen in Blutringen, — kurz, Abdrichs Kopf. Der Mund desselben öffnete sich und ließ in heißen Tönen den Wunsch heraus: „Gute Nacht, Meister Witri! Morgen sprechen wir zusammen.“

Das Holoferneshaupt verschwand. Die Thür fiel zu. Draußen ward ein Kiegel vorgestoßen, und deutlich ließ sich aus der Fortsetzung des Geräusches erkennen, daß noch ein Hängeschloß vorgelegt wurde. Die Schritte entfernten sich darauf durch den Gang.

Witri's Schreck war so sehr gestiegen, daß er weder den empfangenen Wunsch erwidert, noch Fähigkeit behalten hatte, der Ursache seiner Einsperrung nachzufragen. Das Zufahren der Thür, das Pfeifen des rostigen Riegels, das Klappern des Hängeschlosses bedröhnte ihm in allen Nerven, und versagte stracks den Schwarm aller süßen, wenn gleich voreiligen Theatrabilder. Er versuchte endlich, freilich leise und schüchtern, das Öffnen der Thür, um sich seiner Gefangenschaft vollkommen zu überzeugen, an die er, trotz dem, was er eben erfahren, und was ihm zum Theil schon das Fenstergitter geweissagt hatte, zu glauben sich weigerte. Sie



war aber leider nur allzugewiß. Nun fließ er einen tiefen Seufzer aus und rief: „Muß ich also einer von denen werden, die man hereinkommen, aber nicht wieder weggehen sieht? Hilf, heiliger Himmel! Gegen diese verfluchte Mördergrube war doch Daniels Löwengrube eine sehr herrliche Herberge!“

Er warf sich in den Kleidern angstvoll aufs Bett; nahm seine Zuflucht bald zum Beten, bald zum Fluchen, ohne weder im einen, noch im andern Beruhigung zu finden. Diese kehrte erst dann von selbst zurück, wenn auch nicht in Gestalt fester Zuversicht, doch in der Gestalt tröstender Hoffnung, sobald das erste gewaltige Herzochen des Schreckens und der Ungeßüm des aufgesagten Blutlaufs sich gelegt hatte. Wenigstens glaubte er keine Gefahr für sein Leben befürchten zu sollen; denn wäre dem Abdrich an diesem gelegen, würd' er es ihm in der Hammerschmiede, oder im Walde, oder auf der nächtlichen Wanderschaft ohne Gefahr haben rauben können. Abdrich hätte ja den arglosen Reisegefährten nur vor einen Abgrund, oder auf eine jähe Felsöhöhe stellen, oder im Dunkeln hinabstürzen dürfen. „Und mit den Todten ist hintennach gut Prozeß führen!“ dachte Wirri: „Aber wer das Leben behält, der hat noch die Welt und sagt: das Blatt kann sich wenden; heut' ist's an dir, morgen an mir.“

So dachte er, und indem er alle Umstände mit wachsender Besonnenheit zusammenrechnete, entdeckte er auch bald den wahrscheinlichsten Grund, warum man seine werthe Person für diese Nacht unter Schloß und Riegel gelegt habe. Er erinnerte sich, daß Abdrichs heuchlerische Arglist ihm das Geständniß vom Briefe des Junkers entlockt hatte; daß Abdrich selbst den Inhalt des Briefs und das Vorhaben des kühnen Spielmanns kannte, Epiphantien nach Liebegg zu entführen. Was war natürlicher, als den Plan durch nächtliche Verwahrung des Entführers zu vereiteln? „Morgen schickt er mich mit langer Nase wieder heim,“ sprach Wirri zu

sich selber, „und gibt mir einen Sack voller Schimpfreden mit auf den Weg. Et nun, man kann mich durch Scheltworte nicht weniger machen, als ich bin; und eine Langnase solcher Art reunt gegen keinen Baum an.“

So weit war er in der Ueberlegung seines Zustandes gekommen, als ihm ein mattes Aufflammen der Lampe das Verlöschen ihres Mondscheinlichtes verkündete. Er eilte zu spät an den Tisch. Beim ersten Berühren des Doctes sah er eine dicke Finsterniß. Das machte ihm neues Grauen. Er tappte ängstlich zum Bette zurück, kletterte wie an einem Thurm mühsam hinauf, lagerte sich unentkleidet und schloß die Augen: unstreitig das beste Mittel, die Finsterniß nicht mehr zu sehen.

Es mochte schon gegen Morgen sein, als er endlich in einen unruhigen Halbschlaf versank. Aber auch aus diesem ward er wieder aufgeschreckt, und zwar, wie es ihm vorgekommen war, durch Hundegebell außer dem Hause. Er spitzte lange, mit schlagendem Herzen, das Ohr. Weil es still blieb, legte er das müde Haupt wieder zum Schlummer. Bald aber entstand ein sonderbares Geräusch, wie von Menschentritten, und so nahe, daß er glaubte, man komme zu seinem Bette. Er fuhr mit halbem Leibe in die Höhe. Das Herz schlug ihm, als wollte es die Brust sprengen. Er fühlte, wie sich die Haare seines Krauskopfes aufstreckten. Denn mit Entsetzen bemerkte er eine finstere Gestalt vor dem Gitterfenster seines Gemachs in schwebender Bewegung. Je länger er beobachtete, je deutlicher unterschied er im Umriß einen Mann, der am Fenster aufstieg, mit den Füßen in das Gegitter trat, und endlich in der Höhe verschwand.

Wie ungelegen allerdings dem vielgequälten Manne die neue Störung sein mochte, gewährte sie ihm doch eine Art Beruhigung, weil er keine Gefahr für seine Person sah. „Ist's ein Dieb, dem nach Abdrichs Schätzen gelüftet,“ dachte er, „so bin ich wohl-

geborgen und verrammelt. Es könnte aber auch ein verliebter Nachtbube sein, der beim herzigen Knecht zur Thilt geht. Dann sucht er mich nicht. Ich wäre aber lieber an seiner Stelle. Das junge Blut weiß also auch schon, daß im Dunkeln gut munkeln ist. Wer hätte den ehrlichen, frommen Augen das glauben sollen? Nun, kein Jahrmarkt ohne Diebe, kein Mädchen ohne Liebe. Ade, falscher Schatz, es wächst noch mehr Unkraut in Weiberschnühen."

Während dieses kurzen Selbstgesprächs zeigten sich die Beine schon wieder auf den Eisenstäben des Gitters. Die Gestalt stieg nieder und verschwand. Gleich nachdem erhob sich neues Geräusch. Eine Männerstimme rief: „Steht, Bösewicht!“ Meister Birri horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Er vernahm deutlich Geflüster an einander fahrender Degenklingen, dazwischen eine Stimme: „Packen, faß, faß!“ Dann folgte Tobtenstille; dann dumpfes, gebrochenes Winseln, welches in einem matten Stöhnen erlosch. Nach diesem blieb Alles ruhig.

Den Meistersänger überfiel Lobeschrecken. Die draußen handgemein geworden waren, konnten keine Thiltbuben oder Bauernburschen gewesen sein, das verräthten ihre Waffen. Es war bei Abdrichs Hause offenbar ein Mord vollbracht. Von nun an trat kein Schlaf mehr in Birri's Augen. Die Nacht dehnte sich ihm in eine unendliche Länge; die Sonne schien auf immer verloren und nie wieder an den Himmel zurückkehren zu wollen.

Seliges Gefühl durchströmte ihn aber, als endlich die blasser Dämmerung durchs Fenster herein sah, und im Hause nach und nach Leben laut ward. Nun erst, als wäre er sicherer, that er die Augenlieder zu, um einen Schlaf zu versuchen, den er die ganze schreckliche Nacht entbehrt hatte. Aber bald störten ihn wieder Stimmen mehrerer Männer. Reugierig sprang er vom hohen Bett herunter zum Fenster. Das Gras der Wiese war draußen silbergrau vom nächtlichen Reif. Die finstern Tannen tauchten mit

den Büfeln in falben Nebel ein. Auf einem freien, ſchmalen
Platze zwischen Haus und Wald zeigten ſich drei Männer in leb-
haftem Geſpräch begriffen; doch redeten ſie nur halblaut und ge-
heimnißvoll. Ein vierter war beſchäftigt mit einem Beſen, den
er auf dem Graſe hin- und herſchwang. Man ſah dort Blut am
Boden. Zwischen den Bäumen im Walde erſchien noch ein ſkulpter
mit einer Schaufel, thätig, Erde in eine Gruft zu werfen. Birri
gedachte der Ereigniſſe, deren Ohrenzeuge er geweſen, und das
Bild draußen erklärte ſich ihm von ſelbſt.

Wiewohl noch nicht volle Morgenheiterkeit deutlich zu ſehen ge-
ſtaltete, erkannte Meiſter Birri unter den drei Lebenden doch ohne
Mühe die tieſige Geſtalt Abdrichs. Der andere war der zum Bauer
verwandelte Schwabe, genannt Hauptmann Oldeon. Er trug die
rechte Hand in einem Tuche verbunden, das für den Beobachter
am Fenſter von Bedenſamkeit in den gegenwärtigen Umgebungen
werden mußte. Der dritte, ein unterſetzter, vierſchötiger Mann,
halbbartrich geſtaltet, obgleich dem Fenſter zunächſt, ließ ſich am
ſchwerſten erkennen, weil er den breiten Rücken herwandte. Oben
an dieſem Dritten übte ſich Birri's Errathungskunſt und Rengier
am meiſten, weil Abdrich und ſelbſt der ſtolze Schwabe demſelben
mit einer gewiſſen Anzeiſnung zu begegnen ſchienen. Aber weder
aus dem runden Filzhute, von dem ein kurzer Federbuſch nieder-
hing, noch aus dem braunen, halbtuchenen, weiten Wamms ohne
Aermel, das bis zur Hüfte ging, und ein eben ſo kurzes grau-
wollenes Aermel- oder Unterwamms bedeckte, noch aus den weiten,
vielgeſtalteten Hoſen, die beim Knie ſich zuſpizten, und dann über
den leberfarbenen Wollenſtrumpf bis zur Mitte der kurzen, dicken
Wade reichten, ließ ſich etwas Beſtimmtes enträthſeln.

Ob als Abdrich mit der Hand eine zum Fortgehen einladende
Bewegung machte, und der Fremde ſich wandte, konnte ihn Birri
beſſer beobachten. Er glaubte dies kräftige, eruthhafte Geſicht mit



dem kurzen Spitzbart am Kinn, mit dem fleiß nach beiden Seiten gespitzten, fahenartigen Knebelbart über den zusammengebißnen Lippen, desgleichen die breite, hohe Stirn, die bei den Augenbraunen wulstig über die Nasenwurzel niederhing, irgendwo schon erblickt zu haben. Selbst das dicke, struppige Haar, welches haushoch um Ohren und Nacken starre, die locker um den Hals gewundene weiße Binde, welche in einer großen Doppelschleife auf der Brust lag, wo eine Reihe eng beisammen stehender, kleiner, runder Knöpfe das braune Oberwamms von oben bis unten schloß, gehörte zur alten Bekanntschaft. Erst jedoch als der Hinweggehende einen trotzig drohenden Blick gegen das Fenster zu werfen schien, erkannte Wirri den Mann und prallte einen Schritt zurück. Es war kein Anderer als der Felzhauptmann der luzernischen Auführer, Christen Schybi von Gschlismatt, den er in Bollhausen gesehen hatte.

„Nun weiß ich also, was die Glocke geschlagen hat!“ brummte der erschrockene Spielmann: „Daß sich Gott erbarme, wohin der kommt, gibts Unglück! wenn Junker Mey von Rueb es wüßte! Hier wär' ein Fang im Nest zu machen, woran sich die ganze Eidsgenossenschaft erlaben könnte. Mir an, ich will keinen Spieß in den Krieg kaufen, und gern nichts gesehen haben, wenn sie mich nur lebendig aus ihren Teufelskrallen lassen.“

Nach einer guten Viertelstunde klapperte das Schloß, pfliff der Riegel, ging die Thüre auf und Abdrich trat herein. Hinter demselben standen zwei Bauern, eisenbeschlagene Dornsteden in den Fäusten.

„Hast du wohl geschlafen, Meister?“ fragte Abdrich, und ein zweideutiges, schadenfrohes Lächeln zuckte durch die harten Gesichtszüge hin, wie ein Abendstrahl der unsichtbaren Sonne durch den schwarzen Gewitterhimmel.

— Ich möcht' es nicht rühnen, Abdrich, — antwortete Wirri, —

denn nun kenn' ich dich wohl. Was hab' ich dir aber je Leides gethan, daß du mich gestern getäuscht und die Nacht gefangen gehalten hast?

„Märklein,“ antwortete der Alte, „es ist dir nicht übel ergangen. Trag' künftig keine Urtaabriefe, und stecke die Nase nicht in fremden Handel. Ich würde dich laufen lassen, wenn dein Maul hier im Moos bleiben wollte.“

— Laß mich in Frieden ziehen, Abdrich. Mein eigenes Gemd muß es nicht inne werden, daß ich bei dir gewesen bin. Aus Schaden wird man klug. Ich habe Merk's gegessen und schweige.

„Wenn du drei Tage geschwiegen hast, Meister, will ich dir am vierten glauben und den Weih über die Eier setzen. Mach' dich jetzt auf, du hast so weit nicht zur Morgensuppe; meine Leute hier begleiten dich.“

— Wohin?

„Ueber die Bampf hinab längs den Seen gen Hochdorf!“ antwortete Abdrich, indem er den Spielmann aus dem Gemach und durch mehrere Zimmer wieder zur Hauethür führte: „Denn im Margau bist du keine Stunde sicher. Wer dich findet und kennt, schlägt dich, wie einen Kain, todt. Alles ist wider Vern im Aufstand, fährt umher, wie Waldfeuer, und bricht wie ein geschwellter Strom über die alten Ufer.“

— Feuer und Wasser sind gute Diener, aber böse Herren und Meister! — versetzte Birri, und leise fügte er hinzu: gleichwie Bauern auch!

„Fort!“ rief Abdrich trocken: „Behüt' dich Gott. Ueber be-reißten Boden ist frisch wandern. Denk' nicht ans Entweichen, oder Schreien; du rußt dir auf der Stelle zwei Messer zwischen die Rippen. Fort, Ihr Mannen!“

Mit diesen Worten schob der Alte den Spielmann aus dem Hause; die Bauern nahmen denselben rechts und links in ihre Mitte,



und nöthigten ihn, das kleine Wiefenthal aufwärts gegen den Bergrücken zu steigen. Abdrich sah ihnen nach, bis die Wanderer auf der Höhe aus seinem Blick verschwanden. Dann kehrte er ins Haus zurück, blieb eine Zeit lang unschlüssig an der hölzernen Treppe, stieg hinauf, und öffnete droben leise die Thür eines Zimmers.

10.

Die Gäste.

Unhörbar flog ihm auf den Zehen Knebel entgegen, den Zeigefinger der Linken auf den Mund, die rechte Hand warnend hochgehoben.

„Leise, kinde, deine Tochter schlummert!“ flüsterte sie ihm ins Ohr, und schwebte dabei auf den Fußspitzen: „Auch Paula, welche die ganze Nacht an Lorell's Bette gewacht, ruht seit zwei Stunden erst.“ Sie deutete bei den letzten Worten mit den Fingern auf eine Nebenthür des Zimmers.

Abdrich aber gab dem Mädchen einen flüchtigen Wink. Es verstand ihn wohl und entfernte sich. Dann trat er langsam vor das Bett seines kranken Kindes. Kein Sandkorn kuiserte dabei unter seinen Sohlen. Schwellend betrachtete er die Jungfrau. Sie lag mit dem verlassenen Antlitz, in dessen Marmorzügen noch Spur ehemaliger Goldseligkeit war, und mit den über das Bettuch lang ausgestreckten Armen, wie zum Einsargen bereit. Ein paar flachgebrückte, unter der Haube hervortretende Haarlocken, schwarzglänzend wie Ebenholz, eufte kein geringer Schmuck dieses jungfräulichen Hauptes, vermehrten nur den traurigen Eindruck des Ganzen. Sie ringelten sich an der wachobleichen Stirn und Wange, um gleichsam das erloschene Leben des Leichnams stärker anzudeuten. Die Brust stand ohne Bewegung; über die entfärbten

Lippen ging kein spürbarer Odem; die tief eingesunkenen Augen schienen dem Licht der Welt auf ewig verschlossen.

Abdrich, mit gefalteten Händen und gebeugtem Haupt, starrte lang die holbe Leiche an. Dann erhob er leise seufzend die Augen, senkte sie wieder auf die gefühllose Schläferin und sagte kaum hörbar: „O mein Kind, o mein armes Kind! O mein einziges Leben! Warum kann dich Niemand aus der unbarmherzigen Gewalt des Schicksals retten?“

Es durchdrang unendlich tiefer Schmerz sein Innerstes, daß ihm Brust und Odem zitterten. Er richtete das Antlitz Himmelswärts, mit jammervoller, stummstehender Geberde, und die krampfhaft zusammengeschlossenen Hände inbrünstig an sein Herz drückend. Thränen an Thränen fuhren aus seinen Augen. Ein leises, schnelles Schluchzen blieb einzige Sprache seiner Seele. Als sich die Heftigkeit des Schmerzes gelöst oder erschöpft zu haben schien, bebten noch seine Lippen im Gespräch mit dem unerforschlichen Lenker der Verhängnisse. Die kräftige, hohe Greisengestalt Abdrichs, in dieser Beugeinheit, gleich einer weiland stolzen und unempfindlichen Eiche, die, vom Donner gebrochen, ihr welkes Laub nun bei jedem Lüftchen zittern läßt. Und die Röthe seiner entzündeten Augen schien eine finstere Gluth, in welcher der Brand hervorbrechen wollte, der das Innere verzehrte.

Von Zeit zu Zeit stieß er kurze, unzusammenhängende Aeben aus, die den Selbstgesprächen des Wahnsinns ähnlich klangen, im Grunde aber nur vortretende Punkte waren, an welchen man die Verfassung seiner Gedanken und Schmerzen erkannte, wie man den Zug weit entfernter Gebirge an einzelnen Gipfeln ersieht.

„O du süßer Raub des Todes!“ sagte er: „Mußtest du dazu von deiner Mutter geboren werden? — Ich erkenne dich wohl, mit Entsetzen, dich, herzloses Ungeheuer, das seine eigenen Eingeweide verschlingt und wieder erzeugt, um neuen Fraß zu haben. — Es

kann aber nicht sein. Ist das ein todt's Uhrwerk, das von sich nichts begreift und weiß: so ist die wildeste Bestie mehr werth, als die Welt, und der Mensch ist der Gott. — Ach, du arme, schöne Alpenrose, die ungerannt und ungeliebt in der großen Einsamkeit vergeht, warum mußtest du blühen? — Gütig, sagt man, gerecht auch! Ich möcht' es ja gern glauben. Aber diese blasse Leiche sagt: Nein! — Es ist nichts Entsetzlicheres vorhanden, als das Gefühl neben einem bewußtlosen Fels, als das Leben bei der stummen Vernichtung. Die Liebe ist das, was im Reich der Dinge einzig ohne Zusammenhang mit der Welt steht. Sonst paßt Alles zusammen. — O du frommes, heiliges Kind, warum ward dir daß süße Dasein zu kosten gegeben, wenn es mit Schmerzen wieder entzissen sein muß? Was hast du verbrochen, daß sich die Natur das Verbrechen erlauben darf, dich zu zerstören? — Frevel, Frevel! Weiche von mir, Satan! — Es kann nicht aufhören. Es kann nicht! Die Welt hat das Bewußtsein ihrer Ewigkeit in sich. — Schmeldest du von mir, eil' ich dir nach, Engel. Wir trennen uns nicht."

Hier verstummte er im abermaligen Schluchzen, Inletzte mit leisem Wimmern lange, bis die Thränen ihm verfliegten. Dann stand er auf, warf noch einen kläglich Blick gen Himmel und sagte: „Dein Wille geschehe!“ Er trocknete seine Augen, legte eine Flaumfeder auf die Oberlippe der Schlummernden, sah mit schmerzlichem Vergnügen noch die Spuren des Lebens im Wehen des Flaumes, beugte sich über das Bett, küßte sanft das Gewand der Tochter, und ging mit leisem Schritt aus dem Gemach hinweg. „Die Fania erwacht, verlaß Leonoren nicht!“ sagte er zum Kennell, welches ihm auf der Treppe entgegenflatterte: „Ich begeben mich zu den Gästen, und werde meine Tochter heut' wenig sehen. Bring' ihr meinen Morgengruß!“

Nach diesem eilte er hinab, am Herd mit großen Schritten

vorüber, durch zwei aneinander hängende Stuben, in ein letztes inneres Zimmer. Hier saßen die Leute, welche Meister Wirri vorher gesehen. Gideon und Schybi von Gschliematt neben einem alten, doch rüstigen Manne, dem das silberweiße Haar des Bartes und Hauptes recht ehrwürdiges Ansehen verlieh. Sie waren im lebhaftesten Gespräch.

„Auf Ehre!“ rief Gideon: „Nicht zwanzig Dublonen wären mir zuviel, wenn ich erfahren könnte, was sein Intent gewesen. Er führte die Klinge meisterlich, und obligirte mich gleich beim ersten Angriff zur Defension, indem er doch dabei langsam hinter sich zurückschritt, um seine wohlberechnete Retirade ins Gebüsch zu nehmen.“

Christian Schybi schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: „Ich sag' es noch einmal, wie abgelegenen Abdrichs Haus und wie geheim unsere Zusammenkunft gehalten ist, eure Herren von Bern spüren Unrath. Es ist einer ihrer Laurer gewesen. Hättest du ihm den Schädel gespalten! Du warst ihm zu spät auf den Fersen nach.“

„Es währte kein Vaterunser lang,“ antwortete Gideon, „sobald Abdrichs Hund ansetzte, war ich aus dem Bett, auf den Beinen, in den Kleidern und zum Zimmer mit blankem Degen hinaus. Die arme Bestie thut mir leid; sie ward sacrificirt im Augenblick, als ich sie ansetzte, und der suspekste Bursch im Wald und Nebel entdrang.“

„Und setztest ihm nicht nach, Gideon Renold?“ fragte der Alte im weißen Haar.

„Es herrschte dermaßen Dunkelheit,“ antwortete Gideon, „daß ich die Figura des Menschen nur gleichsam wie Schatten im Nebel ersah. Ich verfolgte allerdings lange Zeit das Geräusch, welches die Zweige machten, die sich dem Flüchtling opponirten. Doch mocht' ich ohne des erstochenen Hundes Assistentz durchaus beim Nachsehen nichts effektulren.“

„Lasset es dabei bewenden, liebe Nachbarn und Freunde,“ fiel Abdrich den Redenden ins Wort: „Wir haben heut' größere Sache zu überlegen, als umher zu rathen, wer die tapfere Faust des Gideon gezeichnet und meinen alten Paßan getödtet habe? Heute oder morgen rücken die Städte mit ihrer Macht in den Aargau ein. Nun gilt's Entschlossenheit, wenn ihr nicht übermorgen gefangen und gehangen sein wollt. Ulli Schab, du hast den Aufbruch der Mannschaft von Basel selber mit Augen gesehen?“

Der Alte im weißen Haar antwortete: „Wird' ich's sagen, wenn es anders wäre? Ich machte mich auf den Weg von Waldenburg nach Basel. Vorgestern sind vierhundert Mann in der Stadt geworbenes Volk und Ausschüsse von der Landschaft mit klingendem Spiel aus den Thoren gezogen. Hauptmann Ludwig Krug und Hauptmann Paul Befel ritten gar stolz vor dem Zuge her, mit Federsträußen ellenhoch auf ihren Schelmenbedeckeln, daß sie sich wahrhaftig unter der St. Albanpforte ducken mußten. Voran marschirten hundert Mann von Mühlihausen, die mir auch nicht aussehn, als wollten sie euch die Krautstöcke zerhacken. Man erzählte, daß von Zürich fünfzehnhundert Mann zugleich ins Berngebiet einrücken würden.“

„Mich dünkt, Gideon, der Leuenberg läßt uns im Stich,“ sagte Abdrich darauf zu dem schwebischen Hauptmann, „oder es hat ihn unterwegs ein Unfall getroffen. Nach deiner Angabe wollt' er schon gestern Nachts bei uns sein.“

Gideon Renold erwiderte: „Leuenberg hält Parole, obwohl er durch wichtige Okkupationen retardirt worden sein kann. Allfälliglich langen bei ihm Deputationen aus den Gemeinden und Aemtern des gesammten Kantons an; links und rechts muß er Resolutionen ertheilen. Es ist bei ihm wie im Hauptquartier des Generalissimus vor der Bataille, wenn derselbe Ordres nach allen

Punkten verschickt. Lasset uns mittlerweile unsere Confilia eröffnen; er wird sich euern Diffegnent keineswegs opponiren."

"Hol' ihn der Henker!" rief Schybi: "Ich hatte daheim mit meinen Leuten alle Hände voll zu schaffen, und rannte dennoch hieher. Nun läßt er uns stecken. Wir Entlibucher und übrigen Luzernerbieter mögen den Ausgang eures Lärmens gemächlich erwarten. Wir haben unser Schäflein vor der Hand ins Trockene gebracht, wenn ihm das Fell auch noch tropfet; haben den Vergleich und Schiebs- oder Schandbruch angenommen; entrichteten durchs ganze Land vom Saum nur zehn Luzernerfchilling Ohmgeld, und freien uns noch viel anderer Vortheile. Keinen Kreuzer zollen wir an den gehaltenen Unkosten der Stadt. Im Nothfall können wir uns zufrieden stellen. Wollet ihr andern aber zum Teufel fahren, meinethalben; wir Luzerner sind dabel für euch nicht zum Fuhrlohn verpflichtet."

"Ich will hoffen, du sprichst nicht im Ernst!" fiel ihm Renold in die Rede: "Schybi, magst du wissen, daß Niklaus Leuenberg ein Eidgenosß ist, so respektabel, denn irgend einer. Er leuchtet in allen Aktionen mit Wahrheit, Treue und Glauben, und ist von gar mannhafteu Gesinnungen und standhafter Manier. Würd' er nicht das weite Oberland bis an die Walliser Schneeberge zu eurer Faveur in Harnisch gebracht haben, wäre zweifelsohne euer Ruin schon längst vollendet gewesen; und statt des Schiedspruches der katholischen Orte, der euch Parbon gewährt, hätte der Scharfrichter von Luzern eurer und andrer Patrioten Köpfe vom Rumpf geschieden . . ."

"Ueberhebe dich nicht, Hauptmann Renold, du wirst davon Kreuzlagm!" antwortete der Entlibucher: "Unsere zehn Kemter hatten die Fahnen geküpft und den Bund zu Bollhausen geschworen, ohne vom Leuenberg und den Bernbletern zu wissen, und ohne sie haben wir auch Frieden geschlossen mit der Regierung."



Der Leuzenberg ist mir übrigens ganz recht, wenn er nicht links sein will, und er wird Gelegenheit vollauf haben, zu zeigen, ob er mehr versteht, als den Karren bergab zu schieben.“

Hier fiel Abdrich in, denn er sah, daß Gideon die Stirn rieb und heftig werden wollte: „Ihr Mannen,“ sagte er, „wenn ich nicht irre, seid ihr Alle in dies sonst unbefuchte Thal gekommen, nicht um euch zu entzweien, sondern euch für gemeine Wohlfahrt des unterdrückten Landes zu vereinigen. Ihr aber fanget, meines Erachtens, mit dem Wörteln und Zänkeln am falschen Ort an, und zäumet das Roß beim Schwanz auf. Seid ihr aber nicht Sinnes, einträchtig Alles mit einander zu heben und zu legen: so stehet von euerm Vorhaben in guter Zeit ab. Denn es soll nicht um taube Rüsse, sondern um Köpfe gespielt werden, unter denen auch die eurigen sind. Steht nicht das Landvolk aus gesammten Kantonen Mann für Mann zusammen wider die Gewalt der Städte: so geht Alles verloren. Das zu verrichten seid ihr gekommen, damit es nicht wie vor zehn, zwölf Jahren geschehe. Damals singen auch Oberländer und Aargauer an, mit den Bernern zu rechnen, machten in Langnau große Worte, und wurden wieder Kleinlaut, weil Luzerner und Solothurner dabeim blieben, und die Gesandten von Bern und von der Tagleistung ihnen im Städtchen Thun Honig ums Maul streichen. Dann hoben nachher im Zürichgebiet die Wädenschwyler und Aonauer ihre Köpfe auf; aber weil ihnen Niemand zu stand, mußten sie auch bald zu Kreuz kriechen, sieben Ehrenmänner enthaupten sehen und den Herren von Zürich vier Tonnen Goldes Trinkgeld für den Spaß zahlen. Das war das Ende. Daran sollet ihr euch spiegeln.“

„Wohlgesprochen, Abdrich!“ sagte Gideon: „Ein Schlag, aller Orten zugleich, das bricht das Joß und desarmirt die Städte! Wir müssen uns präcaviren, daß es rauhe Stöße abseze. Denn eher wird der Bär gutwillig sein Fell, als das Patriziat seine

Ambition und Herrschaft fahren lassen. Aber ecce, lupus in fabula! Da sehe ich den Leuenberg kommen, in Begleit eines Andern."

Abdrich ging den Neu-Ankommenen vor das Haus entgegen und führte sie hinein. Alle standen grüßend von ihren Sitzen auf, boten den Fremden Handschlag, und betrachteten besonders den Leuenberg, der schon damals ein vielbesprochener Mann war und sich sogleich mit Gideon ins Gespräch ließ. Es lag in seiner kräftigen Gestalt und Haltung etwas Gebieterisches, wozu der Ausdruck von Ernst, Festigkeit und Klugheit in seinem Gesicht nicht wenig beitrug, das sich durch ein Paar große, helle Augen unter schöngewölbten Augenbraunen, und eine starke, römisch-gebogene Nase auszeichnete. Er schien ein Mann in den Fünzigern zu sein, und einigen Werth auf sein Aeußeres zu legen. Das schwarze Haupthaar und den Knebelbart trug er kurz geschoren; am Kinn nur ein Zwicklein. Ein schmaler, schneeweißer Halskragen lag über das feintuchene, schwarze Oberwamm, dessen Oeffnungen an den Achseln, wo die Ärmel des Leibbröckleins hervorgingen, mit Sammtstreifen und Franzen besetzt waren. Eine dichte Reihe gesponnener Knöpfe verzierete den Vordertheil des Wammes.

"Liebwerthe Herren und Freunde," sagte Leuenberg, „erlaubet, daß ich euch meinen Reisegefährten vorstelle. Es ist Herr Adam Zeltner, Untervogt von Buchsiten, ein treuer und eifriger Bundesgenos, der uns das ganze Solothurnergebiet zuführt. Ich hoffe, ihr werdet ihm euer Vertrauen nicht versagen."

Die Anwesenden boten dem Untervogt, der vielen Anstand in seinem Wesen bezeugte, noch einmal und freundlicher die Hand zum Willkommen.

"Run aber," fuhr Leuenberg fort, „haltet Gegenrecht. Zwar den tapfern Schybi von Gschlismatt und meinen Landsmann Gideon Renold kenn' ich gar wohl; aber nennt mir diesen wackern

Schweizermann, den sein weißes Haar zum Oberältesten unter uns macht.“

„Das ist Ulli Schab von Waldburg im Baselgebiet,“ sagte Sibeon, „ein wegen seiner Prudenz und Erfahrung wohlrenommirter Mann dortiger Gegend.“

„Ei denn,“ rief Leuenberg und schüttelte dabei des Greises Hand, „Vater Ulli, so laßt uns hören, wie die Dinge bei Euch stehen? Ich vernehme mit Leidwesen, daß Oberst Jörnli von Basel im Anzuge gegen Aarau sei und viel von Euerm Landvolk mit sich führe.“

„Das mag sein!“ antwortete Ulli: „Aber verlaß' dich darauf, Herr Leuenberg, unsere Leute schließen im Berngebiet keinen Spaz tobt. Keiner will bei uns gegen Mitlandleute sechten, welche die gleiche Noth von der Härte ihrer Obrigkeit leiden, wie wir. Einzig Bratteln, Muttenz und andere Ortschaften der Vogtei Mönchenstein, ganz in der Nähe der Stadt, halten mit ihr. Die übrigen Kemter aber sind darauf und daran, das Rauhe auswärts zu kehren und den Stadtbürgern den Reißer zu zeigen. Zwar Bürgermeister Rudolf Wettstein und Junftmeister Jakob Hummel kamen, den Tag vor meiner Abreise, nach Liestal, um die Sache auszugleichen, mußten aber unverrichteter Dinge wieder abziehen.“

„Das heiß ich güldene Botschaft!“ rief Leuenberg: „Ich wollte, Abdrich, du könntest mir vom Aargau nichts Geringeres melden; denn der Feind ist auf allen Selten im Anzug.“

„Sorge nicht, Klaus!“ entgegnete ihm Abdrich: „Der Landsturm wird in der ganzen Grafschaft gerührt, eben so jenseits der Aare in den Kemtern Wiberstein und Schenkenberg. Noch ist zwar Alles still in den Dörfern, wie unter der Predigt. Aber die Waffen sind geschliffen. Die erste Trommel, die im Lande gerührt wird, bringt die Sturmglocke vom gesammten Aargau, wie ein übelstönendes Horn die Hunde, zum Heulen.“

„Wohlan, lieberthe Bundesgenossen,“ sagte Leuenberg, „so laffet uns ungesäumt zur Abrede schreiten, darum wir hier zusammengetroffen sind, und das mit Hand und Mund betheuern zu halten, wessen wir einig werden. Denn nicht umsonst wird die Zeit vor- gestellt mit geschwungenen Fittigen, und schwerlich sehen wir uns so bald wieder, wenn wir einmal nach allen Weltgegenden von einander geschieden sind. Du, Abdrich, hast für unsere Sicherheit bei dir Sorgfalt getragen?“

„Leuenberg,“ rief Gideon, „solche Frage geziemt dir nicht, wo du weißt, daß ein Soldat wohnt. Ich selber habe ringsum treue Wachen postirt, die alles Suspecte genau observiren. Denn der Landvogt von Lenzburg würde nicht faul sein, wenn er wüßte, welches Nest hier auszunehmen wäre.“

„Traget keinen Kummer!“ sagte Abdrich: „Sogar Junker Mey von Aued besorget von hier aus nichts Arges. Er schickt wohl geklern einen Boten, aber nicht um zu hören, sondern meine Richte wegzulocken.“

Gideon konnte bei diesen Worten eine große Bestürzung nicht verbergen. Er sah mit fragendem Flammenblick auf Abdrich. Dieser aber fuhr gelassen fort: „Also nur Weibergeschichte! Es war eine gute Haut, ein Aarauier Spielmann, der mir Weichte saß, weil er mich nicht kannte. Wir haben ihn aus Vorsicht ins Luzerner- gebiet geschickt; da mag er von uns zeugen.“

Schybl lachte und sagte: „Auch glaube ich, alle Weibel und Knechte des Landvogts wagten sich nicht in dies Thal herauf, denn sie fürchten in der Nachbarschaft den Abdrich, wie des Satans Zwillingssbruder.“

„Das ist wahr,“ rief der Untervogt von Buchsiten: „hätte mir Leuenberg nicht berichtet, welch ein Viedermann du wärst, Abdrich, ich hätte mich nicht zu dir getraut, so Arges reden die

Leute. Woher das Geschwätz? Vielleicht weil du ihnen furchtbar drein schauest?"

Abdrich erwiderte etwas verbissen: „Hast du bei dir zu Land keine Esel? Als ich noch mein mäßiges Vermögen aufnete, hieß ich Strolch und Straßenränder. Als ich einige Thaler erschauet hatte, hieß ich Schatzgräber. Weil ich meinem Verstande folge und nicht mit Narren in gleiches Horn stoße, bin ich im Bunde mit der Hölle. Weil ich des Pfarrers Dentschlatein auf der Kanzel nicht anhören will, macht er mich zum Atheisten, alle Sonntag zu etwas Anderm. Wenn Neid und Bosheit einmal mit Ruß geschwärzt haben, den waschen alle Tugenden nicht wieder weiß. Vieltausendmal habe ich den Tag verwünscht, an dem ich das Simmenthal verließ und mich hier ansahle bei dem dummen und dummtüftischen Geschmeiß.“

„Bei dem Allen, Abdrich, gehorchen sie dir, als wärst du ihr Vogt!“ sagte Schybl.

„Weil sie keinen Gott, sondern nur den Teufel fürchten!“ versetzte Abdrich: „Die Heiden sind nicht heidnisch gewesen, als dies menschliche Vieh. Da ist schon mehr denn Einer in großer Heimlichkeit zu mir geschlichen, und hat mich um Gotteswillen gebeten, ihn in Bund mit dem Teufel zu bringen. Sie wollen ihm Leib und Leben eigenhändig mit Blut verschreiben, wenn er ihnen Wohlleben genug, oder auch nur einen Heckethaler in den Sack schafft. Wenn sie schon während der Sonntagspredigt schlafen, weil sie sich an den Psalmen müde schreiben, preiset der Pfarrer doch ihr Christenthum. Denn so oft sie ihre Säue megen, füllen sie ihm die Kuchlammer mit Würsten und Schinken. — Aber, ihr Herren, euch erwartet im Zimmer hier zunächst die Morgensuppe. Noch seid ihr nüchtern. Erweiset mit die Ehre und sitzt hinzu. Nachher schreiben wir frischer zu Rath und That.“

Damit unterbrach er das Gespräch. Nach einigen höflichen

Weigerungen und Entschuldigungen folgten ihm die Gäste und nahmen ihre Plätze um die dampfende Schüssel ein.

11.

Die Brautwerbung.

Das ländliche Frühstück, bei welchem, nebst geräucherten Rindergungen und Wildpretsschnitten, die begeisterte Flüssigkeit nicht fehlte, die der Schmelzerbauer schon damals den schwarzen Bergkirschen zu entnehmen wußte, verbreitete gute Laune über die Gäste. Ihre Scherze und Blicke verfolgten dabei Kennell's flüchtige Gesellschaft, die zur Beilebung erschien. Nur Oideon Renold, welcher seine Gewohnheit, blieb einsilbig und ohne Genuß; und ehe noch das Mahl zur Hälfte beendet war, zog er den düstern Abdrich auf die Seite und verließ darauf mit ihm die Stube.

Als beide vor das Haus und in den Wald getreten waren, fragte Abdrich: „Warum führst du mich hierher? Was hast du Geheimnes?“

„Geheimnes? Nichts. Du weißt Alles, was an und in mir ist, sonst könntest du mich nicht, wie den Tanzbären, an der Kette schleppen!“ antwortete Oideon und heftete die schwarzen, flammenden Augen auf das Gesicht des Alten: „Du aber, Abdrich, behältst kontinuierlich deine Maske und handelst ohne Sincerität. Warum verschweigst du mir die wahre Intention des Junkers Key auf deine Nichte? Du siehst locken wollte er sie also? Und das sagst du erst, nun du seinen Rundschafter absentirt hast? Abdrich, ohne Arglist und Betrug, rede! Wie stehen wir mit einander? Unter gegenwärtigen Umständen verlange ich klaren Wein von dir. Sagst du mir nicht die Hand der unvergleichlichen Epiphania zu, so . . .“

„Fahre fort!“ rief Abdrich.

— So . . . Ich habe andere Majestäten gesehen!

„Deine Zunge schlägt falsche Münze. Rein heraus mit der Sprache!“

— So fahre Alles in den höllischen Abgrund!

„Das also war's, Gideon? Schäme dich. Du bist und bleibst doch ein gemeiner Lohnsoldat, der nur um blanken Sold dient; aber Vaterland, Ehre und alles Bessere nebenbei mit in den Kauf nimmt, um daraus eine Schabracke für das schmutzige Roß seiner Selbstsucht zu machen. Also für des Mädchens Hand nur willst du der guten Sache deinen Arm verleihen?“

— Der guten Sache! Distinguire, Abdrich, daß deine Ambition und die deiner Consorten nicht meine gute Sache sein kann. Epiphania ist für mich Leben, Welt, Himmel, Alles; und einzig für Alles setz' ich Alles ins Spiel. Ich erachte auch, ein Motiv, wie das meinige, sei in den Augen raisonabler Personen mehr werth, als deine und deiner Kumpanen Sucht, euch bauerische Gnaden, Rathsherren und Schultheißen tituliren zu lassen.

„Du elender Jungfernknecht, meinst du, mich steche der Haber des ehrgeizigen Uebermuths? Meinst du, Leuenberg oder Schybi, oder ich, oder ein Anderer habe eine ganze Nation aus den hundertjährigen Wurzeln der Gewohnheit reißen können, um sie zum Schemel unsers eigenen Hochmuths zu machen? Ja, der Aufstand ist da; weißt du, wer ihn gestiftet hat? Die Urheber und ersten Räbelführer desselben sitzen in den Rathsstuben der Städte. Ihre blinde und harteherzige Ungerechtigkeithat die Trommel des Aufstands gerührt und das zahme Roß scheu und wild gemacht. Der Wilhelm Tell ist erst durch Landvoigt Gessler zum Tellen geworden. Weißt du das nicht? Der faulende Mist treibt die schönsten Blumen und süßesten Früchte aus der Erde,

und nur die stolze Tyrannei treibt die edle Freiheit aus ihrem Grabe heraus ins Leben.“

— Verballa! Verballa! Die kenne ich und weiß sie gehörigen Orts zu appliciren. Du und Consorten haben das Roß schon gemacht, nun aber wollet ihr es auffangen und euch, statt der alten Herren, in den Sattel schwingen. Ganz recht, Abdrich. Ich will dir in den Steigbügel helfen, wenn du meine Conditiones annimmst.

„Geh, Lohnknecht, ich begehre nichts von dir und von der ganzen Welt nichts. Ich wollte lieber, die Welt wäre noch nie gewesen, so ständen wir nicht da und du quältest mich nicht mit deiner Narrheit.“

— Abdrich, du, ein Mann von Experienz und Einsicht, der in Ost- und West-India umhergefahren ist, solltest nicht so verkehrte Dinge reden. Ich will deine Fortun machen, und fordere mir dagegen Eptophanten. Was liegt darin Thörichtes und Malhonnettes? Gib mir das Schönste auf Erden, und ich lehre das für Bern um, daß es die Thürme seines Großmünsters in die Aare und dessen Fundament gen Himmel strecken muß.

„O du Auerhahn, den die Balzzeit blind macht! Hier zu Lande wagt der schlechteste Lölpel Ehre, Leben und Gut für etwas Besseres, als du.“

— Miraculos genug wäre das! Aber wenn ich dir glauben soll, so nenne mir, was schöner, besser, köstlicher sein könnte, als der Besitz der englischen Eptophantia?

„Es ist das, was der Mensch wie seinen Erbfeind verfolgt, und was ein Gott im Himmel nicht reiß werden läßt. Es ist die Jugend, die mit Spott und Schanden betteln muß; die Freiheit, welcher man Kerker baut; die Wahrheit, der man Scheltershausen anzündet, und das wehrlose Recht, das man mit Tortur und Rad und Galgen stumm macht. Oldeon, ich weiß wahrhaftig

nicht, wozu die Welt da ist, wenn in ihr nichts Besseres vorhanden ist, als sie selbst ist; oder wenn mein Wille das Heiligste darin wäre. Aber möge jenseits des Lebens etwas Anderes zu erwarten, oder mit dem letzten Pulsschlag Alles aus sein: ich will hochstehen und höher als Schöpfung und blindes Schicksal. So bin ich, wo nichts Höheres ist, der Gott, und heiliger, als alles Dasein.“

— Mit Günst, rief Renold, und starrte dem Alten erschrocken und forschend ins finstere Gesicht: Ich verstehe dein Rauberwelsch nicht. Spricht der Ritschgeist, oder noch ein böserer, aus dir? Das klang mir halb wie Tollheit, halb wie Blasphemie. Bist du verdrießlich, Vater Abdrich, so fluche lieber ein paar Millionen Teufel zusammen. Das ist dir an der Seele gesünder, als solche Lästerung. Zwei Kannen Branntwein lassen sich unschädlicher nehmen, als ein einziges Tröpflein Gift. Dir macht freilich die Krankheit deiner Tochter schweres Herzeleid, aber desperter nicht.

„D nein, was sagst du? Das alte Herz ist bald verblutet. Ich habe die Welt aufgegeben, darum will ich frei handeln. Ich bin nur noch ein Gespenst; Gespenster freuen sich nicht mehr an vergühten Ruchschalen und fürchten nicht mehr die Weibel, Henter, Scharfrichter und übrigen Vogelscheuchen der Obrigkeit.“

— Mit Günst, Abdrich, du hast deine schwarze Stunde. Ich instiftete länger nicht, mit dir allein zu reden. Laß uns ins Hans zurückgehen. Befehl Epiphanien, die Laute zu schlagen, damit sie den bösen Geist Sauls bannistre, wie weiland David mit der Harfe.

„Wie du es verstehst, armer Tropf! — Nie war der Geist heiliger in mir, als diesen Augenblick. Aber genug davon. Ich irrte mich. Keine Perlen vor die Säue! Was wolltest du von mir?“

— Hast du es vergessen? Die Hand deiner schönen Nichte. Sie ist die Kondition, daß ich dir das Hazardspiel ausspielen helfe. Du wirfst mich in diesen Troublen gebrauchen können. Es sind

unter den revolvirenden Emblemen wenig gebaute Mäuler und Männer von Metier. Die Herren Berner hatten jederzeit die Präcaution, bei den Willigen ihre Offizierstellen nur Söhnen der Stadtpatrizier zu konferiren, damit die Mannschafft ohne Chefs niemals für sich selbst etwas prästiren könne. Also, Abdrich, laß mich deine Resolution vernehmen. Jetzt ist der Moment, in welchem du über mich entscheidst. Contravenirst du meiner Passion, so fahre wohl. Wenn es Schlappen setzt, bin ich nicht obligirt, die Scharten anzuziehen.

„Gideon, thue was du willst. Es ist dir bekannt, daß ich nicht wider dich bin. Nimm meinethalben Epithamien zum Weibe, wenn sie dir nicht den Korb gibt. Sie ist Reizerin über ihren Leib. Du wirst nicht begehren, daß ich sie dir bei den Haaren zuschlepppe.“

— Die Hand darauf, Vater Abdrich. Ich verlange in diesem Geschäft nichts als deine Neutralität; nicht einmal deine Intervention ist zum Negociren nöthig. Ich halte die schöne Festung schon lange eng bloßirt, und sie ist zur Capitulation nicht ungeneigt. Doch appellirte sie bisher immer an dein Assentimento, als zur Ratifikation unserer Artikelten unentbehrlich.

„Bist du des Mädchenherzens schon so sicher, Gideon? Wahre dich! Du solltest die Weiber kennen!“

— Nun ich im Possess deines Wortes bin, guter Abdrich, nun du mein Dheim sein willst, soll deine Nichte mein Gespons werden. Sie leistet keine Resistenz. Ich weiß es, Epithamie liebt mich. Ich hab' ihr das Gesändniß schon victorids von den eröthenden Wangen geküßt.

„Bist du wirklich so weit mit ihr? Sie schien dich immer zu meiden, und flieht, wo sie dich erblickt.“

— Ein retirirender Feind ist nicht gefährlich, Abdrich. Ich kenne die Dames.

„Jetzt aber ist's für dich nicht an der Zeit zu Liebeshandeln.

Du scheinst zu vergessen, daß vielleicht noch heut' der Landsturm ergeht. Alles Getändel auf die Seite! Schwert und Speer her! Gethphanens Brautgemach wird dir nicht eher die Thür öffnen, bis unsere Fahnen siegreich den Stalben von Bern hinabziehen und durchs gesprengte Thor daselbst flattern."

— Vater Abdrich, das ist des Soldaten Gaubium und lustiges Vorspiel zur Hochzeit. Ich gedenke, Bern soll uns in die Kappuse gegeben werden, und ich will mir so viel Schlägel und Fässer mit köstlichem Rheinfall und Malvaster aus der Champagne heimschleppen, daß ich noch zur silbernen und goldenen Hochzeit meine Gäste damit regalliren kann.

"Ich wollte, du brächest dort einen Keller auf, der viel edlern Schatz verwahrt, als Rheinfall und Malvaster. Wenn schon der brave Fabian ab den Almen dein Nebenbuhler war, verdient er doch Mitleiden. Den ganzen Winter durch im Kerker, und warum? weil er einem stolzen Grobian von Landvogt nicht zum Schand- und Sündendeckel dienen wollte, und ihm ein paar Maulschellen versetzte."

— Du hältst den Fabian noch immer für einen heiligen Engel, wiewohl er ein loser Gefell ist, der allen Schürzen nachließ. Ich rede nicht gegen ihn, weil er seine Neze nach meiner schönen Braut ausgeworfen hatte. Solch einen Stodnarren von Rival fürchtet unsereiner nicht. Ich habe andere Majestäten gesehen. Sein Schicksal hat dieser Prahlhans wohlmerkt. Es hieß, man werbe ihn auf die Galeeren schicken. Das Weibsbild hatte den Genistmännern in den Wehen ausgesagt, er sei der Patron, der ihr den Jungferntanz vor der Zeit abgenommen; vergiß das nicht, Abdrich! vergiß das nicht! Und der unverschämte Bursch wollte darauf das Hurlind dem Landvogt auffalzen.

"Sprich, wie du willst, Gibeon; ich verbürge mit meinem grauen Kopf, Fabian ab der Almen ist unschuldig. Allezeit war

er ein gutes, ehrliches Kind, aufrichtig, wahrheitsliebend, mäßig und züchtig, aber freilich auffahrend, wie Schießpulver, wenn ihm ein Raseweis mit der Lunte nahe kam. — Hast du mir nichts weiter zu sagen, Elbeon?“

— Unser Paktum ist abgeschlossen; ich bin sattfam contentirt, und weigere mich nicht, nun allen deinen Entreprisen Hand zu bieten.

„So laß uns zu den Gästen zurückkehren. Wir müssen mit den heutigen Minuten haushalten!“ sagte Abdrich, wandte sich rasch und ging mit großen Schritten wieder aus dem Walz zum Haus, während Renold langsamer zu folgen schien.

12.

Das Angebinde.

„Abdrich, steh! steh, Abdrich!“ rief dem Alten ein junges Mädchen zu, welches ihm, wie die Göttin der Freude, über die Schwelle der Hüttenthür entgegenflog, die edeln Mienen im Licht des Entzüdens verklärt, die Arme halb erhoben und ausgebreitet, in der Rechten ein kristallhelles Trinkinglas blitzend, in der Linken einen Blumenstrauß.

„Guten Morgen, Fanell!“ erwiderte der Alte freundlich.“

„O dein Wunsch kommt zu spät, Abdrich!“ rief die Vergnügte: „Der Morgen ist schon gut und schön, mehr denn einer, und der aller schönste, seit ich athme. Hab' ich's nicht vorgefagt? Es ist der achtzehnte März, eine wunderheilige Zahl; denke, in der 18 liegen sechs Mal 3! Und heute ist mein Geburtstag, Abdrich, ich trete in mein Achtzehntes, und drei Mal drei ist doppelt in diese 18 gelegt, ja doppelt! Ach, für ihn auch eine heilige Neun! Siehst du, was ich trage?“

„Ein Angebinde,“ sagte Abdrich lächelnd: „Aber jauchze nicht zu laut! Er ist in der Nähe; die Jungfrau soll nicht verrathen. . .“

„In der Nähe!“ rief Epiphantie, sprang zum Brunnen, legte Glas und Blumen daneben, kehrte eben so schnell zum Alken zurück, und sagte, mit zitternder, leiser Stimme: „Wo denn, Abdrich, wo ist er? Warum darf er sich nicht zeigen? Ist er dem ungerechten Gefängniß entronnen, ein Flüchtling? Rede doch!“

„Ich meine den Hauptmann Renold. Er ist unweit im Walde!“ erwiderte Abdrich.

„Nein, nein, nein!“ sagte Epiphantie mit heftiger Zuversichtlichkeit, doch leise, indem sie beide Hände auf Abdrichs Arm drückte: „Mein armer Bruder lebt in der Nähe. Er ist frei! Er hat diese Blumen des Nachts, kein Anderer, vor mein Fenster gestellt. Kein Anderer kannte diesen Tag, als er. Weißt du, Abdrich? er schickte mir einst sogar von der Wittenberger Hochschule aus Deutschland schön gebörrte Blüthen und Blätter auf Papler gezogen.“

„Glaubst du im Ernst, Fania, Fabian sei es gewesen, der diese Nacht. . .“ Abdrich unterbrach sich bei diesen Worten selbst, sichtbar betroffen. Er dachte an Odeons Abenteuer und Verwundung durch den Unbekannten und an den Tod des wachsamten Hundes.

„Warum zweifelst du? Der gute Faby war es. Hier sagen es dir all' seine treuen, unschuldigen Zeugen, die mich beim Erwachen am Fenster grüßten.“ Sie sprang wieder zum Brunnen, nahm die Blumen und hielt sie dem Alken dar, der wenig auf ihr begeistertes Plaudern zu achten schien: „Sieh', die zitternden kleinen Sonne-Boten all', meine Lieblinge, die unter dem Schläge der Frühlingsglocke zuerst erwachen, und wenn die warme Hand ihrer Mutter das weiße Bett zurück streift, dann ihre Köpfschen immer zuerst hervorstrecken! Das zarte Schneeglöckchen, dem mich Faby verglich, weil es träumerisch das Köpfschen hängt, und dessen Schwester, die blasser Leukoje, neben dem goldenen Glieblümchen,

das der Fön auf den Wäffermatten wachgeküßt hat. Zähle, zähle sie nur genau, vom kleinen Maaslieb der Klese bis zur mitchweißen Marzisse, in deren Brust das erste Morgenroth liebend zurückblieb. Zähle, und sie geben dir treulich die geheimnißvolle Zahl des Tages. Fabian ist gewiß frei!"

"Und wo ist er?" fragte der Alte: „Er kam' mir heut' eben sehr gelegen. Aber dich haben wahrscheinlich starke Träume wieder geneckt, und den Verstand für einen Tag aus den Fugen gestoßen. Der Bursch würde nicht scheu mein Haus umgehen, wenn er dem Gefängniß entsprungen wäre. Denn hier, weiß er, hört Bern auf. Hier weiß er Zuflucht, und mich und dich. Und hätten ihn seine Richter, der Unschuld wegen, auf freien Fuß gestellt, warum würd' er Nachts mit den Wölfen und Dieben wandern und den Blick des Tages scheuen? Oder hast du seine Gestalt gesehen, seine Stimme gehört?"

Sie schüttelte den Kopf und hielt die Blumen empor, indem sie sagte: „Er ist dennoch frei! die kleinen Wonne-Woten hier befeuern es mir!"

"Kind," sprach der Alte mit einer gewissen Dringlichkeit, „wä' er's, mich würd' es mehr freuen, denn dich selbst. Wenn du seinen Aufenthalt weißt, wenn du ihn je heut' oder morgen erblickst, sag' ihm, er solle zu mir eilen. Ich trage für ihn das Schwert der Rache. Sag' ihm, hörst du, er solle nicht säumen. Es gehen wichtige Dinge vor."

"Oheim!" senkte Epiphante leise, und die Heiterkeit ihres Antlitzes wich einem plötzlichen Ernst: „Oheim, laß dich warnen, du gehst auf bösen Wegen. Leonore sang, als sie in der Nacht erwachte."

"Was sang sie?"

"Wunderbares und Schauerhaftes, ich kann's nicht wieder sagen, Abdrich; von Blut und Thränen viel, von Angstschweiß

und von Flammen. Abdrich, ich sah im Vorbeigehen drunten die fremden Gesichter. Du bist in übler Gesellschaft. Es sind Gesichter, in denen jeder Zug einen Mord oder Betrug droht. Sie machten mir Furcht, als ich sie sah, und sie vor mir jählings stumm wurden und sich unter einander verlegen anschauten. Auf ihren Lippen schien noch das Ueberbleibsel eines Todesurtheils zu liegen, das sie nicht vollendet hatten.“

Abdrich verzog das Gesicht zu einem widerlichen, finstern Lächeln und sagte: „Weiberpossen! Ich habe jetzt keine Zeit, sie anzuhören. Wenn die Gäste fort sind, werd' ich mit dir reden. Vermuthlich entferne' ich mich auf einige Tage mit Renold. Es könnte sich im Lande allerlei ereignen. In dem Fall sollst du noch Aufträge erhalten für Leonoren und das Haus. Ihr habt hier nichts zu befürchten.“

„O ich weiß!“ sagte Epiphantie: „Man spricht vom Krieg; man spricht vom Landsturm gegen Bern. Abdrich, stehe wohl vor, was du thust! Als im letzten Christmonat der Komet seine blasse Jorneruthe durch den Himmel streckte, warnte er die Welt. Späte Strahlwetter gingen voran und ein Erdbeben! Glaub' es doch, Abdrich, die Natur ist Gotteswerk, und ein heiliges Wesen in ihr lebendig. Die Erde schauert und der Himmel entsetzt sich, wenn das Maß menschlicher Bosheit voll wird, und die ewige Gerechtigkeit herausfordert.“

„Geh', Kind, geh' zu Leonoren!“ erwiderte Abdrich freundlich: „Geh'. Laß dir vor der Kranken kein Wort von jenen Dingen entschlüpfen, die du nicht begreifst und kennst. Vertraue mir. Es steht mit uns nicht übel. Du nährst eitle Besorgnisse. Fürchte nichts. Vertraue mir, ich sah die Welt länger, als du, und habe große Erfahrungen.“

„Nein, Abdrich, deiner Erfahrung vertrau' ich nicht. Vertraue du selbst der Stärke solches Schilfrohrs nicht, wenn du

und von Flammen. Abdrich, ich sah im Vorbeigehen drunten die fremden Gesichter. Du bist in übler Gesellschaft. Es sind Gesichter, in denen jeder Zug einen Mord oder Betrug droht. Sie machten mir Furcht, als ich sie sah, und sie vor mir jählings stumm wurden und sich unter einander verlegen anschauten. Auf ihren Lippen schien noch das Ueberbleibsel eines Todesurtheils zu liegen, das sie nicht vollendet hatten.“

Abdrich verzog das Gesicht zu einem widerlichen, finstern Lächeln und sagte: „Weiberpoffen! Ich habe jetzt keine Zeit, sie anzuhören. Wenn die Gäste fort sind, werd' ich mit dir reden. Vermuthlich entferne' ich mich auf einige Tage mit Renold. Es könnte sich im Lande allerlei ereignen. In dem Fall sollst du noch Aufträge erhalten für Leonoren und das Haus. Ihr habt hier nichts zu beschrchten.“

„O ich weiß!“ sagte Epiphanie: „Man spricht vom Krieg; man spricht vom Landsturm gegen Bern. Abdrich, stehe wohl vor, was du thuß! Als im letzten Christmonat der Komet seine blasse Zornruthe durch den Himmel streckte, warnte er die Welt. Späte Strahlwetter gingen voran und ein Erdbeben! Glaub' es doch, Abdrich, die Natur ist Gotteswerk, und ein heiliges Wesen in ihr lebendig. Die Erde schauert und der Himmel entsezt sich, wenn das Maß menschlicher Bosheit voll wird, und die ewige Gerechtigkeit herauffordert.“

„Geh', Kind, geh' zu Leonoren!“ erwiderte Abdrich freundlich: „Geh'. Laß dir vor der Kranken kein Wort von jenen Dingen entschlipfen, die du nicht begreifst und kennst. Vertraue mir. Es steht mit uns nicht übel. Du nährst eitle Besorgnisse. Fürchte nichts. Vertraue mir, ich sah die Welt länger, als du, und habe große Erfahrungen.“

„Nein, Abdrich, deiner Erfahrung vertrau' ich nicht. Vertraue du selbst der Stärke solches Schilfrohrs nicht, wenn du

über den Sumpf böser Anschläge schreist. Du sinkst unter, Adrich! Es wohnt im Menschen ein Sinn verborgen, der steht mehr, als die einäugige Erfahrung, und steht höher, denn die Klugheit aller Greisen.“

„Geh' zu Leonoren!“ antwortete Adrich mit Sanftmuth, und verließ sie, ins Haus zurückkehrend.

Epiphanie seufzte, aber mit diesem Seufzer schien sie auch allen Kummer um Gegenwart und Zukunft weggehaucht zu haben. Ihre Augen wandten sich wieder zu den Blumen in ihrer Hand, und schienen denselben zärtliche Dinge zu sagen. Sie trat abermals zum Brunnen, schwenkte hier in der herabsprudelnden Fluth das Glas, bis kein Tropfen mehr daran behangen blieb, füllte es dann mit hellem Wasser, und setzte eine der Blumen um die andere sinnig ordnend in den flüssigen Kry stall.

In dieser Beschäftigung erblickte sie Renold, als er aus dem Gebüsch hervorschrilt, und blieb stehen, um seinen Augen den Genuß zu gewähren, sich an der Schönheit dieser Gestalt zu weiden. Obwohl die weibliche Tracht damaliger Zeit durch ihre Steifheit nichts weniger als geeignet war, die Formen eines herrlichen Wuchses ins Licht zu setzen, wollte und konnte sie doch nicht das reizende Ueßmaß aller Theile und die stille Anmuth ihrer Bewegungen ganz verheimlichen. Das kuppige Goldhaar vorn geschüttelt, hinten in dicken Flechten um eine lösselförmige Silbernadel übereinandergeschlungen, lösete sich freiwillig nm Stirn, Ohren und Nacken in ein zartes Gefräusel auf. Zwar die Hauschärmel des verfarbenen Wämmschens erhöhten die Äßeln unsörmig und edig, und schienen sich mit einer steif gefältelten, weißen Halskrause verschworen zu haben, die milde Rundung um den Alabaßer des Halses zu vergraben. Dennoch glänzte dieser stellenweis hervor, und schlanker bewegten sich daneben die fein gerundeten Arme. Das kurze, himmelblaue Leibchen, vorn über den sammettschwarzen Satz

nur zum Schein mit Silberketten an silbernen Haken zusammen-
geschürt, ließ einen Wuchs zum Umspannen erkennen, dem der
lange, schwarze Rock, unten blaßblau besäumt, hinwieder eine
gewisse Majestät verlieh.

Ein sanftes Roth der Befürzung überfloß Epiphaniens Ge-
sicht, als sie den Hauptmann erblickte. Sie schlug die Augen nie-
der und wandte den Kopf zur andern Seite. Er aber näherte sich
mit zierlichen Worten und Grüßen, denen sie kaum hörbaren Dank
erwiederte.

„Fania,“ sagte er, „ich habe mit Abdrich gesprochen. Böhne
mir ein Augenblickchen Gehör in deinem Zimmer. Ich habe dir
viel zu sagen. Wisse, du heilselige Madonna, meine Seligkeit
liegt von nun an in deiner schönen Hand allein; alle andern Obsta-
cula sind überwältigt.“

„Ich verstehe dich nicht, Renold,“ antwortete sie halblaut:
„auch hab' ich nicht Zeit, deine Erklärungen zu vernehmen.“

„Erlaube, daß ich dir in dein Gemach folge. Mein Anliegen
ist urgirender, als du glauben magst. Du spröde dornenreiche Rose;
lächle mich an. Höre mich.“

„Ich will, ich soll nicht hören! Geh' zu den Fremden!“

„Deine Hand zittert, Fania. Laß mich das Blumenglas tra-
gen.“ Mit diesen Worten nahm er ihr fest das Glas und wan-
derte dem Hause zu, am Herd vorüber, die Stiege hinauf. Be-
bend, zur Erde gesenkten Blicks und schweigend, folgte ihm Abdrichs
Nichte, als würde sie unwillkürlich durch den Zauber des Kleinods
nachgerissen, das er hoch vor sich her in seiner Rechten trug. Ohne
links oder rechts zu blicken, leises Trittes, mit ängstlichem Ernst
in den Geberden, wie wenn sie fürchtete, von fremden Augen auf
dem Gang zur Sünde gesehen zu sein, folgte sie ihm.

dieser Stunde dependiren mein und dein Schicksal. Ich erwarte, auf Leben und Tod gefaßt, Resolvirung. Es gab eine Zeit, da glaubt' ich dir nicht gleichgültig zu sein. Ich empfing von dir Augenblicke, Fania, ich hätte sie nicht gegen die Ewigkeit eines Seraphs vertauscht. Lügne nicht, du hast mich geliebt; läugne nicht, ich bin dir noch werth. Warum quälst du dich und mich?" Indem er dies sagte, legte er seinen Arm um sie und zog sie an seine Brust. Sie zitterte, schrak sich und sagte: „Oideon, lässest du nicht ab von mir, so kann ich Selbstmörderin werden! Ich hasse dich, weil ich weiß, daß ich in deiner Macht bin. Dein Odem vergiftet und berauscht mich; dein Verühren betäubt meine Sinne und jagt alles Blut in den Adern stürmisch durch einander. Du du Bösewicht, glaube nicht, daß diese Verwirrung meiner Sinne Liebe sei; mein Herz verabscheut dich, und meine Lippen würden dich verfluchen im Kuß, wenn du sie je zwängest, dich zu küssen. Du bist die Schlange des Paradieses, schön und verführerisch; selbst das Gebet kann dich nicht bannen. Ich weiß nicht mehr, was ich rede; aber, ich beschwöre dich, glaube meiner Zunge nicht, wenn sie zärtliche Worte spricht. Sie ist ein treuloses Werkzeug, das mir nicht gehorcht, sondern deiner Gewalt. Ich gebiete ihr, Schmähungen auszustößen, und sie will dich mit süßen Namen schmeicheln.“

— Du liebst mich, Fania? rief der Hauptmann entzückt.

„Oideon, wie die Taube den Drachen liebt, dem sie mit ängstlichem Flügelschlag entgegenflattern muß, weil sein tödtlicher Blick sie bannt und zieht. Mit Schauern bekenne ich deinen Sieg. O Oideon, schöner, lieber Oideon, gib mich mir wieder. Flieh! Meine Vernunft, meine Ruhe verlang' ich wieder. Darum geh', Lieber! nun geh', nur einen Augenblick geh' von mir, daß ich mich sammle.“

Sie hatte ihr Haupt an seine Brust gelehnt, und sprach, was sie

eine Weise seitwärts mit einer wunderbaren Unruhe, in der sie noch unendlich liebenswürdiger ward. Die seltsamste Mischung einander widersprechender Gefühle drückte sich in ihrem Angefleht aus. Zärtlichkeit und mißtrauische Scheu, Glauben und Bangigkeit, Hingebung und Widerwillen waren zugleich in ihren blauen Augen lebend. Ihre hochschlagende Brust, ihr fliegender Odem, ihre erglühenden Wangen offenbarten verrätherisch einen Kampf, den sie im Innersten kämpfte, und welchen er, wie vielleicht mancher Andere in seiner Stelle gethan haben würde, zu seinem Vortheil deutete.

„Willst du mich in den Tod jagen, Fania?“ sagte er: „Sieh, Fania, Himmel und Erde umfassen nichts, was ich mit solcher Liebe und Devotion, wie dich, abortire. Stoße mich nicht von dir, denn du stößest mich aus der Welt und aus dem Leben. Willst du meine Mörderin sein?“

— „Gibson, könnt' ich das wollen, flammelte sie: Aber du wirst mein Mörder, wenn du mich nicht von dir lässest. Ich wollte, das weite Weltmeer läge zwischen dir und mir; ich wollte, du hättest mich nie gesehen, denn du willst mich in den höllischen Abgrund reissen.“

„Fania,“ rief er, „womit habe ich diesen gräuelhaften Vorwurf verschuldet? Sieh mich an, Fania, ich bin Gibson, der jeden Augenblick zehntausend Tode für dein Wohl sterben würde. Du sollst meine Gemahlin, Königin meines Lebens sein; ich will dein Leibeigener bleiben für und für. Sprich, Abgott meiner Gedanken, welcher Kalumniant hat mich verlästert? Meine Justifikation soll alsdann heller vor dir erscheinen, als das Licht des Himmels.“

— „Es hat dich Niemand verläumbet! antwortete sie sanft, und ihr Blick überflog schüchtern die Gestalt des schönen Mannes, der trauervoll und demüthig vor ihr stand.“

„Und was treibst du wider mich?“ fuhr er fort: „Fania, von

dieser Stunde dependiren mein und dein Schicksal. Ich erwarte, auf Leben und Tod gefaßt, Resolution. Es gab eine Zeit, da glaubt' ich dir nicht gleichgültig zu sein. Ich empfing von dir Augenblicke, Fania, ich hätte sie nicht gegen die Ewigkeit eines Seraphs vertauscht. Lügne nicht, du hast mich geliebt; läugne nicht, ich bin dir noch werth. Warum quälst du dich und mich?" Indem er dies sagte, legte er seinen Arm um sie und zog sie an seine Brust. Sie zitterte, sträubte sich und sagte: „Oldeon, lässest du nicht ab von mir, so kann ich Selbstmörderin werden! Ich hasse dich, weil ich weiß, daß ich in deiner Macht bin. Dein Dorn vergiftet und berauscht mich; dein Verühren betäubt meine Sinne und jagt alles Blut in den Adern kühnlich durch einander. O du Bösewicht, glaube nicht, daß diese Verwirrung meiner Sinne Liebe sei; mein Herz verabscheut dich, und meine Lippen würden dich verfluchen im Kuß, wenn du sie je zwängest, dich zu küssen. Du bist die Schlange des Paradieses, schön und verführerisch; selbst das Gebet kann dich nicht bannen. Ich weiß nicht mehr, was ich rede; aber, ich beschwöre dich, glaube meiner Zunge nicht, wenn sie zärtliche Worte spricht. Sie ist ein treuloses Werkzeug, das mir nicht gehorcht, sondern deiner Gewalt. Ich gebiete ihr, Schmähungen auszustößen, und sie will dich mit süßen Namen schmeicheln.“

— Du liebst mich, Fania? rief der Hauptmann entzückt.

„Oldeon, wie die Taube den Drachen liebt, dem sie mit ängstlichem Flügelschlag entgegenflattern muß, weil sein tödtlicher Blick sie bannt und zehrt. Mit Schauern bekenne ich deinen Sieg. O Oldeon, schöner, lieber Oldeon, gib mich mir wieder. Flieh! Meine Vernunft, meine Ruhe verlang' ich wieder. Darum geh', Lieber! nun geh', nur einen Augenblick geh' von mir, daß ich mich sammle.“

Sie hatte ihr Haupt an seine Brust gelehnt, und sprach, was sie

sagte, Isele, in gewaltsamer Anstrengung, mit welchem Schmeicheltou. Obeon drückte seine Lippen auf ihr geschütteltes Goldhaar und sagte: „Dich verlassen? Lieber möcht' ich von den himmlischen Pforten scheiden, und mit den Schwefelspfuhl der Verdammten suchen. Wie kannst du mich hassen und lieben zugleich, du überfrommer Engel? Sag' es mir noch einmal, du seiest in meiner Gewalt; ende alle Kontradiktionen; bekenne, was dein jungfräulicher Eigensinn negiren will: du wollest die Meine sein.“

— Ich sage nichts, nichts! O was würd' ich sagen müssen, seufzte sie: Ich bin wahnsinnig. Ich weiß nicht, wie mir ist! Ich verwünsche dich und deine Höllenmacht. Flieh'! — Sie that einen schwachen Versuch, sich von ihm loszuwinden, und lehnte sich doch wieder sanft und zitternd an ihn.

„Willst du dich ranzioniren, so gib zum Lösegeld Herz und Hand!“ flüsterte er ihr zu: „Gib, gib!“

— Obeon, antwortete sie bebend, mißbrauche meine Verwirrung nicht, Unmensch, denn ich würde jeden Eid brechen, den ich dir schwöre, und darum doch nicht meineldig sein. Ich sterbe, ich vergehe in einem bösen Feuer an deiner Brust. Ich verabscheue mich und kann mich nicht ermannen. Ich fühle die Hölle des Entzückens, und mag ihr doch nicht entkommen. O du bist nicht ehrlich an mir zu Werk gegangen. Du bist lebenswürdig genug, warum denn hast du mir's noch angethan durch verbotene Ränke?

„Fania, du redest lässerlich und gottlos!“ sagte Obeon: „Ich bin ein ehrlicher Mann und von reiner Affektion dir zugethan. Ich rufe den Himmel zum Zeugen!“

— Ja du hast mich mit einem Liebestrank vergiftet, Obeon; verzeh' dir's Gott! Und wenn dich meine Arme fester umschlängen, als Ketten, mein Herz kiesel dich dennoch zurück. Du bist ein Anderer, als andere Menschen. Ich fühle mich an dich gebannt.

Sobald ich in deine Nähe trete, wird mein Inneres dunkel, wie verschlungen von einem Nebel, wie verzehrt von einer Gluth, von einer . . . o ich muß schweigen, ich vergesse Pflicht und Würde. Selbst das Gebet rettet mich nicht.

„Verkenne dein Herz nicht, holdselige Fania. Du liebst mich! Das ist die süße, die allgewaltige Macht einer Passion, und keine nektromantische Kunst!“

— Rede nicht, Gideon, o nichts mehr! Du könntest mich auch zum Altar schleppen; aber ich würde dich doppelt verabscheuen. Du würdest dein Opfer nur vollenden; ich würde nur zur Leiche. Meine Schmach ist dir kein Ruhm; nicht deine Tugend oder deine äußere Schöne, nein, dein Liebestrank hat mich bis zum Wahnsinn vergiftet.

„Run, beim Himmel!“ rief Gideon: „Hier lüßt das Licht meines eigenen Verstandes. Was redest du von einem Philttrum? Ich will eher glauben, ein netdischer Bellialbruder habe sympathetische Mittel an dir versucht, um mir einen schlechten Dienst zu erweisen und dein liebes Herz von mir abwendig zu machen. Denn so feindlich geknnt bist du sonst nicht gewesen. Wenn du mich auch zuweilen mit deiner spröden Laune repoussirtest, dennoch kam es nie zur völligen Ruptur. Du liebst mich. Beruhige dich, mein einziges und schönstes Erben.“

— So entlaß mich aus deinem Arm; so fliehe dies Haus, dies Thal; so melde mein Angesicht ewig; so erscheine auch nicht mehr sündlicherweise in Träumen, die du durch gottlose Kunst hervorbringst. Du willst mich zum Kinde der Verdammniß machen, ich weiß es wohl. Gott wird es verhüten. Mein guter Engel hat mich nur auf kleine Weile verlassen. Du bist mein böser!

Indem sie dies sagte, riß sie sich mit Aufwand aller ihrer Kraft los und trat von ihm zurück. Ihr Dusen war in ärmlicher Bewegung, ihre Wangen glühten hochroth; ihre Blide aber hingen

unverwandt an ihm mit dem Ausdruck der zärtlichsten Leidenschaft, und zugleich des innigsten Mißtrauens.

„Ich dein böser Engel?“ sagte er lächelnd: „Ei, du süßes, närrisches Kindlein, und wer ist denn dein guter, wenn ich's nicht bin?“

— O du nicht, Sibeon, du nicht! Du bist der Verführer, und jeder Gedanke an dich wird eine Sünde. Verstehe dich ja nicht; du weißt es wohl, dein Blick, deine Stimme, dein Odem, dein Berühren verwandelt mich, macht mich zur Leibeligen deiner Gedanken. Weiche von mir, dann gehöre ich mir und Gott wieder an.

„Fast möchtest du mich persuadiren, Fania, es sei Zauber unter uns aktiv. Du liebst und haßest im gleichen Moment. Wie ist dies möglich? Du liebst und quälst dich vergebens mit leeren Imaginationen. Meine Absenz verändert nichts, denn deine Gedanken werden mich doch nicht verlassen.“

— Nein, Sibeon, glaube mir, so oft du noch von mir geschieden bist, ist auch das Fieber gewichen. Du warst vergessen, als hätte dich Gott noch nicht erschaffen gehabt. Wenn ich deinen Namen dann hörte, war es nichts mehr, als ob man in fremder Sprache redete. Nur Scham oder Reue hätte mich noch martern können, wenn ich nicht gewußt, du habest mir's durch gottlose Kunst angethan.

„Ich betheure beim Himmel und bei Allem, was darin Heiliges ist, meine Innocenz,“ rief Sibeon tiefgekränkt, und schloß Euphyanien wieder in seinen Arm: „Ich lasse aber mein Leben eher fahren, denn dich, o höchstes und köstlichstes Juwel! Wunderbares Kind, warum erschrickst du vor Eupho's Pfeil und dem Erwachen deines eigenen Herzens? Ich präsumire, du erschrickst jeden Morgen auch beschelden vor dem Spiegel, wenn du dich darin allezeit reizender und admirabler erblickst. Fürchte dich doch

nicht vor dir selber! Du gehst nur auf gar charmirende Manier, daß dir noch kein Mann theuer gewesen.“

— O du Bösewicht, freilich! seufzte sie, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und legte ihren Arm um seinen Nacken: Mein Bruder Fabian nur ist meine Seligkeit, du bist meine Hölle!

„Fabian!“ rief er und drängte Epiphanien von sich: „Nenne den Namen des Berner Delinquenten nicht wieder. Er muß dich ja blutroth machen. Dir ist sein wüthes Leben nicht unbekannt, das ihn auf die Galeere schleppt. Wie mag eine honnette Demoiselle den Vagabunden noch Bruder heißen, der keinen Haus-, Zucht-, Ehe- und Ehrestand respektirt! Nenne den Namen nicht, ich könnte dich feinethwillen hassen.“

— Hasse mich! hasse mich! rief sie hastig: Wie? wäre das endlich der Name, das heiligste Wort, wodurch ich deine Zauberwerke und meine Schande lösen könnte? Nun, so will ich dir nichts mehr als diesen Namen ins Ohr schreien. Fabian ist frei! hör' es, er ist unschuldig! Fabian blieb der frömmste Jüngling. Wenn Fabian vor mir steht, lächelt ein Engel da, und mein Gemüth lebt in unaussprechlicher Himmelsruhe. Nur wenn Fabian fehlt, leid' ich Pein und Sehnsucht.

„So muß ich Compassion mit dir tragen; du wirst an solcher Sehnsucht sterben, bieweil er dir so bald nicht wieder erscheint. Man sagte, er sei aus Gnade zu den Galeeren condamnirt. Er hatte den Strid verdient.“

— Fabian ist frei, Oideon. Fabian ist nicht fern von uns, glaub' es! Siehe diese Blumen! Fabian brachte sie in vergangener Nacht!

Oideon erschraf und starrte Epiphanien schweigend an. Dann strich er mit der einen Hand langsam die schwarzen Locken von seiner Stirn, während sich die andere Hand krampfzig ballte. Seine Stirn zog in tiefen, finstern Falten über die Augen nieder, aus

benen Blitze schossen. Unnatürliche Röthe brannte auf seinen Wangen. Mit Wohlgefallen und Schauern betrachtete Epiphanie die vom Zorn verwandelte schöne Gestalt des jungen Mannes.

„Wenn du nicht lügst, Epiphanie,“ sagte er mit gedämpfter Stimme: „so retten alle Heerschaaren und Mächte der Erde und des Himmels den Infernaln nicht aus dem Rachen des Verderbens. Lob der Hölle! Bei dir gewesen diese Nacht? Bei dir? Du rühmst dich dessen?“

— Sieh, Gideon, sieh Fabians Wahrzeichen, wie schön sie noch im Glase blühen, rein und anmuthsvoll, wie seine lautere Seele! So brachte er sie mir immer, schon da wir noch als Kinder im Thal an der Lenk spielten. Er nahm nicht die Blume, die zunächst blühte; immer stahl er sie unter Lebensgefahr für mich irgend einem unzugänglichen Orte ab, wo die Natur sie nur für sich und die Geister des Gebirgs gepflanzt hatte. Wenn wir hoch bis zum Himmel in die Alphen des Rawyl hinauf waren, kletterte er noch bis zu den blaugrünen Schründen des Näßligletschers. Am Dewalbetage, wenn sich das Volk auf den Berg Höhen freute, flog er, gewandter als das Gemüthier, an schwindlicht hohen Felswänden zu den grünen Vorsprüngen der Grindeln, um mir Alvennelken, braune Rattern, süße Kelfern, Grafengel, Goldfraut, oder auch nur die kleinen Englanen mit dem brennenden Blau zu holen, die doch weit näher und gefahrloser zu finden waren.

„Höre auf!“ sagte Gideon mit verbissenem Grimme: „Vermuthlich brachte er dir auch diese Nacht den Strauß nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr. Also dem malrenommirten Gesellen sacrificirst du Gideons Liebe und Fideltät? Nun denn, willkommen Rebellion und Bürgerkrieg! laßet alle Furien los und machet die Manneskraft frei, daß Jeder im rechten Valor gelte. Ich habe andere Majestäten gesehen! Er ist verloren! Du bleibst die Meiner.“

Dich hast mir Abdrich gegeben. Du bist der Preis, um den ich ins Feld gehe. Ich mache dich allen Tenseln streitig."

— Sage: allen Engeln des Himmels! Ispelte halblaut Epiphanie, die aber doch in einer Anwandlung von Furcht gegen die Thür zurückwich.

Er ging ihr nach und sprach mit bitterstolzem Lächeln: „Engeln? O ja, gefallenen! Du bist die mir verfallene ewige Proprietät. Wehe dem, der dich anrührt! Er wahre sich! Ich habe mich selber durch dein thörichtes Geschwätz wiedergefunden, und der Fund ist etwas werth. Ade, mein Schatz. Rüste deinen Brautschmuck. Laßt mir Fortuna hold, erdent' ich mir ein Bernerschloß. Ade!“ Er schlug seinen Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihre Wangen, indem sie erschrocken das Anklip abwandte.

„Weiche von mir!“ rief sie, „oder mein Geschrei ruft Abdrich und das Haus zum Schutz gegen deine Frechheit.“

„Märrin, meinst du, dein Geschrei und Lamento schrecke mich? Ich glaube, du zitterst? Pfui, das ziemt dem Soldatenweibe schlecht. Fania, du mußt mit mir im Pulverdampf Karthausen und Hagelstücken gegenüber stehen und dabel Spaß treiben.“

Sie riß sich mit Unwillen von ihm und sagte: „Frecher Gesell, wie darfst du mich mit That und Wort mißhandeln?“

Gideon erwiderte lachend: „Schönstes Kind, ein Kuß ist für Jungfrauen kein schlechtes Traktament. Aber anbeten kann ich dich nicht mehr, und galante Caracoll vor dir machen, wie du dessen von mir gewohnt warst; denn jener Galeeren-Candidatus hat deine Gloria verwirft. Du bist von der Höhe zu mir niedergefallen, jedoch noch ein schönes Mädchen geblieben; wohl remarquirt! — nichts mehr, denn ein Mädchen, wie alle. Indessen verhoff' ich, daß, wenn du mein Weib geworden, ich nicht dein Kukul, Bodschut oder Hans mit dem spitziigen Gut sein und heißen solle.“

Epiphanie wendete sich schauernd von ihm ab und sagte: „Run

sehe ich deutlich, wie der böse Geist die Krallen aus dir vordreckt und hinter deiner Larve grinsct. Das Blendwerk ist zerfloßen. Schmähe nur den guten Jüngling Fabian; du kannst ihn so wenig, als die Hölle den Himmel, rühmen. Ich bin nicht seine Braut, noch minder die deine. Eher werd' ich die des Todes!“

„Um!“ versetzte er hämisch: „Alle Bräute sprechen diese Sprache. Man tadelt die Waare, die man besitzet. Du wirst ein anderes Liedchen leiern, wenn du Madame Hauptmännin heißest und mit mir in eine Residenz von Deutschland oder in ein Schloß ziehst. Da wird gespielt, galanisirt, getanzt, banquetirt; da gibt es Insigne Treib- und Hezjagen für uns Cavaliere, Prachtzimmer mit Uhren, Contrefaits, Perspektiven und gestickten Polstern; Lustgärten, Feuerwerke, allerlei Kurzweil, Saus und Braus alle Tage vollauf.“

— O! rief Epiphanie: Welcher höllische Dunst konnte mir so grausam Vernunft und Augen trüben! Du bist nicht nur ein ganz gemeiner, roher Lanzknecht, übermüthig, wild verschwenderisch, unbarmherzig, gottlos, — du bist höchst ekelhaft dazu.

„Mit Gunst, Fania!“ entgegnete Gideon: „Reise mit mir, wie's gefällt; aber sprich mit Reverenz vom Soldatenstand. Wer für Vaterland, Kirche, Haus und Hof Anderer sein Blut hinzuspritzen allezeit parat ist, steht so hoch über dem Schellenwerfer*), als der Adler über dem sinkenden Mistkäfer, und ist vor Welt und Nachwelt respektabel, wenn er gleich nicht des Herrgotts Gaulelack sein mag. Im Uebrigen, Kind, unsere Sache ist abgethan, ein- für allemal. Basta! Ich werde mein Recht an dir manumetren. Ade, mein Schatz, auf Wiedersehn!“

— Nimm meinen Abscheu mit dir, rief sie ihm nach, als er die Thür öffnete. Er wandte sich zurück und versetzte: „Kompli-

*) In der Schweiz die Bezeichnung eines Ketten-Sträflings.

mente schnell' ich dir nicht mehr, du hast dich derselben unwerth gezeigt; hast mit meiner Abgötterei Hohn und Verrath getrieben und sie einem entsprungenen Schellenwerker zum Spott ausgetilcht. Er soll aber gewiß warm zur Hölle fahren; dafür laß mich sorgen. Kann ich ihn lebendig fangen, so will ich ihm mit allerlei Tormentis auf gut Schwedisch zusprechen; er soll braunschweigische Stiefel anlegen, dänische Kappe, spanischen Mantel tragen, bis er Kyrie eleison anstimmt. Ade, Schatz, gedenke mein. Auf Wiedersehn!"

Damit schloß er die Thür und ging hinab in wilder Bewegung, die er kaum zähmen mochte, als er in das innere Gemach trat, wo Adrich und seine Gäste saßen. Er stellte sich zum wärmenden Ofen, und hörte das Gespräch der Redenden anfangs mit geringer Aufmerksamkeit.

14.

Der Rath der Verschwornen.

„Keineswegs, ihr Herren!“ fuhr der Intervogt von Buchsiten fort, der eben das Wort führte und sich durch die Ankunft des Hauptmannes nicht unterbrechen ließ: „Kapitulationen und Verträge mit den Städten sind eitel Tinte auf Papier. Wir auf dem Lande bleiben nur so lange fürchtbar, als wir einträchtig in Waffen stehen. Sie werden freilich im ersten Schrecken Alles bewilligen, hier Ohmgeld und Zölle herabsetzen, dort das Land dem freien Kauf offen lassen, anderswo den Lohn der Schuldenboten, oder die Hoffart der Landvögte beschränken, anderswo die abgeschafften Rechtssame des Volks und der Thalschaften herstellen. Aber auf wie lange? Ist die Gefahr vorbei, ist der Respekt für uns dahin. Dann hat ihre Arglist leichtes Spiel, unter uns Trennung zu bringen; dort mit Verheißungen, hier mit Drohworten. Sie geben

dem Einen ein Geldstück, dem Andern ein Hemtlein, stellen diesen in Schatten, streicheln den Andern mit dem Fuchschwanz. Wir haben leider der Leute genug, die den Mantel nach dem Wind hängen. Und binnen wenigen Jahren wird Alles wieder auf dem vorigen Fuße stehen; Niemand mehr von Kapitulationen und Vertrag wissen wollen. Wer dann noch rechtschaffen denken und daran erinnern will, wird Rebell heißen, und man legt ihm, zur Belehrung der Uebrigen, den Kopf vor die Füße. Vater Ulli Schab von Waldburg hätte wohl recht, wenn Alle ehrlich dächten, wie er. Aber die Städter führen ein weites Gewissen mit sich und halten treulich Wort, so lange man sie am Seil hält. Bei ihnen ist Gidbruch nur ein Kniebruch. Wir haben das Wort für uns da und Brief und Siegel, die Städte aber ihre Gewalt und die starken Festungemauern. Ohne starke Gewährleistung ist eine Kapitulation mit den Städten nicht so viel werth.“ Er blies über seine leere Handfläche hin.

Alle nickten und murmelten einander beifallgebend zu.

„Beim Sanniklaus!“ rief Schybi: „Was hab' ich denn vorhin anders begehrt? Warum widersprach mir Ulli Schab? Die beste Garantie, wenn der Hund nicht beißen soll, bleibt: daß man ihm die Zähne ausbricht. Schleift Wälle und Ringmauern, stürzt die Bastionen in die Gräben, daß der Bauer bei Tag und Nacht frei, wie die Luft, durch die Straßen der Hauptstadt ziehe: so stirbt die Aristokratie darin von selbst. Wer Gefrier sein will, gebraucht Zwang=Urt. Keine Burg, kein Tyrann; und wo kein Garnisch, da kein Ritter!“

„Nicht zu hitzig!“ unterbrach ihn der Intervogt: „Vater Ulli vorhin hatte nicht ganz ohne gesprochen. Den Städtern die Festungswerke schleifen, heißt ihnen die Stadt nehmen. Sie würden hundertjährigen Krieg führen; es würde Seen Bluts kosten. Und woher beziehen wir Belagerungsgeschütz? Und wenn wir die Mauern

und glühene Gefäße gestohlen, Sausgeschirr daraus zu schmieden. Chorröcke, Caselen, Regengewänder, geweihte und Altartücher mußten ihnen zu Kleibern geben. Ja, die Heiligen sammt dem Wachs ließen sie in die Tegel senken. Die Nonnen haben sie in den Klöstern geschändet, und hernach spöttisch vorgegeben, sie hätten sich nur mit unserm Herrgotts Schwestern befreundet. Viele haben die Todten ausgegraben, die Sterbefittel gestohlen und mit den Todtenköpfen auf Kirchhöfen um Geld gefuzelt und Ballonen geschlagen.“

Dem Hauptmann Renold fuhr bei dieser Rede das Jornfeuer in Wangen und Augen. „Untervogt,“ schrie er, „warum stehst du mich dazu an?“

Leuenberg, der bisher immer geschwiegen, unterbrach ihn rasch und rief mit starker Stimme: „Denket ans Sprüchwort: Ein genos baut, Zweigenos zerstört. Vergönnet, ihr Herren, daß ich meine unvorgreifliche Meinung mittheile, denn die Zeit fliegt mit Blüthesittigen. Gleichwie vor Alters die Tellen in den Urländern mit ihrem Blut und mannhafte Sitten gehandelt, und sie keine andere Gewähr ihrer Sache begehren wollten, denn Gott, ihr Schwert und ihr Recht: also sollen wir mit Wahrheit, Treue und Glauben in unsern Aktionen sein, und Keinem vertrauen, denn uns selber, unserm Schwert, unserm Recht und dem Gott unserer Väter. Ein jeglicher Staat, welcher durch fremde Gewährleistung aufrecht steht, ist ein Sterbender, der noch von unsichern Arzneien lebt. Dieweil wir festes, gesundes Gebeln haben, warum sollen wir an der Franzosen oder Deutschen hölzernen Rücken hinken? Was Fürsten geben, ist nur auf wucherisches Unterspand dargeliehen. Wer das Kränzlein der edeln Freiheit nicht aus eigener Kraft erklegen und aufsetzen kann, dem ist es vom Himmel nicht bestimmt. Er küßte die Kette der Tyrannen, sobald ihn der Tod schmählicher dünkt.“

„Das heißt gesprochen wie ein Ehrenmann!“ fiel ihm Abdrich ins Wort.

„Verstehen wir uns jedoch recht!“ fuhr Leuenberg fort: „Was begehren wir von den Städten? Neue Freiheiten? Nein, nur das Recht, was unsern Altvordern zugehörte, was ihnen besiegelt und verbrieft war, und ihnen im Lauf der Zeiten allmählig aus der Hand gespielt ist. Anerkennen wir unsere Obrigkeiten und Regierungen nicht mehr? Mit nichts! Wir ehren zur Stunde das hochobrigkeitliche Ansehen derselben mit aller Treue in allen ehrlichen Dingen. Warum nennen sie uns Rebellen? Wir sollen, sagen sie, unsere Beschwerden auf gesetzlichem Wege vorbringen. Haben wir denn nicht unterwürfig über die Schmälierung unserer Freiheiten, über die neuen Lasten und Abgaben, über die Hart-herzigkeit und Hossart der Landvögte geklagt? Warum traten sie unsere demuthsvollen Bittschriften mit Füßen und jagten unsere Boten mit Schimpf, Schanden und harten Drohungen fort? — Was also bleibt uns übrig? Das Recht des Landes ist so recht, wie das Recht der gebietenden Stadt; und der Bauer ist fürwahr in seiner Haut ein Mensch, so gut und gewiß, als der Patrizier in der seinigen. Sind wir Rebellen, treulose, meineidige, verdorbene Leute, wie uns das Manifest von Baden schilt, so sind es die alten Helden für ihr Recht in den drei Ländern auch gewesen.“

Der Untervogt von Buchsiten unterbrach ihn hier ungeduldig und sagte: „Wozu wiederholst du das Weltbekannte? Zur Sache, zur Sache geschritten!“

„Nun denn zur Sache!“ versetzte gelassen Niklaus Leuenberg: „Der ungerechte Uebermuth der Städte und Lande in der Gengenossenschaft, welcher sich Alles zu wagen erlaubt, hat mit dem Stanser Verkommniß Anno 1481 angehoben. Damals gaben sie sich Hand und Wort, einander wider das Volk Weistand zu leisten in allen Dingen. Von da an konnten die Stadtfürher jedes Recht

34. Nov. IV.

wie Gras fressen, das ihrem Eigennuß beliebig war, und sie haben auch den Bund wider eigene Untertanen allezeit treuer, als den Bund gegen auswärtige Feinde gehalten. Da sprang der Demokrat dem Aristokraten und der Protestant dem Katholischen bei, wenn es Niedertretung rechtsbegehrender Landleute galt. Welt, Schybi, das freie Unterwaldnervolk zeigt jetzt den Entlibuchern schön die Zähne über den Stadtmauern der Herren von Luzern?"

Schybi verzog das Gesicht vertrießlich und sagte: „Die von Uri, Schwyz und Unterwalden sind in ihren Ländern nicht demokratischer, als es Zürich, Bern und die andern Städte hinter ihren Ringmauern sind; aber gegen die Untertanen sind alle Vettern und Gevattern unter einander.“

„Wohlan denn!“ rief Leuenberg: „die Herren schlossen ihren Bund. Wir haben dasselbe Recht zum Bunde für unsere Freiheiten. Laßt uns neben der Eidgenossenschaft der Herren eine Eidgenossenschaft des Volks gründen. Jede Landschaft der Schweiz soll eingeladen werden, unserm Bunde beizutreten; einer jeden soll dieser Bund Freiheiten und Gerechtsame gewähren, die sie erwirkt und mitbringt; keine darf mehr fordern als von ihrer Herrschaft vertrießt gewesen und gebühlich ist. Keine Landschaft darf fernerhin eigenmächtig mit den Städten unterhandeln. Entlibuch und Emmenthal, Luzernervolk und Oberland nebst Aargau, Solothurner- und Baselgebiet treten zuerst in das Volksbündniß und beschwören es zusammen. Das muß in Manifesten ausgehen durch alle Kantone und Vogteien; den Regierungen in Städten und Ländern bleiben ihre Rechte unverlezt vorbehalten. Das ist mein Sinn. Was saget ihr? Abdrich, du hast noch nie gesprochen.“

„Was soll ich sprechen zu den Thorheiten?“ erwiderte Abdrich mit einem Lächeln, worin die Bitterkeit des Mißmuths über ge-

täuschte Erwartungen spielte. „Ihr Leute tangt weder zum Krieg noch Frieden, weder zum Gehorchen noch Befehlen. Darum sehe ich den Ausgang der Dinge hell voraus und euch alle der Reihe nach in Armerfündergestalt mit verbundenen Augen auf dem Sandhaufen, und eure Köpfe unter dem Schwert des Scharfrichters tanzen. Ihr habet den Stein aufgehoben und geschleudert. Nun er aus der Faust ist, berathet ihr, wohin er fahren, wie viel er treffen müsse? Geht, geht, ihr habt das Spiel bei der ersten Karte verloren und ich mit euch. Ich vermuthete in euerm Verstande mehr Trumpf.“

Hier brach der mürriſche Alte barsch ab, stand vom Stuhl auf und warf diesen zur Seite. Die Uebrigen, in nicht geringer Verstärkung, sprangen zu ihm und beschworen ihn, zu reden.

„Gütliche Ruhe!“ rief Abdrich: „Wen die Noth nicht beten lehrt, der lernt's vom Pfarrer nicht. Es ist um die Hälse zu thun, um Erhaltung des Leibes, Lebens und Gutes; ihr aber kannegießert, wie neue Rathsherren im Schöppli-Leist. Das Volk ist im Aufstand, der Felsen rollt bergunter, der Strom schwillt über die Ufer: nun fährt Alles aus, so weit es kann und muß. Denkt nicht, daß ihr wehren und leiten möget, ihr müßet vorwärts, so weit ihr könnet und müßet, nicht so weit euch's gefällt. Die erschrockenen und ergrimten Städte machen keinen Frieden. Ihre Hoheit muß obliegen oder verschwinden. Es gibt zwischen Tod und Leben keinen Weg. Ihr werdet als neue Tellen glänzen, oder als elende Rebellen bluten; das bezwungene Volk zahlt dann die Kriegskosten und bekömmt einen straffern Maulkorb.“

„Nun denn, Abdrich,“ riefen Alle, „dein Rath! dein Rath!“

„Mein Rath?“ fragte der Alte entgegen: „Lasset die Trommeln rühren, die Fahnen klapfen; gehet, schlaget, sieget oder fallt. Bietet die Angehörigen und Leibeligenen aller Kantone auf; es gilt die Freiheit oder Knechtschaft Aller. Stürzt Verwirrung aus von

einem Ende des Landes zum andern. Je größer Schreden und Lähmung der Städte, je leichter deren Niederlage. Nichts bleibe auf der alten Stelle. Pflüget den verraseten Acker tüchtig; aber erst wenn die Schollen umgekehrt liegen, egget frische Saat ein. Was dann werden kann, wird werden!“

„Teufel, der will unsere Eisberge in den Abgrund der Seen werfen, und die Alpen mit dem Nagel seines Daumens wie verschrumpftes Papier glätten!“ rief Schybi lachend: „Das gibt, beim Sanniklaus! einen jüngsten Tag!“

„Schybi!“ sagte Abdrich mit häßern Gesicht: „Du wirst dieser Stunde gedenken, wenn du das Armensünderglöcklein läuten hörst und sie dich zum Hochgericht hinaus psalmodiren.“

Der Leuenberg rieb sich die Stirn und sagte: „Abdrich, bei meinem Leben, du hast nicht übel gesprochen. Wo aber soll es enden, wenn wir über alles Recht hinausgehen?“

„Das Recht geht mit dem Sieger, das Unrecht mit dem Besiegten!“ antwortete der Alte: „Ihr Gmmenthaler seid Berns erkaufte Leute und Leibelgene; freie Schweizer waret ihr nie; für euch schoß kein Wilhelm Tell den Pfeil. Wähnet ihr, ich trage meinen Kopf für eure Lumpereien von Ohmgeld und verrufenen Wagen zum Schaffot? Es gilt Freiheit des Volkes vom Lemmersee bis zum Rhein; frei von Leibelgenschaft, frei von Willkür des Stadtstolzes soll der Landmann sein; von Geburt nicht geringer, als der Schultheiß, und nicht ärmer an Recht. Wir treten durch einerlei Thor in die Welt hinein und hinaus. Mensch ist Mensch im Zwisch: oder Sammetkittel. Gott hat das Recht der Erstgeburt nicht erfunden, und Brüder können Brüder nicht Leibelgen kaufen und haben. Unnatur und Unrecht vertilgen, das ist Natur und das ist Recht. Dafür geh' ich mit euch zum Sieg oder Schaffot, dafür ist beides ehrenreich vor Welt und Gott.“

Sie schwiegen bei diesen Worten Alle; nur Ulli Schab stam-

melte erschrocken: „Wie meinst du's? Alle Obrigkeit, sagt die heilige Schrift, ist von Gott. Es muß Obrigkeit sein, die Gewalt hat.“

„Obrigkeit und Unterthan muß sein; aber das Gesetz über beide und Gott über Alle!“ antwortete Abdrich.

Da ward außen ans Fenster gepöcht, wo einer der Moosknechte, wie Abdrichs Leute genannt wurden, Wache hielt. Der Alte begab sich hinaus. Seine Gäste standen im Nachdenken schweigend umher.

„Mit eurer Gunst,“ sprach nun Gideon, „ihr gasset verblüfft ins Blaue hinein, und es geht euch, wie dem Knecht Ruprecht. Da er wollt' ein Reiter werden, hatt' er keinen Gaul; da er einen Gaul bekam, hatt' er keinen Sattel; da er einen Sattel fand, mangelten ihm Stiefel und Sporn; und endlich, als er Alles hatte, schlie ihm Courage und er saß da wie Matthes von Dresden. Nicht dünkt, Abdrich hat wahr gesprochen. Vor der Hand habt ihr nichts zu deliberiren, als woher Geld und tapfere Mannschaft nehmen, um dem Feinde zu jeder Stunde die Degenspitze zu zeigen. Liegen die Städte zu euern Füßen, dann ist's an der Zeit Conquilla zu halten, wie die Conquete zu behaupten sei! Aber wo sind eure Kriegsmittel? Es sollte Alles in parato und schon fertig sein, Geld, Munition, Proviant, Geschütz, Armaturen, Mannschaften!“

„Das wäre mein geringster Kummer!“ antwortete Leuenberg: „Volkskrieg ist kein Herrenkrieg. Arsenal, Kriegsschatz, Proviantshaus und Verbeplaz eines Volks ist in allen Dörfern, Höfen und Gärten desselben versteckt.“

„Damit ist's bei weitem nicht abgethan!“ rief Gideon: „Du sollst nicht glauben, wenn man einen Bauer an einen Degen bindet, daß er alsbald davon Soldat werde. Wo bleibt die Deciplin? Wo sind eure experten Hauptleute und Feldoberste? Wer

hat die Leute schon in Rotten und Fähnlein getheilt, daß jeder seine Stelle und seine Pflicht kenne? Was wollet ihr mit einem Haufen unerfahrener, toller, halsstarriger, rumortischer, aufrührerischer Bauern ausführen?"

„Mit deinen deutschen und schwedischen Bauern freilich nichts!“ antwortete Schybi ärgerlich: „Anders ist's mit dem Schweizer. Er ist geborner Soldat, und weiß sich binnen wenigen Tagen des Spießes, Degens, der Muequeten und brennenden Linten zu bedienen, den Trab recht zu halten und in voller Rüstung einen guten Weg zu laufen. Alle Kriegeskunst und Disciplin des Herzogs Leopold und Karls von Burgund sind bei Morgarten und Murten eitel geworden.“

„Holla, Schybi, die Welt steht nicht mehr auf dem Flecke, wo du sie in deiner Chronik gesehen hast!“ rief Odeon lachend: „Der große König Gustav Adolph und der unüberwindliche Held Torstensohn haben die Kriegeskunst auf den Gipfel ihrer Perfektion gehoben, wovon ihr euch hier zu Lande nichts träumen laßt. Heut' zu Tage gehören zu den zehn Prädicamentis eines guten Kriegsmannes erstlich, daß er — —“

15.

Mancherlei Nachricht.

Hier unterbrach ihn Adrichs Rückkehr. „Nun, ihr Mannen,“ sagte dieser, „jetzt rührt' Arm' und Beine, statt der Jungen. Stärkt euch noch zur Reise. Der Tisch ist gar bald gedeckt zum Morgeneffen, bald ist's Mittagszeit. An Tafelmusik fehlt's nicht. Man schlägt durchs Kulmerthal die Sturmglocken.“

„Ist der Feind in den Aargau gedrungen?“ rief Leuenberg mit ernstem, etwas entfärbtem Gesicht: „So eile Jeder an seinen

Platz! Vorher laßt uns aber einen Schluß über die Zukunft fassen, damit wir einträchtig verfahren; denn wir sind deswillen an diesem abgelegenen Ort im Moos zusammengetreten.“

„Se, Leuenberg,“ sagte Oldeon spöttisch, „wie nimmst du doch die Botschaft so kalt auf, daß dir die Worte davon wie blasse Schneeflocken aufs Gesicht fallen!“

„Mir? Was du nicht Alles siehst!“ erwiderte Leuenberg mit gezwungenem Lächeln: „Gaukeln dir etwa Funken um die Augen? — Ihr Herren, zur Sache; die Zeit wird für Klartheit zu köstlich. Gile, Vater Ulli, wecke dein Volk und auf damit zum Rhein gegen eure Stadt. Die reichen Basler begehren keinen Krieg, wenn sie mit silbernen und goldenen Kugeln nichts ausrichten. Sie bringen dem ersten, der kommt, Freund oder Feind, die Thorschlüssel entgegen, sobald man ihnen die Schlüssel ihrer eisernen Geldkästen nicht abfordert. Du, Hauptmann Renold, bleibst an Abdrucks Seite, und richtest nebst den andern Hauptleuten den Aargauer Landsturm ein. — Und du, tapferer Christen Schybi, dessen Namen schon in den Thälern und Alpen unsers Oberlandes Welber und Kinder preisen, — —“

„Beim Sanniklaus, du sollst bald von mir hören!“ rief Schybi: „Ich halte dir Wort!“

„Du hältst den Bund der zehn Aemter also steif und aufrecht!“ fuhr Leuenberg fort: „Und Alles muß rückgängig, null und nichts werden, was indeffen zwischen Euerm Landvolk und der Stadt Luzern durch die Gesandtschaften von den sechs katholischen Orten verhandelt, vermittelt und abgeschlossen sein mag.“

„Wäret ihr,“ erwiderte Schybi, „im Oberland und Aargau früher auf den Beinen gewesen, hätten wir nie Unterhandlungen und Friedensvorschlägen das Ohr geliehen. Ich stände heut' mit meinen braunen Entlibuchern inner den Mauern von Luzern und rechnete mit Schultheiß, Rath und Hundert ab.“

„Steh da,“ sagte Abdrich und schob die kleinen Fenster und Vorfenster zurück: „Felix fährt von der Höhe der Dampf herab, wie ein Fittispyffell. Knabe, was bringst du Neues? Tritt herein!“

Nach einer kurzen Weile ging die Thür auf. Felix, ein junger Kerl, trat ins Zimmer, odemlos. Man umringte ihn.

„Geda, lustig Bürschlein!“ schrie Sideon: „Hat dir der Schrecken die Schlauderhosen zu weit und die Gurgel zu eng gemacht? Wart nur, bis uns die blauen Bohnen ums Ohr pfeifen, da soll's spanische Bäume geben und mehr Dyffenterie, als im nassen Schladerwetter der Herbsttage.“

„Es scheint, Hauptmann,“ versetzte Abdrichs Knecht: „du hast die Probe schon an dir gemacht, und bist bei den gelben Webern gewesen. Wir in den Bergen hier sind noch lange nicht Klupfi's Söhne. Steig' den Berg hinauf zur Dampf, da siehst du den Aargau und wie das Volk lebendig ist.“

„Welche Berichte bringst du, Felix?“ sagte Abdrich.

„Meister, es wird gestürmt!“ antwortete der Knecht: „Zuerst hört' ich's rechts von Brugg her, aus der Ferne; dann gegen Lenzburg heran. Bald aber schollen links aus der Tiefe die Glocken von Kulm und Gränichen; bald rechts in der Nähe von Seon und Birrwyl. Bald schweigen alle, bald einzeln; bald heulen alle durch einander. Es ist ein Fest, das! Dazwischen läßt sich deutlich das Schnurren und Rollen und Trommeln vernehmen und einzelnes Rufen und Geschrei, als wäre aller Orten und Enden Feuer aufgegangen.“

„Sieht man Bewegungen in den Thälern?“ fragte Leuenberg.

„Nichts!“ antwortete Felix: „Leute, die auf dem Felde sind, laufen quer die Aecker den nächsten Weg zum Dorf. Auf den Landstraßen rennt, wie eine verirrte Amelse, hie und da ein Reiter entlang; vermuthlich Möllerknechte sind's, die Stafetten bringen.“

„Es ist Zeit mit uns! Fort, fort!“ rief der Untervogt von

Buchstern: „daß wir zu den Ausern mit heiler Hand gelangen, und nicht dem Feinde in die Hände laufen.“

„Bevor ihr den Weg unter die Hüte nehmt, ihr Herren,“ sagte Adrich, „setzt euch mit mir zum Morgenessen. Ihr seid so sicher hier, wie in der Kirche. Die Entstellungen sind lang. Auch empfanget ihr indeß wohl nähere Kunde, was vergeht.“

„Nichts überflüssig, Freunde! Adrich hat wohlgeschwiegen!“ sagte Lenenberg hinzu: „Wir haben vielerlei Vermuthungen und Muthen vermuthen, und müssen ja heut nicht ins Jenseits Schick. Wie folgen wir unserm freigesetzten Wirth, wenn er uns führen will.“

Sie gingen. Die Mägde richteten das Mahl an, welches sich im Gespräch über die Dinge, die da kommen sollten, und kein Weine, der sie begünstigte, weit über die Zeit hinaus dehnte, die selbst der vorsichtige Lenenberg dazu bestimmt hatte. Auch saßen sie da, lärmend durch einander scherzend, nur Adrich allein nicht, der nach seiner Gewohnheit düster blieb und schwieg, als eine der Mägde ihm sagte, daß Epiphanie draußen stehe, und ihn zu sprechen verlange. Wie die Gäste es hörten, rief der Unterzeugt von Buchstern: „Laß deine Nichte zu uns eintreten, Adrich. Warum verheimlichst du sie vor unsern Augen? Wir haben die Sage wohl gefunden, die im Volke von deinem Hause geht: daß bedienet die zierlichsten Dirnen des Argones. Aber deine Tochter und Nichte sollen die Schönen des Landes sein.“

„Auch läßt sich's denken,“ stimmte ihm Lenenberg bei, „dein Hanytmann Odeon Arnold hat lang umhergekehrt im deutschen, ungarischen und schwedischen Lande, und zuletzt hat ihn doch ein Schweizermägdelein gefangen, den tapfern Helden. Nach' ihn seiner eifersüchtig, rath' ich euch!“

Auf Adrichs Gebot trat Epiphanie herein. Erröthend und mit jugendlicher Schüchternheit verneigte sie sich grüßend gegen die Männer, aber mit einer Art Hoheit, wie man von ländlichen

Schönen nicht zu erwarten pflegt. Auch verstummten die Fremden und erhoben sich mit unwillkürlicher Ehrerbietung von den Strohsesseln. Obeon bemerkte die Ueberraschung seiner Freunde in heimlichem Triumph und nickte Epiphanien mit vertraulichem Lächeln über den Tisch zu. Sie aber, sein nicht achtend, ging vorüber. Ihre Seele schien eines andern Gegenstandes voll. Ein Geheimniß, welches der künstliche Ernst ihrer Mienen verbergen wollte, verkündete sich aus dem Entzücken, welches diesen Ernst milderte und von ihren Augen wiederglänzte.

Sie beugte sich zu Abdrichs Ohr hinab und flüsterte leise: „Nur ein Wörtchen laß dir allein sagen, Oheim. Deinem Hause ist an meinem Tage Heil widerfahren!“

Abdrich begab sich mit ihr auf die Seite.

„Berichte zuvor, wer wartet meiner Kranken ab? Wie ist Leonorens Befinden?“ fragte er.

„Freue dich, Abdrich!“ antwortete sie: „Deine Tochter lenkt nach dem Wege der Genesung ein. Sie wird wieder aufblühen. O geh, o sieh sie! Vom langen Schlafe findest du sie erwacht, heiterer, stärker, als ich sie je gesehen. Ihre blassen Wangen haben wieder erröthen, ihre Lippen wieder lächeln gelernt. Sie selber hat in die ausgetrocknete Lampe frisches Del gefordert und Speise und Trank begehrt.“

„Gile zu ihr zurück!“ erwiderte Abdrich, ohne die Finsterniß aus Gemüth und Antlitz zu verlieren, die da einheimisch geworden war: „Sobald die Fremden das Haus verlassen haben, komm' ich zu ihr. Der Engel, welcher schon halb über den Wolken war, senkt sich noch einmal zur Erde, um mir allem, verwaistem Mann Valet zu sagen. Er will nicht bei uns verweilen, glaub' es mir. Meine Hoffnungen sind zerrissen, und das Spinngewebe deines Trostes stellt die Zerstörung nicht wieder her.“

— Fasse Muth, Oheim! Ich könnte dir mehr sagen. Ich würde

vielleicht unglaublicher sein, als du, wenn nicht ganz ungewöhnliche Dinge zu gleicher Zeit geschähen, die einander zu Hilfe kommen wollen, ihre Glaubwürdigkeit gegenseitig zu bezeugen.

„Zum Beispiel, Fanelli?“

— Du wirst nach deiner Gewohnheit spotten. Aber frage Menzeli, frage Kuebl, den Jägerknecht. Es ist eine fremde Stimme in deinem Hause; sie ist an meinem Kämmerlein erklingen. Wir haben sie Alle gehört.

„Eine Stimme, wunderliches Mädchen? Wessen Stimme?“

— Wer kann's sagen? Wir aber haben sie Alle vernommen. Die Bänke plaudern nicht und die Luft ist stumm. Es war die Stimme eines Menschen, die wir hörten. Sie klang zart, wie der Ton eines sehr jungen Kindes; und doch mit einer Stärke, die uns erschreckte. Ich meine, aber spottete ja nicht, es sei der Laut eines Waldgeistes gewesen.

Sie sagte die letzten Worte fast unhörbar leise und schüchtern, indem sie dabei ernst und furchtsam zu Abdrich hinauf sah. Dieser schien das Gespräch abbrechen zu wollen, während sich doch sein faltenreiches Gesicht in ein Lächeln zusammenlegte, welches aber bei ihm jedesmal, vielmehr wider seinen Willen, eine hämische Natur annahm.

— O, dach! ich es doch, Abdrich! rief sie ernst und hastig: Du verhöhnst mich; aber verhöhne die Ueberirdischen nicht, fürchte ihren Zorn. Weißt du, wie ich sie in der Aschermittwoch-Nacht erblickt habe, da ich bei Leonoren wachte und der frischen Luft willen das Fenster öffnen mußte? Deutlich sah ich sie ja damals im Mondschein wandeln, am Waldsaum auf der Wiese beim Ahorn. Aber sie tanzten nicht, wie Zwerglein sonst pflegen, sondern gingen in ihren langen Mänteln, wie wenn sie etwas suchten, still umher und dann einzeln und traurig in den Wald zurück. Das ver-

Schönen nicht zu erwarten pflegt. Auch verstummten die Fremden und erhoben sich mit unwillkürlicher Ehrerbietung von den Strohsesseln. Obeon bemerkte die Ueberraschung seiner Freunde in heimlichem Triumph und nickte Epiphanien mit vertraulichem Lächeln über den Tisch zu. Sie aber, sein nicht achtend, ging vorüber. Ihre Seele schien eines andern Gegenstandes voll. Ein Geheimniß, welches der künstliche Ernst ihrer Mienen verbergen wollte, verkündete sich aus dem Entzücken, welches diesen Ernst milderte und von ihren Augen wiederglänzte.

Sie beugte sich zu Abdrichs Ohr hinab und flüsterte leise: „Nur ein Wörtchen laß dir allein sagen, Oheim. Deinem Hause ist an meinem Tage Heil widerfahren!“

Abdrich begab sich mit ihr auf die Seite.

„Berichte zuvor, wer wartet meiner Kranken ab? Wie ist Leonorens Befinden?“ fragte er.

„Freue dich, Abdrich!“ antwortete sie: „Deine Tochter lenkt nach dem Wege der Genesung ein. Sie wird wieder aufblühen. O geh, o sieh sie! Vom langen Schlafe findest du sie erwacht, heiterer, stärker, als ich sie je gesehen. Ihre blassen Wangen haben wieder erröthen, ihre Lippen wieder lächeln gelernt. Sie selber hat in die ausgetrocknete Lampe frisches Del gefordert und Speise und Trank begehrt.“

„Gile zu ihr zurück!“ erwiderte Abdrich, ohne die Finsterniß aus Gemüth und Antlitz zu verlieren, die da einheimisch geworden war: „Sobald die Fremden das Haus verlassen haben, komm' ich zu ihr. Der Engel, welcher schon halb über den Wolken war, senkt sich noch einmal zur Erde, um mir altem, verwaisetem Mann Valet zu sagen. Er will nicht bei uns verweilen, glaub' es mir. Meine Hoffnungen sind zerrissen, und das Spinnwebgewebe deines Trostes stellt die Zerstörung nicht wieder her.“

— Fasse Muth, Oheim! Ich könnte dir mehr sagen. Ich würde

vielleicht unglaublicher sein, als du, wenn nicht ganz ungewöhnliche Dinge zu gleicher Zeit geschehen, die einander zu Hilfe kommen wollen, ihre Glaubwürdigkeit gegenseitig zu bezeugen.

„Zum Beispiel, Faneli?“

— Du wirst nach deiner Gewohnheit spotten. Aber frage Menzeli, frage Ruedi, den Jägerknecht. Es ist eine fremde Stimme in deinem Hause; sie ist an meinem Kämmerlein erklingen. Wir haben sie Alle gehört.

„Eine Stimme, wunderliches Mädchen? Wessen Stimme?“

— Wer kann's sagen? Wir aber haben sie Alle vernommen. Die Hände plaudern nicht und die Luft ist stumm. Es war die Stimme eines Menschen, die wir hörten. Sie klang zart, wie der Ton eines sehr jungen Kindes; und doch mit einer Stärke, die uns erschreckte. Ich meine, aber spottete ja nicht, es sei der Laut eines Waldgeistes gewesen.

Sie sagte die letzten Worte fast unhörbar leise und schüchtern, indem sie dabei ernst und furchtsam zu Abdrich hinauf sah. Dieser schien das Gespräch abbrechen zu wollen, während sich doch sein faltenreiches Gesicht in ein Lächeln zusammenlegte, welches aber bei ihm jedesmal, vielleicht wider seinen Willen, eine hässliche Natur annahm.

— O, dacht' ich es doch, Abdrich! rief sie ernst und hartig: Du verhöhnst mich; aber verhöhne die Ueberirdischen nicht, fürchte ihren Zorn. Weißt du, wie ich sie in der Aschermittwoch-Nacht erblickt habe, da ich bei Leonoren wachte und der frischen Luft willen das Fenster öffnen mußte? Deutlich sah ich sie ja damals im Mondschein wandeln, am Waldsaum auf der Wiese beim Ahorn. Aber sie tanzten nicht, wie Zwerglein sonst pfeifen, sondern gingen in ihren langen Mänteln, wie wenn sie etwas suchten, still umher und dann einzeln und traurig in den Wald zurück. Das ver-

kündete ein Jahr des Unheils, sagi' ich dir damals. Ist es nun nicht mit Krieg und Unruhen schon eingetroffen?

„Gut, gut, Fanell. Und was erzählte dir die Stimme deines Schrätkel?“

— Wir verstanden inösesammt deutlich die Worte: „Je höher die Noth, je näher ist Gott!“ Und denke, als ich darauf in Leonorens Gemach trat, sah ich sie erwacht, zum ersten Mal mich anlächeln, mir ihre Hand entgegenstrecken, und von ihren Wangen das erste blasse Roth der Genesung schimmern, wie Frühlucht des wiederkehrenden Morgens. Sie sagte: „Wie ist mir doch so himmlischwohl!“ Da rief ich: „O, die Verklärung des Unsichtbaren galt also dir!“ Und ich erzählte ihr Alles.

Abdrich schüttelte traurig lächelnd den grauen Kopf, aber, als wollt' er Epiphaniens mit seinem Unglauben nicht gekränkt wissen, klopfte er ihr schmeichelnd mit den Fingerspitzen die Wangen und sagte: „Geh', pflege Leonorens. Sobald mich die Fremden verlassen, bin ich bei euch. Deine Botschaft will mich nicht erquicken, wie wundervoll sie auch aus deinem Munde klingt. Geh', Kind. Wenn eine Lampe erlöschen will, flammt sie noch einmal auf; auch die Schneeberge, wenn sie nach Sonnenuntergang leichenblau dastehen, erglänzen zuweilen unvermuthet wieder, ehe sie in Nacht fallen. Verstehst du mich? Geh', geh'!“

Epiphanie gehorchte schweigend und kopfschüttelnd.

16.

Die Botin von Seon.

Alle blickten der schönen Gestalt, wie sie das Zimmer verließ, mit Wohlgefallen nach, und konnten, während sie sich zur Abreise

rücketen, kein Gude finden, sowohl dem Oheim, als dem Hauptmann Renold, die schmeichelhaftesten Dinge über die Jungfrau zu sagen. Indessen über die große Zukunft, welche vor den Ver schwornen lag, ward von ihnen bald das Anmuthigere vergessen. Die letzten Abreden mußten genommen, die letzten Verheißungen gegenseitig unter herzlichem Handschlag gegeben werden. Gätte nicht der sinkende Tag zu stark gemahnt, der Abschied wäre unter neuen Berathungen und Wortwechseln vergessen worden.

Wie sie schon vor Abdrichs Hause standen und ihrem gastfreundlichen Wirth noch einmal dankbar beim Lebewohl die Hand schützten, wurden sie durch eine neue Erscheinung versäumt. Längs dem Walde her, von der Höhe der Dampf herab, kam ein junges Bauerntweib an der Seite eines der Moosknechte. Beide waren schon ziemlich nahe, als man ihrer gewahr wurde.

„Woher das Weib, Baschi?“ fragte Abdrich den Knecht.

„Droben auf der Dampf sing ich es auf!“ antwortete dieser:

„Es ist mit ihm gar nicht richtig. Es fragte dem Fanell nach, als ich es anhielt, weil ich bemerkte, es wolle zum Moos schleichen.“

„Ei, du falscher Gesell, du Luchmäuser!“ schrie die junge Frau zornig; „Wer ist geschlichen? Ich darf mich am Tageslicht zeigen auf offenem Weg; eher als du, dem die sieben Todsünden ins Schelmengesicht gemalt sind. Seh' doch Einer! mich aufgefangen! Wer hat dich zum Welbel gemacht? Verdächtiges Gesindel; deinesgleichen fängt man auf, aber nicht ehrlicher Leute Kind.“

„Ach! Warum denn wolltest du mir droben ausweichen und links um machen, als ich dir in den Weg trat?“ erwiderte Baschi, etwas überrascht durch die unerwarteten Ehrentitel, mit denen ihn die geläufige Zunge der Bäuerin schmückte.

„Ich kenne den Hasen am Klang!“ erwiderte sie, „und sehe solchen Strick lieber am Galgen, als neben mir. Aber ich ging meiner Wege in Gottes Namen, ihr guten Leute, und bekümmerte

mich um den Tölpel nicht, der mir wie ein verlaufener Hund nachstrich."

"Glaubet doch der Lächerzunge nicht!" unterbrach sie Bafchi:
"Sie ist ausgefickt, um zu kundschaffen. Das böse Gewissen schaut ihr aus den Augen."

"Gi, behüt' uns Gott!" rief das Weib: "Ich muß selber zum Krüglein werden und zum Gläslein heraus schauen. Seht doch, kundschaffen! Wer in der Welt verlangt von solchem schäbigen Kerl etwas zu wissen? Ich habe dem Galgenvogel keine Frage gethan, weil ich wohl wußte, das sei kein Fraß. Ihm aber ging das kläffige Maul wie Müllers Rad, und er konnte des Fragens und Förschelns nicht satt werden. Er weiß darum doch weder Gir noch Gar."

"Ich habe keine Lust mit dir zu zanken, Weib!" schrie Bafchi ärgertlich: "Man müßte vielen Brei haben, dir den Mund zu stopfen. Geirathe dir einen Harthörigen Mann, wenn er vierzehn Tage am Leben bleiben soll. Ich will hängen, ihr Herren, wenn die nicht ins Moos auf Kundschafft geschickt ist mit ihrer Dohlenzunge und Sperberaugen. Was sie sieht, geht mit Geschrei eben so geschwind wieder aus dem Mund, wie Wasser durchs Sieb. Ich erfuhr auch unterwegs von ihr . . ."

Das junge Weib, das jede Bewegung seiner Lippen mit den Augen verfolgte, war ihm schon zehnmal ins Wort gefallen, und unterbrach ihn auch diesmal. Abdrick und seine Gäste aber beruhigten sie jedesmal mit Drohung und Bitte und Verheißung, sie anzuhören, sobald der Knecht zu Ende gesprochen haben würde.

"Unterwegs also vernahm ich denn von ihr auch," fuhr der Knecht fort, "daß hinter Brugg Alles schwarz sei vom Schaffhauser Kriegsvolk; daß die Zürcher mit vielen tausend Mann über Bettingen und den Heltersberg folgen würden; daß die Mühlhäuser und Basler schon vor Arau ständen; daß die Welschberger über

Morgenthal heranzögen und geschworen hätten, die Dörfer zu verbrennen, Mann und Maus niederzumachen, und des Kindes im Mutterleib nicht zu schonen. Es sei Alles verloren."

"Bist du nun fertig?" unterbrach ihn die Frau heftig.

"Jetzt soll die Reihe an dich kommen, Fräulein!" sagte Adbrich mit dem Tone der Zutraulichkeit: "Rede du jetzt. Ist es wahr, was er erzählt hat?"

"Wahr und nicht wahr!" antwortete sie: "Wie kann der faule Brunnenstock das reine Wasser wieder geben? Alles verloren? Ja, wenn unsere Männer selbe Memmen wären, wie du, zweibeiniger Gase. Geh', lauf, die Furcht wird dir vier Füße machen. Glaubst ihm kein Wort, ihr Mannen. Morgen zieht unser Volk mit dem Landsturm gen Arau auf. Wir Weiber folgen mit Fuhrwerk und Säcken. Das Städtlein wird geplündert, denn es hält zu den Bernern. Die fremden Soldaten werden wie Engerlinge verfolgt und ausgerottet, daß von ihnen kein halbes Gebein über die Berge zurückkommt.

"Glaubst du," sagte Leuenberg lächelnd, "das werde so rasch gehen?"

"O, dafür laß ich mir den Kummer nicht über das Knie wachsen!" erwiderte sie: "Es ist endlich Zeit, daß wir Rechnung machen mit den Herren und einmal für allemal abschaffen. Denn so können arme Leute nicht länger ausbauern, wenn sie nicht von den Schuldenboten aufgefressen sein wollen. Ich möchte auch den Brief sehen, den unser Herrgott den Herren gegeben, daß sie Land und Leute ungestraft verschlucken, alle Rechtfame, Fischengen ¹⁾, Hochwalb, Kcherum ²⁾, Alles für sich behalten, und uns kaum Luft und Grab umsonst gönnen. Tag und Nacht laufen Weibel und

¹⁾ Recht zur Fischerei in Seen und Flüssen.

²⁾ Die Eichelmaß in Hoch- und obrigkeitlichen Forsten.

Boten unsereinem das Haus ein; der Eine will Ohmgeld, der Andere Einung ¹⁾, weil man aus dem Hochwald einen Besenstiel genommen; der Eine zieht Tagwen ²⁾ ein, der Andere Zwings- und Fastnachtshühner ³⁾; der Eine begehrt Rätt- ⁴⁾, der Andere Bodens, der Dritte Herrschaftsgins ⁵⁾, der Vierte, für seine Mähe, Landgarben ⁶⁾. Verkauft eine arme Wittve die letzte Kuh auf dem Lenzburger Markt, heißt's: Pfundzoll her für die Herren von Bern! Bricht Einer ein mageres Stück Feld auf, das Keinem, als der Hungersnoth gefällt, muß Futterhaber ⁷⁾ gestellt sein, und den nackten Waisen nimmt man von der Erbschaft sogar Tobfall ⁸⁾. Das kann nicht länger gehen und gelten. Bei meiner Treu, keine Schwöchnerin darf ihre Schaale Milch trinken, daß nicht Wägte und Weibel zuvor die Rideln ⁹⁾ davon abschürfen. Ich hoffe aber zu Gott, man wird morgen Felerabend mit ihnen machen. Werden sie wieder Meister, ihr Leute, so verlaßt euch auf mein ehrliches Wort, das Schaub Stroh wird Asche und der Obervogt

- 1) Forstrevolbuße wurde Einung oder Einig genannt.
- 2) Tagwen war obrigkeitliche Haussteuer.
- 3) Jede Hofstatt auf Herrschaftsgut zahlte jährlich mehrere Zwingshühner.
- 4) Für frischaufgebrochenen Herrschaftsboden, wo Wald ausgerodet und Ackerland gemacht war.
- 5) Von Scheunen, Häusern und andern Gebäulichkeiten.
- 6) Dem Weibel für gerichtliche Vorladungen.
- 7) Wer so viel ödes Land urbar machte, daß er davon eine Zehntgarbe stellen konnte, mußte der Herrschaft jährlich ein Viertel Haber liefern.
- 8) Das beste Stück Vieh, Kleidung u. s. w., welches die Herrschaft nach dem Tode eines Hausvaters, als Folge und Zeichen von dessen Leibes-eigenschaft nahm.
- 9) Rahm.

verbindet mit einem Faden alle Häuser 1). Denkt an mich. Ich heiße Rätli.“

„Heiße, wie du willst!“ rief Waschl, „aber man soll dir Hosen geben, und Kragen und Jänke 2) dazu, denn du mußt unser Feldpredikant beim Landsturm gegen Bern werden.“

„Bist ein rechtschaffenes Weib. Laß ihm Ruhe, Waschl!“ sagte Adrich: „Wo bist du dahelme, Frau?“

„In Seon. Ihr kennt gewiß Alle meinen Mann, den Karl Marti Gloor, Anken-Joggli's. Wir sind halt auch arme Leute, und müssen es sauer bei den Menschen bezahlen, daß uns der Herrgott geschaffen hat. Mein Mann tagelöhnet in allen drei Städten herum, oder verträgt Waare. Ich spinne Wolle und Flach. Seit dem Tod meiner Ruhme, der alten Tschöpli-Riesl, wie man sie nannte, sie war des Alt-Untervogts Schwester, hatten wir zu unsern drei Geißen noch eine Kuh, die wir den letzten Lenzburger Markt kauften. Das kleine Erbe von der Ruhme, Gott habe sie selig, hat uns gar wohl gethan; wußten wir doch zu Zeiten kaum, wie uns mit unsern drei Kindern von einem Tag zum andern das Leben fristen.“

„Schon gut, Frauli, schon gut!“ unterbrach Adam Zeltner den Strom ihrer Rede: „Wir kennen nun belue ganze Hof- und Haushaltung, aber wissen noch nicht, wer dir von den Schaffhäusern und Baslern bei Brugg und Aarau erzählt hat?“

1) Damals wohl nur herkömmliche Redensart. Wenn ehemals in der Grafschaft Lenzburg der Herrschaftsdienst bezahlt werden mußte, wurde ein Bund (Schaub) Stroh angezündet. Wer nicht kam, so lange das Stroh noch brannte, dem konnte der Obervogt „das Haus mit einem Faden verbinden“, dann war das Haus an die Herrschaft verfallen.

2) Die Amts- und Kanzeltracht der reformirten Geistlichen in der Schweiz. Bsch. Nov. IV.

„Ei, jedes Kind wußte das schon vor anderthalb Stunden zu Seon!“ antwortete die Bäuerin: „Das ganze Dorf lief ja bei der Kirche zusammen, als die Glocke gezogen ward und des Trompeters Fridl von Hunzenschwyl zu Rosß daher gesprengt kam.“

Nachdem die Gäste Abdrichs von dem gesprächigen Weibe alles, was sie wollten, erfahren hatten, mußte Baschi die Erzählerin unter dem Vorwande ins Haus führen, sie mit einem Abendtrunk zu erquicken. Indessen ward draußen berathen, wie Jeder mit Sicherheit wieder aus dem Noos in seine Heimath gelangen könne? Denn es dünkte bei den eingekommenen Nachrichten Keinem mehr in der Gegend ganz geheuer. Leuenberg wählte den Weg über die Dampf, in Schybi's Gesellschaft, gegen Willisau und Hütswyl. Der Untervogt von Buchsiten und der alte Uli Schad wollten versuchen, über Schöffland und Uertheim nach Olten zu ekommen. Olbeon Renold hingegen blieb, unter Einstimmung Aller, zurück, damit er helfen könne, den Aargauer Landsturm ordnen und gegen Aarau führen.

17.

Das kaiserliche Geschenk.

Sobald Abdrich seine Gäste entlassen hatte, kehrten auch er und Olbeon ins Haus zurück, wo ihnen Baschi's und Rätli's Gezänk schon wieder aus der Stube entgegenscholl. Der Alte stiftete nicht ohne Mühe zwischen beiden einen Jungensstillstand, der lange genug dauerte, um der Frau die Frage vorlegen zu können, welches Geschenk sie ins Noos geführt habe?

„Meister,“ rief Baschi: „ist der Teufel der Vater der Lügen, glaubt mir's, so ist hier die Mutter dazu; denn sie kann den Mund nicht öffnen, ohne daß eine Unwahrheit zur Welt kommt,

so lang und breit, als das Weib selbst. Unterwegs behauptete es, mit Jungfrau Epiphania reden zu müssen; jetzt läugnet es Alles.“

„Was hab' ich mit deinem Spionengefißt zu schaffen, du wunderwüßiger Gesell?“ entgegnete das unerhörte Weib: „Was dich nicht beißt, hast du nicht zu fragen; komm' zu mir am St. Nimmertag, wenn die Schnecken bellen, dann sollst du Alles erfahren. Jetzt hab' ich keine Aufträge für dich, sondern ich suche des Moosers Bruderstöchter.“

„Auf Epiphania herbei!“ sagte Abdrich zu Baski.

„Mit Erlaubniß!“ fiel Rätli Gloor ein: „Ich muß ihr den Auftrag' unter vier Augen ausrichten; das hat mir der Herr ausdrücklich befohlen, der mich schickt; und wenn mir . . .“

„Was für ein Herr?“ unterbrach sie Gideon, der jetzt aufmerksam ward.

„Wen ich nicht kenne, den ich nicht nenne!“ antwortete sie: „Allein das dürfet ihr mir zutrauen, daß ich nicht schlechter Leute Briefe trage. Der Herr ist wenigstens so gut, wie ihr Alle, und hat vielleicht ehrlicher Weise so viel Geld, als der reiche Abdrich...“ Hier unterbrach sie sich selbst, und fragte: „Ist Einer von euch der Mooser?“

„Der bin ich!“ sagte Abdrich.

Die junge Frau erschraf, betrachtete den Alten, und ward von nun an einsilbiger in ihren Bescheiden, die sie auf Abdrichs und Gideons bringendes und wiederholtes Fragen ertheilte. Ihre Zurückhaltung erregte Gideons und Abdrichs argwöhnische Neugier. Beide besprachen sich leise und führten sie dann hinauf in Epiphaniens Gemach, wo Abdrich seiner Nichte erzählte, daß die Frau ihr von einem Herrn geheime Mittheilungen zu machen habe.

Epiphania fragte die Bäuerin, mit flüchtigem Erröthen: „Nicht so, dich schickt Fabian von Almen?“

„Mag er heißen, wie er will!“ antwortete die Frau: „Er

Worten hatte sie ihr ein kleines versiegeltes Kästlein in die Hand geschoben. Epiphania legte aber dasselbe unwillig auf den Tisch. Es war von schwarzem Ebenholz, auf dem Deckel und an den Rändern künstlich mit Gold und Perlmutter ausgelegt.

„Das ist chinesische Arbeit,“ sagte Abdrich, indem er die Truhe betrachtete, ohne sie anzurühren: „Ich habe dergleichen zu Transquebar und Batavia nur in den reichsten Häusern als köstliches Schaustück gesehen.“

Hauptmann Renold nahm das Kästlein in die Hand und betrachtete es mit einer Miene, in welcher sich Erstaunen und eifersüchtiges Mißvergnügen nicht verbergen konnten. Besonders zog das Siegel seine Aufmerksamkeit an. Es war darin ein Muttergottesbild vorgestellt, die Brust von sieben Schwertern durchbohrt. Er schüttelte den Kopf und sagte zu Epiphania: „Hier ist ein böses Omen! Wenn du nicht schon besser um die Sache Bescheid weißt, als du simulirst, so prognosticire ich, dir läuft ein papistischer Hasensuß nach, der dich bekehren oder verkehren möchte; oder das Präsent wird dir von einem Prälaten geschickt, der eine junge Haushälterin braucht. Sei dem, wie ihm wolle, ich rathe dazu, die Truhe zu öffnen. Vielleicht gibt der Inhalt nähere Indicia.“

„Thut, was euch beliebt und ihr verantworten könnet!“ erwiderte die Jungfrau.

Abdrich nickte. Gideon erbrach das Siegel und öffnete das Kästlein. Das Innere desselben war von einem Päckchen angefüllt, dieses in Papier gewickelt, welches beim Entfalten in zierlicher Handschrift die Worte lesen ließ: „Mein Kind, geliebte Epiphania, zieh' gen Arau zu deinem Taufpaten, dem wohllehrwürdigen Herrn Dechanten Mäpperli, und verweile bei ihm bis ich komme. Erfülle mein Wort und dein Glück. Ich bin in dieser Welt dein wahrhafter und getreuester Freund.“

Epiphania, obwohl sie nicht zu lesen verstand, betrachtete doch

mit unruhiger Neugier alle einzelnen Züge der Buchstaben und sagte: „Stehet das auch wirklich so? Wer ist er denn? Lies seinen Namen!“

„Er heißt Don Anonymus, sintemal er weder Namen noch Namenszug annectirt hat!“ versetzte Oldeon lachend.

„Ich betheure,“ rief Abdrichs Richte, „daß ich niemals mit einem Manne des Namens Bekanntschaft gehabt.“

Indessen rollte Oldeon ein zartes Gewebe vom feinsten Gespinnst auf, welches zuletzt, für den geringen Raum, den es einnahm, beträchtliche Größe hatte, und einen mit wunderbar gestalteten Blumen durchzeichneten Schleier ausmachte. War die Ueberraschung Aller groß, ward sie es noch mehr, als zuletzt eine Schnur helldurchsichtiger, großer, orientallischer Perlen von gelblichem Wasser sichtbar wurde; dabei in ein Papler gehn venetianische Dufaten eingeschlagen. Oldeon klimperte mit blesen auf dem Tisch, und rief: „Zum Henker, insgesamt ächte Schildkranken! Schant her!“

Abdrich, der mit wachsendem Befremden abwechselnd den Schleier und die Zahlsperlen musterte, sagte: „Vettelei, das Gold da! Aber dies Geweb' aus Indien, diese Perlenschnur kann im Schweizerland Keiner werthen; es ist unschätzbar. Das ist ein Königsgeßent! Fanelli, du bist an deinem Geburtstage aus einer armen Waise ein reiches Mädchen geworden.“

Epiphanie, die eine Weile mit kindischer Verwunderung, bald das indische Gespinnst, bald die schimmernde Schnur beschaute und betastet hatte, schob beides zurück und sagte: „Was soll mir das? Weib, ich nehm' es nicht von dir und deinem Unbekannten, und könnt' ich ein Königreich darum kaufen.“

Die Frau weigerte sich das Geßent zurückzutragen. Man besprach die Sache lang, die Allen mehr als räthselhaft ward. Abdrich richtete eine Menge Fragen an die Ueberbringerin der Kostbarkeiten, ohne wegen des Senders mehr Aufklärung zu gewinnen, als

er schon hatte. „Gelt,“ sagte Sibeon zu Epiphaniem mit Bitterkeit in Blick und Wort, „wenn man dir fattsam Gaultion und Währschafft leisten könnte, daß Fabian der freigesprochene Spender solcher Pretiosa wäre, du würdest sie keineswegs verschmähen. Aber so wahr Gott lebt, ich würde dies Spinnenweblein alsobald in Fäden reißen, und diese blaßgelben Kirschchen von Muschelglas in meiner Faust zu Staub zermalmen!“

Er hatte noch nicht vollendet, dies zu sagen, als man eine Stimme vernahm, die dazwischen „Fabian! Fabian!“ rief. Jeder sah bestürzt umher, dann Einer dem Andern fragend in die Augen. Es war eine zarte, klare Stimme gewesen, gleich der eines kaum einjährigen Kindes, aber durchdringender. Es ließ sich nicht bestimmen, woher sie in dem kleinen Gemach erschollen war. Sibeon ging längs den Wänden, mustern und hirschend, und schob die niedrigen Doppelfenster in ihre Falzen zurück, um über die Blumen- geschirre hinauszuschauen, ob sich Jemand Neckerei erlaubt habe. Er traute sie wohl dem fecken Fabian selbst, oder dem kindisch- unbefonnenen Annell zu. Frau Räthi Gloor von Seon war blaß geworden, schüttelte sich und sagte halblaut: „Alle guten Geister loben den Herrn. Man weiß wohl, in welcher Gesellschaft man ist, wenn Ragen und Mäuse deutsch reden.“ Indessen hatte Abdrich weder Stellung noch Miene geändert, sondern mit der ihm eigenen widerlich-freundlichen Geberde, aus welcher eine Lücke zu lachen schien, sagte er zu Epiphaniem: „Wo zu bedarf's Kopfbrechens, wer dir den Schatz da sendet? Dein Schrätteli meldet sich selbst an.“

Mit begeisterungsvollem Rächeln erwiderte die Jungfrau: „Spotte und läugne den Himmel mit seinen Sternen hinweg, er wölbt sich dennoch über dir. Ich weiß, an wen ich glaube, und daß das Heer Gottes größer ist, als die Menschenzahl aus Staub geschaffen. Das ist die Stimme, die schon zu mir geredet hat. Sage jezt, die Dhren haben geträumt, Abdrich.“

Oibeon, von seiner fruchtlosen Untersuchung zurückkehrend, schüttelte den Kopf und sagte: „Der Teufel will uns hier Schabernack spielen und laßt heimlich in die Faust dazu. Fania, ich mag von dir nicht gotteslästerliche Sachen glauben. Doch sind mir traurige Exempla von ehrbaren und schönen Jungfrauen bekannt, die nachmals auf dem Scheiterhaufen, als Heren, brannten, welche aber damit angefangen, sich zu St. Andreasnacht in Beelzebubs Namen einzusegnen, oder sich in dessen Namen um Mitternacht auf einem Kreuzweg, nach der Länge, niederzulegen und die Arme kreuzweis auszustrecken, oder am St. Johannisabend Farnsamen und Alraunen zu graben, oder andere Teufelswerke, Praktiken und Segen zu treiben, Alles um Geld vollauf und einen Mann zu bekommen, nach dem ihr verbuhltes Herz gelüskete.“

Während der Hauptmann fortfuhr, in dergleichen sonderbaren Redensarten einigen abergläubigen Besorgnissen Luft zu machen, würdigte ihn Epiphanie keines Blicks, sondern legte schweigend Schleier und Perleinschnur zusammen, auch die goldenen Schildfranken dazu, Alles ins Kästchen, und steckte dasselbe, nachdem sie es wieder geschlossen, in das Lederbeutelchen, welches ihr an der Seite vom Gürtel an einer dicken Seidenschnur niederhing. „Nun will ich,“ sagte sie zu der Bäuerin, „was du überbracht hast, als mein Eigenthum empfangen und verwahren, und nicht gegen die Unsichtbaren durch Mißtrauen sündigen. Geh' heim, und sage dem Weber, du habest dein Geschäft verrichtet; sein Geschenk aber solle unberührt bei mir liegen, bis ich wüßte, wer er sei, und in welchen Absichten er dich gesandt habe.“

„Welch ein Zeichen soll ich ihm aber von dir bringen, daß ich seinen Auftrag ehrlich vollzogen habe?“ fragte die Bäuerin. „Er begehrt von deiner Hand eine geschriebene Zeile oder von deinem Haupte eine Haarlocke.“

„Güte dich, Fania,“ rief der Hauptmann, „ihm den geringsten

Theil deines Leibes zu veräußern, und wär' es ein Abschnitzel von den Nägeln deiner Hände. Du läufst Gefahr, daß damit durch vermalabete Nekromantie oder schwarze Kunst gräßlicher Mißbrauch getrieben werden könne zum Nachtheil deines eigenen Leibes und Lebens.“

Epiphanie schauderte. „Wißt ich's, wer es empfinde!“ sagte sie halblaut.

Indem erklang wieder die wunderbare Stimme: „Fabian! Fabian!“ Während Alle, selbst Abdrich, bei diesem Ruf umher blickten, Jeder nach einer andern Gegend des Gemäths, nahm Epiphanie eine Schere vom Fenster, schnitt einen kleinen Theil des Goldhairs ab, das sich hinter ihrem Ohr nieder zu einer natürlichen Locke am Halse krümmte, und gab es dem Weibe mit den Worten: „Den Namen führt der böse Geist nicht im Runde. Nimm hin!“

„Ich untersag' es dir, in Wigore meines Rechts über dich!“ schrie der Hauptmann: „Ich will meine Braut lieber im Sarge, als in des Satans Klauen sehen.“

„Unfinniger!“ rief Epiphanie: „Sie haben so wenig Recht über mich, als deine eigenen Klauen. Mit dem Namen des dreieinigen Gottes bann' ich die Hölle, und mit dem Namen Fabians die höllische Kunst, die du an mir bewiesen hast. Geh, geh, deine Fallstricke sind zerrissen, in denen du mich zur Sünde hinabzustürzen dachtest. Du wirfst meine Sinne nicht mehr mit deinem Sauch betäuben, meine Gedanken nicht mehr mit deinem Zauber besüßeln.“

„Dellirirst du abermals?“ rief Oldeon: „So wahr ich lebe, es ist dir schon von irgend einem Unhold angethan, daß du mich schändlicher Dinge inculpirst. Auf rechtem Wege geschieht's nicht, daß deine vormalige Affektion in so unfinnigen Haß verwandelt worden ist. Ich fürchte, die vorwitzigen Commercias und Traffiquen, in die du dich mit unsichtbaren Geschöpfen eingelassen, haben dir zu einem bösen Passus geholfen. — Abdrich, du stehst an Vaters Statt;

gebiete ihr, die verdächtige Truhe zurückzugeben, und fordere diesem Weibe die Haare ab."

Stolz entgegnete Epiphantie: „Ich bin die Tochter von Abdrichs Bruder, nicht Abdrichs leibeigene Magd."

„Abdrich!" rief Gideon: „Du hast mir Epiphantens Hand zugesagt. Es ist von meiner und deiner Connivenz, daß du in ihrer Präsenz die Declaration ertheilst und von ihr die kindliche Obedienz requirirst."

„Hilf, gerechter Himmel!" schrie Epiphantie: „Wohin bin ich gerathen, daß man mich verschenken oder verkaufen darf? Aber ihr irrt beide. Ihr könnet mich mit Gewalt zum Kirchhof tragen, aber nicht bis zum Altar in die Kirche."

Da erscholl die Stimme des Unsichtbaren wieder: „Je höher Noth, je näher Gott!"

Alle wandten ihre Augen gegen das offen gebliebene Innere der Doppel-Fenster, wo ein buntgefleckter, niedlicher Vogel auf einem der Blumengeschäfte saß, den gelblichen Schnabel wegte, die purpur- und dunkelgrün-schillernden Federn schüttelte, und noch einmal sprach: „Je höher Noth, je näher Gott!"

Die Bäuerin Käthi Gloor kreuzte und segnete sich bei dem Anblick; des Hauptmanns Junge schien vom Erstaunen gelähmt; Epiphantie breitete mit freudeleuchtenden Augen ihre Arme in der Stellung bittender Liebe, gegen das Fenster, und Abdrich verzog lächelnd das Gesicht, indem er sagte: „Seht da den Staar! Wie kam der Taufenkünstler ins Zimmer?" Er näherte sich langsam dem Fenster und lockte den Vogel mit den Worten: „Maß! Maß!" Aber das zierliche Geschöpf drehte das Köpfchen behend nach allen Seiten und entflatterte in die Freiheit.

„Beschüte mich Gott in Gnaden!" sagte die Bäuerin, nickte gegen Epiphantie grüßend zum Abschiede und entfernte sich eiligst

aus dem Zimmer mit der üblichen Lebensart der Landleute: „So lebet wohl und zürnet nicht!“

„Folge dem Weibe, begleit' es nach Seon!“ rebete Abdrich hastig den Hauptmann an: „Seon liegt den Geschäften, die dich erwarten, nicht aus dem Wege. Mir aber ist es so wichtig, als dir, zu wissen, wer das Mädchen hier so fürstlich beschenkt hat. Laß dem Weibe die Haarlocke; du wirst den Mann sehen, dem sie gebracht wird. Sage, du selber wollest Zeugniß für die richtige Bestellung ablegen. Mache das Weib unterwegs vertraulich und offenherzig; gib Geschäfte in Seon oder Hallwyl vor. Tummle dich! Morgen treffen wir uns vor Karau.“

„Du hast Recht, bei Gott!“ rief Olbeon: „Der Umweg ist Kleinigkeit gegen den Gewinn, der da zu machen ist. Verlaß' dich darauf, ich fange das Wild, und wär' es schlauer, als der Fuchs bei der Falle.“

Er gab dem Alten die Hand zum Valet; als er sie aber auch Epiphanien bot, trat sie schauernd zurück und sagte: „Laß mich nicht an. Ich wollte, es lägen schon zehntausend Meilen zwischen dir und mir!“

Er blieb eine Weile traurig und schweigend vor ihr stehen, indem er Blicke voll Unmuth und Järtllichkeit auf sie heftete. Dann sagte er mit sichtbarer Bewegung seines ganzen Innern: „Fania, du hast mich blutig getränkt. Ich habe allezeit mit hoher Discretion gegen dich gehandelt, habe mir nie die mindeste Lizenz erlaubt; deine Affekten waren in Harmonie mit den meinigen. Ich weiß nicht, welcher böse Geist zwischen dich und mich getreten ist.“

„Fabian, Fabian!“ rief Epiphanie mit schadenfroher Miene, als könne sie sicher damit einen Zauber bannen, der sie zu umgarnen drohte.

„Dieser schlimme und unnütze Bursch soll mich weniger, als ein körperloser Schatten, hindern, dich festzuhalten. Ich habe an-

dere Majestäten gesehen! Schweig von dem Lotterbuben; dich hat eine böhere Macht gebunden! Wahre dich! Und obſchon du mich in den Tod beleidigt haſt, wiſſ' es, ich liebe dich noch, und halte dich für wahr höher, als mein Leben und meiner armen Seele Seligkeit. Leb' wohl! Gern oder ungern, du biſt die Meine. Dich laß ich nicht fahren, und müßt' ich dir in die hölliſche Verdammniß folgen. Mache deine Präparatoria zur Hochzeit und gedenke mein. Haben wir den Tyrannen Garaus geſpielt, ſollen ſich Geigen und Trompeten luſtig zum Brauttanz hören laſſen. Gib mir die Hand zum Valet.“

„Gib ihm die Hand, Thörin!“ ſagte Abdrich, als er Epiſphanen gegen Oldeon den Rücken wenden und zum Fenſter treten ſah, an welchem der wunderbare Vogel verſchwunden war: „Gib ihm die Hand, damit er endlich gehe und die Spur des Weibes von Seon nicht verliere!“

„Mög' er nun und in Ewigkeit die meinige dazu verlieren!“ ſagte Epiſhanie.

„Gi, Oldeon, ſo laß die Grillenfängerin!“ rief der Alte ärgerlich: „Es ſteht einem Kriegermann übel, beim Mädchen zu ſaſeln, während er im Fall iſt, alle Stunden dem Feind ins Auge zu ſchauen. Fort mit dir! Das Vöglein will ich dir wohl bewahren, ſorge nur für den goldenen Käfig, wohinein du es ſeſeſt. Er beute dir ein Bernerſchloß, und es ſoll dir nicht fehlen. Fort, deine ſchädliche Säumnigkeit bringt dich um die Bekanntschaft eines Nebenbuhlers in Seon!“

Er führte ihn während dieſer Rede aus dem jungfräulichen Zimmer weg, die Stiegen hinunter; ließ ihm kaum Zeit, den Degen gurt über die Achſeln zu werfen und den breiten Schwedenhut mit dem weißen Federbuſch in die Stirn zu drücken. Er begleitete ihn noch eine Strecke aufwärts gegen den Berg, wo das Weib ging und kehrte dann mit dem Zuruf: „Glückliche Verriß-

tung! Morgen auf Wiedersehen im Suhrfelde vor Karau!" nach seinem Hause um.

18.

Gespräch um Mitternacht.

Der Alte verschloß sich alsbald in sein Zimmer. Da blieb er lange einsam, obwohl es indessen finstre Nacht geworden. Wie er wieder zum Vorschein kam, warf er eine Menge zerschnittener Papiere in die Flamme des Herdes, zündete die Lampe an, und besah, daß Einer um den Andern, jeder von seinen Hausleuten, wie er sie der Reihe nach rufen ließe, vor ihm erscheinen solle. Er pflegte dies jedesmal zu thun, so oft er eine Reise von mehreren Tagen oder Wochen vorhatte. Auch durfte, so hatte er die Einrichtung getroffen, Keiner vom Andern wieder erfahren, was er einzeln mit Einem gesprochen hatte. Auf diese Weise blieben Alle unter einander geheimnißvoll. Aus Furcht oder Eigennutz — denn Abdrich zahlte seine Knechte und Kägde reich, als irgend ein Gutsebesitzer — vollzogen sie seine Aufträge, ohne den Inhalt derselben auszulauern, auch wenn er ganz bedeutungslos zu sein schien. Die Menschen, welche von ihm abhängig waren, hatten sich an diese Eigenthümlichkeit des Mannes gewöhnt.

Es war schon gegen Mitternacht, als er noch Epiphantien herbeiholen ließ. Kennell mußte sie beim Krankenbett der Tochter, als Wächterin, ablösen.

Er verriegelte von innen die Thür des Zimmers und sagte: „Kennell, es dünkt mich sonderbar, daß seit gestern und heute so vielerlei Frage um dich gethan wird. Es scheint, man stelle dir von mehreren Seiten nach und wolle dich aus meinem Hause locken. Warum beweiset dir Junker Mey von Kueb plötzlich die

ungewohnte Theilnahme, schickt den Spielmann Birri mit Briefschafft, und will dich ohne mein Vorwissen ins Liebegger Schloß führen lassen? Wer ist der schlimme Gesell, der nächstkürweise zu deinem Kammerfenster krieg, dir das Blumenglas hinstellte, und vermuthlich auch den abgerichteten Vogel hineinschob? Fabian selber? Es ist nicht wahrscheinlich. Der ehrliche Junge wird nicht vergessen haben, daß ihm das Haus im Moos Tag und Nacht offen stehe. Wer könnt' es aber gewesen sein? Und wer ist der alte Mann im schwarzen Sammetbaret und köstlichen Leibpelz, mit der dicken Schramme über die Wange, welche von Seon einem Landmädchen Kleinode schickt, die einer Königin anständig sein würden, und deren Werth weit über alle Vorstellung geht, die du dir davon machen kannst? Warum will man dich von mir hinweg zu deinem Lauspathen gen Marau locken? Hast du keine Vermuthung, Fanelli?"

"In der That," antwortete Epiphantie, "ich könnte leichter errathen, was über den Sternen oder unter der Erde vorgeht, als warum man sich von so verschiedenen Seiten mit mir zu schaffen macht. Aber vergiß nicht, es war mein Geburtstag und mit geheimnißvoller Zahl. Kein Anderer, als Fabian, kanu der gewesen sein, welcher die Blumen gebracht, und wär' er's nicht gewesen, so war's . . . Du weißt es. Du hast es gesehen, du hast es gehört."

"Wer war's? Doch nicht dein Schrättel, leichtgläubiges Kind? Etwa der Staar? — Narrentheiblinge!"

— Rede nicht so laut! Die Zwerglein haben feines Ohr und, du weißt es ja, Abdrich, sie hören nicht gern, wenn von ihnen gesagt wird, wie sie einem Vogel in etwas gleichen.

"Mit den breiten Gänsefüßen, die sie haben sollen?"

— O, daß du doch das aussprechen mußt! rief Epiphantie heftig zugleich und schüchtern: Erzähre sie nicht. Sie sind gute Geschöpfe Gottes. Drehen wir ab davon.

„Wirklich, du sprichst Wahrheit, Fanelli, es sind gute Geschöpfe. Ich fürchte sie auch gar nicht; die Menschen hingegen desto mehr. Das ist klar, es arbeiten Lücke wider mich. Dir wird nachgefragt und nachgestellt; aber mir ist's gemütht. Vor Zeiten waren die Menschen nicht des Paradieses werth; heutigen Tages sind sie so schlecht, daß sie nicht einmal den Aufwand einer Sündfluth verdienen, um vertilgt zu werden. Der Schöpfer läßt sie mit den übrigen Bestien gehen und sich einander zerreißen.“

— Pfui, Abdrich! Machst mir immerdar etliche Angst, dir etliche Plage, und hintennach gibt es doch unter den Menschen so viele schöne Annehmungen.

„Nun ja, Narren oder Kinder, die das Himmelreich hinter dem Hag finden, wo sie mit den heiligen Engeln spielen, und wären es Zaunpfähle.“

— Abdrich, glaub' es, wer Engeln gern begegnen will, dem begegnen sie gern. Deine fromme Tochter stelle ohne Furcht zu den Engeln; und ich will werden, wie Leonore.

„Dann stirb. Selig sind die Todten!“ Hier schweig der Alte, und neigte sein versunkenes Antlitz auf die Brust. Bald aber richtete er sich wieder auf und sagte mit fester Stimme: „Hast du das arme Lorelli lieb?“

— Von Herzen, wie-eine Schwester lieb.

„So gib mir dein Versprechen: verlasse die Sterbende nicht! Ich muß eine Reise thun. Es heut sich Anlaß zu einer mächtigen Zerstreuung. Ich muß mich zerstreuen oder wahnsinnig werden. Wie lang' ich, oder wie weit ich mich von hier entferne, läßt sich nicht vorausagen. Meine Tochter ist mir schon gestorben, wenn sie auch noch athmet. Bleib' ihr tren, Epiphantie. Es kann ihr keine weichere Hand die müden Augen zudrücken, die sich nach dem ewigen Schlaf sehnen, als deine schwesterliche Hand.“

— Ich werde Leonoren gewiß nicht verlassen, Dheim.

„Man will dich aus diesem Hause und vom Bette deiner Schwester reißen. Beruhige mich, Epiphanie. Lege deine Hand in meine Hand zum Gelübde vor Gott und seinen Engeln all', daß du unter keiner Bedingung, und aller List oder Gewalt zum Troß, dies Haus nicht verlässest, bis Leonore deiner Pflege nicht mehr bedarf.“

— Hier ist die Hand, Abdrich.

„Gib die Hand nicht, ohne freie, feste Zustimmung deines innersten Willens. Dein Gelübde wird zum Eide, und dein Wort bringt durch die Vollen. Das gebrochene Wort wird dir zur gebrochenen Seligkeit.“

— Hier die Hand, Abdrich.

„Erinnere dich, Epiphanie, du bist meine Erbin, wenn es Leonore nicht mehr sein kann. Ich habe Alles für den Fall angeordnet. Du kannst der Zukunft kummerlos entgegenblicken.“

— Ich habe sie noch nicht gefürchtet, Abdrich. Ich weiß wohl, die Zukunft steht in treuem Bunde mit der Vergangenheit; wem die Vergangenheit im Rücken nachschilt, dem droht die Zukunft ins Gesicht entgegen.

„Hauptmann Renold wird dein Beschützer werden, wenn ich's nicht mehr sein soll. Er ist ein schöner Mann, du wirst's gestehen; er ist beherrscht und brav dazu, und nicht ohne Vermögen. Etwas eitel, eingebildet, prahlhaft, geziert, auch wohl auffahrend und selbstlich-frech, — nun, du kennst ihn, Fanell. Aber er brennt für dich in Liebe; und das härteste Eisen, wenn es glühend ist, wird weich, daß es sich biegen und zu Stachnadeln für Weiberputz machen läßt. Ich hab' ihm vorläufig deine Hand versprochen.“

— Meine Hand? Sein Weib zu werden? Du hast übel gethan. Ich verabscheue ihn und kann dir nicht gehorchen. Denn . . .

„Hoffst du auf Fabian ab der Almten?“ unterbrach sie mißmuthig der Alte: „Er denkt nicht daran. Er hat dich nie von mir begehrt.“

— Zum Weibe? Wie sprichst du, Abdrich? Der Bruder seine Schwester!

„Er ist dir nicht verwandter, als der große Mogul.“

— Bin ich darum minder seine Schwester? Wir sind, glaub' es mir, Geschwister vom ersten Kinderspiel an, dessen ich mich erinnere. Wir haben nur einerlei Gedanken, nur einerlei Willen, nur einerlei Erinnerung, nur einerlei Hoffnung, und können nicht anders. Er ist ich, ich bin Er. Wir sind wahrlich eine einzige Seele in zweien Körpern. Gott hat uns in zwei Hälften getrennt: er aber ist offenbar die bessere.

Abdrich strich ihr lächelnd mit der Hand über die Augen, die ihn zu der treuherzigen und lebhaften Versicherung eben so lebhaft und treuherzig anblickten. „Bist noch vollkommenes Kind, Fanell!“ sagte er: „Man sollt' euch aber wirklich für Bruder und Schwester halten, wenn ihr beisammen seid: so wenig macht ihr euch dann mit einander zu schaffen.“

— Was sollen sich die verbundenen Hälften um einander kümmern? Dann sind sie ruhig, dann eins. Aber wenn sie getrennt leben müssen, vergehen sie in Schmerz und Sehnsucht nach sich, weil sie nur halbes Leben haben. Immer suchen sich ihre Gedanken auf, und fliegen ihre Wünsche einander nach.

„Indessen, Fanell, schien dir Hauptmann Renold doch nicht so ganz verhasst zu sein, wie du dir nun Ansehen geben möchtest. Sei offen gegen mich. Ich weiß mehr, als du vielleicht vermutest. Deine Verlegenheiten, dein Erröthen, dein zerstreutes, vergeßliches Wesen, wenn er mit dir ist, — Nichts ist mir entgangen. Ich könnte noch mehr sagen. Liebe plaudert aus den Augen und bringt durch den Handschuh.“

— Du hast dich betrogen. Vor Gideon stöh' ich ins Grab!

„Run doch, ja; ihr hattet, merkt' ich, Handel mit einander. Liebe will gekant haben.“

— Liebe! rief Epiphanie mit Empörung ihres ganzen Wesens und unverstelltem Grausen: Kenne das ja nicht Liebe, Abdrich, es wäre eine wahre Lästerung des Heiligen! O, wenn das ist, so habe ich nie meinen Vater, habe den guten Fabian nie, habe keinen Menschen noch lieb gehabt. Es ist das nicht Liebe, es ist Sinnenblendung, Seelenbrand, fieberhaftes Betrübttwerden, böse Gluth, die Mark und Gebein durchzieht. Hüte dich vor Gideon, er geht mit verbotenen Künsten um. Er kann, wie sehr auch ich mich sträube, mich an sich ziehen; er kann meinen Willen nach Gefallen bannen und mich zum Eigenthum machen, wie er will. Aber durch die Verwirrung meines Gemüthes schreiet dann eine Stimme, die Stimme meines Schutzgottes: Es ist Sünde, es ist Sünde!

„Rebe deutlicher, Mädchen. Ich verstehe dich nicht.“

— Hast du noch nie gehört, wie boschafte Gefellen durch Liebesdränke, durch einen Bissen Brodes, den sie unterm Arm getragen, oder andere gottlose Zaubermittel eine Jungfrau um den Verstand bringen und von sich abhängig machen können, wie einen Hund, daß die Beherrte im Schlaf und Wachen keine Ruhe findet und an einem innern Brand sterben muß?

„Aus wie viel hundert Alkenwelberstuben hast du doch deine närrische Weisheit zusammengeschleppt! Entschlage dich des Busses. Ein schönes Haus muß kein Lumpen-Magazin sein, und ein gesunder, frommer Sinn, wie der deine, nicht vor dem Gerümpel des Aberglaubens Schildwacht stehen.“

Indem er dies mit Unwillen und Lachen sagte, ließ sich an der Thür leises Pochen hören. Er ging, nachzusehen. Kenneli stand draußen und sprach: „Mir graut, mit Leonoren allein zu sein. Sie redet wunderbar aus dem Schlaf hervor. Darf Tanla nicht neben mir wachen?“

Abdrichs Miene schrumpfte plötzlich wieder düster zusammen. Er winkte Epiphanien. Sie gingen insgesammt zur Kranken.

Schwangen gefänge.

Die beiden Mädchen schwebten so leise, wie ihr Schatten, in Leonorens Gemach voran. Der Alte ließ die blaßgesohnten Nagelschuhe vor der Thür. Von dem Tischlein am Bett goß die brennende Lampe durch das Zimmer bleichgelbe Strahlen. Die Mädchen setzten sich in einen Winkel eng zusammen, als wollten sie einander durch größere Nähe stärken Muth machen, und stüßerten sich Unhörbares. Abdrich trat zum Bett. Das Erbeben seiner breiten Brust und der Achseln verrieth die Tiefe eines Seufzers, während dessen er den großblumigen Bettumhang sanft zurückstreifte, der das Antlitz seiner Tochter verschattete.

Da lag sie mit geschlossenen Augen, wie ein Geblüde von Alabasterstein, auf welches ein mattröthendes Licht fällt. Sie athmete sichtbar, aber die starre Ruhe ihrer schönen Züge verkündete den Bruch des Geistes mit einem Leben, aus dem ihn nichts mehr ansprach und rührte. Als wäre die Welt von jeher für diese Augen luth- und lichtlos, und für diese Ohren von jeher stumm gewesen: so gleichgültig und abgeschlossen war jede der eingesunkenen, unbeweglichen Mienen.

Abdrich zog sich gegen ein Fenster zurück, stüßte die Arme auf das Gefims und legte sein Gesicht in die flachen Hände. Es herrschte lange, schauerliche Stille, als wäre mit Leonorens alles Leben auf Erden vergangen. Die beiden Mädchen saßen, mit auf die Brust gesenkten Häuptern und gefalteten Händen, in betender Stellung. Von Zeit zu Zeit machte Eine oder die Andere durch Bewegung ein leises Geräusch, wie aus Sehnsucht nach einem Laut oder aus Furcht vor allgemeiner Verstumung; aber beide fuhrn erschrocken vor dem Kaufen ihres eigenen Gewandes und dem Stirren ihrer Sessel zusammen.

Daß eine Farnschwarte wieder dieser schädliche Juncus gewidmet
habe, als Hensch mit Gabelstich papirlich bewahrt die Erde an-
zuheben. Denn sie vernahm vom Best der der Ehren der Stunden
haben. Gabelstich eile dahin mit laßt ihr die an die Ehren,
wachte ich aber gelassen mit noch nicht zu ihrem Platz mit
jagte zu der Gabelstichlerin krö: „Sie müßt gewiß in ihrem
Gering.“

Es scheint, daß Hedrich Tochter des Doyr einer jener Kunst-
heilen werden mußte, welche noch heutiges Tages durch ihre won-
derbaren Heilungen den Verdacht der Zauberei in Ordnung,
mit die Kunst der Heilte in Verneinung bringen. Das alte
Griechenland hatte denselben Göttergötze auf dem Haupte der
Priesterinnen Apollon mit Juncus: aber die an den Fußstücken
Belosant erkrankten Kinder Juncus erkrankten in denselben mit
Eckelstichkrise des Entans. Weil die Heilten den physischen
Gesamtheit für unerlässlichen Juncus zum reinen Doyr des Lebens
hielten, mußte ich auch Hedrich Tochter gefallen lassen, im Volk,
als eine von ihren Geist Heilte zu gelten. Die Sagen, welche
über Hedrich weiter gingen, schienen dies noch klarer, als die
unvollständigen Verneinungen der Heilte zu bekräftigen, die der
Vater weit weiter vergebens angerufen hatte. Würde Hedrich,
nachdem er sich von den Priestern Heilte verlassen sah, die
christlichen Väter Kapuziner eines benachbarten Klosters zu Hilfe
gerufen haben, um den Teufel zu beschwören, so wäre er vielleicht
zu Stadt mit Laub wieder in den guten Ruf gekommen, Religion
zu besitzen. Er aber hatte dies Mittel verschmäht, nicht eben weil
er zur Kirche Zwangs gehörte, denn solchen Glauben beschwören
auch viele evangelische Bauern im Gebirg noch heute, wie damals,
als geheimer Glaubensartifel. Aber Hedrich schien von Grund aus
ein arger Freigeist zu sein. So blieb denn die unglückliche Eleonore
in der Meinung des großen Hauses als Besessene verloren, wußte

rend sie doch im väterlichen Hause für einen Engel gehalten ward, der zuweilen Ueberirdisches auszulaubern, oder wenigstens nichts Geringeres zu sein schien, als einst Priams weissagende Tochter Cassandra dem Alterthum.

Ihr anfänglich leises Geflüster mit den Lippen hatte, wie dies bei ihr in der Krankheit zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörte, nach und nach Ton gewonnen. Dieser erklang so leise, daß man ihn kaum deutlich wahrnahm. Gleich sanftberührten Glocken einer Harmonika, deren anfangs kaum erkennbarer Laut unter dem steigenden Druck des Fingers unmerklich stärker bis zum Nervenerschüttern anschwillt: so wurde die Stimme der Schlaferin allmählig zu einem milden zwischen den Lippen sumsenden Gesang, eine Welle unverständlich, zuletzt heller und deutlicher, mit bestimmt gegliederten Tönen und Worten.

Die Todesstille der mitternächtlichen Stunde, und die kalte Beleuchtung aller Geräthe und Verzierungen des Zimmers vom ruhigen Lampenschein, vermehrten das Grausenhafte eines Gesanges, der sich unwillkürlich aus der Brust der Schlummernden hervorzureißen schien. Die Stimme war unaussprechlich weich und süß, wie ein zartgehauchter Flötenton, aber die Sangesweise schwer-müthig und einsörmig.

Man verstand endlich folgende Worte:

Am Himmel schweben Fahren,
Am Himmel, blau und weiß,
Sie schweben lange Bahnen
Herab zur grünen Meer.

Nar schüttelt breite Schwingen
Vom Felsenhorst, der Nar.
Er kreist in großen Ringen.
Nar sucht die Leichenschaar.

Wo soll ich Alle finden,
Die mich so ren'n und fren'n?
Sie geh'n in Schattengründen
Die feuerrothen Reich'n.

Sie zieh'n den rothen Bogen,
Ihn bricht das böse Glück.
Vor geh'n nun Feuerwogen,
Ein Blutstrom geht zurück.

Die letzten Silben erstarben fast, ehe sie den Weg zu den Ohren der Horchenden zurückgelegt hatten; die folgenden blieben ganz unverstanden, die Töne selbst wurden endlich immer matter, bis sie sich in das stille Gellispel der Lippen wieder auflöseten, mit dem sie begonnen worden waren.

Abdrich, der anfangs den Kopf mit gespannten Mienen, voller Aufmerksamkeit, gegen die Schläferin gedreht hatte, zog sich in seinen Winkel zurück, und sinnend, mit verschränkten Armen, wiederholte er in Gedanken mehrmals die Worte, welche eine trübe Abspiegelung von Traumbildern zu sein schienen, die der Kranken vorschwebten. Allein er fand darin weder innern Zusammenhang, noch Anfang und Ende. Er wollte sich des Liebes entschlagen, nur die schaurig-süße Stimme sang ihm fort und fort durchs Ohr.

Kenneli flüsterte ihrer Nachbarin seitwärts zu: „Haß du Alles verstanden? Sie redete von Krieg und Blutvergießen. Wenn die Todten singen, steht der Welt großer Jammer vor; und ist Lorell nicht eine wahre Todesbrant? Man spricht davon, daß hunderttausend Soldaten ins Land gedrungen sind. Unser Volk ist im Aufstand, heißt es, und will Krieg. Gott sei uns gnädig! Im Krieg thut Jeder, was er will.“

„Sei still!“ erwiderte Epiphanie: „Vielleicht vernehmen wir mehr. Der Krieg muß nicht erst kommen. Er ist schon da. Aber quäle deine Seele nicht mit fruchtlosen Besorgnissen, bete lieber.

Ich sage dir, wer recht freudig beten kann, der kann recht freudig sterben. Was hast du mehr von dieser armen Welt, als ich? Bist du nicht eine Waise, vater- und mütterlos, wie ich? Darum bereite dich zu Allem. Kein Unheil bricht über die Menschen herein ohne himmlische Warnung. Daran erkennen wir die Barmherzigkeit Gottes! Denk' an die Ruthe des Kometen neulich im Christmond!“

„Daran denk' ich freilich oft,“ antwortete Kennell, „aber ich wollte, ich dächte nicht daran und wüßte nichts. Dann hätt' ich keine Bangigkeiten, eh' noch das Uebel da wäre. Die Noth wäre nur halbe Noth, ohne Angst.“

„Kind!“ flüsterte Epiphanie zurück: „man entschüttet sich der Angst sicherlich durch Nichtwissen; aber besser noch durch Alleswissen; und Christum lieb haben ist noch besser, als Alles wissen. Bete, dann bist du mit Gott, und siehst nur das Ewige. Was kann Krieg verwüsten? was Sturm und Erdbeben? Vergängliche Gebäude von Staub. Was denn der Tod? Nichts als das vergängliche Gehäuse unserer Seele, das von Staub ist.“

„Still!“ sagte Kennell, indem sie horchend den Zeigefinger in die Höhe hob und mit den Augen zum Bett hinüberlauschte.

Wirklich ließ sich abermals das leise Gellispel hören von Cleonorens Lippen, das nach mehreren Minuten Ton, Gesang und Worte wurde. Derselbe stilldurchdringende, süße Klang der Kehle, wie vorher; dieselbe wehmuthschwere, einsörmige Sangweise. Man unterschied folgende Worte:

Vom rosenfarb'nen Munde
Erlischt die Lebensgluth.
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.
Zu spät eilt deine Pflse,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrer Schilfe,
Sein Kissen ist der Stein.

Aus ist dein Licht geblasen,
Mit aller Hoffnung aus.
Dein Kind deckt dir der Rasen,
Die Asche dir das Haus.

Auf ewig zog von binnen,
Was je dein Herz gesucht.
Mußt finden und gewinnen,
Was deine Liebe sucht.

Ruft dich der Freudenbote
Zum freudenreichen Rhein,
Grüßt dich der fromme Todte:
Du lehrst bei Keinem ein.

Was ringst du die Hände
Hoch auf des Berges Rand?
Schwarz ist des Abgrunds Ende,
Schroff ist die Felsenwand.

Nach dem letzten Worte stieß die Singende einen kurzen, aber so gellenden Schrei aus, daß Alle mit Entsetzen zusammenfahren und aufsprangen. Selbst Adbrich ward vom Schreck bleich. Sie nahen sich insgesammt mit ängstlicher Hastigkeit.

Eleonore lag, wie vorher, schlafend da, aber über ihr Gesicht war ein warmes Roth, wie milder Glanz, verbreitet. Sie that einen langen tiefen Seufzer, und ihre Mienen verklärten sich darauf in unaussprechliches angenehmes Lächeln. Es war das Lächeln des Entzückens, dem Siegeslächeln einer vom Irdischen losgebundenen Seele ähnlich, welches sie im Augenblick des Todes noch in Wangen und Lippen des Leichnams einbrückt und da zurückläßt. Ihr schwaches, aber regelmäßiges Athmen verkündete indessen bald, daß sie aus dem ungewöhnlichen Zustande in einen natürlichen Schlaf übergegangen sei.

Dieser Anblick beruhigte die Erschrockenen. Man kannte den

Ich sage dir, wer recht fremdlich beten kann, der kann recht freundlich sterben. Was hast du mehr von dieser armen Welt, als ich? Bist du nicht eine Waise, vaterlos, wie ich? Darum bereite dich zu Allem. Kein Unheil bricht über die Menschen herein ohne himmlische Warnung. Daran erkennen wir die Barmherzigkeit Gottes! Denk' an die Ruthe des Kometen neulich im Christmond!"

"Daran denk' ich freilich oft," antwortete Kennell, "aber ich wollte, ich dächte nicht daran und wüßte nichts. Dann hätt' ich keine Bangigkeiten, eh' noch das Uebel da wäre. Die Noth wäre nur halbe Noth, ohne Angst."

"Kind!" flüsterte Epiphantie zurück: „man entschüttet sich der Angst sicherlich durch Nichtwissen; aber besser noch durch Alleswissen; und Christum lieb haben ist noch besser, als Alles wissen. Bete, dann bist du mit Gott, und siehst nur das Ewige. Was kann Krieg verwüsten? was Sturm und Erdbeben? Vergängliche Gebäude von Staub. Was denn der Tod? Nichts als das vergängliche Gehäuse unserer Seele, das von Staub ist."

"Still!" sagte Kennell, indem sie horchend den Zeigefinger in die Höhe hob und mit den Augen zum Bett hinüberlauschte.

Wirklich ließ sich abermals das leise Gellspiel hören von Leonorens Lippen, das nach mehreren Minuten Ton, Gesang und Worte wurde. Derselbe stilldurchbringende, süße Klang der Kehle, wie vorher; dieselbe wehmuthschwere, einsörmige Sangweise. Man unterschied folgende Worte:

Vom rosenfarb'nen Munde
Erlischt die Lebensgluth.
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.
Zu spät eilt deine Hülfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrer Schilfe,
Sein Kissen ist der Stein.

Lebens, und Tode

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

aus dem Leben

Abdrich schritt gedankenvoll und eilends über die Ebene hinweg bis Gränichen, am Ausgang des Kulmerthales. Schon von weitem war ihm wildes Geschrei, Getümmel, Jauchzen, Rufen und Lärmen entgegengebrungen. Das Dorf wimmelte von bewaffneten Bauern. Hier schwang Einer die Fahne seiner Schützenschaft, dort wurden verworrene Haufen in Reihen geordnet; Andere säuberten ihre Handbüchsen, Andere wehten verrostete Säbel. Einige berathschlagten ernst; Andere tranken einander aus Felsflaschen zu; Andere fochten spielsweise zusammen. Das dichteste und bunteste Gedränge aber war vor dem Wirthshause, einem Bienenkorb gleich, dessen Schwarm stoßen will. Abdrich, der in dem Hause die Anführer der Haufen oder die Vorsteher der Gemeinden vermutete, gelangte nicht ohne Mühe durch das Gewühl der Kommennden und Gehenden, in eine der menschenvollen Wirthsstuben.

„Wo sind die Hauptleute?“ fragte er die Nächsten von den Umstehenden. Aber keiner derselben achtete seines Wortes.

„Vermaledeites Haus, das keinen Schluck Brantwein gibt!“ schrie der Eine: „Ich breche dem Lump von Wirth das Genick, wenn ich ihn finde!“

„Halt's Maul, Balz!“ rief ihm lachend ein Anderer zu: „Es ist wahrlich bis Aarau nur eine Stunde Wegs. Da laß dich satt; du mußt mehr als genug haben. Wir zapfen selbst Wein aus den Fässern, zahlen mit „Vergelt's Gott!“ und wischen den Küßel mit dem Ärmel ab. Ich denke, wir wollen einmal unsere Schulden tilgen, und schauen, wo die Stadtleute ihr Geld und Silbergelchir haben.“

„Packt euch hinaus, Leute!“ brüllte ein Dritter, der aus dem Gedränge hervortrat: „Ich bin der Trüllmeister von Rynach, daß ihr's wißet. Stellet euch draußen in Reihe und Glied, ich werde euch mustern.“

„Was hast du zu kommandiren!“ erwiderte ein struppiger,

untersehter Kerl: „Paß dich von hinnen, oder ich setze dir die Schuhsohlen an den Magen. Mit dem Kommandiren ist's aus. Wir freie Schweizer wollen keine Obrigkeit. Dafür sind wir gekommen!“

„Ganz recht!“ erwiderte der Trüllmeister, der die Befehls- habermiene schnell in eine altflugfreundliche verwandelte, und mit angenommener Leutseligkeit dem Widerspenstigen auf die Achsel klopfte: „Vollkommen recht! Aber Ordnung muß doch in der Welt einmal sein. Ohne Befehl und Gehorsam geht Haus und Land unter; besteht keine Wirthschaft.“

„Wenn's um Gehorsam zu thun wäre,“ erwiderte der Strupp- kopf, „wären wir nach Mahnung des Herrn Pfarrers dahelm ge- blieben, und hätten Schultheiß, Rath und Bürger zu Bern am Plage gelassen. Jetzt aber sind wir einmal Meister und hat uns Keiner zu gebieten; am wenigsten soll ein Kerl, wie du, der mit Haut und Haar um sechs Kreuzer zu theuer ist, unser neuer Land- vogt sein. Roth und Unflath halten gern zusammen, und der Trüll- meister meint, er sei ein Stück Schultheiß.“

Abdrich, sobald er im Gewühl der Leute eine Lücke vor sich wahr- nahm, mochte das Gespräch nicht länger hören, sondern drängte gegen das Innere des Zimmers durch. Er wurde bald wieder von einem Haufen eingebämmt, der einen der Tische umringte und seine Aufmerksamkeit einem fremden jungen Menschen zuwandte. Dieser verzehrte da ganz gemächlich und mit nicht geringer Glust seine Morgensuppe, und versuchte dazwischen den vor ihm stehenden Wein, ohne sich um die Zuschauer zu bekümmern. Der Jüngling mochte in der Mitte seiner Zwanziger stehen. Sein feines, fast mädchenhaftes Gesicht, welches noch vom Anflug keiner Leidenschaft Spur wies, mußte Wohlgefallen erregen, und die unerschütterliche Ruhe darin ließ ungewiß, ob das Unschuld oder furchtlose Sicher- heit sei, die dem Bewußtsein der innern Kraft entsammt. Ge-

wärb' ich rathen, auf meine Kunst am wenigsten zu rechnen, sondern lieber auf der Stelle gegen die künftigen Stieb-, Schuß- und Stichwunden das einzige und wahre Schutzmittel zu suchen!"

Abdrich, der Fabians Hand noch in der seinigen hielt, zog ihn bei derselben zu sich über den Tisch, unzufrieden über die Rede des Jünglings, die neuen Lärmen erregen konnte.

"Sappermoß!" schrie ein langer Kerl, dem ein gewaltiger Schnauzbart und ein paar Narben fürchterliches Ansehen gaben: "Mich soll der Moloch in zehntausend Stücke vor euren Augen zerfehen, wenn der Kamerad nicht Recht hat. So lang ich meine Gemüthskugel im französischen Regiment auf mir trug, mochte keine Batterie mir etwas anhaben. Meine Haut blieb glatt, wie ein Jungferngesicht, obschon Gut und Noth von den Musketenkugeln, wie ein Sieb, durchlöchert wurden. Drei Tage vor der Schlacht bei Rocroy verlor ich aber den Haarballen des Gemüthsmagens. Es sind nun zehn Jahre, da zerhackten mich die spanischen Säbel, wie einen Krautkopf. Seht nur her! Schutzmittel gehen über Heilmittel, das ist keine Frage. Ob man mir den aufgeschlitzten Bauch zunähen, oder ein Pflaster auf das Loch kleben kann, das die Kugel schlug, ist verdammt schlechter Trost. Wir haben aber jetzt den rechten Mann unter uns. Mooser, versorg' uns Alle wohl! Wir wissen, du bist der Rechte. Du kannst es!"

Sämmtliche Anwesende richteten schweigend ihre Blicke mit Neugier und zum Theil heimlichem Grausen auf Abdrich, der Allen, wenn nicht von Person, doch durch Namen und Gerücht bekannt war.

Mit düster zusammengekrüppeltem Gesicht erwiderte Abdrich dem neuen Redner von der Seite: "Ich verstehe dein Gebolmetzch nicht."

"Alle hunderttausend Teufel, Mooser, verstelle dich nicht!" schrie der abgedankte Soldat: "Wir kennen dich wohl. Du kannst, wenn's sein muß, auf dem Mantel fahren, wie in einem Segel:

schiff; weist die Passauer Kunst meisterlich zu praktizieren, daß man in Schärmüßeln oder Treffen gefroren und ganz eisenfest gegen den Hieb steht, selbst wenn der Degen vorher in warmes Brod gesteckt worden, oder vom Stichblatt bis zur Spitze ganz vergülbet gewesen wäre. Oder lehre uns nur — das kannst du gar wohl — vierundzwanzig Stunden vor'm tödtlichen Gewehr gesichert zu bleiben. Das ist ein Kapitalstück in Schlachten! Täglich drei freie Schüsse zu haben, daß, ohne zu zielen, die Kugel läuft, wohin man denkt, wär' auch nicht zu verschmähen."

Abdrich unterbrach den Schwärzer, indem er rasch, wie im Jorn, gegen ihn fuhr, die Hand erhob und mit bedeutungsvollem Ton rief: „Schweig! Davon zu anderer Zeit, du alter Stocknarr! Solche Dinge werden nicht in offener Landsgemeinde abgethan."

Der Soldat verbeugte sich mit halbem Leibe sehr ernsthaft gegen Abdrich, ohne ein Wort zu sagen; aber seine Geberde verrieth Pfliffigkeit, und daß er den Wink wohl begriffen habe. Indessen wandte sich Abdrich wieder zu Fabian mit der Frage: „Wohin eigentlich willst du?"

„Mein Weg war zu dir ins Moos!," sagte der Jüngling.

„So hab' ich ihn dir um die Hälfte verkürzt!" versetzte Abdrich: „Begleite mich gen Karau. Wir wollen dahin, ehe der ganze Zug geht, voraus." Mit diesen Worten begaben sich beide durch das Menschengedränge aus dem Zimmer. Die Leute wichen, geräumige Gassen bildend, scheu zurück, und sahen dem alten, finstern Schwarzfünfler aufmerksam nach, indem Einige dabei den Kopf schüttelten, Andere mit den Fingern verlegen hinterm Ohr kratzten, wieder Andere sich gegenseitig bedenktlich zunickten.

Die Unterredung im Gönhard.

Unterdeßsen das Gespräch im Wirthshaus von Gränichen über die beiden Abgegangenen fortgesetzt wurde, wanderten diese zum Dorfe hinaus durch die feuchten Wiesen gen Suhr. Man gewahrte waffentragende Bauern einzeln und truppenweise überall in Bewegung. Jedoch achteten die Zwei wenig darauf, denn sie waren mit Gesprächen und Gedanken allzureich beschäftigt. Abdrück, durch Erfahrung und Alter berechnender, als der Jüngling, verschob seine wichtigen Fragen und Angelegenheiten auf das letzte, während hingegen dieser das zuerst brachte, was zu erfahren ihn am heftigsten drängte. Sobald man zuerst Eleonorens Krankheit verhandelt hatte, sagte Fabian: „Also hat deine Nichte gestern keinen fröhlichen Geburtstag gefeiert?“

„Allerdings. Es fehlte nicht an Geschenken vom Morgen bis zum Abend; Blumen, zum Beispiel, und ein plaudernder Staar, der aber wieder davon flog . . .“

— Und nicht wieder gefangen? unterbrach ihn schnell Fabian.

„Deine Schuld! Du kamst zu meinem Hause, wie ein Dieb in der Nacht, nur mit dem Unterschiede, daß du nicht nahmest, sondern brachtest. Aber meinen treuen Hund hättest du nicht tödten müssen.“

— Also ward ich von Renold erkannt? Er hegte die Bestie. Ich mußte mich meines Leibes und Lebens wehren.

„Deine Schuld! Wenn du das Sonnenlicht schaußt, poch' an in der Nacht; dir wird im Moos aufgethan.“

— Ich konnte nicht verweilen. Gestern sollt' ich vor Tagesanbruch schon in Aarau sein; dafür hatt' ich das Ehrenwort zum Pfand eingesezt. Der Sprung über ein paar Berge war geringer Umweg für Epiphaniens Geburtsfest. Und dazu der verlobte Bräu-

tigam im Hause, der noch nie mein Freund gewesen! Also in der That, Adריך, sie ist Renolds Braut?

„Ihm erst halb und halb anverlobt.“

— Mög' er ihr wenigstens den halben Himmel zutragen, den sie ihm ganz gibt. Ich kenn' ihn nicht, diesen Renold. Aber Epiphantie liebt ihn. Sie ist mit ihm in die Einsamkeit der Berge gewandelt, wie ehemals mit mir, ohne an seiner Seite den schneidenden Wind der Höhen zu empfinden; in der Verborgenheit der winterlichen Gebüsche, die seine Gegenwart ihr zum Frühlingsgarten verwandelte; er hielt die Heilige an seiner Brust O ich weiß Alles! Alles hab' ich erfahren, Alles! Ihre Liebe entzündigt und abelt Jeden vor Erd' und Himmel; und wär' er ein Bösewicht gewesen, durch sie wird er rein, wie ein Engel. Ich kenn' ihn nicht genau genug, diesen Renold. Vielleicht lag nur gegen mich in seiner Natur Feindseliges, oder ich sah sein Thun mit den Augen der sich selbst nicht bewußten Antipathie an. Vielleicht würd' ich ihn lieben, wenn ich ein Weib wäre; denn wahrhaftig, schön ist er. Einem gefälligeren Manne bin ich noch nicht begegnet. Nur schien er zuweilen allzugesenkhaft-zierlich und fremd, so im Puz seines Leibes, wie in den Kleidern seiner Gedanken, nämlich den gesuchten, Ausländerei treibenden Worten. Das aber sind Kleinigkeiten!

„Sprich ehrlich, Fabian. Liebest du vielleicht Epiphantien ernsthaft?“

— Ob ich? . . . Welche Frage! So lange ich atme. Aber deute mich nicht falsch.

„Du hättest also keine Absicht auf sie?“

— Keine, als die der Bruder haben kann. Bei ihr ist für mich Alles anders, als bei andern Weibern; aber keines ist ihr zu vergleichen, wenn sie auch alle schöner wären. Bei ihr verstimmt Neigung und Begier des Geschlechts. Ich hätte mich der

Sünde geschämt, ihre Hand zu begehren. Sie war und ist nicht für mich ein weibliches Wesen, sondern ist und war mein Leib, mein Blut. Hast du je gehört, daß ein Mensch sich selber begehre, ob er gleich nicht aufhört, sich zu lieben? In der That aber gesteh' ich dir, ich find' es an Epiphantien unerklärlich, wie sie einen Gedanken von Verlobung, Hochzeit, Ehestand fassen konnte. Es scheint mir, sie habe sich erniedrigt, entweiht, aus ihrer Natur völlig heraus verirrt. Wie ist's möglich, daß Epiphantie eines Mannes Weib werden mag? Erkläre das!

Ueber Abdrichs Gesicht flog bei diesen Worten ein spöttisches Lächeln. Er versetzte: „Mir scheint's, das Mädchen habe sich erst in die Natur hineingefunden, die sonst jedes Mädchen trägt. Du aber redest, Fabian, wie ein mannshohes, dreißähriges Kind. Und wenn ich Epiphantien dir nun zum Weibe geboten hätte?“

— Es wäre eine Frevelthat ganz deiner Art gewesen. Jede Andere ist zum Weibe gut. Sprich davon nicht. Du lächerst gern; es steht dir übel.

Dies Gespräch spann sich so lang, als der Weg nach Suhr. Nahe vor dem Dorfe aber wandte sich Abdrich mit seinem Begleiter links durch die Wiesen gegen die langen, finstern Waldhügel des Gönhard, um nicht in das Getümmel der Landstürmer zu gerathen, die sich im Dorfe versammelten. Fabian hatte indeß, was er zu wissen wünschen konnte, erfahren: die Sendung des Junkers Mey von Rueb, Epiphantien zu entführen; die Sendung des Weibes von Seon mit den köstlichen Geschenken des Unbekannten, und dem Auftrage desselben, Epiphantien zu bewegen, nach Arau zu ihrem Pächter zu gehen.

„Nun denn,“ sagte Abdrich, als sie einen sandigen Fußweg zwischen den Tannen am Berge hinanstiegen, „die Zeit wird's offenbaren, warum man aller Orten geschäftig wird, mir das Kind zu entreißen.“

— Damit du die Schuldlose nicht in dein trauriges Schicksal niederreißest, Abdrich; denn du wirkst für Räufelsthrer von diesem Aufstand im Kargan gehalten. Darum war ich auf dem Wege ins Moos. Ich konnt' es nicht, wollt' es nicht glauben. Deine Anwesenheit in der Mitte der Rebellen von Gränichen, deine kriegerrische Rüstung, dein Ansehen unter den wilden Menschen dort haben mich unglücklicherweise anders belehrt.

„Unglücklicherweise?“ rief Abdrich erstaunt und betrachtete den Jüngling, ob er scherze: „Woher kömmt du? Aus den Kerkeru von Bern? Haben die dir den letzten Funken des Mannmuthes ausgelöscht, daß du sogar Fürsprecher der schweizerischen Knechtschaft werden willst? Oder haben sie dir so wohl gefallen, daß du deinen gnädigen Herren und Obern dafür dankbar werden willst? Fabian, warst du im Kerker?“

— Ich war's.

„Schuldig oder unschuldig?“

— Schuldig oder unschuldig, wie man's auslegt. Ich sehe darüber hin. Ich lebte in der Gefangenschaft mit dem Staat glücklich, den ich für Epthanien abrichtete. Dem Thoren kann das Weltall eng, frommem Muth das Gefängniß Weltall werden.

„Ganz gut! Aber die Schande, aber die Schmach!“

— Abdrich, das solltest du doch wissen, daß der Marmelstein des Palastes so wenig Ehre, als diese salpeterzerfressene Mauer des Kerkers Schande abfärbt.

„Brav, Bursch, du bist wieder der Alte in meinem Geiste! Warum wurdest du eingesteckt? Wir hörten viele widersprechende Geschichten.“

— Nun ist's ein Jahr. Als ich einige Wochen in der Heimath war, berief man mich zur kranken Kammermagd des Landvogts, Heilmittel anzuordnen. Wie ich vergangenen Herbst abermals in die Heimath kam, ward ich vor Chorgericht gefordert. Das lügne-

rische Weibsbild hatte mich als Verführer angegeben, sagte es mir sogar frech und weinerlich ins Gesicht; wiederholte es selbst in den Wehen. Der Landvogt, ein hochfahrender, heftiger Mann, der mich meines Widerspruchs wegen aufs Schloß rufen ließ, ward im Wortwechsel so wild, daß er mir ins Gesicht schlug. Da zog ich ihm, zur Vergeltung, in Gegenwart aller Schreiber, Weibel und Amtsboten, eine Maulschelle so derber Gattung unter die Nase durch, daß er fünf Schritte zurücktaumelte. Ich hatte allerdings gegen eine grobe obrigkeitliche Person gesehlt.

„Berner Art! Darauf mußt du ins Loch wandern, bis dir die Zeit lang ward und du ausbrachst?“

— Nein, Abdrich. Das Weibsbild starb an den Folgen seiner Entbindung und erklärte im Tode meine Unschuld. Der Sohn des Landvogts war ihres Kindes Vater. Die Berner sind gerecht. Der Landvogt selbst ward fortan mein Fürsprecher; ich wurde von aller Strafe und Schuld losgesagt. Der Urheber meiner Gefangenschaft dachte edel genug, selber zu mir ins Gefängniß zu kommen und mir Versöhnung und Freundschaft anzubieten.

„Und diese heuchlerische Milde und Gerechtigkeit, dies schwächliche Kind der Angst vor dem wachgewordenen Grimm und Stolz des Volks hat dich bethört, geblendet, bestochen, geworden für Bern? Weil sich ein armseliger Junker gnädigst herabließ, einem Ehrenmann, den er mißhandelte, das Unrecht zu gestehen, findest du die Taten des Vären weich, die gefühllos ein ganzes Volk in den Staub drücken?“

— So wenig, Abdrich, daß ich vielmehr mein am Thunersee neuerkauftcs Helmweesen wieder veräußern, der Willkür entrinnen und ins Land des Markgrafen von Baden ziehen will.

„Warum nicht deinen Arm lieber in diesen Tagen dem Volk gegen den Städtchhochmuth leihen?“

— Ich leih' ihn wahrlich der Niederträchtigkeit so wenig, als dem Hochmuth.

„Durst, achte dein Volk, das für sein Recht in Waffen steht. Auch Verzweiflung kann ehrwürdig sein.“

— Wie die Kaserne.

„Also leuchtet es deinem Verstande wohl gar ein, daß es sich mit Gerechtigkeit vertrage, wenn selbstthätige Hinterlist die uralten Rechtsame der Dorfschaften nach und nach in Zweifel setzt, in den Ausbruch wirft, weil Fäulniß, Mober und Mäuse die Pergamentbriefe zerfressen haben? Ist's Recht, daß die Gäßler der Stadt vom Regierergewerbe lebt, Münzwucherei treibt, Amtleute ins Land schickt, die sich, wie Blutigel, am Wohlstand des Volks satt saugen können; gerecht, wenn man den Junker für dasselbe Verbrechen mit einem sauern Seitenblick abstrafft, wohl gar entschuldigst, für welches den Bauer Thurm, Ketten, Folter und Galgen erwarten?“

— Nein, Abdrich; aber von der andern Seite ist's wohl eben so ungerecht, wenn man das hündische Volk zur Sache gegen Unschuldige und Schuldige heßt; wenn man, um seine Wäsche zu trocknen, ein Dorf in Brand steckt, und wegen einiger falschen Schritte der Obrigkeit tausendmal falschere macht, welche Land und Leute auf ein Jahrhundert zu Grunde richten. Gütet euch, ihr wollt den Kreuzer gewinnen, und werft mit dem Thaler darnach! Dann bereut ihr den verlorenen Thaler und sehet dafür die Doukone ins Spiel! Ihr kommt nie zu Ende, und sehet zuletzt Alles gegen Alles auf die trüglche Karte.

„Nicht zuletzt, guter Freund, da stehen wir heute schon!“ sagte Abdrich hämisch lächelnd: „Wir wissen so gut, als du, daß Blut und Geld, welches der Krieg kosten mag, mehr werth sind, als der Wberruf eines bloßen Münzmandats. Aber nun wir einmal am Abrechnen mit der Stabtoberherrlichkeit sind, soll noch

andere gerechnet werden. Es ist nicht darum zu thun, daß die Städte ihre Mißbräuche bereuen; nein, Mißbräuche sollen durch Gleichheit des Rechts zwischen Bauer und Junker unmöglich werden. Die Städte sind im Besitz der Landschaft durch Recht der Eroberung, sagt man. Gut, das Land hat das Recht, sich wieder zu erobern, so gut, als sich erobern zu lassen. Die Städte haben ihr Volk mit baarem Gelde, als selbeigen, erkaufte, sagt man. Frage: Können rechtlicher Weise Menschen, wie Vieh, gekauft und verkauft werden? Ein Rechtskand, wie er vor Gott und aller Vernunft gilt, muß wieder hergestellt und das Schweizer Volk frei werden, wie der Herr in der Stadt. Die Söhne der Kellen in den kleinen Kantonen und im Land der Graubündner, ja, die sind frei. Wird dein Herz nicht groß bei dem bloßen Namen der edeln Freiheit?"

— Allerdings, Abdrich; aber es zieht sich wieder eng in sich selbst zusammen beim Anblick eurer Mittel. Kleine Kantone und Graubündner kauften ehrlich um baares Geld fremde Rechte an sich; ihr aber kauftet, wie Straßenräuber beim Krämer im Walde, mit dem Messer in der Faust, und wollet den Teufel zum Fürsprecher machen, daß ihr in die Himmelsporte eingehen könntet. Dazu biet' ich nun nimmer meinen ehrlichen Arm.

„Nach deiner Meinung sollen wir also höflich danken, Fabian, wenn die Berner uns das Fell über die Ohren ziehen, weil sie es gebrauchen? Nein, und abermals nein, Bursch, Alles hat sein Maß! Es gibt ein Recht unterm Himmel, das ist nicht mit dem Schwert erbeutet, nicht mit der Kette gebunden, nicht mit dem Stammbaum gepflanzt. Es gehört den Menschenkinder von Ewigkeit und ist von keinem Menschenkinde weder zu geben noch zu nehmen. Gott der Herr schrieb den Freibrief unsers Geschlechts am sechsten Tage der Welterschöpfung, als er sein Ebenbild machte, legte die Abschrift in aller Menschen Herz und Vernunft, und ver-

wahrt die ewige Urkunde im Himmel. Den aber lassen die Macht-haber auf Erden nicht gelten; sie habern darüber mit den Schwachen, wie der Wolf mit dem Lamm. Aber fürwahr, das Ganze ist mehr, als der Theil, und die Wohlfahrt einer halben Million mehr, als die gemächliche Fütterung einiger regimentfähiger Stadtbürger.“

— Tausche dich nicht, Alter, schaue deinen Leuten ins Gesicht! Kennst du das Volk, das jetzt am rührigsten bei der Hand ist? Ich hab' es gesehen. Die Ehrenleute, die stillen, fleißigen Eigenthümer schütteln zu euerm Untersfangen den Kopf, oder lassen ihn betrübt hangen. Aber die Lumpen, welche von der Hand in den Mund leben, die Ausgehauseten und Verganteten, die guten Birthshausfunden, die mehr Kupfer auf der Nase als im Sack haben, abgedankte Soldaten, die aus fremdem Kriegeslohn läberlicher Heimkommen, als sie gegangen waren; die Würfel- und Kartenmänner mit zerrissenen Hosen, alle die wohlfeil gewinnen möchten, heben das Haupt steif und trotzig empor; und Kerls, denen man sonst in guter Gesellschaft das ungewaschene Maul verbietet, führen jetzt das große Wort. Und was wollen sie gewinnen? Reinst du, öffentliche Wohlfahrt? Nein, wahrhaftig nicht. Ihre leeren Säcke, Sainen und Körbe sind schon hervorgeholt, um Geld und Waaren der geplünderten Stadtleute heimzutragen. Sie rüsten Schwefelhölzer für die Häuser ihrer Gläubiger, damit Gältbriefe und Zinschriften in Rauch aufgehen. Leute, wie du und beinesgleichen, müssen nur Dedel ihrer Räuberei sein. Sieh deinen Leuten recht ins Gesicht, Abdrich! Reinst du, Hochmuth, Ehrsucht, Habgier mache das Patrizierregiment verhasst? Meinest halben, es sei! Aber die es stürzen wollen, zeigen wenig Uneigennützigkeit, Demuth und Milde. Seh' den Bauer auf den Edelmann, so reitet der Kobold auf dem Drachen durchs Land. Hab' ich Unrecht, Abdrich?

„Und wenn du Recht hättest,“ erwiderte Abdrich ärgerlich,

„dennoch muß es gethan sein. Doch du hast nur zum Fünftel Recht. Der reinste Strom führt Schlamm mit, und jede Arznei hat ihr Widerliches. Ich sage, Friede ist Sünde, wenn ihn feige Selbstsucht mit geschlachteten Freiheiten, Rechten und Wahrheiten füttert; und der Krieg ist ein Heiliger Gottes, wenn er der lichtscheuen Schlange der Tyrannei den Kopf zertritt. — Geh, Fabian, unsere Bahnen laufen nach entgegengesetzter Weltgegend.“

In der That, ob sie gleich beide noch lange ihre Versuche erneuerten, sich gegenseitig Einer zu des Andern Ueberzeugungen zu belehren, hatte der Meinungshaber hier, wie immer, die Wirkung, Jeden nur stärker in seinem Glauben zu befestigen, so wie der Sturmwind durch Erschütterungen den Wurzeln der Waldbäume zu ihrer Befestigung tiefer ins Erdreich bringen hilft.

Nachdem beide die Gründe ihres Verstandes erschöpft hatten, verschmähten sie sogar nicht das Mittel, sich durch Drohung und Verheißung zu gewinnen. Denn Fabian, seit seinem Knabenalter an den flüsternden Abdrich und dessen Haus gewöhnt, konnte nicht mit Gelassenheit den Oheim und Pfleger Euphantiens in das gewisse Unrecht, oder in das wahrscheinlichste Verderben rennen sehen. Er schilderte ihm dieses, und Eleonorens und Euphantiens Loos. Er gestand, daß er sich aufgemacht habe, ihn entweder für gerechtere Gesinnungen zu stimmen, oder Euphantien zu bereben, unter dem Obdach ihres Lauspathen Zuflucht zu nehmen.

Abdrich aber begegnete dem Allem und bewies ihm das Eitle der gehaltenen Hoffnungen. Er schene keine Gefahr, die ihm persönlich drohe, und Euphantie werde sich nicht von der sterbensranken Freundin entfernen, da sie das Gelübde gethan. Sine wieder versuchte er selber gegen den Jüngling das letzte Versuchungsmittel. Er zeigte ihm Euphantiens Hand als Preis.

„Die hast nicht du, Abdrich, sondern sie selbst, auszubieten!“ rief Fabian mit Unwillen: „Sie selbst aber, die so fromm und

rein ist, kann sich nicht zum Preis der Schlechtigkeit geben. Wenn sie es aber könnte, wenn sie es könnte . . . o nein, warum sollt' ich das Unmögliche ins Reich der Möglichkeit stellen? Ich aber würde lieber die Hand einer Ausfägigen, als solche Hand dann berühren. Warum biete ich dir sie? Kannst du einem Bruder das Herz der Schwester schenken oder entfremden? Sie ist Renolds Verlobte. Sie liebt ihn Nun ja doch; sie liebt ihn. Ich verliere sie darum nicht. Geschwister lieben sich anders als Gatten."

"So fahre wohl!" sagte Abdrich: "Doch will ich dir den Schmerz nicht bergen, meinen Weg ohne dich gehen zu müssen. Das ist aber mein Loos: was ich liebe, muß von mir abfallen, und Alles, was ich hasse, wird zur Klette an meinem Leben. Ich bin von Natur gut; aber die Bessern unter den Menschen stehen scheu vor mir zurück; und, als wär' ich Magnet für alles Schlechte, klebt mir dies an."

22.

Der neue Hieb.

"Höre, Abdrich," sagte Fabian und blieb stehen, indem er den Alten zurückhielt, "du guter und kluger Mann, sollte dir der Schlüssel zu diesem Räthsel unsichtbar geblieben sein? Ja, du bist gut, und bist klug. Du willst aber oft kläger, als gut sein; darum wird selbst deine Tugend nur für Klugheit gehalten und darnach verurtheilen dich Gute und Schlechte."

— Was willst du mit deinem Geschwätz? Wann wollt' ich kläger sein, als gut?

"Wann dir der krumme Weg kürzer, als der gerade schien. Warum mußt du, zum Beispiel, noch im Wirthshaus von Gränichen, die albernen Bauern in der abergläubigen Erwartung von

deiner Herenmeistererei bestärken? Warum wolltest du selbst Ephyaniens Hand mir zum Räder verwandeln, für den ich meinen Ueberzeugungen treulos werden sollte? Mußte sie auch das viel leicht nur, und nichts anders, dem Hauptmann Renold sein? Abdrich, arbeite dem Volksaufstand entgegen, der sich jetzt wie wirbelnder Sturm um uns bewegt. Sei besser, als King!“

— O du hochweises Kind von sechsundzwanzig Sommern, mit dem Doktorhut auf dem unbärtigen Haupt! wenn du einst, gleich mir, zwei Drittel eines Jahrhunderts am Gewebe deines Lebens und vor tausend zerrissenen Fäden geseffen bist, dann setze dich auf Abdrichs Grab, und überlege das Wort, das du sagtest. Es wird dir leichter sein, die Grenzen in einander fließender Schatten zu finden, welche von zwei Lichtern geworfen werden, als das zu unterscheiden, was in den Thaten der Menschen dem Licht des Rechts und der Klugheit angehört. Nein, Fabian, der Mensch ist nicht des Schöpfers Meisterstück.

„Abdrich, lästere nicht wider den Himmel.“

— Ist der Gedanke Lästerung? Warum wuchs er in meinem Gehirn? Bin ich sein Schöpfer, oder ist's die Natur des Bodens, aus dem er von selbst hervorschoß? Fabian, glaub' es mir altem Manne, der Mensch hat eine Kleinigkeit zu viel, um je glücklich zu werden, nämlich seine Vernunft! Ohne Vernunft wär' er noch ein ganz behagliches, leidliches Thier; jetzt ist er ein widerliches Zwitterding, das mit verwachsenen und verkümmelten Gliedern nirgends hinreicht. Thier will er, kann er nicht sein; und er, mit der Vernunftlaterne, sieht er nur die Finsterniß, und erkennt weder von wannen er kommt, noch wohin er fährt, oder wozu er ist und trinkt. Nichts sieht er, als daß Alles um ihn, er sich selber Nacht ist, und daß eben im Widerspruch seines Daseins das ewige Glend desselben wohnt. Geh, Fabian, geh! Ich habe diese Welt nun von allen Seiten betrachtet, und am Ende gefunden,

sie sei nicht des ersten Blicks werth. Geh, ich bin müde. Ich will ein wenig ruhen. Meine Nacht war ohne Schlaf. Laß mich hier allein.

Abdrich setzte sich während dieser Rede unter einer der ältesten Eichenbäume in hochgepolkertes Moos und wandte das Gesicht zur Erde. Fabian aber ließ sich neben ihm nieder und sagte: „Deine alte Schwermuth will dich überfallen und martern, in der du, wie Ijob, an Gott und Menschen verzagest und deinen Tag verfluchest. Laß mich bleiben und dir ein neuer Elihu, Baracheels Sohn werden.“

Der Alte schwieg und richtete lange Zeit das Haupt nicht auf. Endlich that er einen schweren Seufzer und sprach: „Ich bin schlecht und recht wie Ijob gewesen, und habe Unglück, wie ein Ungerechter, und bin verstoßen, wie ein Uebelthäter. Du kannst kein Elihu sein, denn ich bin kein Ijob. Dieser Mann vom Lande Uz hatte seine Wohltage genossen, und, wenn auch verloren, doch nach den Behtagen wieder empfangen. Ich aber habe die meinigen nie gesehen, und werde sie nicht sehen. Zu ihm sprach ein Gott; aber mir bleibt der Gott stumm, den ich rief. Wem soll ich ein Leben danken, das ich verwinke?“

— Schweig, Abdrich, Gott könnte seinen Blitz zur Erde senden, und dein wahnsinniges Freveln strafen! rief Fabian, dem Alten beruhigend und schmeichelnd die Achseln klopfend.

„Daß er's thäte! Wenigstens wüßt' ich dann, daß er wäre.“

— Altes, willst du an Gottes Sein verzweifeln?

„Bin ich nicht meines Lebens Stümme? Mein Leben ist's, das an ihm zweifelt. Es war kein Gott darin. Meine Mutter starb in den Wehen, damit ich nicht von ihr geliebt würde. Mein Vater stieß mich von seiner Brust, weil ich der Häßlichere war. Er gab mir eine Stiefmutter. Ihr Sohn, mein Bruder, war schön. Er sollte der Aelst, ich der Jüngste sein. Meine Knabenzeit

fraß sich auf, unter Thränen und Flüssen. Ich kannte keine Gespielen, wie andere Kinder haben, und schloß aus Herzensbedürfnis Freundschaft mit den Kettenhunden.“

— Laß gut sein, Abdrich, ich weiß das. Wozu wegeß du deinen Schmerz immer an diesen Erinnerungen?

„Höre mich an! Ich will austreten!“ schrie Abdrich mit Heftigkeit: „Siehe hinein in meine Wunden, und suche den Gott darin, und dann verurtheile mich. Da ich Jüngling war, stieg mir eine Sonne auf. Ich liebte und vergaß, daß ich häßlich geboren war. Aber Diethelm, mein Stiefbruder, war schöner, und die ich liebte, ward meines Bruders Weib. Ich sah keine Sonne wieder. Mein Vater erzwang mir eine andere Ehe des Welbes willen. Vielleicht hätt' ich mich noch mit meinem Loose versöhnen können. Aber ich las täglich den Unmuth in meines Weibes Blicken. Ihr Herz gehörte schon lange einem Andern. Sie gebar Eleonoren und starb im ausgehenden Gram. Die Welt sprach, ich hätte sie vergiftet. Das Gerücht und der Abscheu der Menschen gegen mich ward allgemein.“

— Manches Ehrenmannes guter Ruf, nicht der beinahe allein, ward vom sinkenden Nebel der Verleumdung dunkel. Aber die Wahrheits-Sonne, wenn sie auch untergeht, tritt immer endlich an ihre himmlische Stelle zurück.

— „Für mich halten Wahrheit und Sonne ewigen Felerabend. Die Verleumdung lebt im Munde des Pöbels, ohne alle Nahrung, wie die Kröte im Stein. Ich konnte diese Scheu der Menschen vor mir nicht ertragen, übergab mein Kind nebst Hans und Hof dem alten Vater, fuhr den Rhein hinab und mit den Holländern über das Meer nach Ostindien. Ich irrte Jahre lang herum. Ich sah die Schätze vieler Länder, und Treiben, Kraft und Sitte vieler Völker; aber unter allen Himmelsstrichen begegnete ich der selbstgierigen Bestialität wieder, die ich in den Bergen des Ober-

landes verlassen hatte. Nur trug sie andere Hautfarbe, Sprache und Kleidung. In Müh' und Noth manches Jahres hatt' ich Vermögen erworben, das für mich beträchtlich heißen konnte. Ich eilte nach Europa zu meinem Kinde und fiel in die Hand afrikanischer Seeräuber. Zwei Jahre arbeitete ich als Sklav, bis mich ein italienischer Mönch loskaufte, um mich katholisch und sich beim Himmelföhrner einen Stein im Brett zu machen. Als Bettler zog ich in meine Heimath ein, fand den Vater todt, mein Kind schwächlich, mein geringes Erbtheil treulos halb vergeudet!"

— Es ist wahr, Abdrich, das Glück war dir unhold. Doch mich würd' es stolz machen, wenn ich, wie du, zurückschauen und sagen könnte: ich habe mit dem Schicksal gerungen und gesiegt.

„Ja, wenn ich's sagen könnte! Aber von Sorgen verzehrt, von der schenen Verachtung des Pöbels erbrüht, hielt ich mich nur allein noch an der Liebe meines Kindes, an den Krücken der Hoffnung anrecht. Ich wollte die Veruntreuer meines Erbtheils anklagen; sie standen stolz und sicher im Schutze mächtiger Gönner zu Bern. Mir wies man die Thür. Ich reisete, guten Rath zu holen, zu meinem Stiefbruder Diethelm. Er lebte mit seinem Kinde, als Wittwer in Dürftigkeit, an der Leuk. Er hatte mehr durch die Schlechtigkeit des Landvogts, unter dem er gedient, als durch eigene Schuld, Ehre, Amt und Vermögen einbüßen müssen. Statt mir zu rathen, sprach er nur von sich, von seinen Hoffnungen, angestellt zu werden, wenn er den Rest einer Schuld tilgen könne, die ungefähr den Werth dessen betrug, was ich noch besaß. Er machte mir wahrscheinlich, wenn ich den Muth hätte, ihn zu retten, könne uns beiden geholfen werden. Ich schlug es ab, für ihn Bettler zu werden mit meinem Kind. Er schwor, mich nicht zu täuschen. Er schwor, mein Verstand bleibe die letzte seiner Hoffnungen. Er fiel mir in Verzweiflung zu Füßen. Ich dachte an mein armes Kind und verweigerte standhaft. Doch in der Nacht

darauf, nach langem Kampf mit mir selber, entschloß ich mich dennoch, Alles für den Bruder hinzuofern. Ich ging Morgens zu ihm, um ihm meine Einwilligung zu verkünden. Ich fand ihn nicht mehr, sondern nur einen hinterlassenen Zettel mit den Worten: Suchet meinen Leichnam nicht; erbarmet euch meines Kindes!“

— Ich kenne die gräßliche Begebenheit; ich war, glaub' ich, damals ein fünfzehnjähriger Knabe. Der Pfarrer nahm sich der kleinen Epiphanie an. Erzähle nicht weiter.

„Man suchte ihn lange. Ich durchlief halb wahnstänig die Gegend und das ganze Gebirge umher. Ich klagte meine eigene Härte an. Erst sieben Wochen nachher erblickte ein Simmenthaler Gemojäger Diethelms Hut in einem der Abgründe am Rappelsgrüsch, in dessen Nacht und Tiefe sich Keiner hinunterwagen konnte. So war ich der Ratt worden; war es, ohne meine Schuld, und mein Schmerz war größer, als meine Schuld. Man legte mir aber mehr zur Last, als ich gesündigt hatte. Ich floh die sehnstselige Heimath zum zweiten Mal, verkaufte all' das Meinige und fiedelte mich im Moos an. Ich arbeitete Jahre lang, wie einß an der Sklavenkette des Afrikaners; aber es war für mein Kind. Ich rodete Wald aus, trocknete Sümpfe, machte Gindöden urbar. Ich gewann durch Handel in Sempach, Willisau und Luzern. Ich kam zum Wohlstand, aber auch zum Ruf des Schatzgräbers, Straßenräubers und Bundesgenossen des Teufels. Für mein Kind, für die letzte und einzige meiner Freuden, hätt' ich das Mähßeligste gethan, das Härteste ertragen. Eleonore aber lebte Siechentage; jetzt lebt sie schon manche Woche nicht mehr, ob sie gleich athmet. Meine Kräfte brechen. Soll ich nicht das Ende meines Bruders Diethelm nehmen, muß ich mich in großen Zerstreuungen betauschen und betäuben.“

— Der Raufch der Empörung, Abdrich, war der unseligste von allen, die dir zur Auswahl frei standen.

„Meine Wege sind nicht deine Wege, Bursch. Häteßt du, wie ich, in den Grund des Verderbens und Glends hinabgesehen, worin das Volk von Regierern und Treibern niedergehalten wird, die von seiner Arbeit und Unkunde leben wollen: du würdest keinen heiligern Rausch kennen, als den für Erlösung der Menschheit aus den Banden der Nacht und der Bestialität. — Geh, du verstehst mich nicht; Keiner versteht mich. Meine Sprache ist auf Erden nicht verstanden. Meine beste Tugend steht dem Verbrechen gleich. Als hing' ein verpestender Fluch an meinen Fingern, verdirbt und stirbt, was sie berühren, und der Odem meines Mundes zerfrisst selbst das nie rostende Gold. Aber ich kann nun kein Anderer sein, als der ich bin. Und wird die Welt durch nichts Göttliches droben bewegt, will ich allein das Göttliche wider die Welt sein und das Licht über dem Wüsten und Leeren. Komm, Bursch, du verstehst mich nicht; komm zu den Leuten; ich will wieder deine und ihre Sprache reden, damit ihr Alle nicht meinet, ich sei wahnsinnig, und auf daß ihr mir keinen Vogt sehet, qber mich an die Kette schließet. Komm!“

Abdrich sprang von der Erde auf und verfolgte mit großen Schritten den Fußweg über den Bergrücken. Fabian ergriff ihn im Gehen bei der Hand, und sprach mit Herzlichkeit: „Abdrich, du eilst deinem und des Landes Verderben zu.“

Indem er dies sagte, schloß sich das Dickicht vor ihnen auf, und eine weite, prächtige Landschaft faltete sich vor ihnen, im Glanz der Sonne, mit Wiesen, Wäldern, Burgen, Dörfern und Flecken aus, umfungen vom Halbmond des stolzen Zugesgebirges und durchblitzt von den Wellen des vielgewundenen Artstromes.

„Schau' hinab, Abdrich!“ rief Fabian ab der Almen: „Ist es göttlich, Nordfackel und Verwüstung in dies ruhige Eden zu werfen?“

„Thor!“ erwiderte der Alte: „Was nennst du göttlich? Das

Leben um uns her, oder den Staub daran und darum? Mögen doch Hütten und Kerker Asche werden: wenn nur die erlöseten Sklaven zur Freiheit eingehen. Sieh, die Wiesen, wie sie dem Frühling entgegengrünen; die Bergwägen, wie sie den Schneemantel abstreifen, und die dürrn Wälder, wie sie ihres Schmucks gewärtig sind; soll nun das Menschengeschlecht den Winterschlaf ohne allen Frühlingemorgen schlafen?"

— Abdrich, laß mich zum letzten Mal . . .

„Ja, denn! zum letzten Mal: Ich will untergehen, oder das Edlere muß auferstehen!“ Mit diesen Worten ging der Alte hastig bergab, in gerader Richtung, einer mit Speissen und Morgensternen bewaffneten Schaar Bauern entgegen, die am Suhrbach sich gegen die Stadt in langen Reihen fortbewegte.

23.

Der Landsturm.

Fabian ließ den lärmenden Haufen vorüberziehen. Er betrachtete nicht ohne Unruhe die bedrohte Stadt, welche ihre finstern Giebelbächer und Thürme mit furchtsamer Reugler über die Ringmauern hervorjusstrecken schien, während die Ebene des Suhrfeldes, zwischen dem Gönhardhügel und Narufer, von den Banden des Aufruhrs wimmelte. Einige tausend Mann lagerten oder standen da, in ungeordneten Rotten, auf Aekern und Wiesen, oder liefen verworren durcheinander. Man hörte das Getöse ihrer Beratungen, welches dann und wann noch durch Musketenschüsse und Trommelwirbel derer begleitet ward, die ihre kriegerischen Werkzeuge versuchen wollten. Als wenn sich die Bäume der düstern Waldungen von Rohr und Buchs und der Thäler umher in Menschen verwandeln könnten, sah man aus deren Schatten sich immer neue Schlacht-

hausen loswinden, die mit ihren Fahnen die Zahl der Anwesenden vermehrten.

Behutsam stieg der Jüngling von der Höhe nieder, und ließ sich von dem Bache, welcher seit Alters die Straßen und Gewerbe Aarau's belebt, zur obern Vorstadt führen. Auch hier begegneten ihm schon die tropigen, festen Gesichter des Landsturms in allen Gassen. Auf dem Platze vor dem großen Löwen stand die Fahne von Rynach aufgepflanzt. Dasselbst sah er das Gewühl der Bauern am dichtesten um einen engern Menschenkreis, in dessen Mitte einzelne laute Stimmen vernommen wurden, wie bei Beratung oder Streit. Als er das Gedränge bis zum innern Ringe durchbrochen hatte, erblickte er, unter vielen unbekannten, wilden Gesichtern, den über seine Nachbarn riesenhaft vorragenden Abdrich, und ihm, neben einigen Rathsherren der Stadt, den Junker Mey von Rued gegenüber.

„Somit haben wir euch unsere Willensmeinung kund gethan!“ sagte ein stattlich gekleideter Landmann, dessen Worten Alle aufmerksam horchten: „Und für diese Meinung sind zehntausend Schwerver bereit, ihre Scheiden zu verlassen. Wir sind nicht wider euch ausgezogen, ihr Herren von Aarau, also sollet ihr nicht wider uns stehen. Gestattet ihr aber fremdem Volk den Zug durch eure Stadt, sollet ihr ihn billig euren Landeleuten nicht versagen. Feindliche Besatzung bei euch dulden wir nicht. Wenn die Basler und Mühlgäuser nicht bis Mittag abziehen, werden wir dieselben angreifen und ausläupen. Dann aber, Aarauer, kann Niemand Bürgschaft leisten, daß die Wuth des Volks nicht über die Schnur haue. Ihr wisset gar wohl, daß das Unglück breite Füße hat, und sich, wo es einmal steht, nicht leicht fortstoßen läßt. Also nehmet eurer Schanze wahr!“

„Ihr Männer!“ rief der Oberherr von Rued: „Leihet mir noch einmal euer Gehör, denn mein Innerstes erzittert, euch in

dieser heispiellosen Verblendung dem Abgrund des Verberbens entgegenstaukeln zu sehen. Wenn euch euer guter Engel plötzlich aus dem Rausch, in welchem ihr jetzt ohne Ueberlegung umhertobet, zur nüchternen Besonnenheit wecken wollte: ihr müßtet erschrecken, euch vor Arau zu erblicken, statt in der gewohnten Hütte bei Weib und Kindern; mit Waffen in der Hand, mitten im Frieden, statt in ländlichen Arbeiten geschäftig! Würdet ihr nicht einander mit erstaunten Augen fragen: warum oder durch welches Zauberspiel ihr hier ständet, wie von einem Sturm zusammengewehet? Kommt nicht Jedem von euch, was ihr höret oder sehet, unglaublich vor, wie ein Traum?"

"Ich glaub's," rief Einer im Haufen, „es dünkt dem Junker Traum; uns aber nicht, denn wir sind eben wach geworden."

"Wenn ihr denn wach seid," fuhr der Oberherr fort, „so überleget, wie Wachende; klettert nicht gleich Nachtwandlern beim Vollmond, mit geschlossenen Augen und von Einbildungen verführt, über die Firnen der Dächer, statt auf gebahnter Straße. Was wollt ihr? Ihr seid unzufrieden, durch die Münzverordnung einige Bagen einblüßen zu müssen. Aber daß ihr statt dessen durch Verwüthung und Einzug fremder Soldaten eure Felder brach laßet, eure Vorräthe dem Raube, eure Dörfer den Flammen, eure Weiber und Kinder dem Elend und der Schande, eure Leiber den tödtlichen Kugeln preisgebet, damit seid ihr zufrieden? — Was wollet ihr? frag' ich. Geseht, unsere hohe Regierung würde in einigen Dingen gelehrt haben: so wäre es ein Irrthum gewesen, dem der Weiseste nicht entgeht. Und diesen Irrthum denket ihr mit Verbrechen des Aufruhrs und Hochverraths zu verbessern? Habet ihr gerechte Beschwerden, warum tretet ihr nicht mit geziemender Ehrfurcht vor die von Gott gegebene Obrigkeit, vor eure Landesväter? Oder wollet ihr eure eigenen Kinder lehren, daß sie euch sogleich das Brodmesser aufs Herz setzen müssen, wo sie

bitten sollen? — Wohin wollet ihr? Die starke Stadt und Feste Bern erobern, die euern ungeordneten, schlechtbewaffneten Haufen ihre geübten, mit Schlachtbedürfnissen versehenen Schaaren und kriegskundigen Feldobersten entgegensetzt? Glaubt ihr, daß vor euerm Geschrei und Fluchen Wälle und Mauern Berns erschrocken zusammenfallen müssen, sie, die euch aus hundert ehernen Feuer-
schlünden donnernde Antwort ertheilen können?“

Obgleich er diese Worte mit würdiger Ruhe, mit jenem trau-
lichen Ausdruck des Wohlwollens und anspruchlosen Wesens ge-
redet hatte, den die Völkerschaften der Schweiz an ihren Obrig-
keiten lieben, schien doch die versammelte Menge diesmal wenig
darauf zu achten. Geschwäg, Lachen, lautes Zwischenrufen ward
während der Rede des Junkers immer lauter, bis Adrich die heifere
Stimme erhob und rief: „Mit Erlaubniß, Junker Oberherr, wenn
schon sich zu Bern bei euch das Recht brechen und biegen läßt,
wie Wachs, ist es in der Hand des Gerechten doch Stein und
Eisen. Bei Sempach sind die Schweizer nur in dünnen Hirtens-
hemden gestanden, und die Ritter alle, jeder in seine eiserne Mauer
eingepanzert: dennoch wurden die Harnische dort mürber, denn
Leinwand, und die Hemden fester, denn Erz! Wenn ihr an eine
göttliche Gerechtigkeit glaubet, der wenig daran liegt, ob sie es
mit bernischen Rathsherrn verderbe, so glaubet, sie wird vor un-
sern Fahnen her gegen eure Zwingherrnwälle ziehen, und mit dem
Schwert der Vergeltung eure stolzen Häupter zu treffen wissen.“

Während der Alte sprach, hatte Alles, Kopf an Kopf, rings-
umher geschwiegen, und mit geöffneten Mäulern und unbewegten
Augen gehorcht, daß keine Silbe entwische. Der Oberherr von Nueb,
fest und mit hoheitlichem Ernst den Blick auf ihn geheftet, hörte
ihn mit scheinbarer Kälte an; doch bemerkte man an der wechseln-
den Farbe seines Gesichts, daß ihm in der Brust Zorn kochte.

„Schweiz, Mooser!“ rief er, ohne seine angenommene Ge-

lassenheit zu verlieren: „Denn du, von allen diesen irregeleiteten Wiedermännern am wenigsten, haßt das Recht, mit jenen Strafgerichten zu drohen, welche die Langmuth des Himmels bisher von dir zürückhielt. Eben Menschen deines Geschlechters müssen es sein, Menschen ohne Ehre und Glauben, Menschen ohne Gottes- und Menschenfurcht, die, wenn sie Ehefrau und Bruder kaltherzig in den Tod gejagt, und mit verdamnten Mitteln ungerechten Rammmon zusammengescharrt haben, endlich noch das arme Volk in den Abgrund stürzen, um auf den Stählen der rechtmäßigen Obrigkeit sitzen zu können. Geh, dich hat Gott gezeichnet, und man sieht dir von oben bis unten in der Beelzebubefigur das Handwerk an, mit dem du für Rechnung des Teufels arbeitest. Aber deine häßliche Haut ist noch ehrlicher, als dein Herz, und hat dir den grauen Schädel schon vergebens mit der Asche der Reue bestreut, von der deine verkaufte Seele noch nichts weiß.“

„Junker Oberherr von Rued,“ entgegnete Abdrich mit Gleichgültigkeit, „mag es Euch immerhin belieben mich zu schelten. Ich verzeth' Euch. Aber von diesen Leuten urtheilet ehrenhafter. Eure Selbstsucht, ihr Herren, eure Herrschgier hat dies Volk in den Abgrund der Rechtslosigkeit gestürzt und aus Schweizern dumme Sklaven gemacht. Nicht ich, Keiner kann es tiefer stürzen, als ihr selbst schon gethan. Diese Menschen alle hier, erlaubt es, ihr Herren und Götter der Erde, möchten gern wieder Menschen sein, und zwar einen Gott im Himmel haben, aber nicht zweihundert auf dem Berner Rathhause.“

Diese Worte schlugen durch in der Volksmasse. Die Bauern jauchzten dem greifen Redner Beifall und riefen: „Recht so! Das ist's! Der Moser thut dem Junker den Knoten auf! So muß es kommen!“

Der Oberherr ward im Gesicht glühend und sprach mit funkelndem Blick zu Abdrich: „Schweig! du bist schlüpfrig, listig, ich weiß

es, kalt und giftig, wie eine Schlange, aber du kriechst doch nur dem Rabenstejn entgegen. — Ihr Leute, es ist wahr, ihr seht im Fehler, aber verführt. Ich verkündige euch Pardon. Gehorchet der hohen Obrigkeit, der ihr mit euern Eiden Huldigung geleistet habet; ergreift diesen grauen Schelm, diesen Abdrich, bindet ihn und führet ihn gefangen in die Stadt. Gehorcht!“ — Das Gebieterische in der Stimme des Oberherrn, die furchtlose Hocht in seinem Außern, schien den Volkshaufen einen Augenblick lang zu erschüttern. Mehrere unter den Bauern zogen die Rappen und Hüte ab. Abdrichs Gesicht faltete sich in ein bitteres Lächeln.

Plötzlich schrie eine kräftige Stimme aus dem Gedränge: „Lasset mich hindurch, daß ich den Falschwerber Mores lehre, der also gegen Kriegsmänner und Brauch manquirt!“

Ein schöner junger Mann mit Flammenblicken trat in den Kreis. Es war Hauptmann Gibeon, welcher sich dicht vor den Oberherrn hinstellte und, den linken Arm in die Seite gestützt, die rechte Hand mit drohendem Zeigefinger in die Höhe hob. „Ihr möget es Eurer Stellung danken, Junker,“ sagte er, „und daß Ihr als Deputirter löblicher Stadt Karau erschienen seid, sonst solltet Ihr wegen schlecht observirter Reuerenz gegen Hauptleute und Kriegsvolk ungesegnet von hinnen kommen. Versteht Ihr die Exekution Eurer Instruktionen nicht besser, und wollet unsere Mannschaft debauchiren: so machet Euch auf und davon, widrigenfalls wir Eure exorbitanten Begehren mit harter Münze zahlen werden.“

„Wer bist du,“ versetzte der Oberherr und maß den neuen Redner mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle: „Wisse, Reb-
bell, wen du vor dir hast!“

„Mit Eurer Gnuß, Herr, ich bin Hauptmann Gibeon Renold, und, ohne Vanität zu melden, habe ich andere Majestäten gesehen, als Eure Magnifizenzen von Bern. Der große General

Torstensohn, und selbst der berühmte Fürst Ragoczi, haben mich nach-der Bataille bei Janfowitz . . .“

„Schweig, Dursch!“ unterbrach ihn der Oberherr heftig, der sich jetzt seiner wieder erinnerte: „Gäitten dich meine Leute vor wenigen Tagen erwischt, so könntest du heute die hungrigen Thurm-ratten mit deinen Prahlereien dich füttern. Mir aus den Augen, Schwäßer; ich habe nur zu jenen ehrlichen Leuten zu reden.“

Höhnischen Grimmes versetzte Renold: „Wollt' ich meiner Dignität und Eurer Ambassadenschaft vergessen, so läget Ihr schon zu meinen Füßen niedergestreckt. Aber ich getränke mich, Euch bald im Schwarmübel oder Treffen mit Degen oder Pistol zu rencon-triren, und, auf Cavalier-Parole! wo ich Euch das erste Mal attras-pire, müßet Ihr Kugel und Klinge im Leibe fühlen: der Dampf soll Euch aus dem Halse fahren!“

Der Hauptmann begleitete diese Worte mit so lebhaftem und drohendem Geberdenspiel, daß seine geballte Faust ziemlich nahe vor dem Gesicht des Oberherrn umhergaufelte. Dieser, voll Un-willens, stieß mit dem Ausruf: „Frecher Kerl!“ Olbeons Arm zurück. Der Hauptmann griff nach dem Degen, ließ denselben aber wieder fahren, und entriß einem der Umstehenden den Spieß.

„Ich will diesen Junker wie einen Hund, nicht wie einen Sol-daten ausjagen!“ brüllte er, kehrte den Spieß, und schlug mit dem Schaft über des Junkers Kopf, daß der Speer entzwei brach.

Abdrich zog den Wüthenben, der zu schlagen fortfahren wollte, rücklings an sich. Die Rathsherren von Arau umringten erschrocken den Oberherrn und rissen ihn in eilfertiger Flucht mit sich zum Thor der Stadt. Auch Fabian ab der Almen gesellte sich zu ihnen. Wildes Gelächter, lautes Gebrüll, mit einigen Musketenschüssen vermischt, scholl den Fliehenden durch die Vorstadt nach. Man öffnete der zurückkehrenden Gesandtschaft die kleinere Thorpforte, und ließ sie ein. Die Basler hielten hier Wacht. Ein Haufen

neugierigen Volks folgte den Abgeordneten auf dem Zuge nach dem Rathhause.

Dieses erhob sich mit breiter Geräumigkeit auf dem Platz der alten Burg und Beste Rore, an deren beinahe tausendjähriges Thurmgemäuer sich auf einer Seite Flügel und Dachung des Gebäudes lehnten. Ringmauer und Graben waren längst verschüttet und zum offenen Straßenraum verebnet. Die Außenseite des Hauses prangte in städtischer Pierlichkeit damaliger Zeit, mit großen bunten Mauergemälden, welche die Haupttugenden einer christlichen Obrigkeit in sinnbildlichen Gestalten zur Schau stellten.

Auf der steinernen Wendelstiege eines der runden Vorthürmlein gelangte der Zug zum Rathssaal, wo Schultheiß, Rätb' und Bürger beisammensaßen, mit ihnen die Obersten und Hauptleute des fremden Kriegsvolks. Groß- und Kleinweibel, in die Stadtsfarben gekleidet, das Zeichen ihrer Würde, den langen, schwarzen Stab mit Silberknäusen, in der Hand, standen dem Schultheiß gegenüber, der, von seinem Thronessel unter dem Wappen der Stadt, die Berathungen der Versammelten mit ernster Gewichtigkeit leitete. — Fabian, des Ausganges der Dinge begierig, blieb nebst den übrigen Zuschauern an der offenen Thür.

24.

Die ersten Kriegsthaten.

Sobald die Abgeordneten, nach ausführlicher Betittelung und Größung, über den Hergang ihrer Verrichtungen Rechenschaft abgelegt hatten, fragte der Schultheiß die Hauptleute von Mülhausen und Basel an, ob sie dem Begehren der rebellischen Bauern willfahren und die Stadt räumen, oder Widerstand leisten wollten.

„Fürwahr,“ rief Oberst Jörnlein von Basel, „es bedarf der Frage nicht. Ich stehe mit meinen tapfern Soldaten in dieser Stadt auf höchsten Befehl, und bekümmere mich wenig um die Frechheit jenes donnerschleifigen Gefindels draußen. Wenn ihrer zehntausend wären, werden wir uns zu vertheidigen wissen, so lange noch ein Haus steht. Lebendig soll mich Niemand hinausbringen, sondern stückweis muß ich von meinem Posten gerissen werden.“

„Ganz wohlgesprochen, Herr Oberst, ganz schön!“ sagte der Schultheiß von Aarau: „Und Ihr könnet darauf zählen, die Bürgerschaft werde dabei nicht müßige Hände in den Schoos legen, wenn es gilt, einen Feind, wer er sei, von ihren Mauern abzuweisen. Allein mich bedünkt dennoch, Ihr sollet die Schnur nicht zu weit richten, und vorher schauen, ob Eure tapfern Soldaten das Herz haben, wo Ihr den Willen. Denn es ist kein Geheimniß, und von ihnen rund herans gesagt worden: sie mögen gegen die Bauern nicht streiten, viel eher gegen Bürger. Somit hätten wir Aarauer Feinde inner der Stadt und außer der Stadt.“

„Herr Oberst,“ sprach der Junker Mey von Rueb, „die Besorgnisse des Herrn Schultheißen scheinen gegründet; Muth und Treue Eurer Leute verdächtig. Ein großer Theil derselben ist der Sache der Rebellen zugethan, Wollet Ihr gutem Rath folgen: so schließet Euch an mich, und führet Euer Volk auf das Schloß Lenzburg. Ich begleite Euch und übernehme alle Verantwortung. Aarau ist kein Platz, der sich halten kann. Ihr würdet Euch und die brave Stadt unnützertweise in Noth stürzen. An das Lenzburger Schloß wagt sich das rebellische Geschmeiß nicht. Dort steht Ihr sicher und mit den Schaffhausern im benachbarten Drugg zu gegenseitiger Hilfe in Verbindung.“

Der Oberst schüttelte den Kopf und rief: „Hier ist mein Platz! Hier sitz' ich fest, wie ein eingerosteter Nagel. Meine tapfern Leute

denken alle nicht minder entschlossen, als ich. Gelt, Herr Hauptmann Paul Bessel?"

Mit einer Geberde, die genugsam deutete, welcher Meinung er sei, indem er die Unterlippe, wie zum Hohn, aufwärts, die Augenbraunen tief und verdrüsslich gegen die Nasenwurzel zog, antwortete der Hauptmann: „Ohne Zweifel, unsere Mannschaft ist so heldenmüthig, wie irgend eine. Es ist kein Kerl leicht darunter zu finden, der nicht seine Narbe trüge, die er als Giltstube, oder hinterm Birthstisch durch ein Bankbein, oder durch ein Hagscheit, oder durch eine Weinflasche erhielt, die ihm am Schädel zerbrach. Diese Bursche aber sind, von der Schule her, schlechte Rechenmeister, halten 10 für 100, wollen nicht aus der Stadt, weil ihrer eine Million Bauern auf dem Felde wartet, und machen es, wie einfältige Richter, welche die Gründe nicht nach dem Werth, sondern nach der Anzahl schätzen.“

„Was?“ rief der Oberst ärgerlich: „Wollen nicht aus der Stadt? Herr Hauptmann Paul Bessel, Ihr habt wieder Eure unanmuthige . . .“

„Hier ward er durch plötzliche Ankunft eines Offiziers unterbrochen, der mit lauter Stimme meldete, daß die Soldaten sammt und sonders zu Gewehr griffen; daß Alles in größter Unordnung sei; daß die rebellischen Bauern draußen neue Verstärkungen empfangen hätten und in hellen Haufen gegen die Stadt andrängten.“

„Die sollen mit blutigen Köpfen links um machen!“ sagte der Oberst: „Seht Ihr, Herr Hauptmann Paul Bessel, wie es unsere Mannschaft von Basel und Mühlshausen meint? Auf, Ihr Herren, laßt uns den ungezügelten Muth der Besatzung auf die rechten Punkte leiten. Vorwärts! Wo ist der Sammelplatz unserer Soldaten, Herr Lieutenant?“

Der Offizier, der die Botschaft gebracht, erwiderte: „Herr Oberst, nirgends und überall, wo sich Jeder am sichersten glaubt;

die Einen unterm Stroh, die Andern in Ställen und Kellern; Viele laufen durch einander über die Narbrücke hinaus. Keiner glaubt, daß er mit dem Leben davonkomme, und die Meisten haben wirklich schon Augen und Ohren manstodt. Ich bin in manchem Krieg und Streit gewesen, Herr Oberst, aber ich will zum Reithesen der häßlichsten Hexe werden, wenn ich je solch' Kretzli und Plethli gesehen habe."

Der Oberst stand bei dieser Nachricht lange verblüfft da, während Hauptmann Bessel neben ihm brollige Gesichter schnitt.

"Meine Herren, hier ist Verrätherci! Folgt mir!" sagte der Oberst und verließ den Saal. Mehrere Herren des Raths folgten ihm.

In der That sah es in den Gassen aus, als wäre der Feind schon durch alle Thore eingebrochen. Die Soldaten, mit Saß und Paß, liefen vorüber, ohne ihres Obersten und seines Fluchens zu achten; die Bürger, bewaffnet, schrien einander zu, nach welchem Thore man zur Vertheidigung der Stadt eilen müsse. Blasse Weiber rannten rusend umher, ihre Kinder zu suchen, die vor den Häusern spielten. Indessen erfuhr man eben so bald, daß Alles blinder Lärm gewesen, und die Bauern draußen keinen Schritt zum Angriff gethan hätten.

Als Oberst Jörnli, begleitet vom Junker Mey und einigen Rathsherren, ebenfalls zur Aare eilte, um die Soldaten zur Rückkehr zu bewegen, fanden sie diese schon geschäftig, die Brücke abzuwerfen oder in Brand zu stecken. Einen andern Haufen sahen sie mit Spießen und Gewehren um einen jungen Menschen versammelt, der, mit dem Rücken gegen eine der Wände, den Degen in der Faust, sich gegen Alle vertheidigen zu wollen schien. Es war der junge Fabian ab der Almen.

"Leistet mir Hülfe, Ihr Herren!" rief er den kommenden Offizieren zu: „Gute Leute wollen mich ermorden, weil ich mich ihnen widersetze, die Brücke der Stadt unnützerweise zu zerstören."

„Nichts! nichts!“ schrien die, welche ihn umzingelt hielten: „Er ist ein Grzischelm, ein Spion, ein Rebellenkommandant! Er muß hängen!“

Der Oberst sprang dazwischen und rief: „Junger Mensch, wer du auch bist, den Degen her, gib dich gefangen! Vier Mann und ein Feldweibel hervor, führt ihn fort in die Hauptwache. Wehe dem, der ihn antastet! Er steht unter meinem Schuß, bis ich ihn schuldig oder unschuldig weiß. Junger Mensch, auf mein Ehrenwort, gib mir den Degen. Hast du heiteres Gewissen, behältst du helle Haut. Ich bin der Oberst Jörnli von Basel.“

„Herr Oberst,“ sagte Fabian, indem er ihm den Degen überreichte, „ich vertrau' Euerm Ehrenwort. Jetzt rettet die Brücke.“

Einige Bewaffnete umringten den Jüngling, führten ihn aber, trotz aller Befehle und Drohungen des Obersten, statt zur Hauptwache der Stadt, über die Brücke hinaus in das Schützenhaus, indem sie schrien: „Wir setzen keinen Fuß in die Stadt; da sind wir verrathen. Die Bürger halten zusammen mit den Rebellen!“ Der Oberst ließ geschehen, was nicht zu hindern war, und mußte froh sein, daß er, mit Beistand des Oberherrn von Rued und einiger Rathsherren, die Soldaten bewegen konnte, die Brücke unangebrochen zu lassen.

„Ihr Herren von Basel und Mülhausen,“ sagte Junker Mey nach gekilltem Lärmen, „wie viel Offiziere habt ihr mit einander?“

„Wir sind unserer siebenundzwanzig auf fünfhundert Gemeine!“ antwortete einer der Hauptleute.

„In dem Fall lebt wohl, ihr Herren; ich begeben mich nach Königseisen in Sicherheit. Ich begreife, ihr seid zu schwach, weil nur siebenundzwanzig Mann gehorchen, wo fünfhundert Befehlshaber sind.“ Mit diesen Worten wandte sich der Oberherr von Rued gegen die Stadt zu.

Der Oberst aber, indem er die bittere Pille verschluckte, mur-

melte einige Verwünschungen zwischen den Zähnen, suchte sein neues Hauptquartier zwischen beiden Markbrücken auf, ordnete vor dem Schützenhause die dort umhergelagerte Mannschaft, und erfreute sie mit der Kunde, daß man Speise aus der Stadt herbeschaffen werde. Das Kriegsvolk, vom Schrecken genesen, überließ sich nun ungebunden seiner Fröhlichkeit. Man tanzte, wurselte, trank und spielte und pries die Bürger von Aarau, welche ihre Thore gegen die Rebellen selber bewachten, und dennoch den abgezogenen Besatzknechten Nahrung zuführten. Aber die Lust verstummte plötzlich, als gegen Abend der Donner der Lärkanone des Schlosses Gösgen von Westen aus der Ferne scholl, und das Geschrei ging, es wären bei zwölfhundert Rebellen des Solothurner Gebiets auf dieser Seite des Flusses im Anzuge. Hastig ward aufgepackt, Kriegsrath gehalten und der Rückzug in die Dorfschaften der Aemter Schenkenberg und Dürrenstein angeordnet. Umsonst verlangte Fabian Untersuchung und Freilassung; der Oberst nahm den Jüngling als Kriegsgefangenen mit sich, und verhiess ihm die Erfüllung seines Wunsches auf dem folgenden Tag.

Oh' aber der andere Morgen noch angebrochen war, heulten auch die Sturmglocken schon längs dem Gebirg im Amt Schenkenberg auf dieser Seite des Stroms. Wenige Stunden später erblickte man zahlreiche gewaffnete Schaaren in Bewegung auf den Höhen, zum Angriff bereit. Der Oberst von Basel versammelte alsbald seine Schlachthausen, und pflog Raths mit den Offizieren, als die Ankunft von einer Gesandtschaft der feindlichen Motten gemeldet ward. Die Verlegenheit sämmtlicher Hauptleute sprach aus Wort und Geberde. Sie hatten in Muth und Treue ihrer Soldaten so wenig Vertrauen, als auf die Großmuth des empörrten Landvolks. In Zahl zu schwach gegen die Schwärme des allgemeinen Aufstandes, an Kriegszucht und Waffenübungen denselben nicht überlegen, sahen sie unvermeidlichen Untergang vor.

„Bei meiner armen Ehre!“ rief Hauptmann Bessel endlich, indem er die beflügelungsvollen Geborden seiner Waffengefährten betrachtete, und darüber in ein Gelächter ausbrach, das ihm Thränen erpreßte: „Solch donnerschlagiger Krieg ist in der Welt nicht erhört, ihr Herren. Machen wir zuletzt Spaß aus der Sache, wie Handwurf in der Komödie, wenn der Teufel mit den sieben Todsünden gegen ihn ins Feld rückt. Stellen wir uns auf die Zehen; machen wir uns zu Riesen; füllen wir den Mund mit Armeen, Karthaunen und Granaten; verwandeln wir unsere armselige Mannschaft in eine Vorhut von 20,000 Mann, die uns auf dem Fuße nachkommen; schildern wir unsere Leute, als wären sie wüthige Eisensresser. Das kann uns retten, oder nichts. Wir müssen den Bauern Angst einjagen, und mit ihnen von oben herab, gebietend, wie Werner Landvögte, reden. Ich wette, sie bücken sich unterthänigst und ziehen den Filz vom Kopf.“

Während er so, stets vom eigenen Lachen unterbrochen, sprach, ergriff die Lachlust auch alle Uebrigen in solchem Maße, daß sie kaum Worte hervorbringen konnten. In Verlegenheiten sind oft lustige Leichtfertigkeit und traurige Verzweiflung neben einander laufende Auswege, und nichts grenzt so nahe an das Ernstvollste, als das Lächerlichste. Inzwischen wirkte der Anblick der fröhlichen Hauptleute wohlthätig auf die Gemüther der Basler und Mühlhauser Heerbanden, die in Schlachtordnung auf dem sogenannten Leuenfelde an der Straße von Aarau gegen die Bergdörfer aufgestellt waren, und des Ausgangs der Dinge mit Bangigkeit harrten. Sie schlossen aus dem Gelächter, die Gefahr müsse wenigstens nicht groß sein. Ganz entgegengesetzten Eindruck schien dies närrische laute Lachen auf die herankommende Bauern-Gesandtschaft zu machen, welche, aus mehr denn zwanzig Männern zusammengesetzt, drimal still stand, und, darüber beratmend, sich in einen engen Knäuel zusammenrollte.

Oberst Börnli, von den Hauptleuten begleitet, nahm, als die Bauern herantraten, ernste Geberde an, warf sich in die Brust und rief: „Nun, ihr Leute, wie steht's? Wollt ihr euch unterwerfen?“

Ein stattlicher Landmann, im Sonntagrock, mit zwei Schuh hohem, schwarzem Federbusch auf dem Rundhut, trat aus dem Haufen hervor, bückte sich mit halbem Leibe und sagte: Glückseligen, guten Morgen, ihr Herren. Wenn Ihr da der Oberst Börnli von Basel seid, thut's mich wohl erfreu'n. Ihr sollt wissen und ich thu' Euch hienit anzeigen, daß Ihr nicht vermeinet, ich sei bloß der Schmied von Veltheim, sondern ich bin der General von unserer Armee.“

„Du bist ein guter Kerl, Schmied,“ antwortete der Oberst, „und verstehest dein Handwerk, wie ich von allen Selten höre. Sage mir, wie viel Schmiedefnechte hältst du? Denn wenn du billige Preise machst, sollst du vollauf Arbeit bekommen. Viertausend Ketten und vierzig Kanonen beim Fußvolk sind heut' über die Schafmatt und den Hauenstein im Anzuge; da geht mancher Radnagel, manches Hufelisen auf den schändlichen Straßen verloren.“

Der Oberst sprach dies mit solcher Zuversicht und vornehmer Miene, daß der Schmied von Veltheim fast die Fassung verlor, den Hut hinterwärts klappte und mit der Hand sich verlegen hietern. „Was das anbelangt,“ sagte er, „so wäre es von Euch keine üble Meinung, Herr Oberst, und der Verdienst wäre wohl mitzunehmen, denn die Zeiten heutiges Tages sind schlecht. Jedennoch muß ich Euch hiermit berichten thun, daß ich eigentlich komme . . .“

„Wir bezahlen übrigens baar,“ unterbrach ihn der Oberst, „das ist der Befehl unserer gnädigen Herren und Obern. Ich bin mit meiner Vorhut vorangeschickt, Alles einzurichten. Bei Veltheim und Schinznach kommt das Gepäck und Fuhrwerk von zehntausend

Mann zu stehen. Ich weiß zwar, Meister, du hast Feinde. Man hat mir behauptet, du wärest ungeschickt, könntest keinen Pflug herstellen, und dein Eisen hätte den rothen und kalten Bruch. .“

„Herr Oberst,“ schrie der Schmied von Veltheim aufgebracht, „das ist erstunken und erlogen, und rührt von dem versoffenen Schmied von Thalheim her, seit ich die Arbeit im Schlosse Rastelen habe. Aber besser Kleider, als Mittelkleider, pfleg' ich zu sagen, Herr Oberst!“

„Das sag' ich eben auch, Meister!“ unterbrach ihn der Oberst: „Aber wer sind die guten Leute da mit dir? Gibt's nicht Müller, Bäcker, Schuster und andere Handwerker darunter? Hat einer von ihnen Getreidevorrath, Mastvieh? Ich kaufe Alles für die Armee auf.“

Hier drängte sich der größte von den Landleuten aus dem Hause hervor und rief mit heiserer Kehle und grimmigem Blick: „Wir sind Schmiedesöhne insgesammt, Herr, und im Begriff, Euern frechen Hochmuth untern Hammer zu nehmen.“

„Donner!“ schrie der Schmied von Veltheim: „Laß mich doch reden. Ich bin ja der General und du gehörst nicht ins Amt Schenkenberg. Rede du drüben ennet der Aare für deine Kulmer! Hier hast du kein Recht.“

„Nichts, Schmied! Schweig! Der Mooser soll das Wort führen!“ schrie lärmend der Haufe der Abgeordneten: „Er versteht's! Abdrich, rede!“

„Nun, was gibt's?“ sprach der Oberst mit gerunzelter Stirn: „Wer bist du, guter Alter?“

Abdrich trat ihm entgegen und sagte mit festem, wirksamem Ton: „Ihr seid umzingelt von den Fahnen des Schenkenberger Amtes. Euer Rückweg zur Schafmatt ist von zweitausend Solde thurnern bis Grlisbach verrammelt. Aarau ist diese Nacht von unsern Leuten besetzt. Die Schaffhauser haben von Brugg schon ihren Rückzug angetreten. Euer Armee mit viertausend Reitern

und vierzig Kanonen ist noch beim Basler Pasterenbäcker im Ofen. Streckt das Gewehr, ihr seid gefangen! Wo nicht, so hauen wir euch Alle in die Pfanne, bis auf Einen, den wir ohne Ohren und Nase heim schicken, damit er melde, wo ihr Andern ins Gras gebissen habt."

Der Oberst, etwas überrascht durch die Anrede, sammelte sich schnell wieder, fluchte, drohte vorzubringen, alle Dörfer in Brand zu stecken und des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen.

Kalt erwiderte Abdrich: „Komm, versuch's! Willst du deine tapfern Leute zuvor aber kennen lernen, Oberst, so laß mich nur drei Worte zu ihnen sagen. Wenn sie dich und deine Hauptleute dann nicht selber gefangen nehmen oder niederschleßen, so will ich dein Gefangener sein und am Galgen zu Basel gehängt werden."

„Ist der wüste Kerl nicht der Satan selbst," flüsterte Hauptmann Besel dem Obersten ins Ohr, „so ist er sein Zwilling Bruder. Er kennt unsere Zelfige. Nehmt die Wette nicht an."

Oberst Jörkli strich sich nachdenkend den Bart, trat mit den Offizieren auf die Seite und beredete sich mit ihnen. Einige Schüsse, die auf den Höhen von den näher gekommenen Haufen des Landvolks fielen, so wie das Schlagen ihrer Trommeln weit umher, kürzte die Berathung bald ab.

„Guter Freund," sagte der Oberst zu Abdrich, „es ist allem Kriegsgebrauch entgegen, daß eure Leute vorrücken, während wir hier unterhandeln. Wollet ihr Frieden, so beginnet keine Feindseligkeiten."

„Wir wollen keinen Frieden," entgegnete Abdrich, „sondern Krieg. Wir gestatten euch eine Galgenfrist, die so lange währt, bis die Spieße unserer Leute eure Klippen erreichen können. Also wählt! Das Landvolk von Basel steht in diesem Augenblick unter Waffen, wie wir, und rechnet mit euerm Bürgermeister und Rath ab."

„Ist's richtig, daß die Schaffhäuser sich von Brugg zurückgezogen haben?“ fragte der Oberst nach einigem Bedenken.

„So gewiß, als euer nahes Ende. Sie haben auf Ankunft des Zürchervolks gewartet, wie die Kuh auf grünes Futter um Weihnachten.“

„Verdammt!“ rief der Oberst, zu seinen Hauptleuten gewandt: „Man hat uns auch verheißt, es sollten in Aarau 1500 Zürcher zu unsern Fahnen stoßen. Am besten wir ziehen in das Gebiet von Basel zurück. Ihr Leute, sparen wir Blutvergießen! Gestattet ihr uns ruhigen Abzug, so scheiden wir als Freunde von euch.“

Dieser Vorschlag erregte langen Wortwechsel unter den Abgeordneten des Landvolks. Endlich stimmten Alle, außer Adrich, dazu. Sie gaben dem Obersten das Wort und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, ihren Mannschaften die Abrede bekannt zu machen. Gleichzeitig traten die Fahnen von Basel und Mühshausen den Rückweg an, Aarau vorüber längs den Weinbergen von Glisbach. Im langen Zuge folgten die bewaffneten Schaaren der Landleute. Seitwärts droben am Waldsaum des Hungerbergs wimmelte es von ihnen, die schnellfüßig voranellten. Vor dem Dorfe im Hintergrund bligten die Wassen des Solothurner Landsturms.

Schweigend wanderte Jöruli's Heerhaufe den Grenzen zu. Im Dorfe mußte derselbe so lange verzögern, bis sich jenseits desselben die Aargauer und Solothurner in langen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, kriegerisch aufgestellt hatten. In dessen belustigten sich Kinder und Weiber des Dorfs spottend an der Furcht oder Niederlagelagenheit der heimwandernden Krieger, denen sie höhnend mancherlei Grüße mit auf den Weg gaben.

„Hätten wir uns doch,“ sagte der Oberst zu den Hauptleuten, „vom Ersten zum Letzten in Krautstücke zerhacken lassen, es wäre besser gewesen, als diese Schmach erlebt! Wir wären mit Ehren gestorben.“

„Dazu kannst du auf der Stelle gelangen!“ sagte ihm die wohlbekannte heisere Stimme. Abdrich stand dicht neben ihm. „Du schleppst einen Gefangenen mit dir. Das steht dem Besiegten nicht zu. Keinen Strohwisch sollet ihr als Siegeszeichen aus dem Marga tragen. Augenblicks laß den gefangenen Jüngling frei!“

„Kein glimpfflich, Herr Bauernkommandant!“ fuhr ihn der Oberst an: „Und wenn du schreißt, wie ein Dachmarder, wär' ich dich und deine blutrothen Augen nicht fürchten. Ich ziehe freiwillig zurück, nicht geschlagen, daß du's weißt, und bin meiner Haut noch sicher.“

„Wie die Laus zwischen zwei Daumen!“ versetzte mit hämischem Grinsen Abdrich, ging dann die Rotten des Kriegsvolks mit gezogenem Degen entlang, bis wo er den jungen Fabian ab der Almnen zwischen doppelten Reihen der Soldaten erblickte. Er stieß diese zurück, riß den Jüngling hervor und sagte zu ihm: „Du bist frei, Fabian. Steh, Bursch, das sind deine Freunde, die Städte und ihre erbärmlichen Lohnknechte, für die du, Narr, Partei machst. Das ist ihr Dank! Geh', du bist frei; geh' mit mir, oder lauf zu den Bernern; es gilt mir gleich. Die gerechte Sache wird ohne dich obliegen. Hier hast du einstweilen die Vorkost gehabt.“

„Ich danke dir, Abdrich!“ entgegnete Fabian: „Vielleicht erweist sich dir über kurz oder lang den gleichen Liebesdienst. Mich aber bewegt nichts, weder euch, noch den Städten anzugehören. Du kennst meinen Sinn. Verlieren wir kein Wort darüber.“

Indem sie noch sprachen, setzte sich der Zug der Soldaten in Bewegung. Oberst Jörnli hatte wohl bemerkt, wie Abdrich den Gefangenen ohne Widerstand erlösete; aber Klugheit rieth ihm, zu schweigen; und das neue Schauspiel, welches sich in gleicher Zeit eröffnete, worin ihm und den Seinigen die übelste Rolle ertheilt war, nahm sein ganzes Gemüth bald zu sehr in Anspruch

Links stand vor ihm in endloser Reihe der Solothurner Landsknecht, rechts der des Argau's; Alles wohlgeordnet, buntschief, mit mancherlei Waffen und wehenden Fahnen. Die Trommeln wurden gerührt. Das Kriegsvolk von Mühldhausen und Basel mußte zwischen beiden Reihen, wie durch eine Gasse, den Höhen der Schafmatt entgegen ziehen, links und rechts, gleich Gefangenen, bis zur Grenze begleitet. Eine Menge Volks, Kinder, Greise folgten lachend dem seltsamen Schauspiel.

Auch Fabian, vom Sturme oder von seiner Reugler mitgerissen, oder um durch allzufrühe Entfernung keinen Argwohn auf sich zu ziehen, wanderte gemächlich nebenher bis zu den einzelnen Häusern des Wellers Moor, in einem kleinen Thalgrund am Fuße des steiler werdenden Berge. Hier wandte er sich, von Keinem bemerkt, zwischen den Hütten plötzlich ab, auf dem Weg zum Bergdorf Stühlingen, in der Hoffnung, Karau vor Nacht wieder zu erreichen.

Das schmale Thal verengte sich bald vor ihm, je weiter er kam. Es ward zuletzt einer finstern höhlenartigen Kluft ähnlich, über welcher von beiden Seiten die Tannen ihre schwarzen Zweige zum Dache bogen. In der Dämmerung dieser Schlucht sah er sich Gestalten bewegen. Als er sie deutlich erkannte, waren es drei Männer, die im Gespräch neben ihren Pferden standen, bewaffnet in ungewöhnlicher, doch reicher Tracht. Einer derselben war ein Mohr, in feines Pelzwerk gekleidet. Der Andere trug einen kleinen Hut mit dreifach aufgeschlagenen, niedrigen Krämpen, eine lange Feder darüber; ein grünes Jägerwanne mit bis auf die Knie reichenden Schößen, daran die vergoldeten Knöpfe und goldumsaßten Knopflöcher vom Hals bis zum Knie schimmerten; an den weissen Reiterstiefeln, über die Knie aufgestülpt. Der Dritte, welcher der Angesehenere von ihnen zu sein schien, trug eine Art Mütze von schwarzem Sammet, dergleichen ein langes, schwarzes, mantelartiges Oberkleid, daß man ihn für einen römischen Priester

gehalten haben würde, wenn nicht in seinem Gürtel der mit Silber und Perlmutter ausgelegte Griff eines Dolches gekloppt hätte.

25.

Die Nacht in der Berghütte.

Obwohl unbewaffnet, schritt Fabian ab der Almen herzhast in das Halbdunkel des verdächtigen Hohlweges, den die Rösse und der daneben stehende Mohr, Priester und Jäger, beinahe versperrten. Indem er grüßend vorbeizugehen gedachte, und mit einem Seitenblick die ungewöhnlichen Trachten musterte, rief ihn der Herr in der schwarzen Sammet-Soutane mit folgenden Worten an: „Geda, rüßliger Junggesell! wenn's Gure Gll' gestattet, so schenket verirrtten Reisenden ehrlichen Rath. Es wird Euer Schade nicht sein.“

„Seid Ihr des Weges verfehlt? Wohin verlangt Ihr in den Bergen hier?“ fragte der Jüngling und blieb stehen.

„Wenn's ohne Flügel möglich wäre,“ erwiderte Jener, „über diese Berge hinaus und über den Rhein. Ich bin des Landes ein Fremdling, und in dasselbe vorgestern von Basel herein gekommen. Diese, meine Leute, hatte ich am Fuß des untern Hauensteins im Städtlein Olten gelassen, bis ich einige Geschäfte im Aargau abgethan haben würde. Als ich nun nach Olten zurückgekommen war und wir diesen Morgen wieder gen Basel zurückzuziehen gedachten, kamen uns Flüchtlinge entgegen, den steilen Weg des Gebirges herunter und mahnten, wir sollten umkehren, denn das Landvolk im Baselgebiet stehe im hellen Aufruhr und gebe keine Sicherheit für Reisende. Da wir, nach reiflicher Ueberlegung, der Warnung folgten und gegen Mittag abermals vor Olten anlangten, warnten uns draußen Bauernweiber, hineinzugehen, denn

das Städtlein sei voll Kriegsvolk, die Öttener Brücke mit Bewaffneten besetzt und den empörten Landleuten jeder Herr in städtischer Tracht verdächtig. Die eigenen Augen überzeugten uns bald von der Wahrheit der Aussage. Die Weiber, welche uns für Basler Kaufleute hielten, wiesen ostwärts einen Weg an den Höhen, längs dem Gebirg, um die Pässe des Venken oder der Schafmatt zu erreichen, obwohl übel für die Kasse, doch sicher für uns. Also schlugen wir die steinige Karrstraße des Gebirgs ein bis hieher, und nun wir angekommen sind, finden wir uns abermals durch kriegerischen Lärm aufgehalten. Thaleinwärts und bergwärts ziehen vor uns bewaffnete Haufen. Ihr Gebrüll aus der Ferne weißt auf feindlichen Wanderern so viel Hehl, als das Gebrüll hungriger Löwen. — Oder haltet Ihr dafür, Jungesell, wir sollten es wagen und als Fremdlinge des Landes uns der Gastfreundschaft dieser Leute anvertrauen, die wir doch nicht beleidigt haben?“

„Herr,“ versetzte Fabian: „ich möchte Euer Gut und Blut nicht durch ein falsches Wort auf mein Gewissen laden. Thut, wie Ihr wollt; aber sprecht lieber die Dachs und Füchse in diesen Löchern um Gastfreundschaft an, als jene Bauern und ihre dummblinde Wuth.“

„Wer ist ihr Führer und Oberhaupt?“ fragte der Fremde weiter: „Ich könnte mich an ihn wenden.“

„Ein Volk ohne Obrigkeit und Gesetz hat so viel Häupter als Gliedmaßen!“ versetzte der Befragte: „Einer darunter, den ich kenne, freilich wäre, wenn er wollte, vielleicht im Stand, Euch durchzuhelpen. Allein . . .“

„Es liegt mir nicht an einem Stücklein Geldes. Wo find' ich ihn? Wie heißt er?“

„Man nennt ihn den Abdrich im Moos.“ Fabian, indem er dies sagte, glaubte zu bemerken, daß der Fremde, welcher nach-

denkend vor sich hinsah, bei dem Namen rasch mit dem Kopf auf-
fuhr. Er fragte daher: „Kennt Ihr ihn schon?“

„Durch Sagenhören, wenn es derselbe ist, welcher sein Wesen
in einem der abgelegenen Bergwinkel jenseits der Aare treibt!“
erwiderte der Fremde gelassen, und zeigte mit der Hand nach der
Gegend: „Erst gestern hört' ich den Namen vielmals in den Wirtshäusern
des Landes beim Würfelspiel, Weinbecher und Wortwechsel.
Aber bei allen Heiligen des Himmels! ich glaube dieser Mann
hätte mehr Ruhm davon, wenn er weniger berühmt wäre. Ich
möchte mein Ross nicht seinem Stalle, geschweige mein Leben
seinen Händen vertrauen.“

„Mag sein, Herr!“ versetzte Abdrichs Freund: „Ich kenn' ihn
gar wohl. Er ist einer der Unglücklichen, von welchen kein Mensch
Gutes reden kann, sondern nur Gott.“

„Wie versteht Ihr das, Junggefell? Gift ist Gift, und der
Mensch muß es scheuen, wenn der Schöpfer gleich am besten weiß,
welche Arzneikraft er in das Gift gelegt hat. So wird's ungefähr
um diesen Abdrich, nach Eurer Meinung, stehen.“

„Herr, ich meine nur, wir sollen nicht richten, am wenigsten
nach dem Geschwäg, welches die Zunge des Pöbels treibt. Keine
Landstraße in der Welt ist breiter gebahnt und glatter getreten,
als der Weg, den die Sagen und Gerüchte laufen, und, glaubt
mir's, nirgends doch geräth man leichter in die Irre, als auf
dieser Heerstraße aller Winde. Thut, wie Ihr wollt. Ich möcht'
Euch jedoch selber nicht anrathen, den Abdrich in diesen Augen-
blicken zum Schutzpatron zu wählen.“

„Was aber soll aus mir und meinen Leuten diese Nacht wer-
den, Junggefell, da ich weder rückwärts noch vorwärts kann?“

„Herr, meines Grachtens thut Ihr wohl, das erste, beste Ob-
dach zu wählen, falls Ihr nicht lieber dort durch die tiefe Aare
schwimmen, oder über jene hohen Felsen klettern wollt. Volks-

auflauf ist, wie, nach Gewitterregen, wildes Bergwasser; schnell geschwollen, schnell getrocknet. Wartet ein wenig am Ufer; Ihr geht vielleicht morgen hindurch, ohne Euch die Sohlen zu nehen.“

„Gner Rath, Junggeselle, scheint mir unter diesen Umständen nicht unweise; nur vergesset Ihr, daß ich landesfremd bin, und unkundig, wo Wirthshaus und Dorf suchen? Ohnehin rückt die Nacht mit starken Schritten heran.“

„Herr, ich bin des Dertllchen hie Landes so unkundig, wie Ihr, und begehre ebenfalls Obdach. Die Märznächte sind in rauher Höhe unter freiem Himmel kühl. Aber ich denke, wir sollen, bei dormaliger frecher Ausgelassenheit der Bauern, lieber die Wirthshäuser und Dörfer meiden, als suchen, und mit irgend einem abgelegenen Heuflall im Berg vorlieb nehmen, wo wir ihn finden. Wenn Euch damit geholfen ist, so folget mir.“

Die Reiter bestiegen sofort ihre Kasse. Fabian lief behenden Fußes voran durch den Hohlweg; ihm nach ritt der Fremde, welchem der Mohr folgte. Den Schluß machte der Jäger, welcher ein beladenes Maulthier vor sich her trieb. Der Hohlweg schloß sich bei einer wilden, einsamen Berggegend auf, die, als man eine gute Weile hinaufgestiegen war, zu einer kahlen abhängigen Fläche ward, über welche das Gebirg zur Rechten seine kalten Schatten warf. Im Hintergrunde trug ein finsterrer, einzelner Felssturm auf seiner Spitze das Schloß Martensfels über die graue Ebene empor. Südwärts brannten am Saum des Himmels, in unabsehbarer Reihe, die Firnen der Gletscher noch im Rosenlicht der untergegangenen Sonne, das aber bald zu frostiger Perlsfarbe erloisch.

Hier verließ Fabian die Geleise des Karrweges und schlug sich rechts über die Halbe dem nahen Gebirg zu; dann längs einer waldigen Wildniß, wo er von ferne in einer Bucht derselben etwas einer Hütte Aehnliches entdeckt zu haben glaubte. Die Reiter

folgten langsam durch die Ginde, in lautem Gespräch unter sich, wovon Fabian aber nichts verstand. Sie schienen in fremden Jungen zu reden.

Endlich erblickten sie hinter Gebüsch, das zwischen Steinhäusen von Bergschutt aufgeschossen war, ein halbzerrfallenes Strohdach, darunter eine Hütte von Baumstämmen, die zum Schutz des Viehes aufgerichtet schien. Während die Reisigen abstiegen, musterte Fabian, indem er die Kunde machte, das Gebäu und brachte die frohe Botschaft, hier sei auch menschliche Wohnung. Man führte die Rosse in einen leeren Stall, und ging dann dem jungen Führer in die Behausung nach, welche unmittelbar an den Stall grenzte. Aber kein gastfreundliches Willkommen scholl.

Sie traten gebückt durch die niedere Thüre in eine enge schwarzgeräucherete Stube, wo ein schmutziges Bauernweib, und einige halb erwachsene Buben und Mädchen neben einem dicken städtisch gekleideten Herrn in seltsamer Leblosigkeit saßen, unbeweglich, starr und stumm, wie ausgestopfte, mit Lumpen behangene Gestalten. Es wandte sich kein Kopf, es zuckte keine Miene; keine Lippe erwiderte Fabians Abendgruß. Die Augen dieser Leute hatten insgesamt ihre Richtung gegen die weißen Augen und Zähne des Mohnen. Plötzlich brach dies Lobeschwelgen ein allgemeiner Schrei: „Jesus Maria, Joseph und St. Urs!“ und zugleich fuhren Weib und Kinder von ihren Sätzen, mit der Schnelle des Blitzes aus Stube und Haus über die Wiesen davon; der städtische Herr aber eben so schnell hinter sich durchs schmale Fenster fort. Obgleich beim ersten Stoß der mürbe Rahmen dieses Fensters mit allen Schelben gewichen und gefallen war, versagte demungeachtet der enge Raum einem so beträchtlichen Leibesumfang, als dem Flüchtigen angehörte, den völligen Durchgang. Fabian lief indessen den Entkommenen vergebens über die Heide nach. Keiner achtete seines Rufes. Die Leute waren ihm aus dem Gesicht. Man mußte

sich also zu dem Einzigen wenden, den die Fensterlücke, als gute Beute, festhielt.

Dieser hatte es nicht an Mühe fehlen lassen, frei zu werden; auch mangelte es dazu nicht an baldiger guter Nachhilfe der Herumsiehenden. Als aber zuletzt alle Anstrengungen den Kriegsgefangenen um keinen Zoll weiter vorwärts oder rückwärts gebracht hatten, stöhnte er: „Ihr guten Herren, ich danke euch; aber hier hat der Sag kein Loch. Ich sitze fest, wie der gebrochene Stöpsel im Flaschenhals. Falls ihr nicht die ganze Wand einstoßet, muß ich bis zum jüngsten Tag in dieser Mausfalle hängen. Ich spüre sogar empfindlich, das Herenloch zieht sich jeden Augenblick enger zusammen.“

Die Umsehenden konnten, trotz des Mitleidens, sich des Lachens nicht erwehren. Nur der Priester oder Kaufmann, welcher, ohne Hand anzulegen, Zuschauer geblieben war, verzog keine Miene und fragte: „Wie habt Ihr's angestellt, Euern Kopf, geschweige die ellenbreiten Schultern hindurch zu zwängen?“

„Ja, wer sich an Alles erinnern könnte, wär' ein gelehrter Mann!“ ächzte der Gefangene: „Ihr Andern habt gut lachen. Wer den Schaden trägt, darf für den Spott nicht sorgen. Aber so wahr ich noch lebe, meine Mutter hat mich nicht zum Fensterladen geboren. Noch einmal frisch aus Werk, ihr Herren! Man muß den Flegel nicht aufhenten, ehe man gedroschen hat.“

„Ich bin sonst von Natur kein Hase!“ sagte der endlich mit großer Noth aus der Fenster-Klemme Erlösete, indem er tief aufathmete, und sein emporgeschobenes Wammes über die Hüfte seines Leibes niederzog: „Wären die einfältigen Bauern nicht beim Anblick jenes schwarzen, übrigens hübschen Gesichts, wie die Gergesener Säue aus einander gefahren, ich hätte keinen Finger zum Fenster hinausgestreckt. Vor acht Tagen würde man mir noch leichter die Haut über die Ohren, als mein Wammes über die Hals-

frause aufgestreift haben. Ich werde offenbar zum Geripp, ehe ich Aarau wieder sehe. Doch Angst und Noth, ihr Herren, fressen mehr Speck, als hundert Mäuse. Man wird mich daheim nicht mehr kennen.“

„Von Aarau? und seit wann habt Ihr die Stadt verlassen?“ fragte der Herr des Mohren, weniger aus Neugier, wie es schien, als um etwas zu fragen.

„Wäret Ihr jemals in Aarau gewesen, Herr Freund!“ versetzte Jener, „Ihr würdet von mir zu singen wissen. Ich bin der Spielmann und Meistersänger Heinrich Birri, oder vielmehr nur noch dessen armer Schemen und Schatten. Es mögen vier, sechs, eilf Tage sein, — fürwahr, es kommt kein Unglück allein, auch mein Gedächtniß magert ab! — da übernahm ich einen kleinen Liebesdienst, für meinen wohllehnwürdigen Herrn Dechant Mäsperti beim Junker Oberherr Mey von Aued. Seitdem also . . .“

Hier unterbrach ihn der Frager mit dem Ersuchen, die Antwort einen Augenblick zu verschleiben; denn die Nacht werde finstlicher; das Haus sei unwirthlich; er wolle also des Wirthes Stelle vertreten, da hier jeder von den Anwesenden fremd zu sein schiene. Nach diesem redete er eine Weile zum Jäger und Mohren in unbekannter Sprache, die sich dann entfernten. Auch Fabian, während der Fremde und der Meistersänger allein im Zimmer ihr Gespräch fortsetzten, ging hinaus, weil es aus dem Freien kalt in die Stube zog, schob das gebrochene Fenster wieder in die Lücke, so gut es ging, und den äußern Laden davor. Dann half er den Leuten im Stall die Rosse ensatteln, warf Heu von der Bühne herab in die Krippe, während der Jäger die Kessellaterne anzündete und der Mohr die Ladung des Maulthiers, nach wiederholten Gängen, in die kleine Stube versetzte. Auch eine große Lampe ward in der Stube entdeckt, angezündet und auf den Tisch gepflanzt, über welchem der Mohr den zierlichsten Teppich spreitete,

um mancherlei kalte Speise von Fleisch und Backwerk darauf anzulagern; sogar ein sauberes sechsmaßiges Weinsäßlein mit vergoldeten Messen und zwei silberne Trinkbecher wurden aufgestellt.

Von allen Anwesenden beobachtete diese erfreulichen Anstalten keiner mit größerer Zufriedenheit, als der Meisterfänger von Ararau, obwohl er sein stilles Vergnügen hinter gleichgültigem Geberdenspiel und allerlei Fragen zu verdecken suchte. Indem er nach gastfreier Einladung des vornehmen Wirthes nur noch das Angriffszeichen erwartete, überraschte es ihn sehr unangenehm, als ringsum bestrebende Stille entstand. Mit herumgeworfenem Kopf sah er den Geber des Mahles und dessen Gefolge, entblößten Hauptes, leise das Tischgebet verrichten. Auch Fabian war dem Beispiel gefolgt. So wollte Wirth nicht zurückbleiben, begann jedoch zu spät, als die Uebrigen sich schon wieder bedeckten, und, außer Fabian, mit den Händen das Zeichen des Kreuzes auf Stirn, Mund und Brust machten, wodurch sie ihre Anhänglichkeit zur römisch-katholischen Kirche zu erkennen gaben.

Man schritt also zum Essen. Mohr und Jäger aber standen zur Aufwartung ihres Geleiters hinter dessen Platz, oder bereit, von Zeit zu Zeit den einzigen Silberbecher, dessen sich Fabian und der Spielmann abwechselnd bedienen mußten, im reinen Wasser zu schwenken und wieder mit Wein zu füllen, wenn ihn einer geleert hatte.

„Noch eins, Meister Wirth!“ hub der fremde Wirth an, indem er die Lobeserhebungen des Meisterfängers unterbrach, mit welchen dieser die Erfindung wandernder Küchen und tragbarer Keller überhäufte: „Saget an, denn Ihr ließt Euch vorhin darüber nicht aus, als wir allein im Dunkeln plauderten; gesetzt, es wär' Euch in dem Hause des Abdrich gelungen, die Epiphania nach dem Schlosse Liebegg zu entführen, würdet Ihr sie im Schloß gelassen, oder aber dem Dechanten von Ararau übergeben haben, der Euch dafür ausgeschiedt hatte?“

„Hm!“ antwortete der Spielmann: „So oder so, wie's halt gekommen wäre. Ich hab' Euch ja schon gesagt, und wär's nicht stockfinster gewesen, Ihr müßtet es gehört haben, daß mich der Herenmeister eingesperrt und keins meiner Augen das Mädchen erblickt hat.“

„Ich setze aber den Fall,“ fuhr Jener fort, „Ihr hättet die Jungfrau glücklich entführt, wohin dann?“

„Ein Fall, Herr, ist nicht aller Welt Fall. Wenn ich die arme Waise gesehen, und, zum Beispiel, sie mir und ich Ihr gefallen haben würde, glaubet Ihr nicht, es wären doch wunderliche Fälle möglich gewesen? Ich hätte auch denken können, wer den Wurf hat, muß ihn nicht aus der Hand lassen, und Haben ist besser denn Hoffen. Ihr sollt wissen, ich bin noch ledigen Standes! der Junker aber hat seinen Theil und der Dechant hat's gehabt. Nun, Ihr versteht mich; Gelehrten ist gut predigen, ehrwürdiger Herr Pater! Nun, Eure kalten Braten und Pasteten sind vortrefflicher Gattung! Stoßen wir eins an mit den Bechern, Herr Pater; Silber klappt zwar; klinget doch feiner, als Glas. Michäel-Wein! Herrnwein!“

„Ihr irrt, Meister, ich bin kein Geistlicher, sondern nur ein Laie.“

„Eins oder das Andere! Hammer oder Amboss! Also, stoßen wir an, Herr . . . ungenannt, unbekannt! . . . Eure Puthen wohnten doch auch in der Christenheit?“

„Nennt mich, wie Ihr wollt. Ich heiße Don Narbo oder nach meinem Gut Grönkerfenbosch im Niederland.“

„Wer da läugnen wollte, daß Eure Namen schön wären, Herr, der hörte lieber Frösche singen, als Amseln. Allein um meiner einsältigen Zunge einen Hals- oder Weinbruch zu ersparen, daß ich Euch wenigstens beim Essen in beliebiger Kürze den ersten Namen, . . wie heißt er schon? . . . Bombardo? — Bombardement . . .“

„Don Narbo.“

„Richtig, Herr Freund! Also angestoßen. Ihr müßt hoch leben. Wovon war eigentlich die Rede?“

„Wem Ihr das Frauenzimmer aus Abdrichs Hause zugeführt haben würdet, wenn Ihr es . . .“

„Richtig! Nun das versteht sich. In gerader Linie, wie schon gesagt, nach Marau in das Haus des Poeten, der bisher in allen Ehren und Tüchten mit neun himmlischen Weibsbildern Verkehr getrieben, aber gesammte neun Mäusen für eine mit Fleisch von seinem Fleisch und Wein von seinem Wein wegtauschen würde. Vorausgesetzt, sie hätte mir auch nur halb so wohl gefallen, als das herzige Kenneli, welches mir in Abdrichs Mördergrube guten Schinken aufsticht, so wäre die Sache richtig gewesen.“

„Und ihre Einwilligung? . . .“

„Um, werthefter Herr Donner . . . oder Donnerpaar . . . dem Fisch ein Würmlein, dem Mädchen ein Mann, beide beißen die Angel an. Ich kenne das. Heirathen ist keine Drescharbeit für die Jugend.“

„Ich möchte Euch ermuntern, Meister, den mißlungenen Versuch zu wiederholen, wenn Ihr Muth hättet. Ich nehme Antheil an Euch. Nach Aussage des Junggesellen hier ist Abdrich gerade jetzt von seiner Wohnung entfernt. Nun, oder nie, gelingt's, das unglückliche Mägblein zu erlösen. Maget es! Bedarf's Geld dazu, es soll sich finden. Was meinet Ihr? Hättet Ihr Lust?“

„Glaubt's, oder glaubt's nicht, ich bin zu jeder Zeit und Stunde der Mann, werthefter Herr Donnerbart, der den Teufel auf der Haide singe, und wenn's sein müßte, ihm den Schwanz abtreten würde. Allein, verzeiht . . .“

„Nicht allzu vorlaut, Meister!“ unterbrach ihn Fabian scherzend: „Es zweifelt Niemand an Euerm Gelbenmuth; aber Bellal könnt' Euch boohafter Weise beim Wort fassen. Er spitzt das Ohr, wenn man an ihn denkt.“

Der Spielmann stugte, warf die Augen umher und sagte halblaut: „Nun, nun! Ihr habt nicht Unrecht, man soll den Gottseibeiuns nicht ans Haus malen, er kommt von selbst. herein. Doch ist auch nicht Alles ein Evangelium, was man beim guten Wein spricht. Ich wollte nur andeuten, daß ich keiner Tonne Goldes willen mit dem Abdrich anbinden möchte, zumal in dieser gottlosen Zeit, wo er und die Bauernschelmen im Lande den Meister spielen, ehrlichen Leuten Nasen und Ohren abschneiden und Bäuche aufschlitzen. Aber sie haben noch nicht Alles im Sack, wie im Kopf.“

„Wie wird Euch der Dechant von Karau empfahn,“ fragte der Gutsherr von Grönkerfenbosch, „wenn Ihr mit leerer Hand und unverrichteter Sache zurückkommt? Ein Ehrenmann, wie Ihr zu sein scheint, soll Wort halten.“

„Nichtig, Herr Freund! Doch Ehrlichkeit geht bei mir zu Lande noch weit über Ehre! Und ich werd' ihm rund heraus sagen: Man muß machen, wie man's kann, und nicht ungewachsenes Gras mähen wollen. Ueber Vermögen kann auch der Kaiser nicht. — Aber Ihr da, hinter mir, macht mir doch den Becher naß; er ist trocken, wie Käfers Loch.“

„Meister,“ fuhr der Herr von Grönkerfenbosch fort, „an Eurer Stelle würd' ich nicht den weiten Weg vergebens gethan haben.“

„Mag sein. Aber der beste Jäger und Hund thun manchen vergeblichen Sprung.“

„Junker Mey hätt' Euch dafür reich gemacht.“

„Dho, reich! Eine fette Kirchenmaus, eine weiße Schwalbe und ein reicher Spielmann, die drei muß man im Paradies suchen. Und wenn der ganze Schwarzwald stirbe, glaubt's, Herr Freund, ich würde keinen Tannenzapfen erben. Nein, nein, ich habe kein Glückshäublein auf die Welt gebracht. Und steckte man mir des Roguls Schatz in den Sack, ich brächte Spreu heim.“

„Lasset mit Euch reden, Meister. Erinnert Euch, Abdrich ist abwesend, und der Paß jezt für Euch offen. Kehret zum Dechant nicht ohne das Mädchen zurück. Ragt's noch einmal. Was fürchtet Ihr von Abdrich? Er steht, hör' ich, an der Spitze der Rottirer, und kommt schwerlich heil davon.“

„Herr, der hat's, wie die Kaze. Wie man ihn auch werfe, fällt er allezeit auf die Füße. Und wenn er das ganze Land unter und über sich kehrt, er erstickt darunter so wenig, als die Maus unterm Heustock. Nein, nein, ich kenn' ihn jezt, und will meinen Balg nicht selbst zum Kürschner tragen.“

„Es könnte aber Leute geben, Meister, die Euch im schlimmsten Fall nicht im Stich lassen würden.“

„O ja doch, wenn der Wagen aufrecht geht, sitzt jeder gern darauf; wenn er umfällt, läuft Alles davon. Ich kenne die Welt, Herr, und habe Mxr's gegessen.“

Während dieses Gesprächs, welches auf gleiche Weise noch lange fortgesetzt wurde, saß Fabian schweigend und voller Erstaunen da, hier zwei unbekannte Personen von Epiphaniens Entführung reden zu hören. Beide schienen ihm die Personen zu sein, deren er sich aus Abdrichs Erzählungen erinnerte, als er mit demselben von Gränichen gen Suhr und zum Gönhard gegangen war: Wirri der Bote des Junkers von Rueb, und dieser Don Harbo ohne Zweifel jener Unbekannte selbst, welcher das Weib von Seon mit köstlichen Geschenken ins Moos herübergesandt hatte. Was aber kann den Katholiken und Niederländer bewegen, gemeine Sache mit dem alten Dechanten zu machen? dachte der Jüngling bei sich: Warum beschenkte er Epiphaniens so fürstlich? Hat er Absichten auf das verlassene Mädchen? Hätt' er vielleicht mit seinem Gold den Dechanten geblendet und mit seiner frommen Miene diesen guten Greis überlistet?

Fabian, dem das Herz gewaltig pochte, je länger das Gespräch. Nov. IV.

sprach fortgesponnen ward, verwandte kein Auge von dem räthselhaften Don Narbo. Es war dies ein Mann, der hoch in den Dierzlern zu gehen schien, aber auf dem blassen, feinen Gesicht noch alle Züge seines Knabenalters trug. Sein gegliebert, von mäßiger Größe, schlank und gewandt, hätte derselbe, trotz seines ergraunden dünnen Haares und der Glaze auf dem Schettel, zuweilen noch für einen Jüngling gehalten werden können. Selbst eine etwas wulstige Narbe, die ihm von einer alten Wunde auf der linken Wange geblieben, entstellte ihn nicht. Noch weniger aber, als das wahre Alter, verrieth sein Gesicht die Gemüthsart. Es war eines der regelmäsigsten und ausdruckslosesten; nie schienen diese Linen vom Sturm der Begierben bewegt worden zu sein. Man hätte schwören sollen, der Mann habe in seinem Leben weder gelacht noch geweint. Man sah ihn beim Reden weder heiterer noch finsterner, sondern stets in der gleichgültigsten Gelassenheit. Nichts regte ihn auf, lebhafter zu werden. Sogar der Blick des Auges trug etwas Untheilnehmendes, Erloschenes; die Stimme seines Mundes etwas Eintöniges und seine Sprache etwas Geböhntes, wie bei einem, dem das Reden Mühe macht.

Nachdem Epiphaniens Liebling lang alle Kunst vergebens angestrengt hatte, den Mann und dessen Absichten zu entziffern, versiel er auf die List, sich schläfrig zu stellen und die Planderer bei ihren Wechern sicher zu machen. Er erhob sich daher gähnend vom Platz, warf umherliegende Bauernkleider, die ihm zum Kopfstützen dienen konnten, in einen Winkel des Gemachs zusammen und legte sich auf den Erdboden nieder, indem er den Uebrigen gute Nacht wünschte. Damit verfehlte er aber seinen Zweck gänzlich; denn Don Narbo ließ alsbald den Rest der Speisen abtragen und entfernte sich bescheiden mit Meister Birri und den Dienern, um ein Lager auf dem Heu zu suchen.

Der junge Mensch empfing für den Verdruß getäuschter Hoffnung bald volle Entschädigung aus der weichen Hand des Schlafes; die süße am Morgen, als ihn die Wünschelruthe des Traumgotts in die Feenwelt führte, worin auch der Bettler einen eigenen Palast findet, verwaltete Mütter fröhlich mit verstorbenen Kindern spielen, wo jedem Seufzer der Sehnsucht die Erhöhung voll Erbarmens entgegentritt. Es läßt sich leicht errathen, welchem Engel der Jüngling in diesem immergrünen Eden begegnete zwischen den Hochgebirgen, umrankten Felsenwänden, und stäubenden Wasserfällen aus den Kindheitsfrühlingen. Der Traumgott aber schien diesmal gegen den ehrlichen Fabian boshafter oder gefälliger und kläger, denn jemals zu werden. Denn wie er den Jüngling mit Epiphantien zum ehemaligen Lieblingsplätzchen des Mädchens führte, in das Schweigen jenes heimlichen Thals am Ursprung des Stimmenstroms, wo unter der nackten, himmelhohen Pyramide des Seehorns aus schroffer Felswand sieben kristallhelle Quellen sprudeln, erschrak Fabian zum ersten Mal über etwas, das er an seiner schwesterlichen Gespielin noch nie beachtet hatte. Es war das Schrecken des Unzulängens, das ihn durchbebt, denn er nahm wahr, sie sei von allen Sterblichen vielleicht die Schönste. Ihre zarte Gestalt schien aus Licht gebaut: so klar, man möchte sagen, durchsichtig, war die irdische Hülle des in ihr wohnenden Ueberirdischen.

Daß Fabian mit Hilfe eines Morgentraums erst jetzt zu diesen Erinnerungen gelangen mußte, mag allerdings etwas mährchenhaft klingen, doch nur dem, der das geheimnißreiche Treiben der Seele nicht kennt. Der junge Mann hatte in Epiphantien immer nur noch eine liebe, treue Schwester gesehen; aber welchem Bruder fällt ein, von der Schönheit seiner Schwester entzückt zu wer-

den? Fabian zitterte im Traum vor dem Glanze so vielen Liebreizes und sagte: „Faneli, o Faneli! wie ist mir?“ Wo hatt’ ich denn sonst die Augen? Wie schön, wie unaussprechbar lieblich bist du!“ — Sie aber wandte ihm verbroßlich-lächelnd den halben Rücken zu und sagte: „Willst du mich wieder plagen, Fabi? Können wir nicht ohne Zankens leben? So, wie du, spricht mir Renold beständig, und er weiß doch, ich hör’ es ungern.“ — Und indem sie dies sagte, siehe, trat der schöne Schwede, den sie eben genannt hatte, hinter den Gesträuchen am Felsen hervor. Fabian fühlte in der Brust einen zuckenden Schmerz beim Anblick dieser Erscheinung. Es war der Schmerz der Eifersucht, den er noch nie empfunden. Er erwachte davon. Der Schmerz blieb; aber das Bild von Epithaniens Schönheit auch. Er richtete sich auf und rieb die Augen. Das Licht des Tages schoß in blassen Strahlen durch die Ladespalten des Fensters in die ärmliche Bauernstube. Fabian that einen tiefen Seufzer und ging, noch zur Hälfte in seinem Traum, aus der Hütte ins Freie.

Da rief ihm der Anblick des Meistersängers, welcher draußen am Brunnen die Finger durchs krause Haar kammartig strich, die Unterhaltungen des vorigen Abends ins Gedächtniß. Fabian trat raschen Schrittes mit dem Morgengruß zu ihm und sagte: „Habt Ihr viel geschlafen, gut geträumt, Meister?“

„Ei, Viel und Gut ist nie beisammen!“ antwortete Birri: „Ihr seht’s ja wohl, meine Bettfedern waren auf der Wiese gewachsen; und will ich sicher vor hungrigen Röhren wandern, muß ich die Elberdunen vom Kopf schütteln. Unser Herr Donnrian schläft noch mit seinem schwarzen Teufel um die Wette, der mich gestern in einen Lumpen verwandelte, womit arme Leute bei gebrochenen Fenstern den Glaserlohn sparen. Grüßet nun Alle von mir. Ich nehme den Weg unter die Füße.“

„Nur auf ein Wort noch, Meister! Ihr waret unlängst im

Moos bei Abdrich, Meister? Wie nahm Epiphanie Guern Auftrag vom Junker zu Rued auf? War er ihr willkommen?"

"Wie dem Blinden der Regenbogen. Ich habe sie nie gesehen, und sie hat mich nie gehört. Hol' der Henker den rothnasigen Abdrich, der mit ehrlichen Leuten umspringt, wie der Savoyard mit Langbären. Wer mit dem was Rechts anfangen will, muß ihn todtschlägen."

"Wollt's also nicht noch einmal versuchen, und den Wunsch des Herrn Grönkerfenbosch ausführen?"

"Keineswegs, Herr Freund, ich hab' meine Haut nicht gestohlen; trag' er die seine zu Markt, wenn sie ihm feil ist. Der Ranz meinte gestern, es könne nicht anders sein, und ich müsse versprechen, das Mörderloch noch einmal zu besuchen. Er verhiess goldene Berge. Aber wer zusagt, hat Seile an den Hörnern. Geseignete Mahlzeit. Ich wußte zum Glück allerlei Ausreden. Es ist eine schlechte Maus, die nur ein Loch hat. Gehe er selbst hin; er hat zu lange Wünsche für meine kurzen Beine. Der Mooser trägt den Schelm im Nacken; wär' ich da unglücklich, lachte mich unser Herr Donnerstarr hintennach aus. Helfen könnt' er mir nicht. Wenn die Raze den Speck gestressen hat, jagt man sie zu spät davon. Ich wandere nach Aarau und sage meinem wohl-ehrwürdigen Herrn Dechanten: für diesmal müssen wir das Plänchen aufstecken. Es gehen viele Wünsche in einen Sack, aber noch mehr ohne Glockenklang ins Grab. Hat die Mauer kein Loch, passiert Niemand durch; und kann man den Karren nicht aufhalten, läßt man ihn fahren."

"Meister, Ihr sprecht, wie ein gescheiter Mann. Was aber mag diesem Fremdling daran liegen, das Mädchen aus des Moosers Gewalt zu ziehen? Ließ er Euch merken, warum er an Eurer Geschichte den lebhaften Theil nimmt?"

"Er that freilich, als geschähe es mir zu lieb, und als wollt'

er mir nur die Leiter ans Hebett stellen; und es ist wahr, des Deckanten Pathe soll schön und tugendhaft sein. Aber es dünkt mich immer dabel, als hört' ich den Fuchs husten, und dachte, man hält Manchen für einen Esel, der einen Sack trägt.“

„Weise gesprochen, Meister Wirri. Der Mann wird mir verdächtig. Ich vermurthe fast, er habe das Mädchen irgendwo gesehen und der mürbe, alte Junber habe Feuer gefangen, ohne ans faule Holz seiner Jahre zu denken. Meint Ihr nicht?“

„Gar möglich. Es will wohl Jeder gern alt werden, aber nie alt sein. Doch

Eine harte Nuß, ein stumpfer Zahn,
Ein junges Weib, ein alter Mann!

Kurz, ich wies ihn zurück, und brach das Geschwätz übers Knie ab. Er machte ein Gesicht, als hätt' er Sauerampfer gegessen, ließ mich aber in Frieden und wünschte mir gute Nacht ins Heu. Gebt ihm dafür einen guten Morgen zurück, denn ich habe Eil und trabe nach Marau, so gut Schusters Nappen laufen mögen. Adjes, Herr Freund, gehabt Euch wohl.“

Bei diesen Worten machte der Spielmann linksam und ging über das Feld davon, ohne sich um Fabians Nachrufen weiter zu bekümmern. Fast in gleicher Zeit kam auch Herr von Grönkerenbosch zum Vorschein, begleitet von seiner Dienerschaft. Er sah den Meistersänger noch in einiger Entfernung und rief ihm ebenfalls nach. Aber Herr Wirri schritt unaufhaltsam fürbas und von bannen, ohne umzusehen. Fabian dagegen, welcher den Niederländer nicht verlassen wollte, ohne vorher ein wichtiges Räthsel gelöst zu sehen, das für seine Ruhe und Euphanta's Sicherheit allzuwichtig schien, trat alsbald grüßend zu ihm, und führte ihn während unbedeutender Neben und höflichen Dankbezeugungen für die gestrige Gastfreiheit, auf die Seite, von der Dienerschaft hinweg.

Dann blieb er stehen und hob ohne Umschweife an: „Ohe wir uns trennen, Don Harbo, gönnt mir die Antwort auf eine Frage. In welcher Absicht stellet Ihr der Richte Abdrichs nach? Eure mit dem Karauer Spielmann geführten Gespräche lassen vermuthen, es liege Euch viel daran, sie aus den Händen des Oheims in die des Dechanten von Arau zu bringen.

„Om! in der That, ja. Es liegt mir etwas daran!“ erwiderte der Herr von Grönkerkenbosch mit gewohnter Gelassenheit, während er aber doch auf Fabians Gesicht einen forschenden Blick fest heftete: „Ihr selber habt gestern nicht das schönste Lied zum Lobe jenes Abdrich gesungen. Das arme, unschuldige Mädchen erregte meine Theilnahme. Ich möcht' es frei wissen.“

„Verzeiht, Herr, es scheint, Ihr wünschet mehr; denn Ihr trachtet dieser Jungfrau auf allen Wegen nach und nicht erst seit gestrigem Abend. Ihr habt ja der Richte Abdrichs einen köstlichen Schleier, orientalische Perlen, und zehn venetianische Dukaten durch ein Weib von Seon geschickt. Fürstliche Geschenke solcher Gattung spendet fürwahr auch kein geborner Verschwenker ohne Zweck. Hegt Ihr indessen ehrliche Absicht, so dürfet Ihr sie mir vertrauen, und meine Dienste sollen zu Euerm Gebote stehen.“

„Junggesell,“ antwortete der Niederländer, ohne seine Miene im leisesten zu ändern, „daß ich ehrliche Absicht habe, kann ich allerdings behaupten und im Nothfall beweisen; daß ich Euch aber vertrauen soll, dazu bedarf es wohl unter uns beider nähere Bekanntschaft. Uebrigens Euer offenes, redliches Gesicht ist ein guter Kreditbrief. Wenn Ihr mir dienen wollet, werdet Ihr mich dankbar finden.“

„Und was begehrt Ihr, Herr?“

„Nichts, als die Befreiung jenes unglücklichen Mädchens aus der Gewalt seines verrufenen Oheims; Befreiung, je eher, je besser! Noch das sag' ich Euch: mir gilt bei Allem gleich, ob

die Verlassene zum Dekan von Karau, oder anders wohin, oder auch unmittelbar zu mir gebracht werde.“

„Zu Euch, Don Karbo? Kennt Ihr diese Epiphanie?“

Der Niederländer betrachtete den Jüngling eine Weile schweigend und antwortete dann mit fester Stimme: „Ich kenne sie und sehr genau!“

„Ihr, Don Karbo? Da ertapp' ich Euch auf sahlem Pferde. Wenn Ihr sie kennet, wie dürft Ihr Euch einbilden, sie werde den Dheim verlassen, um sich einem unbekannten Landesfremden auszuliefern? Sie weiß nicht von Euch.“

„Glaubet meinen Worten, Junggefell, sie kennt auch mich!“

Der Herr von Grönkerfenbosch sprach diese Worte mit so zuversichtlichem, ernstem Ton, daß Fabian, dem noch viel Anderes auf der Zunge lag, voller Bestürzung verstummte, und einen Schritt zurück trat. Bald aber lief sein Bestreben in sichtbaren Unwillen über, mit dem er sich von dem Niederländer abwandte, als wollt' er ihn verlassen. Er schloß ihm noch einen Blick der tiefsten Verachtung von der Seite zu und sagte: „Nun ja, kennen möget Ihr sie; ja — der Oeler kennt auch die Taube, über der er küstern in den Lüften kreiset, bis sie sich aus der Sicherheit des Obdaches entfernt. Aber die Taube kennt Euch nicht. Nie ist Euer Name zu ihren Ohren gekommen, nie von ihren frommen Lippen gefallen. Wißt's, ich bin Epiphaniens Bruder.“

Fabians Heftigkeit brachte den kalten Niederländer nicht aus der Fassung. Dieser erwiderte mit einer Gleichgültigkeit, als wäre von Wind und Wetter die Rede: „Junggefell, zählt meine Aufrichtigkeit nicht mit Unwahrheit ab; ich kenne, wenn schon ein Landesfremder, Eure falsche Münze. Epiphanie hat keinen Bruder.“

„Wenn auch keinen Leiblichen!“ erwiderte Fabian, und schloß sich vor dem, der ihn mit Recht einer Lüge zleh, etwas verlegen: „Aber,“ fuhr er noch ungestümer fort, um sein Unrecht

zu verdecken, oder weil sich neuer Verdruß zum vorigen Unwillen gesellte, „was hab' ich mit Euch zu schaffen, oder welche Pflicht, Euch mein Verhältniß zu dem Mädchen zu offenbaren?“

„Gemach, gemacht, Junggefell, ich begehre durchaus Eure Vertraulichkeit nicht. Wer Ihr seid, läßt sich errathen. Ihr möget ohne Zweifel der verlobte Bräutigam sein. Die Schilderung, die man von Euch entworfen hat, war nicht ganz ungetreu. Mit einer kecken Gestalt und einem Gesichtchen, wie das Eure, läßt sich das Herz einer Jungfrau zur Noth schon ansechten.“

„Ich hoffe,“ sagte Fabian drohend und trat rasch ein paar Schritte näher, „ich hoffe, es wird Euch nicht belieben, Gespött zu treiben?“

„Im Gegentheil, junger Mann!“ entgegnete der Niederländer mit unveränderlichem Gleichmuth: „Ich weiß dem Glück Dank, das uns beide unverhofft zusammenbrachte. Wir wollen einander näher rücken. Wenn Ihr mir zum Ziele helfet, vielleicht . . . helf' ich Euch zu dem Eurigen. Erlöset Epiphaniens, dann wollen wir weiter rechnen.“

„Ihr haltet uns hier zu Lande, scheint's, insgesammt für sehr alberne Teufel. Gestern sprachet Ihr ungefähr auch auf diese Weise mit dem Spielmann. Wer hat Euch Macht über die Hand Epiphaniens eingeräumt?“

„Das könnt Ihr künftig erfahren, und, zählet darauf, am wenigsten wird mir Eure einstweilige Braut selbst diese Macht versagen.“

„Nun ist's genug, Herr von Grönkerlenbosch! nun genug! kein Wort mehr, daß ich mich an Euch nicht versündige!“ fuhr Fabian auf, und seine Augen flammten von stolzem Zorn: „Wer seid Ihr, daß Ihr es waget, Eure Kurzweil mit mir zu versuchen?“

„Gemach, Junggefell, gemacht. Es ist hier nichts weniger, als um Kurzweil zu thun. Ihr solltet es meinem Ernst ansehen,

daß mich kein Muthwille sticht. Wer Ihr selbst, weiß ich; aber wer ich bin . . .“

„Weiß ich! Ein spanischer Niederländer, der mit seinem Gelbesack im Schweizerlande meint, den Meister spielen zu können; ein Katholik, vielleicht ein verkappter Pfaff, der eine hübsche Nichte in seinen Haushalt braucht. Packt Euch, eh' Euch dieser Arm den Nacken bricht, und sucht für das Keuschheitsgelübde ein Wundpflaster unter Euern eigenen Heiligen!“

„Junger Mensch!“ rief Don Karlo, indem die Unbeweglichkeit seiner Gesichtszüge plötzlich endete und in finstern Mißmuth überfloß: „Junger Mensch, ich gestatt' Eurer unbesonnenen Hitze, mich zu lästern; aber lästert nicht Brauch und Glauben einer Kirche, der Ihr würdig seid, anzugehören. Ihr verkennet mich, aber ich verkenne Euch nicht. Ich will Epiphaniens Glück, bei Gott und allen seinen Heiligen! ihr zeitliches und ewiges Wohl, und könnt' es geschehen, mit dem ihrigen das Eulige.“

„Was?“ schrie Fabian ärgerlich lachend: „Mein ewiges, ihr ewiges Wohl? Am Ende also treibt Ihr nur theologisches Kuppelgewerbe; abenteuernd umher, Proselyten und Convertiten zu machen? Ich rath' Euch wohlmeinend, wahret Eure Haut im Bande Bern, und laßt den Dechanten von Arau nicht wittern, welch ein Seelenjäger Ihr seid: all' Eure Heiligen würden Euch nicht vom Schandpfahl und Pranger erretten.“

„Brechen wir ab!“ sagte Don Karlo mit völlig wiedergewonnener Kaltblütigkeit: „Ihr führet eitle Streiche im Rebel. Bleibet ohne Kummer für Euern Glauben; ich will ihn nicht in Versuchung führen. Ist es der Wille des barmherzigen Gottes, die Verirrten zur Wahrheit des ewigen Lebens in den Mutter-schoos der Kirche zurückzuführen: so bedarf er mein nicht. Ich wäre das allerunwürdigste Werkzeug seiner Hand. Eben so kummerlos bin ich für Adrichs Nichte, Eure Braut. Was ich von ihr weiß,

verkündet, sie ist dem Glauben, der allein selig machen kann, wohl nicht so fernstehend, als Ihr Euch einbildet. Ein frommes, helles, nach innerer Seligkeit dürstendes Gemüth, wie das Ihrige, kann und wird der rufenden Mutter nicht lange widerstehen, wenn sie deren Stimme hört. Doch, das beiseite, Junggefell; besänftigt Euern unnützen Argwohn und vergeblichen Jorn. Ihr verkennet mich. Leistet mir diesen Tag noch Gesellschaft, und ich zweifle nicht, wir können Freunde werden. Dann helf' ich an Euerm Glück bauen.“

Fabian betrachtete schweigend den Menschen, dessen Reden ihn immer ungewisser machten, was er von ihm halten müsse. Zuweilen vermuthete er, der Niederländer leide Geisteskrankheit; aber im Vortrag desselben war offenbar zu viel Zusammenhang und Sinn; im Ton desselben zu viel Zuversicht und dann und wann selbst eine Herzlichkeit, welche nur aus innerster Ueberzeugung und aus wahren Wohlwollen entstehen zu können schien. Dabei hatte die unwandelbare Kälte seines Wesens, welche neben dem Aufbrausen des Jünglings zu einer Art von Hoheit wurde, etwas Erdrückendes, mochte sie auch erkünstelt sein.

„Nun denn,“ fuhr Don Harbo fort, „entschließet Euch. Verwellet diesen Tag bei mir. Es liegt mir an Eurer Bekanntschaft. Begleitet mich zum Rhein. Wir wollen noch manches Wort von Eurer Verlobten reden; es warten wichtige Dinge auf sie, davon Ihr selbst sie unterrichten könnt. Ihr selbst vielleicht führt sie mir zu, wenn Ihr das wahre Wohl dieser armen Waise so liebet, als ich.“

„Da sei Gott für!“ rief Fabian: „Was habet Ihr und das Mädchen gemein mit einander? Das fühl' ich wohl, was es immerhin mit Euch sei, ganz richtig steht's bei Euch nicht, trotz Eures achtbaren Ansehens. Wo aber auch der Schalk bei Euch wohne, im Kopf oder im Herzen, Ihr solltet gewarnt sein! Gütet

Euch, einer Jungfrau nachzuschleichen, mit der Ihr rechtlicher Weise nichts zu verkehren habt. Bei meiner Seele Seligkeit gelob' ich's, begeg'n' ich Euch auf verbotener Straße, treff' ich Euch je in der Nachbarschaft vom Moos oder von Aarau, so habt Ihr Euer letztes Ave gebetet. Ihr wisset's nun. Ich bin Mann von Wort. Damit gehabt Euch wohl."

Fabian wollte davon. Don Harbo ergriff ihn hastig beim Arm und rief: „Es ist Mißverständniß unter uns. Ihr stoßet Euer Glück von Euch!"

Der Jüngling schleuberte den Niederländer von sich und sagte: „Fort, mir grant vor Euch, wie vor Satan, dem Versucher in der Wüste!"

„Vor mir?" sagte Don Harbo mit einem Zuge des Unwillens im Gesicht, der durch eine Art spöttelnden Lächelns gemildert ward: „Ihr müßet fürwahr schlechter Solbat gewesen sein, und in Euern schwedischen Diensten wenig von Welt und Menschen gesehen haben. So fahret wohl, Herr Hauptmann, und vergeßet die Richte Abdrichs. Sie ist nicht für Leute Eures Schlages von Gott geschaffen."

Fabian betrachtete ihn von der Seite und sagte: „Ihr irret Euch garstig in meiner Person, schelm's."

„Jetzt nicht mehr; nur einen Augenblick vorher, Junggesell, als ich die Trommel für eine Kartaune ansah, da betrog sich mein kurzes Gesicht. Genug davon. Zieht mit Gott."

27.

Kriegsgefangenschaft.

Der Niederländer wandte bei diesen Worten dem Jüngling den Rücken, um sich zur Hütte und zu seinen Leuten zu begeben. Er sah aber, mit nicht geringem Erstaunen, diese und seine Pferde von bewaffneten Bauern umringt. Bald war er selbst, desgleichen

Fabian, von einer seitwärts herangekommenen Rottc umzingelt. Das durchbringende Gekreisch eines Welbes unweit der Hütte, und ihr Hindeuten auf das gebrochene Fenster derselben, verkündete den Zorn der heimgekehrten Eigenthümerin. Die Bauern, unter lautem Geschrei, bemächtigten sich der Personen.

„Was soll's hier geben, ihr Mannen?“ schrie Fabian ab der Almen entrückt: „Ist das ehrlicher Kriegerbrauch, Reisende auf der Straße anzufallen und wehrlose Männer gefangen zu nehmen? Oder haben wir die Gestalt der Landstreicher und Zigeuner, daß ihr uns sahet? Ich bin Schweizer, wie ihr Alle, vom Berner Oberland. Dünk' ich euch verdächtig, so bin ich allezeit da, Red' und Antwort zu geben. Jener Herr aber ist Ausländer, der mit unsern Händeln nichts zu schaffen hat; darum laßet ihn unangestastet seines Wegs in Frieden ziehen mit seinen Leuten. Ich hoffe, ihr werdet ihn nicht plündern und ihn nicht zwingen, daß er in fremden Ländern über uns Schweizer nachfrage, als wären wir ungastlich und wie Räuber und Gauner.“

„Was welschet der Milchbart!“ rief einer der nächsten Bauern, während die Andern um ihn her jauchzten, Andere zankten, Andere sangen: „Gebt's ihm auf den gelben Schnabel! Seht ihr's ihm nicht am Schwanz an, wie das Vöglein heißt? Ein Stadtspion ist es, der Kundschafterei treibt.“

„Werft den Schelm zu Boden!“ brüllte ein Anderer: „Wir — wir haben die größte Viktori erlebt, und die Basler und Mühlhäuser zum Land hinaus gesagt; nun soll uns der Strolch da nicht Gauner und Räuber heißen.“

„Nichts!“ schrie ein Dritter dazwischen: „Hier ist ein gutes Vogelneß ausgehoben! Daheim wollen wir die Alten und Jungen ordentlich rupfen, ehe wir sie braten. Fort, wir nehmen sie Alle nach Olten, da muß sie der Untervogt von Buchsien beichten lassen.“

Unterdessen das Toben der Menge und Fabians Widerstand fort-

rich Mirri die Rede, der sich eben den Schweiß vom Gesicht trocknete und in der Tiefe seiner Brust Luft schöpfte. „Wie geht's, Meister?“ rebete ihn Don Nardo an: „Ihr brachtet früh auf ohne Rugen!“

„Es geht, wie es kann!“ erwieberte seufzend der Spielmann und zuckte die Achseln, indem er die Versammlung ringsum mit den Augen musterte: „Es geht, wie es mag, und geht doch nie recht. Ich merke nun wohl, mit Allgemach kömmt man auch weit. Reinetthalben, der Teufel ist im Lande los, daß Niemand weiß, wo aus und ein? Mein Lebtag hab' ich dergleichen verkehrte Weltwirthschaft nicht gesehen. Sind die Menschen nicht nährisch geworden, so muß der jüngste Tag unterwegs sein.“

„Schweig, du sprühende Blutwurst!“ fuhr ihn einer der Bauern an: „oder wir warten dir anders auf. Wovon wärest du feist, wenn du nicht aus Landvogts Schlüssel unsere Hühner und Gler gegessen hättest? Nun sind wir endlich Meister, und ihr Stadtleute sollt schweigen und Respekt vor unser einem haben, sag' ich euch!“

„Ihr Herren reitet jezt auf gar hohen Säulen,“ antwortete der Meistersänger, „aber sorget, daß ihr nicht vom Pferd auf den Esel kommet. Was meine Wenigkeit betrifft, habt ihr für euern Beutel einen Fang gethan, der euch reuen wird. Ich bin kein Rathsherr, sondern von Profession ein Spielmann; und wer mir etwas nehmen will, muß mir's erst bringen. Rezzet also keine Raze für einen Hasen. Aber, ihr Herren, ich rath' euch, mach's überhaupt glimpflich und spannt den Bogen nicht zu stark. Laßt mich gehen, denn ich hab' euch nichts zu Leid gethan.“

„Aber auch nichts zu Lieb!“ schrie ein vierschrötiger Kerl ihn an: „Ihr Städter haltet zusammen, wie Pech und Schuhbraht, und hacket einander die Augen nicht aus. Einer ist, wie der andere. Drum Marsch gen Osten. Bist du kein Verräher, so



dauerte, ohne daß ein Theil auf den andern hörte, verhielt sich der Herr von Grönkerkenbosch, welchem man den prächtigen Dolch aus dem Leibgürtel gerissen hatte, mit unbefangener Miene, wie ein gleichgültiger Zuschauer. Er drehte sich endlich gegen Fabian und sagte: „Wie es scheint, müssen wir also doch einander wider Willen noch Gesellschaft leisten. Wehret indeffen diesen guten Leuten nicht, zu thun, was sie für Pflicht halten, und erbittert sie nicht mit eiteln und trotzigen Worten. Daß Ihr Euch meiner, als eines Fremden, annehmen wollet, macht Euerm Schweizer-gemüth Ehre. Sorget aber lieber für Euch selbst, denn es waltet keine Gefahr für mich.“

Fabian erwiderte ihm nichts, sondern haberte mit den Bauern fort, die nun auch Don Harbo's Jäger und Mohr, beide ihrer Waffen beraubt, desgleichen die Pferde herbeiführten. Ihr Lärm vermehrte sich mit der Anzahl. Denn es kamen immer neue Haufen herzu. Es bestanden diese Leute meistens aus jenen Solothurnern, die am vorigen Tage bei Erlösbach und unter der Schafmatt den Rückzug des Obersten Jörnli bewacht hatten. Alle glänzten noch wein- und siegetrunken, und umstellten nun neugierig die Reisenden, deren ausländische Trachten ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigten; so wie noch mehr die schwarze Haut des Mohren ihr Erstaunen in Anspruch nahm.

„He!“ schrien einige plötzlich, indem sie auseinander traten, um Neuankommenden Platz zu machen: „Da bringen sie abermals einen Gefangenen! Laßt uns nur noch mehr suchen, ihr Mannen; der Berg hier wimmelt von Schelmen und Stadtleuten.“

„Den fettesten Dissen haben aber wir gefangen!“ rief mit stolzer Lustigkeit einer der Ankommenden: „Der hier ist ein rechter Meuder! Er hat gewiß im Leben heut' zum erstenmal über seinen schönen Wanst gesucht, als er mit ihm uns entzwischen wollte.“

Es war von keinem Andern, als vom würdigen Meister Hein-

rich Wirri die Rebe, der sich eben den Schweiß vom Gesicht trocknete und in der Tiefe seiner Brust Luft schöpfte. „Wie geht's, Meister?“ rebete ihn Don Harbo an: „Ihr brachtet früh auf ohne Augen!“

„Es geht, wie es kann!“ erwiderte seufzend der Spielmann und zuckte die Achseln, indem er die Versammlung ringsum mit den Augen musterte: „Es geht, wie es mag, und geht doch nie recht. Ich merke nun wohl, mit Allgemach kommt man auch weit. Reinetthalben, der Teufel ist im Lande los, daß Niemand weiß, wo aus und ein? Mein Lebtag hab' ich dergleichen verkehrte Weltwirtschaft nicht gesehen. Sind die Menschen nicht närrisch geworden, so muß der jüngste Tag unterwegs sein.“

„Schweig, du sprügende Blutwurst!“ fuhr ihn einer der Bauern an: „oder wir warten dir anders auf. Wovon wärest du feist, wenn du nicht aus Landvogts Schüssel unsere Hühner und Eier gegessen hättest? Nun sind wir endlich Meister, und ihr Stadtleute sollt schweigen und Respekt vor unser einem haben, sag' ich euch!“

„Ihr Herren reitet jezt auf gar hohen Säulen,“ antwortete der Meistersänger, „aber forget, daß ihr nicht vom Pferd auf den Esel kommet. Was meine Wenigkeit betrifft, habt ihr für euern Beutel einen Fang gethan, der euch reuen wird. Ich bin kein Rathsherr, sondern von Profession ein Spielmann; und wer mir etwas nehmen will, muß mir's erst bringen. Reizget also keine Kaze für einen Hasen. Aber, ihr Herren, ich rath' euch, macht's überhaupt glimpflich und spannt den Bogen nicht zu stark. Laßt mich gehen, denn ich hab' euch nichts zu Leid gethan.“

„Aber auch nichts zu Lieb!“ schrie ein vierschrötiger Kerl ihn an: „Ihr Städter haltet zusammen, wie Pech und Schuhdraht, und hadet einander die Augen nicht aus. Einer ist, wie der Andere. Drum Marsch gen Osten. Bist du kein Verräther, so kannst

du es noch werden; drum wollen wir dich vor der Sünde bewahren. Man sieht dir's wohl an; dein Spighut und dein Schelmendeckel sind vom gleichen Meister gemacht."

"Schimpfst, wie ihr wollt," erwiderte Witri ärgerlich, "gegen böse Zungen hilft kein Harnisch. Nur läßt euch von einem ehrlichen Mann rathe'n, und schleift euer Messer nicht zu scharf. Ihr habt böses Spiel angefangen. Mit der Obrigkeit ist schlimm rechten, noch schlimmer setzen. Ihr werdet's erfahren. Der Kleine drückt den Großen nie durch den Hag, und ihr wißt wohl, wer über sich haut, dem fallen zuletzt Spän' in die Augen."

"Du Fettklumpen, wir wollen dich zum Braten, nicht zum Rathen!" rief der vorige Bauer: "Gent' spielen wir den Städtlern Trumf aus und sie müssen daran glauben. Das Recht ist auf unserer Seite und wir sind unserer Hunderttausend. Drum schweig!"

"Ich glaube, ich darf den Schnabel gebrauchen, wozu er mir gewachsen ist, so gut, wie ihr!" antwortete der Spielmann: "Und wenn Hunderttausend unrecht gehen, wird ihr Weg dadurch nicht recht."

"Still, ihr Leute! Frieden! Keinen dieser Gefangenen mißhandelt! Führt sie ab nach Ulten!" rief ein wohlgekleidetes, rasches, hageres Männlein, dem alle Anwesenden Platz machten. Es war der Untervogt von Buchsiten. "Und Ihr, guter Freund," sagte er zum Meister Witri gewandt, "behaltet Eure Sprüche im Sack; sie werden darin nicht fauler, als sie schon sind, und könnet keinen von uns damit weher belehren noch bekhören."

"Freilich nicht," entgegnete Witri: "Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner ein Doktor dabei. Ich verlange aber nichts, als was recht und billig ist. Ich bin ein Ehrenmann. Warum schleppt man mich mit Gewalt fort? Wenn Ihr, Herr Freund, hier etwas mehr zu befehlen habt, als ich, so schafft Gerechtigkeit. Ich gehe nicht nach Ulten; nicht von der Stelle."

„Aber auch nicht nach Aarau!“ entgegnete der Untervogt mit strenger Geberde.

„Hängen wir ihn also zwischen beiden Städten unterdessen an einen Baum auf!“ rief der vorige Bauer.

„Es ist leider kein Ast stark genug, die Last zu tragen!“ versetzte der Untervogt. Die Versammlung lachte aus vollem Halse und schrie: „Doch, doch!“ — Der Meistersänger erblaßte, schielte nach einer hohen Eiche in der Nähe und trat seinen übrigen Unglücksgefährten näher, als hoffte er von ihnen Schutz.

„Meister, seid klug!“ sprach der Niederländer zu ihm: „Suchet lieber Eure Gnade, als Euer Recht.“

„Ja, ja!“ versetzte der erschrockene Spielmann: „Ein Quintschen Günst gilt allezeit mehr, als der schwerste Zentner Gerechtigkeith.“

„Marsch!“ rief der Untervogt von Buchstien, und der ganze Zug setzte sich in Bewegung unter Trommelschlag und Jauchzen und Zehlen.

Man schien die Gefangenen geffentlich von einander getrennt zu haben. Fabian ging verdrossen und trotzig zwischen seinen Wächtern. Er hatte an diesem Tage jenseits Aarau ins Noos eilen wollen, um seiner Sehnsucht Genüge zu thun, die schöne Epiphania zu sehen und vor den Nachstellungen des Niederländers zu warnen. Die Reden desselben hatten ihm unbeschreibliche Unruhe erweckt. Er mußte aus der Zuversicht, mit welcher der Fremdling gesprochen hatte, vermuthen, daß dieser mit Epiphaniën wirklich im Einverständniß lebe, und daß es bei ihr wohl gar auf Religionsänderung abgesehen sei.

Der Argwohn, mit welchem sich die Kirchenpartelen in jenen Zeiten nach den langen Glaubenskriegen gegenseitig bewachten; die Begierde derselben, einander Proselyten abzugewinnen, vermehrte allerdings nicht ganz ohne Grund die Besorgniß des jungen

du es noch werden; drum wollen wir dich vor der Sünde bewahren. Man sieht dir's wohl an; dein Spitzhut und dein Schlingenbeutel sind vom gleichen Meister gemacht."

"Schlampf, wie ihr wollt," erwiderte Wirri ärgerlich, "gegen böse Jungen hilft kein Harnisch. Nur läßt euch von einem ehrlichen Mann rathe, und schleift euer Messer nicht zu scharf. Ihr habt böses Spiel angefangen. Mit der Obrigkeit ist schlimm rechten, noch schlimmer fechten. Ihr werdet's erfahren. Der Kleine drückt den Großen nie durch den Hag, und ihr wißt wohl, wer über sich haut, dem fallen zuletzt Spän' in die Augen."

"Du Fettklumpen, wir wollen dich zum Braten, nicht zum Rathen!" rief der vorige Bauer: "Heut' spielen wir den Städtlern Trumf aus und sie müssen daran glauben. Das Recht ist auf unserer Seite und wir sind unserer Hunderttausend. Drum schweig!"

"Ich glaube, ich darf den Schnabel gebrauchen, wozu er mir gewachsen ist, so gut, wie ihr!" antwortete der Spielmann: "Und wenn Hunderttausend unrecht gehen, wird ihr Weg dadurch nicht recht."

"Still, ihr Leute! Erleben! Keinen dieser Gefangenen mißhandelt! Führt sie ab nach Olten!" rief ein wohlgekleidetes, rasches, hageres Männlein, dem alle Anwesenden Platz machten. Es war der Untervogt von Buchsiten. "Und Ihr, guter Freund," sagte er zum Meister Wirri gewandt, "behaltet Eure Sprüche im Sack; sie werden darin nicht fauler, als sie schon sind, und könnet keinen von uns damit weder befehlen noch belächeln."

"Freilich nicht," entgegnete Wirri: "Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner ein Doktor dabei. Ich verlange aber nichts, als was recht und billig ist. Ich bin ein Ehrenmann. Warum schleppt man mich mit Gewalt fort? Wenn Ihr, Herr Freund, hier etwas mehr zu befehlen habt, als ich, so schafft Gerechtigkeit. Ich gehe nicht nach Olten; nicht von der Stelle."

„Aber auch nicht nach Aarau!“ entgegnete der Untervogt mit strenger Geberde.

„Haken wir ihn also zwischen beiden Städten unterdessen an einen Baum auf!“ rief der vorige Bauer.

„Es ist leider kein Ast stark genug, die Last zu tragen!“ versetzte der Untervogt. Die Versammlung lachte aus vollem Halse und schrie: „Doch, doch!“ — Der Meisterfänger erblaßte, schielte nach einer hohen Eiche in der Nähe und trat seinen übrigen Unglücksgefährten näher, als hoffte er von ihnen Schutz.

„Meister, seid klug!“ sprach der Niederländer zu ihm: „Suchet lieber Eure Gnade, als Euer Recht.“

„Ja, ja!“ versetzte der erschrockene Spielmann: „Ein Quinten Gunst gilt allezeit mehr, als der schwerste Zentner Gerechtigkeit.“

„Marsch!“ rief der Untervogt von Buchstäten, und der ganze Zug setzte sich in Bewegung unter Trommelschlag und Jauchzen und Hohnen.

Man schien die Gefangenen geistlich von einander getrennt zu haben. Fabian ging verdroffen und trotzig zwischen seinen Wächtern. Er hatte an diesem Tage jenseits Aarau ins Moos eilen wollen, um seiner Sehnsucht Genüge zu thun, die schöne Epiphanie zu sehen und vor den Nachstellungen des Niederländers zu warnen. Die Reden desselben hatten ihm unbeschreibliche Unruhe erweckt. Er mußte aus der Zuversicht, mit welcher der Fremdling gesprochen hatte, vermuthen, daß dieser mit Epiphantien wirklich im Einverständniß lebe, und daß es bei ihr wohl gar auf Religionsänderung abgesehen sei.

Der Argwohn, mit welchem sich die Kirchenparteien in jenen Zeiten nach den langen Glaubekriegen gegenseitig bewachten; die Begierde derselben, einander Proselyten abzugewinnen, vermehrte allerdings nicht ganz ohne Grund die Besorgniß des jungen
Bis. Rev. IV. 8

Mannes. Er beobachtete den niederländischen Spanier während des Zuges; zuweilen wünschte er, ihn noch sprechen und weiter ausforschen zu können. Jener aber, ohne sich nach Fabian umzusehen, wanderte unter den Vorbersten, in bekändigen Gesprächen mit dem Untervogt von Buchstien, fort bis Olten. Die Bauern hielten auf den erbeuteten Rossen den triumphirenden Einzug in das Städtlein.

Hier wurden die Gefangenen an verschiedene Orte vertheilt. Fabian empfing ein kleines, dunkles Gemach mit vergittertem Fenster; vor der Thür eine Wacht; einen Laubsack zum Nachtlager. Das Schicksal seiner Gefährten blieb ihm unbekannt. Aber folgendes Morgens, als er durchs Fenster niederschauete, sah er mit nicht geringer Verwunderung den Herrn von Grönkerkenbosch, begleitet von seinem Mohren und Jäger, frei zur Stadt hinaus reiten.

„Glückliche Reise!“ rief Fabian ärgerlich. Von Harbo sah aufwärts, nickte, ohne eine Miene zu verziehen, gräusend, und machte mit der ausgestreckten Hand eine Bewegung, wie zum Abschied. Er verschwand.

Der Jüngling zweifelte keinen Augenblick, daß nicht auch seine Freilassung schnell erfolgen werde. Er irrte aber sehr. Vielmehr bewachte man ihn von Tag zu Tag strenger. Sein Wächter sprach von aufgefundenen Rundschaftlern der Städte, auch wie einige dieser Leute aufgehängt worden wären, und ließ, als guter Katholik, dem Fabian merken: er thue wohl, sich von der lutherischen Ketzerei zum wahren Glauben zu bekehren, um wenigstens ein seliges Ende zu nehmen.

28.

Die Erlösung.

In der langen Welle seines mehrwöchentlichen Verhaftes wechselte Fabian, wie Gefangene pflegen, vom Morgen bis zum Abend

mit Singen und Fluchen, Ergebenen in das Verhängniß und Entwürfen zur Flucht, Vorsätzen der Rache und dichterischen Ausmalungen seiner Zukunft, wenn er jemals wieder der goldenen Freiheit gendße. Es versteht sich, daß Epiphantie im reinsten Lichtglanz die Bilder dieser Zukunft verherrlichte. Von Herzen erwünschte er, was ihm nicht zu verargen war, den Aufstand des Landvolks, dessen wilde Wellen ihn nun in die wüste Irre umherschleuderten und mit unübersehblicher Macht vom Ziele seiner Reise abgetrieben hatten. Denn er war bloß in den Aargau gekommen, um die geliebte Jugendgepiellin nach langer Abwesenheit zu sehen, ihr zu sagen, wie er von Bern unschuldig mißhandelt worden sei; nun Haus und Garten am Thunersee verkaufen, die Schweiz ganz verlassen, ins Markgrafenland ziehen, dort, als Arzt, wohnen und seine Tage dann im wohlthätigen Beruf für die leidende Menschheit zubringen wolle. Auch hatte er wohl daran gedacht, wenn Epiphantie beistimme, wenn Adbrich, ihr Oheim, nicht entgegen sei, wenn Epiphantiens Hand nicht Menolden gehöre, sie zu bitten, schwesterlich sein Hauswesen verwalten zu wollen.

Doch das schwesterliche Verhältniß nahm während der Ueberlegungen in der gefänglichen Einsamkeit zu Olten ganz andere Färbung an. Es schien, als hätten Adbrichs und Don Nardo's Reden ihn auf einen Gedanken geleitet, der ihm vorher, wie Gedanke einer Blutschande, abscheulich erschienen war. Er sah nun selbst ein, daß ihm Epiphantie, die ihm auch nicht aufs Ginfirnteste verwandt sei, unmöglich in ein fremdes Land und Haus folgen könne, ohne den guten Ruf in der Welt zu verspielen. Er dachte sie nun auch unter dem Bilde einer jungen Gattin, und konnte anfangs den kenschen Willertwillen, die innere Scham kaum überwinden, die bei dem Namen laut wurden, welcher einem Frevel an der reinen Engelsenatur der Jungfrau gleich sah. Aus demselben Grunde war es ihm auch bisher etwas Ungeheuerbares geblieben,

daß sie Gemahlin irgend eines andern Sterblichen werden könne. Je vertrauter ihm aber nach und nach die reizende Möglichkeit wurde, daß er Epiphanten, als Weib, aus der Schweiz führen, und sich durch die heiligste Weihe anschließen könne, desto mächtiger wuchs zugleich seine Furcht vor des katholischen Niederländers bedenklichen Aeußerungen, und in seiner Brust gegen den schönen Gideon der schmerzende Brand der Eifersucht. Seine Ungebuld nach Freiheit ging daher zuweilen fast in Verzweiflung über. Er sprach viel mit sich selber und überlaut; er schlug die Hände mit geballten Fäusten und rüttelte die dicken Eisenstäbe des Fenstergitters, daß die steinernen Gesimse erbeben. Die Stunden wurden ihm wie Tage; die Tage glichen Wochen; die Wochen dehnten sich zu Jahren. Den Wächtern machte es bange, es werde den Verstand einbüßen.

In der That hätte es geschehen können, wäre ihm nicht endlich nach beinahe vier Wochen, der Ketzer aufgeschlossen worden. Mehrere Bauern führten ihn in ein anderes Zimmer, wo mehrere wohlgekleidete Landleute um einen großen runden Tisch bei Wein und Brod saßen, obwohl es noch Morgenfrühe war. Unter den Männern erkannte Fabian sogleich auch die breite Gestalt des Adolph, und neben demselben jene Person, welche sich auf dem Zuge nach Osten, als der Untervogt von Buchsiten, bemerkbar gemacht hatte.

In der Versammlung, da Fabian hereintrat, brach ihr bisheriges lautes Gespräch plötzlich ab, nahm ernsthaftes Wesen an, und suchte sich in die möglichste Würde zu setzen. Dieser hier stellte das aufgehobene Weinglas nieder, Jener dort legte Brod und Messer auf den Sand und schlug die Arme unter einander, oder faltete die Finger zusammen, oder rückte den Stuhl hinter sich, um Kniee zu werfen.

Fabian ab der Almen,“ sagte Herr Adam Zeltner, der

Untervogt: „obwohl wir wissen, daß du erzbergerisch in deinem thörichtem Herzen gefinnt bist, und schändlicher Weise, als Sohn eines wackern Landmanns, zu den Städtern hältst, wollen wir doch Gnade über dich ergehen lassen, für Recht. Du magst daraus erkennen, daß wir freien Landleute gnädiger sein können, als die Herren zu Solothurn und Bern, die sich gnädig schelten lassen, und Verbrechen an uns suchen, um uns an Geld und Blut zu strafen. Deine wider uns und das theure Vaterland verübten Umtriebe und Helferehelferdienste hätten billig den Strang verdient, der Verräthern gehört. Aber . . .“

— Ich bin nie Verräther gewesen! unterbrach ihn Fabian.

„Schweig, wie wissen Alles!“ fuhr Herr Zeltner mit fester Stimme fort: „Bist du nicht von Bern gen Aarau mit Briefen zum Schultheißen Hagenbuch gelaufen?“

— Allerdings! versetzte Fabian: Aber ich wußte nichts um den Inhalt dieser Briefe, und noch weniger davon, daß ich Männern, die meine Herren und Oberen sind, keinen Dienst leisten dürfe.

„Schweig! Jetzt sind wir aber deine Herren und Oberen; darum begnadigen wir dich, und erwarten dagegen von dir Ehrerbietung und dankbare Ergebenheit. Die wirst du uns also angeloben?“

— In jeder erlaubten und gerechten Sache.

„Es ist nichts erlaubt, als das Gerechte, und wir werden nichts von dir, als das Gerechte begehren, laut unsern theuer geschworenen Eiden und dem zu Sumidwald geschlossenen Landesbund. Jebrunoch möchte auf dein Wort und Angeloben wenig zu bauen sein, wenn unsere und des werthen Vaterlandes Sache nicht schon über alle Gefahr obgesiegt hätte. Darum können wir dich, ohne Furcht, der Haft entlassen, selbst wenn du in gerader Richtung von hier nach Bern zurück liegest. Zudem auch hat dieser unser lieber Nachbar und ehrenwerther Eid- und Bundesgenos“ — der Untervogt

deutete mit der Hand auf Abdrich — „gut für dich gesprochen, was du ihm wohl zeitlebens danken magst.“

— Ich danke meinem Freund Abdrich gern, und vor euch Allen, denn ich weiß, er meint es mit mir wohl und kennt mich. Hättet ihr euch aber, statt mich rechtswidrig vier Wochen lang ohne Verhör und Untersuchung festzuhalten, von meiner Unschuld früher überzeugt; hättet ihr mir meine frechen Ankläger unter die Augen gestellt, daß sie durch Rechtfertigung zu Schanden gemacht worden wären: so würde ich noch lieber eurer Gerechtigkeitsliebe, als dem Abdrich schuldigen Dank gesagt haben.

„Du straußest dich zwar mit deiner Unschuld, wie sieben Eier in einem Krüttlein; aber glaub' mir, du festes Büschlein, wir haben dich nicht eines Gastpfennings willen in unserm Gewahrsam gehalten. Der Erste, welcher wider dich zeugte und uns warnte, dich nicht aus unserer Gewalt fahren zu lassen, war ein sehr glaubwürdiger, vornehmer Herr, der dich nur kurze Zeit gesehen, aber dennoch genug von dir vernommen hatte. Du wirst dich des Edelherrn von Grönkerfenbosch erinnern, der mit dir gefangen worden ist? Er hatte durchaus kein Interesse wider dich . . .“

— Der Niederträchtige! Er also? Der? rief Fabian auf: fahrend: Und ihr vielklugen, gerechten Männer, glaubet in eurer Weisheit der tückischen Zunge eines wildfremden Abenteurers, und kerfertet darauf hin, ohne allen Beweis der Wahrheit, einen Schwelger, einen Mitlandsmann ein, wie einen Verbrecher?

„Höre, Grünschnäbelein!“ rief ein alter Bauer hinterm Tisch bei diesen Worten Fabians: „Habe Respekt, denk', vor wem du stehst, und schluße deine unverschämten Redensarten hinunter; es wird dir kein Kropf davon wachsen, wenn du sie in der Kehle behältst.“

Der Untervogt winkte mit der Hand dem Alten seitwärts zum Schweigen, und fuhr gegen Fabian also fort: „Wenn der erste

Zeuge wider dich nicht genügt hätte, würde ein zweiter wohl hundert andere aufgewogen haben. Das ist ein erprobter Vaterlandsmann, dem die Wohlfahrt gemeinen Wesens über alle Rücksicht und Freundschaft hinaus geht, die er leider für dich gehegt haben mag. Er ist's, von welchem wir schon umständlich vernommen haben, wie viel die Berner dir zahlten und aus was Ursachen du ins Aargau gekommen bist. Da ist der mannhafte und tapfere Hauptmann Gideon Renold. Den wirst du gelten lassen, hoff ich."

— Den lass ich gelten, als einen Schelm vom Wirbel bis auf die Sohle! Dieser Judas und ich sind von jeher Freunde gewesen, wie Kapl. und Hund. Warum stellet ihr mir den schwedischen Lohnknecht nicht Angesicht gegen Angesicht, der schon im Mutterleibe giftiger Natur war, daß die im Kindbett sterben mußte, die ihn zur Welt brachte?

"Wenn du so schamlos alle Ehrenmänner lästern kannst," fuhr der Untervogt mit Bitterkeit fort, "so lästere, wenn du kannst, noch einen dritten, dessen Zeugniß mit allen andern zusammenstimmt. Die Wahrheit hat nur eine Farbe, die Lüge mancherlei. Und dieser Dritte ist der, welcher für dein Wohlverhalten bei uns gutgesagt hat und dein Bürge worden ist."

— Wie? Abdrich, du? sagte Fabian und warf einen Blick unwilligen Erstaunens auf den Alten.

Abdrich hatte schon während der letzten Reden des Untervogts die dicken Augenbraunen düster zusammengezogen und darunter einen flehenden Blick gegen den Sprecher der Versammlung geschossen. Jetzt brummte er: "Biel und erbaulich schwagen ist selten beisammen!" Dann wandte er sich zum Jüngling und sagte: "Nein, Fabian, ich habe keineswegs wider dich gezeugt; denn ich wußte aus deinem Munde, wie du weder kalt noch warm siehest, und so wenig mit dem Volk wie mit den Städten halten magst. Du bist ein unerfahrenes Kind und hast deine Ruthe wohl verdient. Erst

hatten dich die Basler in die Klemme genommen; ich befreite dich. Nun stielst du in die Hand des Volks. Wenn sich Wolf und Hund beißen, sollst du nicht zwischen beiden durchspazieren wollen und sagen, was geht's mich an? Wer in bürgerlichen Händeln nicht zu einer der Parteien tritt, bekommt die Häufte beider in die Haare. Hüte dich vor dem Gideon; du hast viel bei ihm im Salze. Ganz zufällig vernahm ich vor einigen Wochen, man halte dich hier gefangen. Das war mir recht und zwar deiner eigenen Haut willen; denn hier hast du am sichersten gewohnt; draußen hätten dich indessen schon Bauern oder Städter kalt gemacht. Jetzt bist du frei. Komm zu mir ins Moos; dort bist du geborgen. Gideon hat anderswo vollauf zu schaffen."

Mit diesen Worten hielt Abdrich die Sache für abgethan. Er stand vom Sessel auf und endete die Sitzung der ansehnlichen Versammlung, aus welcher ihm Keiner zu widersprechen wagte. Nachdem er von Einem zum Andern gegangen war, und mit Allen noch besondere Abrede genommen hatte, nahm er Fabian zu sich, und beide verließen das Haus.

29.

Der Heimweg.

Unangefochten schritten sie durch die enge, finstere Straße hinab zum Thor und über die hölzerne Brücke, welche dort die Ufer der Aare verknüpft. Als der Jüngling aber die im Goldlicht spiegelnden Wellen des Stroms, die im Morgenroth leuchtenden schroffen Felswände, mit Gebüsch bekränzt, die aufbrechenden Blüten der Kirschbäume und malerisch vertheilten Gesträuche erblickte, die grünen Matten, von himmelblauen, goldenen und purpurnen Blumen durchwirrt, und den Lerchentriller hörte hoch im Himmel, und

der Amseln und Finken fröhlichen Schlag in den ergrünenden Zweigen der Gebüſche, — warb er weich. Er ſenkte ein lautes „Ach!“, breitete ſeine Arme durch die Luft, als könnt' er Erd' und Himmel an das ſchlagende Herz ziehen; riß vom Schlehenſtrauch einen der blühenden Zweige und drückte die kühlen Silberblüthen deſſelben an ſeinen Mund, indem ein Paar Thränen ihm über die Wangen perlen.

„Du geberdeſt dich wie ein Mädchen,“ ſagte Abdrich, „oder ärger noch, wie ein Kind, Fabian.“

— Es wäre dir beſſer, Abdrich, du würdeſt Kind ſein können und meine Wolluſt verſtehen, antwortete Fabian: O wie leicht iſt der Odem der Freiheit und wie süß der Brautkuß der Natur! Du jammereſt mich, Abdrich! Du taugſt nichts mehr in dieſem herrlichkeitvollen Gotteereich. Du hörſt die Stimmen dieſes Lebens nicht mehr, die mich entzücken.

„Haſt Recht, Fabian!“ erwiderte Abdrich: „Ich habe das Leben nie und das Leben hat mich nie verſtanden. Meine Geburt iſt ein blinder Mißgriff des Schickſals.“

— Rede nicht ſo, Abdrich. Du mußt nicht läſtern! Heute nicht!

„Nun, ſo ſag' mir denn, Fabian, welche Weiſheit hat die Blindgeborenen in eine ſchöne Landſchaft, die Taubſtummen, die blödsinnigen Kretinen in die Geſellſchaft vernünftiger Geſchöpfe geſtellt? Und warum muß ich, mit Wohlwollen in der Bruſt und geſundem Verſtand im Gehirn, unter dies Gezück von Tigern und Geſen in Menſchengeſtalt geworfen ſein? Wer kennt mich? Wer will mich? Wer gibt mir Urfach für den Schmerz, in dieſer Welt wohnen zu müſſen, an ſie wider Willen gebunden zu ſein, und das Loos Leonorens zu tragen, nicht leben, nicht ſterben zu können? — Fabian, ich haſſe das Leben, aber in mir ſträubt ſich's, es zu verlaſſen, und ich kann's nicht enden. Der Menſch iſt, im wüſten Bagno der Welt, Slave eines Unbekannten; der Menſch

verflucht seine Kette, kann sie aber doch nicht zermalmen und muß ohne Schutz, ohne Widerstand die zersetzenden Streiche seines herzlosen Guardians, des Schicksals, aushalten.“

— Höre, Abdrich! rief Fabian stillstehend und den Alten hastig mit beiden Armen haltend, indem seine Augen dabei frohleuchteten: Höre, Abdrich! Ich will dich helfen. Folge mir nach Deutschland, denn ich verlasse die Schweiz. Epiphanie und ich wollen deine Kinder sein und dich pflegen, wie einen Vater, wenn du keine Leonore mehr hast. Du wirkst in einer freundlichen Einsamkeit dich mit der Welt wieder versöhnen, wenn du nur einmal aus den gegenwärtigen, finstern Verhältnissen herausgerissen bist. Glaub' es, Abdrich, du wirst versöhnt werden. Wir wollen dein Alter weich betten.

„D, ich bin von außen und innen eine einzige Wunde. Wohin und wie ihr mich betten möget, auf Seiden und Silberbunen und Rosenblättern, muß ich aufschreien im Schmerz. — Fort, fort, Fabian, ins Moos!“ rief Abdrich nach einem augenblicklichen Schweigen, indem er den Jüngling zurückdrängte und mit großen Schritten auf der Landstraße weiter ging: „Bereuen wir von dem ab. Ich kann dir Besseres sagen. Die Unternehmungen des Volkes gehen wohl von statten. Die Städte müssen zu Boden. Ich scheide nicht von hinnen, ohne ein löblich Werk in der Welt zu lassen, damit ich ihr mehr gebe, als sie mir gab.“

— Abdrich, verklebe dich nicht! Du rennst dem gewissen Verderben in den Nachen und ziehst Tausende mit dir. Ich wette, die Städte haben den Bauern noch keinen Halm breitt nachgegeben.

„Du weißt nichts. Der Handel läuft, wie er soll, ständlich von seiner eigenen Wucht immer stärker gedrängt. Die Städte halten das losgerissene Felsstück nicht mehr auf, das vom Berge herabrollt und bald zerschmetternd in Sägen und Sprüngen gesehen werden wird. Solothurn und Bern, Basel und Luzern,

Margau und Freiamter sind in heller Bewegung. Es soll einen neuen Himmel und eine neue Erde geben.“

— Abdrich, traue nicht! Die Herren haben den bessern Kopf und das bessere Geld!

„Und wir, Fabian, die bessere Faust und das bessere Recht! Die vornehmste Miene beim Spiel will jetzt Zürich annehmen. Es zog vor einigen Wochen sogar fünf Kompagnien, jede zweihundert Mann stark, in die Stadt, um Blendwerk und Spiegelscherelei vorzugaukeln. Zürich wußte aber wohl, daß am See herum faule Äpfel wachsen, und ließ die Mannschaft wieder aus einander, obgleich die Wädenschwyler und Knonauer durch gesandte Ausschüsse Treue und Gehorsam anboten. Es schickte auch den Bürgermeister Waser und Statthalter Hirzel gen Bern, um dort, nebst den Ehrengesandten von Glarus und Schaffhausen zu vermitteln. Die setzten aber den Flicken neben das Loch, wie der blinde Schneider.“

— Wie so? nichts verrichtet?

„Nun ja, es ward um des Leuenbergers Lumpen gehandelt, um Trattengeld und Innungszwang, Salzkauf und Gerichtsbotenlohn und dergleichen. Man schlug die Abgeordneten der Landschaft mit Rathsherrenzungen breit; gab den Bauern den Strohsack heraus und behielt die Betten. Kurz, man brachte es so weit, daß die Ausschüsse der Gemeinden vor großem Rath alles an die Hand gelobten, für ertheilte überschwengliche Gnab' in gebührender Unterthänigkeit dankten und wegen der Unordnungen vor geseffnem Rath einen Kniefall thaten. Darauf entließen die Berner sogleich ihr in die Stadt genommenes Kriegsvolk und meinten schon, es lägen alle neun Regel zu Boden. Sie hatten sich verrechnet; wir Andern waren noch da. Die Gemeinden verwarfen den Plunder allzumal, wie ihn die albernen Ausschüsse, vom Markt zu Bern, mitgebracht hatten. Am meisten erbitterte deren niederträchtiger Fußfall. Das stieß dem Fasse den Boden aus. Die Gulbigung

ist abgeschlagen und das Volk ärger, denn je, im Harnisch. Damit machten wir dem Christen Schybi gutes Spiel, daß er wieder mit den Entlibuchern ins Feuerhorn stoßen konnte.“

Fabian schüttelte den Kopf und versetzte: „Wollt ihr, um Recht zu erhalten, allem Recht, Treu und Glauben absagen? Hat die Luzerner Landschaft nicht mit der Stadt ihren Vertrag geschlossen und besiegelt?“

„Nicht die Landschaft, nur ihr abgesandter Auschuß. Das Volk vom Entlibuch, Willisau, Rothenburg und Rußwyl dagegen erklärt, im Vertrag müsse das Wort „Fehler“ ausgekratzt sein. Denn bieweil Rätth' und Hundert von Luzern doch selber das Recht des Landes jetzt anerkannt haben, so war's kein Fehler des Landes, das Recht begehrt zu haben. Desgleichen sollen die ehrenrührigen Titel, welche das Badner Manifest gegen die Landschaft ausgesprochen hat, in offenem Druck widerrufen werden; und alle Landleute sind einmüthig darin: der Vollenhauser Bund müsse aufrecht bleiben und freie Landsgemeinde gelten. Darauf haben die Herren nun ihre Tagsatzung gen Baden ausgeschrieben, oder sitzen vielleicht da schon brütend beisammen über den Baslerischen Ciern.“

— Abdrick, laß' dir weisfagen, jener Tag zu Baden wird nicht geschlossen, bis Köpfe gefallen sind.

„Meinst du? die unserigen oder die ihrigen? Sieh, Dursch, ein Fingerhant voll Mutterwiz reicht weiter, als ein Malter Schulwiz. Wir Andern haben auch schon unsere große Tagsatzung zu Sumiswald an der Grünen gehalten mit den Volksauschüssen zu Bern, Luzern, Argau, Basel und Solothurn. Ich komme eben daher zurück. Es fand sich auch obrigkeitliche Gesandtschaft ein, die wollte nach ihrer Art versöhnen, schwänzeln, vermitteln, heucheln, streicheln, in die Ohren blasen, entweihen. Sie zog aber unverrichteter Sache ab. Klaus Leuenberg hielt sich diesmal wacker. Wir wählten ihn daher einhellig zu der Bundesgenossen Obmann.“

— Und was ist beschlossen? Was habt ihr vor?

„Nichts, als zu handhaben, was dem Einen recht und dem Andern billig ist: das Volk soll das Ansehen der Obrigkeit, die Obrigkeit dagegen die Freiheiten des Volks in Ehren halten. Keine Landschaft soll wider Wissen und Willen der übrigen Bundesgenossen gegen die Obrigkeit Waffen lüpfen; aber auch keine Obrigkeit einheimisches oder fremdes Kriegsvolk wider Unterthanen ins Feld führen.“

— Und wenn der Rath von Bern, Luzern oder einem andern Ort, sich euern Sumiswalder Gesetzen nicht unterwirft? Wenn die übrige Eidgenossenschaft euch Truppen ins Land schickt?

„So treiben wir Gewalt mit Gewalt ab. Das ist zu Sumiswald unter offenem Himmel mit aufgehobenen Händen beschworen und wird am großen Landtag zu Gutwyl in acht Tagen bestätigt werden. Die Unterthanen der ganzen Eidgenossenschaft sind dahin eingeladen. Sie kommen.“

— Abdrich, du gefaselter Mann, kannst du dich so gröblich selbst betrügen und das Scheermesser bei der scharfen Klinge fassen? Ist euer Sumiswalder Bund nicht heller Aufrühr gegen die Landesherreschaft? Glaubst du, die Regierung werde anders, als mit dem Degen in der Faust, antworten? O traue deinen Bauern nicht, du kennst sie ja. Sie sind tapfer, so lange du das Glas füllst; tren, so lange du Geld gibst; einig, so lange du allein sprichst; und gehorsam, so lange der Stier nicht weiß, daß er Hörner hat.

„Und wenn ich sage, Fabian, du habest mehr, als Recht, so sage mir: Wer hat das Volk also gezogen, daß es zur vernunftlosen Bestie geworden? Wer hat im Ebenbild Gottes die Menschenseele erdroffelt, wenn nicht die verruchte Politik dieser Gewaltherren? Sie wollen nicht den Völkern' dienen, sondern für sich werden müssen von Schmach und Mitleid zu gewinnen. Auch Rischen und Schanden haben sie, Verwegen gemacht, um den

Unterthanen den Verstand, wie einen Tollwurm, auszuschneiden. Siehe, die Gewalt treibt's, wie die Prafferei, die mit eigenen Zähnen ihr Grab gräbt: sie zimmert ihren Tobtenbaum mit Henkersbeilen. — Fabian, schwage mit nicht mehr dein Alltagsgeschwätz! Die Sache der Menschheit ist die Sache Gottes! Ich will die Sache der Menschheit rächen und mit dem Volksbund von Sumtswald den Stanserbund der Herren zertrümmern.“

— Wahre dich, Abdrich! du reißest, wie der augenlose Simson, die Säulen des Hauses nieder, daß du selber darunter mit den Fürsten und dem Volk erschlagen wirst!

„Hei, was hat das elende Leben Werth, wenn es sich nicht einmal durch einen heiligen Tod abeln läßt?“

So sprachen und stritten beide Wanderer, bis sie in die Nähe der Felder von Denikon gelangten. Hier wollte Abdrich einen Fußpfad durch die Acker einschlagen, um über die Aegerten und Walbhügel in gerader Richtung nach dem Moose zu eilen. Fabian aber verheiß nachzukommen, weil er zuvor den Dechanten von Ararau über dessen und Epiphantiens Verhältnisse zu dem verdächtigen Don Nardo befragen wollte. Abdrich lächelte höhnisch zu Fabians Erzählung von dem Niederländer und sagte: „Dieser vornehme Landstreicher hatte Langeweile auf der Stühlinger Haide, und sah, daß du einen Milchbart trugst.“

Mit diesen Worten eilte Abdrich über die Acker, ohne das Lebewohl des Jünglings zu erwiedern.

30.

Die Entliburger.

Fabian sah dem Alten eine Welle in böser Ahnung nach, schützelte den Kopf und setzte den Weg gen Ararau, längs den Wal-

hügeln, mit leichten Füßen bei der Frische des Lenzmorgens fort. Er verzichtete von nun an darauf, eine Sinnesänderung des finstern, störrischen Alten zu bewirken, und beschloß zufrieden zu sein, wenn er aus dem ungeheuern Schiffbruch, welcher der öffentlichen Ruhe der Schweiz bevorstand, Epiphánien retten könne.

Nach kaum anderthalb Stunden lag das Städtlein Aarau mit allen Thürmen der Kirchen, Ringmauern und Thore vor ihm, sobald er aus dem wilden, schattigen Grund der Böschnau am Saum eines Tannenwaldes die Höhe erstiegen hatte, Es war da ringsum wieder das alte, friedliche Leben. Weiber und Mägde gruben, hackten und jäteten in Feldern, Gärten und Bünthen*) unter frühlichem Geschwäg, und schienen des Landsturms, der sie vor etlichen Wochen bedroht hatte, wie eines vorübergestrichenen Sommergewitters, vergessen zu haben. Niemand wehrte ihm am offenen Thor den Eintritt, von wo er sogleich durch ein enges Seitengäßlein die Richtung zur Stadtkirche und dem wohlbekannten Pfarrhause nahm.

Wie ihn die Dunkelheit des kalten Hausganges umfing, wankte ihn ein leiser, doch angenehmer Schauer an, als trat' er zu der stillen Wohnstatt eines Wesens, das, in frommem Umgang mit göttlichen Dingen, das Lichten und Trachten irdisch-fühlender Herzen nicht mehr kennt. Er blieb einen Augenblick schüchtern überlegend stehen, um auf die erste Anrede und Einleitung Bedacht zu nehmen. Aber ein Geräusch langsamer Schritte, seltswärts von einer Stiege herab, störte ihn und er erblickte den greisen Dekan Heinrich Müssperli selbst, der in vollem Ornat, wie er die Kanzel zu betreten pflegte, niederstieg.

Fabian entblökte das Haupt mit ehrerbietiger Verbeugung,

*) So heißen in der Schweiz kleine eingehägte Stüde des Gemeinlandes, die den Ortsbürgern zur Anpflanzung hingelassen sind.

entschuldigte seinen Eintritt und bat, da er wahrscheinlich zu ungelegener Stunde komme, einen gelegern Augenblick zu bestimmen. Der geistliche Herr aber reichte freundlich und herzlich die Hand, sobald er den Jüngling erkannte, und ersuchte ihn, zu bleiben.

„Du kommst, wie von Gott gesandt, mein Sohn!“ sagte der Greis lebhaft: „Ich habe mit dir mancherlei abzutun und nicht ohneummer an dich gedacht. Jetzt aber begleite mich in dies Zimmer. Es wartet meiner da eine Gesandtschaft der rebellischen Bauern aus dem Entlibuch, welcher ich Bescheid geben soll. Du wirst vielleicht auch dort am rechten Plaze stehen und Gutes hören und zu Herzen nehmen können.“

— Entlibucher? Katholiken? sagte Fabian verwundert, indem ihm das Verhältniß des katholischen Niederländers zum Dekan der reformirten Geistlichkeit schnell ins Gedächtniß trat.

„In diesen unsern Tagen und letzten Zeiten soll uns keinerlei Ding mehr befremden!“ sagte der Greis. „Unter Kriegeskürmen und Drangsalen der Völker bereitet sich der Weg des Herrn. Da müssen nun dieselben, welche in ihrer papistischen Blindheit die Kirche Jesu so streng verfolgt haben, in allzugroßer Herzensangst Zuflucht zu einem unwürdigen Diener des heiligen Evangeliums nehmen, Trost und Rath zu suchen. Sie haben sich auch in einem bitterlichen Klagschreiben, schon vor Wochen, an Dekan und übrige Kirchen- und Schulvorgesetzte der Stadt Bern gewendet gehabt. Doch hat das vortreffliche Antwortschreiben des gelahrten Herrn Professor Leuthard ihren Erwartungen übel gefallen. Nun wolle mich Gott stärken! — Folge mir, mein Sohn.“

Der Dekan ging voran. Er trat begleitet von Fabian in ein geräumiges Zimmer, wo sechs bis sieben Bauern von ihren Sigen längs der Wand aufstanden, die steifen Rücken tief verbogenen; kräftige, gewandte, untersezte Leute, aus deren großen Gesichtszügen Troß und Schlaueit zugleich rebeten. Sie schienen in ihrer

gleichförmigen Landestracht, mit den runden, kleinköpfigen Hüten, kurzen, braunen Wämmsen von ungefärbter Wolle und kurzen Fäلتelhofen, Genossen eines und desselben Hauswesens zu sein.

Der geistliche Herr reichte allen schweigend die Hand, und hob dann mit einer Würde an, die ihm im langen Leben auf der Kanzel eigenthümlich geworden war: „Meinen freundlichen Gruß und geneigwilligsten Dienst sammt Wünschung zeitlicher und ewiger Wohlfahrt, zuvor. Fromme, ehrsame und weise, fürgeliebte Herren Nachbarn aus dem Entlibuch, da ihr das Begehren gestellt habet, mich in euren Angelegenheiten zu befragen, so laßet mich euer Anbringen vernehmen.“

Der Älteste unter den Entlibuchern verneigte sich abermals mit der ganzen Hälfte des Leibes, und, indem die Verfärbung seines ernsten Gesichts einige Verlegenheit verleiht, sagte er: „Wohlehrwürdiger Herr Dechant, unser Herz ist voller Betrübniß wegen des von sämmtlichen Orten löblicher Eidgenossenschaft wider uns gefassten Banns. Wir sind aber keineswegs aus Uebermuth, sondern nothgebrungen, aufgestanden, um von unserer Obrigkeit Recht zu begehren. Ihre Amtleute haben die Geldsaugerei zum Hauptwerk gemacht; sie haben die armen Landleute, ja sogar die Todten, nach deren Abschied aus diesem Leben, mit unerschwinglichen Geldbußen verfolgt, und uns in vielen Stücken von unsern Freiheiten getrieben, die wir doch in alten Briefen und Siegeln bewahren, wie wir sie von unsern Vätern geerbt haben. So oft wir aber unsern gnädigen Herren zu Luzern in aller Demuth Klage brachten, glaubten sie allein ihren verleumderischen Landvögten und warfen die Abgesandten der Bedrängten in harte Gefangenschaft. Solche Ungerechtigkeit hat unser Herz empört. Die sechs Orte der Eidgenossenschaft haben bei ihrer Vermittlung selber in sechsundzwanzig Artikeln unser Recht erkannt. Nun aber verschreit man uns im ganzen Schweizerlande als ruchlose Rebellen, bräut uns

mit Krieg zu überziehen, und will uns vielleicht wieder nehmen, was wir von Gottes wegen erhalten haben. Da nun alle weltliche Obrigkeit Hand in Hand schlagen will, uns zu erdrücken, wenden wir uns flehentlich an die geistliche Obrigkeit, daß sie in ihren Predigten unsere Sache beschützen und die gnädigen Herren und Oberen in gemelter Eidgenossenschaft zu Frieden und Gerechtigkeit ermahnen wolle.“

Der Defak erwiderte: „Gleichwie das Volk Gottes im alten Testament in wichtigen und gefährlichen Stücken den Mund des Herrn durch die heiligen Propheten gefragt hat, also kommet ihr zu uns. Es ist wahr, die Richter und Könige in Israel haben wohl auch oft gefehlt und sind deswegen von Gott durch die Propheten gescholten worden. So spricht Jesajas: der Herr wird ins Gericht gehen mit den Ältesten seines Volkes und mit denselben Fürsten und wird sprechen: ihr aber habet den Weingarten abgeäset und den Raub der Armen in euren Häusern. Was ist euch, daß ihr mein Volk zermalmet, spricht der Herr der Heerschaaren! — Gleichwohl finde ich nicht, daß sich das Volk Israels damals, wie ihr thuet, wider seine Obrigkeit empört hat. David sprach, als sein Diener Abisai den König Saul umbringen wollte: Wer will die Hand anlegen an den Gesalbten des Herrn? — Wohl aber find' ich, daß Gott der Herr die tyrannischen Regenten durch Ueberziehung von fremden Völkern und Wegführung in das babylonische Gefängniß bedroht und gestraft hat.“

Diese Worte des wohllehrwürdigen Defaks verursachten dem Sprecher aus dem Entlibuch ein leises Kopfschütteln, und indem durch den steifen Ernst seiner Mienen ein schelmisches Lächeln zucke, versetzte er: „Das mag dem Volk Gottes ganz recht gewesen sein, aber uns Leuten im neuen Testament und im Schweizerlande käme vergleichen ungelegen. Denn wenn fremde Völker ins Land brängen, gingen die Herren in Perrücken frei aus, und wir gemeinen

Leute sollten für sie Haar lassen. Und wenn Schultheiß, Råth' und Hundert ins babylonische Gefängniß wanderten, sollten wir für sie die Azungenkosten zahlen; denn an der Armuth will jeder-mann den Schuh wischen. Aber, wohllehrwürdiger Herr Dekant, nichts für ungut, der Gulden vom Bauer ist auch sechzig Kreuzer werth."

Der geistliche Herr schien von der unerwarteten Antwort zwar betroffen, doch lenkte er sogleich wieder ein und sagte: „Liebe Nachbarn, um Gotteswillen geht in euch selbst und denket, wie Gott in seinem heiligen geschriebenen Wort von den Obrigkeiten redet, indem er sie Götter nennt, das ist, Gottes Statthalter, wie der Apostel Paulus sie titulirt. Deswegen soll ihnen Respekt und Gehorsam gezeigt werden, ja auch, wie der Apostel Petrus schreibt, nicht allein den gütigen, sondern auch den störrigen."

„Ihr habt vollkommen Recht und die Apostel auch!" entgegnete der Gntlibucher: „Aber als Gottes Statthalter machen sie ihre Sache gar zu schlecht. Sie sind nicht nur störrig, sondern auch stößig. Sie werden nicht einmal bluthroth vor Scham, wenn man sie gnädige Herren und Obere heißt, da sie doch wohl wissen, wie unbarmherzig und rechtswidrig sie mit ihren armen Unterthanen einherfahren."

— He, wohllehrwürdiger Herr, rief ein kleiner, lebhafter Mann dazwischen, ich erinnere mich doch auch, als König Salomo gestorben war, daß das ganze Volk zu seinem Sohn Rehabeam gekommen und gesprochen: Mache das schwere Joch leichter, das dein Vater uns auferlegt hat! Und als er ihnen harten Bescheid gegeben und gesagt: Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen! sind von diesem Statthalter Gottes zehn Stämme abgefallen!

„Ihr könnet euch dieses Umpels gar nicht behelfen!" antwortete der Dekan: „Denn nachdem ihr eurer christlichen Obrig-

keit mancherlei Beschwerden vorgebracht, hat sie, außer Wenigem, Alles verwilligt, was doch, wie ihr selbst bekennst, Rehsbeam niemals hat thun wollen.“

— Nun ja, weil „Ruß“ ein bitteres Kräutlein ist! sagte der erste Redner. Als die Mittelsherren der sechs alten Orte einsehen, daß wir nichts, denn Billigkeit gesucht, haben sie uns in allen Punkten willfahrt. Warum erhebt man nun Geschrei und hat uns vor den Herren Eidgenossen zu Baden so heftig verklagt und uns durch ein gedrucktes Patent unbilligerweise vor der ganzen Welt, als Rebellen, gelästert? Darum begehren wir, daß unsere Obrigkeit durch ein anderes, öffentliches gedrucktes Patent uns dessen entschlage und solches widerrufe. Es geht wahrlich unter einer Bauernkappe so viel Ehre auf zwei Häsen einher, als unter einem Rathsherrenhut.

„Liebe Nachbarn,“ sagte der Dekan mit sanftem, beschwichtigendem Tone, „lasset Unterschied gelten! Was meint ihr, wie würde es vor einer ganzen, ehrbaren Welt lauten, wenn eure natürliche Obrigkeit solchen Widerruf thun sollte? Zudem hat sie nicht euch Alle, sondern nur Eiliche angeklagt. Es wäre daher mein Rath, als der ich euch, Gott weiß, alles Gute gönne, daß ihr mit gebührender Unterthänigkeit bei euern gnädigen Herren, oder bei sämmtlichen Obrigkeiten gemeiner Eidgenossenschaft einkömmt, die Publikation des Patents zu unterdrücken. Das badische Mandat ist ohnedem nur zu einer Zeit gemacht worden, als ihr mit Luzern in Zwist und Spannen waret. Da nun aber der Vergleich erfolgt ist, wird sich alles Andere ohne Mühe beilegen lassen.“

— Nur daß Ihr und die wohllethwürdige Geistlichkeit durch die Herren von Bern und deren Fürsprache uns dazu verhelfen wollet, ist unser unterthäniges Gesuch bei Euch. Denn wir richten bei jenen nichts mehr in Ordnung. Sie verstehen das Befehlen aus dem Fundament, aber nicht das Ueberzeugen. Haben sie nun den

Flegel stets im Maul, so haben wir ihn stracks bei der Hand. Widerstreiche sind nicht verboten! Hefst's im Entlibuch.

„Nicht das, ihr Herren Nachbarn, nicht das ist die Sprache christlicher Unterthanen gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit!“ rief der alte Defan mit Unwillen: „So haben auch die aufrührerischen Kottien mit Korah, Dathan und Abiram gesprochen, und die Erde riß unter ihnen und that ihren Mund auf und verschlang sie mit ihren Häusern und mit aller ihrer Habe. Sie fuhren hinunter lebendig in die Hölle, mit Allem, was sie hatten, und die Erde deckte sie zu. Christliche, liebe Nachbarn, sehet euch vor, und fahret der Kotte Korahs nicht nach. Der schwarze Abgrund liegt unter euern Fußgehen! Wißet, und wenigstens darin sind wir einig alleammt, ihr Herren Katholischen und wir Evangelischen- Reformirten, es ist ein Gott, und dieser ist die höchste Obrigkeit, König und Herr aller Dinge; und er hat sich Ebenbilder und Statthalter gesetzt, im Todten und Lebendigen, daß Eins dem Andern unterthan sei, der Ordnung willen. Also muß die Sonne und der Mond mit allen Sternen des Firmaments unserm Erdball dienen, der da ist der Mittelpunkt alles Erschaffenen. Und auf Erden haben die Völker ihren Mittelpunkt am Thron und Stuhl ihrer Obrigkeit, die da sitzen an Gottes Statt. Wollet ihr nun gegen diese Aufrühr beginnen und mit ihnen zu Gericht gehen: so wollet ihr Könige sein und die Obrigkeit zum Schemel eurer Füße machen; so verkehrt ihr die Ordnung und das Gesetz des Schöpfers der Geschöpfe; so rebelliret ihr gegen Gottes Weisheit und Macht und rufet die Schrecken des jüngsten Tages heran, da auch die Gestirne des Himmels ihre Stellen verlassen und im allgemeinen Aufruhr zermalmend gegen die Erde fahren. Sehet euch vor, ihr Verirrten! Auch die Engel und Erzengel, Satan an ihrer Spitze, haben rebelliren wollen, und Gott, der Herr, hat sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen. Wenn nun

Gott der Engel nicht geschont, da sie wider ihn gesündigt hatten: meinet ihr ihm im frevelvollen Muthwillen Troß zu bieten? Ihr Unglücklichen, zittert! Ich sehe ein flammendes Schwert, gleich einer glühenden Ruthe, über euern Scheiteln! Es ist das Schwert des grimmigen Zorns des allmächtigen Gottes!“

Hier schwieg der Greis, als wollt' er Antwort hören, aber Alle standen stumm da. Der Donner seiner Stimme schien in ihren Ohren noch fortzuhallen. Er stand vor den Rebellen mit der Majestät eines Boten Gottes; und ein Sonnenstrahl, welcher während der Worte vom Fensterwinkel blendend über die ehrwürdige Gestalt fuhr, schien nur Verfinstlichung der himmlischen Erleuchtung seines frommen Innern. Die Falkenfülle eines schwarzen, weiten Kangelrockes, dessen weitgeschligte Ärmel ihm, wie dunkle Fittige, zur Seite schwebten, erhöhte das Kräftige seines Ueberbaues. Obgleich im Alter schon weit über die Mitte eines Jahrhunderts hinaus, trug er doch die volle Frische und Fülle eines Mannes aus dem Lebensommer. Sein dunkelbraunes Haupthaar, voll und natürlich aufwärts gelockt, zum Theil vom schwarzen Sammetkapplein bedeckt, zeigte sich eben erst etwas weißlich schilfend von jenen Verwandlungen in Silber, die du mir, mein Trostler*), einst Grabesblumen nanntest. Die große, breite Stirn, die starke Nase des männlich-schönen Antlitzes verkündeten jene Gesundheit, und hinwieder die zart-freundlichen Falten, von den Winkelspitzen etwas überhängender Augenlider ausgehend, desgleichen die Sorgfalt, mit welcher der Knebelbart der Oberlippe geschweift und der Rinnbart herzförmig geschoren war, damit er die weiße, vielgefaltete Halskrause nur wenig bedeckte, verkündete jene angeborne Sinnesmilde und Beachtung irdischer Demuth, wodurch

*) Der bekannte Weltweise dieses Namens, des Verfassers Freund.

ein Hirte der Seelen zugleich der Gemüther Furcht und Zutraulichkeit weckt.

„Rehret denn heim; legt die Waffen ab. Haltet Frieden!“ fuhr er nach geraumer Stille mit sanftem Tone fort: „Was mich anbelangt, will ich ohne Unterlaß zu Gott rufen, daß er beiden, den Unterthanen und Obrigkeiten, seinen heiligen Geist verleihe, auf daß ihre Gedanken, Sinnen und Rathschläge zu unsers geliebten, allgemeinen Vaterlandes Fried' und Ruhsstand gerichtet werden.“

Der Sprecher der Landleute erwiderte: „Euer Wohllehrwürden wohlgemeinte und fromme Vermahnung ist allerdings Dankes werth. Aber wir wollen nicht der hohen Obrigkeit an, sondern ihren schönen Amtleuten, welche die Regierung belügen und das arme Volk betrügen. Wir wissen, ohne daß es noch gesagt sein muß, Obrigkeit soll auch sein; aber unser wohlererbtes Recht soll auch sein! Gestohlene Waare darf man wieder zur Hand nehmen, und hätte man sie auch der Obrigkeit in den Sack gesteckt. Der Wurm, den man tritt, darf sich krümmen. Der Herrgott gab der armen Biene den Stachel, daß sie sich rächen könne, und uns armen Leuten Kopf und Faust.“

„Mein ist die Rache, spricht der Herr, nicht dein!“ schrieb der Defak mit voriger Donnerstimme: „Geht nicht den Weg Rains und fallt nicht in den Irrthum Balaams, um Genußes willen. Selbst Michael der Erzengel, da er mit dem Teufel zankte über den Leichnam Mosi, durfte er das Urtheil der Lästerung nicht fällen, sondern sprach: Der Herr strafe dich! So gehet hin und laßet ihm das Richteramt, ihm, der da richtet die Todten!“

Der kleine, spitzköpfige Entlibucher, der schon einmal geredet hatte, verzog hier schelmisch das Gesicht und sagte: „Das ist für uns wahrlich zu spät. Nach dem Tode gilt das Geld nicht mehr. Aber wir merken leider wohl, es pfeifen, schüttelt der Bauer am Soß, Pfaffen und Junker aus gleichem Loß. Nichts für ungut!“

„Du unverschämtes Lastergeschicht!“ rief Fabian: „Rebe, so lange du hier stehst, mit gezeigender Ehrerbietung, oder du möchtest ungesegnet aus dem Tempel kommen!“

Der Entlibucher maß den Jüngling seitwärts mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle und erwiderte: „Wir sind zum wohl-
ehrwürdigen Herrn Dechant geschickt, aber nicht zu seinem Sieg-
riß. Ich mag's wohl leiden, wenn du auch gern auf dem obrig-
keitlichen Schimmel reitest. Aber mir sollst du nicht trugen; ich
lann ruhen“).

„Still!“ unterbrach ihn der Dechant mit gebietendem Ansland
und wandte sich zum Hauptsprecher des abgeordneten Ausschusses:
„Ihr aber, liebe Nachbarn, traget Sorge zu euerm zeitlichen und
ewigen Wohl! Schreitet nicht selbst zur Rache mit Uebersahrung
der euch von Gott gesetzten Herrschaft. Ermahnet euer Volk zum
Frieden und denket: Güte gibt Gut, Gewalt aber Blut. Darum
haltet fest an Recht und Eib, wie christlichen Unterthanen geziemet.“

„Deß sind wir gewillt!“ antwortete der alte Entlibucher mit
stärkerer Stimme, als vorher: „Jedoch, wohllehrwürdiger Herr,
wir sind gekommen, Euch zu bitten, nicht uns allein, sondern auch
den christlichen Obrigkeiten zu predigen, was ihnen geziemt. Aber
Ihr gebet uns wohl zu verstehen, daß bei Euch hier zu Lande die
Herren Predikanten in denselben Schuhen laufen, wie die Pfaffen
bei uns; sie hüten lieber die Schafe, als den Wolf. Nun denn,
jähnet nicht, Herr Dechant, so ist unser Geschäftlein bei Euch hie-
mit schnell abgethan. Wir haben nicht wegen der Kinderlehre den
weiten Weg gemacht. Wir wagen's, und lassen Gott walten!“

*) Das Augen ist im Entlibuch eine Art zur Regel gemachter Kauferei
der jungen Dursche, wenn sie Nachts beim Hiltsgehen den Kopf mit
einem Tuche verhüllt, und mit gekrümmtem Körper, zum Stoß auf
einander losgehen.

Wer mit dem Kaiser Prozeß führt, merk' ich, muß nicht bei seinem Wetter, dem Papst, klagen. Das ist in der Ordnung und der Welt Lauf. Gelobt sei Jesus Christ!"

Damit wandte sich der Redner ganz trocken vom Desan hinweg und der Thüre zu. Die Andern folgten ihm, ohne ein Wort zu sagen, zum Haus hinaus.

„So hat man's immer mit Leuten dieser Art!“ rief der Desan, der ganz bestürzt und stumm da stand und den Weggehenden unentschlossen nachsah, bis sie das Haus verlassen hatten: „Es sind Kranke, die den Arzt anrufen, aber sich klüger dünken, als er, sobald die Arznei auf der Zunge bitter schmeckt. Inzwischen ist mir angenehm, daß du Zeuge dieser flüchtigen und nichtigen Unterredung gewesen bist. Gern hätt' ich von meinen Herren Amtsbrüdern dabel gesehen; allein die Leute überführten mich zu heftig. Ich aber habe gesprochen nach der Stimme meines Gewissens und kann mich damit trösten.“

Obwohl der geistliche Herr das Letztere noch auf verschiedene Weise wiederholte, konnte er doch seine Unzufriedenheit mit der schnellen Abbrechung eines Gesprächs nicht ganz verbergen, von dem er glänzendere Erfolge erwartet zu haben schien. Und wenn auch Fabian das Wort auf andere Dinge zu lenken schien, kam jener immer ärgerlicher auf dies Colloquium diabolice corruptum et interruptum, wie er es nannte, zurück.

Als der Jüngling endlich aber mit aller Bescheidenheit dringender war, die Flüchtigkeit der Zeit, die unverschiebbliche Fortsetzung seines Wegs in Adrichs Noos, die Nothwendigkeit, mit Epiphantien Erklärungen und Abreden zu nehmen, und den Zweck seiner gegenwärtigen Erscheinung zur Sprache brachte: überwand der Greis schnell genug seinen Mißmuth und sagte: „Wohlgethan, mein Sohn, daß du mich daran erinnerst. Epiphantie steht in arger Hand und schwerer Gefahr des Kelbes und der Seele. Du zwar

hast Alles verloren durch die Gewalt der Ruchlosen, und weißt nun kaum, wohin dein Haupt legen. Aber ich fürchte für meine Pathe noch schwereres Unglück. Folge mir!"

Der Defan führte den jungen Mann hinaus, und begab sich mit ihm, um ungestört zu reden, eine Treppe höher, in das obere Stockwerk des Hauses zu seinem Studierzimmer.

31.

Der Brief.

Es war ein kleines, freundliches Stübchen; die Wände standen ringsum mit vielen Büchern bedeckt in ihren Gestellen zierlich eingereiht, ein paar Tische von aufgeschlagenen Follanten und beschriebenen Papieren überlegt. Vor den hellen Fenstern draußen schwebte die weite Landschaft im Halbkreis der Gebirge, wie ein Bild im Rahmen, mit der Aussicht auf die Schlösser Göszen und Wartenfels und die beiden Wartburgen.

Fabian, den die letzten Aeußerungen des Defans nachdenklich gemacht hatten, wollte reden. Dieser aber mahnte ihn durch einen sanften Wink, sich zu gedulden und niederzusetzen. Er selber, nachdem er aus verschlossener Schublade einen Brief und eine kleine Rolle Geldes gezogen, legte beides neben sich auf ein Tischlein, und nahm gemächlich seinen Platz daran im gepolsterten Lehnstuhl. Dann befragte er den Jüngling, von wannen er komme und was er in diesen trauervollen Zeiten zu thun gedenke? Als Fabian von seinen Abenteuern im Landsturm, von seiner langen Gefangenschaft in Olten anhub, unterbrach ihn der Defan plötzlich mit einer Art Schreckens und sagte: „Wie? Bist du vielleicht also deines eigenen Unglücks nicht kundig? In den Unordnungen des Oberlandes ist

dein Heimwesen am Thunersee ein Raub der Flammen geworden und Alles, was du gehabt, ist Asche.“

Fabian erschrak und vernahm, wie ihm Haus und Hof eingeschert sei, daß keiner von den Nachbarn zu Hilfe geeilt wäre; ja, daß man sogar nächtlicher Welle und boshafter Weise ihm Garten und Baumgarten zerstört, die alten Obstbäume eingesägt, die jungen gebrochen und ausgerissen habe; daß man auch vermüthe, oder sage, dies Unheil sei durch einen Haufen rebellischer Bauern auf Anstiften eines Kerls geschehen, der aus schwedischen Kriegsdiensten zurückgekommen wäre. Der Dekan würzte seinen Trauerbericht mit vielen Troststellen aus der heiligen Schrift, als er bemerkte, wie sein junger Freund traurig und finster vor sich hinstarrte. „Quando duplicantur lateres, venit Moses:“ rief er: „Das ist, wie es die Deutschen zu geben pflegen: Je größer Noth, je näher Gott! Darum, mein Sohn, verzage nicht und denke: nach dem dunkeln Charfreitag kommt ein heller Ostertag, nach Passion und Begräbniß der Sonntag Quasimodogeniti, nach Misericordias das herrliche Jubilate und nach dem Miserere das Halleluja. Sprich daher voller Glauben und Zuversicht, gleichwie die Tochter Saguels sich im Büchlein Tobia vernehmen läßt: „Nach dem Heulen und Weinen überschüttetest du uns mit Freuden.“

„Den Schweden kenn' ich!“ sagte Fabian mit ruhiger Fassung: „Es ist der Gideon Renold, welcher um Epiphanien wirbt. Also ein Mordbrenner! Ich will aber noch nicht glauben, daß er's sei. — Nun denn, so hab' ich tausend und mehr Gulden weniger, als nichts, und Rock und Hemd auf meinem Leib gehören den Gläubigern. Denn ich ließ auf dem Gütlein verzinsbare Schuld stehen. So bindet mich nichts an mein Vaterland, als die Schuld. Ich schüttelte den Staub von meinen Füßen und verlasse die Schweiz, sobald ich wissen werde, woran ich mit Epiphanien bin.“

Der Dekan senkte einen Blick des herzlichsten Mitleids auf den

Jüngling und sagte: „Mein Sohn, leider kann ich dir auch das sagen. Epiphanie ist unrettbar und unentreißbar in den Klauen des Satans. Ich hoffte sie durch die mächtige Verwendung des Junker Oberherrn von Rued und vielleicht durch einen vom Junker Landvogt ausgewirkten Befehl zu befreien. Das ist zu spät. Die Bauern gehorchen dort in den Bergen dem rebellischen Abdrich mehr, als der rechtmäßigen Obrigkeit. Auf seinen Befehl ward selbst ein ehrlicher Bürger dieser Stadt, den der Junker Oberherr, Epiphaniens wegen, ins Kulmerthal schickte, gefangen fortgeschleppt, und er wäre ohne Zweifel umgebracht worden, hätte er nicht seinem betrunkenen Wächter zettig bei Nacht und Nebel entweichen können.“

— Das ist der Meister Birri! sprach Fabian. .

„Richtig. Du wirst von ihm gehört haben, mein Sohn; denn er saß, gleich dir, einige Tage im Kerker zu Olten. Er hat viel Ungemachs erdulden müssen. Während dessen erhielt ich eines Abends von unbekannter Hand dieses Sendschreiben hier und dieses Gelb; es sind zweihundert Gulden in lauterm Golde. Das Sendschreiben hier ist zwar im reinsten Latein abgefaßt, wie sich dessen selbst der große Desiderius Erasmus nicht zu schämen gehabt hätte, der von sich sagen konnte: cedo nulli. Allein es sind fallacia, vom Anfang bis zum Ende; vergoldete Fallstricke des Teufels, der gegen meine arme Pathe mit bösen Absichten umgeht und mich selber zu seinem Werkzeug gebrauchen möchte. Leider liegt Epiphanie schon in seinen Schlingen verwickelt und gefangen. Es ist mir gelungen, in Abdrichs Abwesenheit ein Teufenthaler Bauernweib, welches bei mir ein- und ausgeht, zu Epiphaniens zu senden. Allein das bethörte Mägdlein weigert sich, ihre Zussucht in mein Haus zu nehmen, und hat erklärt, sie habe heilige Gelübde gethan, und keine Freiheit mehr. Ja, als die Teufenthalerin ihr, auf meinen Befehl, von meinem lateinischen Briefe und dem Golde

gerebet, und daß der unbekannte Autor des Schreibens ein verdächtiger Papist sein müsse, der dem Heil ihrer armen Seele nachstelle, hat sie geantwortet: Eben nach dem stehe ihr Verlangen.“

— Was ist das? rief der Jüngling voll unaussprechlicher Verzürzung und sprang vom Sessel auf: „Nach diesem hochmüthigen, bleichen Schleicher steht ihr Verlangen? Ich kenne ihn; seinetwillen bin ich zu Euch gekommen, wohllehrwürdiger Herr. Er hat auch Meister Witri und mich zu seiner verruchten Absicht erkaufen wollen. Fast überfällt mich ein Grauen; denn so wahr ich lebe, mit ihm ist's nicht, wie es sein soll. — Nach ihm ihr Verlangen? Er muß verbotene Kunst treiben und Bündniß mit dem bösen Geist haben, daß er das Gemüth der unglücklichen Epiphantie umstricken und ihren Willen verzaubern und binden kann. Sein Geld thut's nicht; er streut sein Gold mit beiden Händen aus. Er konnte damit wohl die Bauern zu Otten, die ihn gefangen hielten, aber keine Epiphantie blenden. Seine Schönheit thut's noch minder; denn er gleicht einem Verbliebenen, der aus dem Sarge wieder unter die Lebendigen tritt. In ihm ist kein warmer Tropfen Bluts mehr. Und ihr Verlangen steht nach ihm? Nein, ich glaube es nicht. Glaubet es auch nicht, wohllehrwürdiger Herr! Guer Teufenthaler Weib hat sich mit ihren eigenen Ohren angelogen.“

Der Defan schüttelte bedenklich den Kopf und ließ sich durch Fabian die geringsten Umstände berichten, die dieser von dem Herrn von Grönkerkenbosch wußte; auch Gestalt, Miene, Kleidung, Alter, Sprache beschreiben, und sagte endlich: „Je mehr du von ihm meldest, je weniger begreif' ich von ihm. Nein, ich kenne den Menschen nicht und will sein nicht kennen. Deiner Beschreibung nach mag er ein Rosenkreuzbruder sein, denn es sind unter den Katholiken noch Viele dergleichen; und mag mit der höllischen Magie und Theurgie umgehen, wie man davon ältere und neuere Exempel kennt. Hier, mein Sohn, lies dieses sein Schreiben.“

Mit Reugier und heimlichem Grausen schlug Fabian das Papier auseinander und las die Aufschrift laut, in lateinischer Sprache; in deutscher war der Sinn des Inhalts ungefähr folgender: „Die Hand, welche diese Buchstaben zeichnet, o mein geliebtester Heinrich, ist, so hoff' und glaub' ich, dir noch immer theuer. Sie gehorcht einem Herzen, das von jeher für dich schlug und noch stets für dich betet. Darum vertraue diesen Zeilen, wenn schon ihr Urheber sich vor dir verhält; er betet für dich und für Erlösung deines Gemüths durch das göttliche Licht. Was uns für Leben und Ewigkeit vereinen sollte, das hat uns geschieden, der Glaube und die Kirche. Ich weiß, daß du mich im beklagenswürdigen Irrthum verdammt; aber wisse, daß meine Seele nur im stillen Mitleid über dich weinet, wie der Sohn Mariens, als er zur Schädelstätte das Kreuz trug. O, daß du lieber der blindgeborenen Heiden einer wärest, statt einer der Verblendeten durch Menschenlehre, so dürft' ich leichter an deine Wiederkehr zur ewigen Gemeinschaft der Heiligen denken.“

Hier fuhr der Dekan mit glühendem Gesicht vom Lehnstuhl auf und rief: „Weiche, Satanas! Das ist der Römischen Art und Weise. Ihm wäre lieber, daß ich ein Heide, als ein evangelischer Christ sei. Welche wahnsinnige Verstocktheit in der babylonischen Abgötterei! Und sagt's mir im schönsten ciceronischen Styl! Fürwahr, nie verbarg Beelzebub den verrätherischen Schwanz unter einem schönern Engelsflügel!“

Der Vorleser ließ sich jedoch durch diese Aufwallung des evangelischen Eifers nicht stören, sondern fuhr fort: „Inzwischen, geliebtester Heinrich, wend' ich mich in großer Angst des Gemüths zu dir, daß du dich einer verlassenen Waise erbarmen, und Epiphastian, die Tochter eines deiner verstorbenen Freunde, ohne Verweilen in deinen Schutz und in dein Haus aufnehmen wollest, damit ihr Leben und ihre Seele gerettet werde. Denn sie lebt in

der Wohnung eines Mannes, genannt Abdrich im Moos, dessen hartes Gemüth durch den kläglichen Untergang des Weibes und Bruders weit verhärtigt, dessen Unglauben und Abfall von Gott selbst deiner Kirche ein Gräuel geworden, und dessen Aufruhr gegen die Majestät der Geseze das Ziel der öffentlichen Rache geworden ist. Errette sie aus der Hand des unerrettbaren Sünders, bevor sie mit ihm und durch ihn in den Abgrund seiner Verbrechen hinabgerissen wird. Ich füge, als Beihilfe, zu diesen Zellen mein wenig Gold.

„Ich beschwöre dich bei deinem und meinem Gott, säume nicht! Erinnere dich, daß du im heiligen Sacrament der Taufe Bürge für sie geworden bist gegen den Himmel. Gedenke deines Wortes am Sterbelager ihrer Mutter. Vor dem Richterstuhl dessen, der die Todten richtet, werden dereinst ihre Aeltern die Seele ihres Kindes von dir fordern. Säumest du, werd' ich droben wider dich zeugen. Lebe wohl. Die unruhigen Blicke meines Kummers beobachten und begleiten dich auf allen deinen Wegen. Lebe wohl!“

Fabian legte das Schreiben flumm und den Kopf zweifelsvoll schüttelnd auf den Tisch nieder.

„Schon hätt' ich,“ sagte der ehrwürdige Dekan, „meiner armen Pathe längst geholfen. Aber wer gehorcht oder gebietet in diesen verwirrten Zeitläufen des Aufruhrs und der Meuterei? Denn ich weiß gar wohl, daß es mitten im pharaonischen Diensthause nicht pharaonischer zugegangen ist, als in dem Hause des Abdrich. Darum, mein Sohn, kommst du, wie gesandt von Gott. Eile denn dahin und führe sie meinem Hause zu. Mein Gebet und Gott ist mit dir!“

— Aber nach ihm steht ihr Verlangen! — sprach Fabian in seinen Gedanken eintönig vor sich hin. Dann aber wandte er sich mit Lebhaftigkeit zu dem Greise und fragte: „Wer ist dieser Don Karbo? denn er hat diesen Brief verfaßt und kein Anderer!“

Welchen Theil darf er an Epyphanien haben? Ihr, wohllethwürdiger Herr, Ihr müßet ihn kennen; denn er kennt Euch. Habt Ihr diese Handschrift nie gesehen? Rufen Euch die Züge derselben nicht irgend einen Katholiken ins Gedächtniß, dessen Umgang Ihr irgend einmal genossen?"

Der Dekan verneinte nachdenkend mit Schütteln seines Kopfe, und erwiderte endlich: „Außer dem gegenwärtigen Herrn Abt von St. Urban, mit dem ich in jüngern Jahren vielmals auf der Jagd im Boralb, . . . nun ja, wir waren damals leichte Dursche und paßten wohl für einander, . . . allein seit jener Zeit, ich war noch auf den Schulen zu Bern, . . . doch ist wahr, er sprach das Latein fertiger damals, als ich, obwohl er jünger war . . . was könnte ihn jedoch jetzt bewegen . . . auch entspricht nicht deine Beschreibung seiner Gestalt . . . freilich schwächlicher, zarter Wuchs; ja wohl, und die Jahre! . . . Wozu indessen zieht er in seltsamer, weltlicher Tracht . . . allerdings, die Prälaten gingen vordem auch geharnischt ins Feld, und thun wohl noch heute gern mitunter etwas welllich . . . nein, mein Sohn, Alles überlegt und erwogen, der Prälat von St. Urban ist's nicht! Und mit Andern seiner Konfession hab' ich nie vertrauten Umgang gepflogen.“

Das etwas verworrene Selbstgespräch des alten Geistlichen ward von Fabian mit großer Aufmerksamkeit angehört. Wenn gleich der Schluß zuletzt auf Losprechung des Prälaten ging, blieb doch in der Brust des jungen Mannes gegen denselben ein Argwohn, weil der Dekan wiederholt behauptete, er habe in seinem Leben mit keinem Andern unter den Katholiken nähere Gemeinschaft gehabt.

Fabian beschloß, von Abdrichs Hause hinweg nach St. Urban zu gehen und die Umgegend des Klosters nicht eher zu verlassen, bis er die Person des Abtes mit der vielleicht nur verkappten des Herrn von Grönkerfenbosch verglichen haben würde. Denn im fort-

gesehenen Gespräch mit dem Dekan traten mancherlei Umstände hervor, die den Verdacht einigermaßen rechtfertigen konnten, wie viel Unwahrscheinlichkeiten mit ihm auch verknüpft waren.

Der Jüngling, sobald er nach längerer Unterredung einsah, daß er über Epiphaniens räthselhaften und in jedem Fall zweideutigen Freund keine weiteren Aufklärungen gewinnen könne, und auch über den Verlust seines mäßigen Vermögens am Thunersee nichts mehr, als was durch Briefe von Bern mit Zuverlässigkeit berichtet worden war, zu erforschen blieb, beurlaubte sich vom Dekan. Dieser hielt ihn vergebens mit gastfreundlicher Hand zurück, einen Tag lang bei ihm zu ruhen, und hatte selbst Mühe, den Ungebulbigen zu bewegen, seinen Weg wenigstens nicht ganz nächstern fortzusetzen. Erst nachdem Fabian halbgezwungen Speise und Trank zu sich genommen, entließ ihn der gutmüthige Greis unter frommem Segenswunsch und wiederholtem Ermahnen, alles, was Klugheit und Muth gebieten oder erlauben, für die Befreiung der „kleinen Gotte“*), wie der Dekan Epiphaniens mit zärtlichem Mitleid nannte, daran zu setzen.

32.

Der Gang zur Bampf.

Der junge Mensch verließ die Stadt mit einem jener widerwärtigen Gefühle, für die es noch keinen Namen gibt. Die goldige Kapsel des Sodamsapfels umschloß einen ekelhaften, flau-bigen Moder. So fühlte Fabian nur äußerlich im Fleisch und

*) Gotte heißt in der Schweiz sowohl die Patzin, als der weibliche Täufling selbst, so wie der männliche Taufzeuge und Täufling Götti genannt wird.

Blut die kräftige Frische der Jugend; aber sein innerstes Wesen äbe, ausgekorkt, kalt. Seine gesaamten Hoffnungen hatten den Tobesstreich empfangen. Es gab keine Zukunft mehr für ihn, nach der es der Mühe lohnte, aufzuschauen. Sein Dasein war verflümmelt. Denn nur das Thier ist mit dem Genuß einer Gegenwart abgefunden, ohne von Vergangenheit und Zukunft zu wissen. Der geistige Mensch wohnt im Unenblichen, lebt daher im Gewesenen und Werden und hat keine wahre Gegenwart des Augenblicks. Der Verlust seines mäßigen Eigenthums durch mordbrennerische Häufte verwandelte ihn, dessen Stolz bisher Unabhängigkeit gewesen war, in einen Knecht, der um Lohn für das gemeinste Lebensbedürfnis zu arbeiten gezwungen wird. Der mehr als wahrscheinliche Verlust seiner schönen Jugendgespielin machte für ihn die Welt zu einer inhaltslosen Schale, die für sich selbst ohne Werth ist. Und auch, wenn ihm Epiphantie geblieben wäre: wie konnt' er ihr ein erträgliches Loos anbieten?

Er ging raschen Schrittes durch die obere Vorstadt, aber mit dumpfen Sinnen und gedankenlos, längs dem stillfließenden Bach gen Suhr; sah, grüßte und dankte Niemandem, bis ihn ein kräftiger Schlag auf die Achsel weckte.

„Geda!“ man geht nicht so stolz an alten Bekannten vorüber, Herr Freund!“ rief der Becker: „Woher? wohin? Gott sei Dank, daß ich Euch noch zwischen Himmel und Erde wieder finde. Seid willkommen. Wir sind Glückskinder, wir beide! Wie seid Ihr den Olinern entwischt?“ Fabian erkannte in dem Frager zwar den Meistersänger von Marau; er ließ ihn aber noch lange fragen, ohne zu antworten, und starrte ihn an.

„Die Oltener Kost, scheint es, hat Euch nicht wohlgethan!“ fuhr Meister Witri fort: „Wasser und Schwarzbrot! Es läßt sich zur Noth mit den Gänsen zwar trinken, aber nicht essen. Indessen post nubila phœhus, Herr Freund. Man verschläft viel Unge-

mach, und unsereins muß unterm Kreuz still halten. Ihr schnellbet noch ein saures Gesicht.“

— Daß ich nicht wüßte, Meister! antwortete Fabian, der sich noch nicht ganz ermannen konnte.

„Ein rechtes Muster ist's auf einem Gßfigrug. Wo fehlt's denn, Herr Freund? Ist Euch eine Nahe über den Weg gelaufen?“

— Kleinigkeiten, Kleinigkeiten! Nichts sonst.

„Kleinigkeiten? Ei, die sollen einen Mann von Kraft und Mark, wie Euch, nicht unwirsch machen. Der Adler jagt keine Rücken. Sagt mir das nicht. Meinethalben, Ihr möget am besten wissen, wo Euch der Schuh drückt. Aber sagt mir, sitzt unser Unglückskamerad, der, wie heißt er nun, der Dom-Marr oder so etwas, denn ein Pfaff ist er einmal — sitzt er noch im Dltner Loch?“

— Er ward schon andern Tags frei. Aber sagt mir, Meister, für wen haltet Ihr diesen Menschen? Er stößt mir auf, wohin ich komme; überall hat er die Hand im Spiele.

„Der schwimmt also auf allen Suppen, wie die Peterfilie. Das steht ihm ähnlich, denn ich halte ihn, trotz seines Läugnens, für einen katholischen Priester, und nichts anders, der aus der Welt ein Puppenspiel macht, das er regieren muß. Glaubst's, Herr Freund, kein Pfäfflein ist so klein, es steckt ein Pöpflein drein. Ich mag von ihm nichts. Er gehört zu den Leuten, von denen man das Beste weiß, wenn man nichts weiß. Nur aber saget mir, wohin geht die Reise?“

— Ins Noos, zum Abdrich, wenn Ihr mit wolket. —

„Puß! Acht gehabt! Laßt Euch nicht tiefer in das Wasser, als Ihr Grund fühlt. Wonit man umgeht, damit wird man auch gestraft. Bleibt bei uns in Karau. Einen Zoll weit über den Stadtbann hinaus ist, heut' zu Tage, kein Leben mehr sicher. Geier und Wölfe sind menschlicher, als die Bauern; die Kerls

möchten die Führer mit den Utern todtgeschlagen. Einem ehrlichen Mann schnitten die Baselbieter vor einigen Tagen das Ohr rein weg vom Kopf, weil er in Verdacht stand, ausgeschwaßt zu haben. Dann legten sie ihm das Ohr in die Hand und sagten: „Jetzt bist du der rechte Ohrenträger!“ Sie halten aller Orten die Wanderer an; erbrechen alle Briefe, besetzen alle Pässe. Wer ihnen zuwider ist, dem fügen sie Nase und Bart weg; oder weßen ihm Haut und Haar ab am umlaufenden Schleifstein; oder rauben ihm Ruh und Kalb aus dem Stall; oder werfen ihm Feuer ins Strohdach. Es ist des täglichen Grauels kein Ende. Bleibt in Aarau, rath' ich! Oder geht wenigstens nicht unbewaffnet über Feld und in die verwünschten Berge. Ihr tragt ja nicht einmal einen Fliegenwedel in der Hand!“

— Wozu, Meister?

„Das werdet ihr erfahren, sobald die Schmeißfliegen stechen. Wenn die Kuh den Schwanz verloren hat, merkt sie erst, wozu er gut gewesen! Denkt an mich! Den Rebellen fehlt's nicht an Säbeln, Hellebarden, Pistolen und Flinten. Was ihnen fehlt, stehlen sie dazu. Unlängst hielten sie, beim Städtlein Wangen, auf der Aar ein beladenes Schiff an; fanden da ein Faß mit der Aufschrift: „Süßer Wein“, wollten kosten, siehe da, waren es gefüllte Granaten, die auf das Schloß Lenzburg geschickt werden sollten. Das war gute Beute! nun weilt' ich, die Gaubiebe schenken uns selbst den süßen Wein bei erster Gelegenheit ein.“

— Ich rath' Euch, nicht davon zu trinken, oder ihn den Dieben wieder zu nehmen. Lebt wohl, Meister!

„Es ist böß, dem Hund ein Wein abzujaßen. Aber wartet doch! Warum eilt Ihr? Unglück kommt einem auf halbem Weg entgegen, es ist nicht noth, danach zu rennen!“

Meister Mirri rief ihm vergebens nach; Fabian hörte nicht, sondern machte mit der Hand nur noch eine Bewegung, wie zum

Valet, zurück, und schritt hastig am Bach den Weg hin. Die kurze Unterredung mit dem würdigen Meistersänger hatte für ihn die wohlthätige Wirkung gehabt, daß eine Art Besonnenheit in ihn zurückgekehrt war. Wie gleichgültig ihm auch bei der Stimmung seines Gemüths jede Gefahr sein mochte, wollt' er doch die einzige vermeiden, nicht zum dritten Mal Gefangener zu werden. Er ließ sich daher keine Umwege durch Busch und Berg vertrießen, um den Dürfern auszuweichen, und sobald er unter den Mauern der alten Burg Liebegg angelangt war, den Schloßweg hinaufzusteigen, um in gerader Richtung auf dem Rücken der Berge über die Dampf zu Abdrichs Moos zu kommen. Die Dampf ist einer der erhabensten Punkte in der Kette von waldigen Sanbfelsen, die sich vom Liebegger Schlosse hinweg südostwärts zum Hallwyler See verlängert und eine zwar ausgedehnte, doch mehr anmuthige, als unermeßliche Aussicht auf die Umgegend gewährt.

Fabian, als er die Höhe des altherkömmlichen Burghalls und die Finsterniß der unmittelbar daran grenzenden Tannen erreicht hatte, stieg unverdroffen in deren feuchten Schatten das Gebirg hinauf, über das heilarme Loos seiner Tage brütend. Er hatte noch nie seine unverschuldete Verlassenheit und Verwalsung im Leben so tief empfunden, wie in diesen Augenblicken; selbst nicht in der Einsamkeit seiner Kerker zu Bern und Olten. Ohne Aeltern, ohne Verwandte, ohne Freunde war er nur mit brüderlichem Herzen an Gypthianen gegangen; hatte er nur in ihrer schwesterlichen Järtlichkeit Ersatz für alle andern Entbehrungen genossen, und sah nun auch diese sich entfremdet. Zu gebildet, um sich unter den rohen, abergläubigen Bergbewohnern glücklich zu fühlen, zu stolz, um bei der reichsstädtischen Hoffart seiner Herren und Obern zur Frohn zu gehen, war ihm die Schweiz nicht mehr Vaterland, als jeder andere Fleck des Erdbodens.

Jetzt dacht' er an Abdrich, und jetzt erst glaubt' er ihn zu ver-

stehen, den Unglücklichen, den mit sich und seinem ganzen Dasein zerfallenen Mann, als derselbe unter den Fichten des Gönharbs aus der Fülle seines Glendes gerufen hatte: „Ich habe die Welt von allen Seiten betrachtet, und am Ende gefunden, sie sei nicht des ersten Blicks werth gewesen.“

Diese Erinnerungen lagerten sich, wie schwarze Schatten, über sein Gemüth. Ihm ahnete heimliches Leiden aller Wesen, allgemeines Unglück aller Geschöpfe, vom Wurm bis zum Weisesten, dem Keiner entinnen könne. Er selber begann mit seinem Dasein zu grollen und rief: Das Beste im Leben ist endlich die Freiheit des Sterbens!

Da trat er aus der Walddämmerung hervor auf die kahle, von magerm Grase gebildete Bergkuppe der Dampf, die sich mit breitem Rücken aus einem Kranz von Gebüschen erhob. Weilsenfarben schwebten die riesenhaften Formen der Alpen vor ihm, mit dem Goldbroth des Abendlichts und dem noch tiefhangenden Silberkleide des Winters bekleidet. Rechts, wo ein verwischter Pfad über die Höhe zum Thalborse Dürrenäsch, und näher noch feldwärts in Abdrucks verborgene Einsamkeit, führte, streckte das nahe Gebirg seine schwarzen Felsmauern und Zacken hervor, während links, aus der Tiefe, die Wellen des Sees von Hallwyl bligten, wie wehender Silberlahn, der über grünen Sammt der Matten ausgespannt ist.

Fabian stand still. Die Majestät des großen Schauspiels warf sich mit überraschender Macht an seine Seele. Der reine Odem des Himmels, welcher ihn in diesen Höhen umwehte, der allgemeine Glanz, das allgemeine Schweigen durchdrangen ihn. Die Natur übte ihr Hoheitsrecht, dem kein reines Gemüth widersteht. Er fühlte wunderbar sich über sich selbst und über die schweren Träume und Zweifel erhaben, welche ihm nur schienen von der dumpfigen Walddiefe angeblasen zu sein, der er eben entflohen

war. Und wie er das Antlitz zurückwandte, umspannte ihm den Gesichtskreis der ungeheure Bogen des Jura, der seine blauen Gipfel, Firnen und wellenförmigen Gräthe zu den Wolken aufwarf, als würde die Erde in den Himmel hinaufgezogen. Links, in der Entfernung einiger Wegstunden, leuchteten im frischen Frühlingsgrün die Gefilde von Aarau, rechts vor ihm in der Tiefe traten die Zinnen, Thürmlein und alten Gemäuer der großen Kenzбург, weiterhin am Felsen hangend die weißen Schloßmauern von Brunegg hervor.

Er warf mit dem leichten und wandelbaren Sinn seines Alters die Sorge von sich, und bildete neue Entschlüsse. „Bin ich arm,“ dachte er, „nun, so gehört mir die weite Welt. Was hab' ich verloren, wenn ich mich selber noch habe? Bin ich verlassen, nun, so steht Gott bei mir. Wer hat's besser, denn ich? Niemand ist reicher, als wer der Welt nicht bedarf; Niemand mächtiger, als wer sich selber bändigt. Ich bin noch nicht arm genug; ich bin noch nicht stark genug. Ich will die Bande brechen, die mich binden. Lebe wohl, Vaterland! Lebe wohl, Euphantie! Ich werfe der Freude, wie dem Schmerz, den Scheldebrieff hin, und will dem Schicksal meinen Troß zeigen. Der Fels schmiegt sich unter der Hand desselben. Ich bin noch nicht arm genug, ich will nichts mehr besitzen; auch die Hoffnung will ich nicht mehr, die mich noch an diese Gegenden festknüpfte. Hinaus in die Welt, in die Ferne; da will ich mir eine neue Welt aus eigener Kraft bauen!“

So dachte er, und that rasch einige stolze Schritte. Er glied in seiner Haltung einem Könige des Erdballs, in seinem Selbstgefühl dünkt' er sich, es zu sein; der Staub der Welt Herrlichkeit unter seinen Füßen, die Stirn im Himmel.

Dieser rasche Umschwung seiner Empfindungen wird den nicht befremden, der das wandelbare Aprilwetter des jugendlichen Gemüths erfahren hat, oder noch darin wandert. Im Rind geht das

Weinen zum Gelächter über; im Jüngling, wie in der Jungfrau, steigt aus der größten Muthlosigkeit der edle Trost. Aber die Entschlüsse der Jugend, welche aus der Gluth der Gefühle empor-treiben, verrinnen eben so rasch, wie die himmlanstrebende Rauch-säule über ihrer erlöschenden Flamme. Fabian erfuhr es in diesen Augenblicken an sich selbst, da er es am wenigsten befürchten zu können glaubte.

Indem sein Blick noch in der Ferne, über die Gebirgskette des Jura hinschweifte, und seine Seele in der Wollust freiwilliger Verzichtung auf die bisherigen Freuden seines Daseins schwelgte, klangen seitwärts menschliche Stimmen an sein Ohr. Er wandte das Antlitz nach der Gegend, von wannen die Töne kamen. Sie schollen im Gebüsch, welches nahe bei ihm die Eintiefung ver-barg, in der man zum Moose gelangte, wo Adrichs Waldhaus gelegen war. Es war weibliches Geplauder, das bald verstummte. Fabian fühlte ein plötzliches Erglänzen seiner Wangen und ein lautes Pochen seines Herzens. Es schien ihm eine Stimme, wie Epiphaniens Stimme, gewesen zu sein. Er eilte ihr nach in das Dickicht, welches sich kaum noch mit jungem, sprossendem Laub bekleidet hatte.

Da stand sie, nur wenige Schritte entfernt, vor ihm, in schöner Verfürzung bei seinem Anblick.

33.

Das Gespräch.

„Fabi! Fabi! Du selbst?“ rief Epiphanie ausglühend, den freu-delobernden Blick gegen ihn blühend. Sie erhob die Arme, wie schon aus der Ferne ihn zu umfassen; aber ließ sie wieder sinken, als er zu ihr trat. Sie reckte stumm die Hand dar und legte

stumm ihr Haupt an seine Brust. Er berührte mit seinen Lippen das dicke Goldgeflecht ihres Scheitels, und ein Paar Thränen entfielen seinen Augen; gleich Thauperlen glänzten sie auf dem Goldhaar.

„Fabi!“ sagte sie stillweinend, „Fabi!“

— Weine nicht, Fania! antwortete er mit zitternder, halblauter Stimme.

„Du hast mich sehr erschreckt!“ flüsterte sie leise, sah zu ihm auf und legte ihren Arm um seinen Nacken. Beide schwiegen. Beide betrachteten sich mit zärtlicher Innigkeit, im Schmerz ihrer Freude, lautlos und anhaltend, als wenn sie nicht an das Glück glaubten, sich wieder Gewonnen zu haben, oder, als könne das längste Anschauen keinen Ersatz so langen Entbehrens leisten. Die Augen beider schwammen in einer stillgestandenen Thräne; die Lippen beider waren halb geöffnet, wie um leichter das Wehe eines tödtlichen Entzückens auszuhauchen, in welchem die Herzen brechen wollten. — Wer diese jugendlichen, schönen Gestalten beisammen gesehen hätte, würde aus der Blässe ihres Antlitzes und der Behmuth ihrer unveränderlichen Mienen nicht vermuthet haben, daß hier ein Wiederfinden, sondern eher ein Abschied zu ewiger Trennung stattfinde.

„Und konntest du, Fabi, konntest du dich so lange überwinden, und nicht kommen!“ seufzte Epiphanie leise, ohne ihren Blick von seinen Augen abzuwenden.

— War ich denn nicht immer bei dir, Fania? Sie hatten nur meinen Leib gefangen. Meine Seele athmete bei dir.

„Ja, Oheim Abdrich sagte mir's. Du hast Recht, guter Fabi. Du bist schuldlos. Er sagte mir's. Er verkündete mir deine nahe Ankunft. Ja, du warst immer bei mir. Du tratest selbst in alle meine Träume des Nachts. Das war deine Seele; das warst du. Sahst du mich denn nie?“

— Immer, immer, Fania. Wo könnt' ich denn sein, daß ich dich nicht sähe? Ja, Fania, auch in den Träumen kamst du zu mir. O wie schön, wie unansprechlich schön standest du darin an der Flue des Röhlißberges, bei den Wasserfällen, welche der Hauch des Windes, wie einen weißen Brantschleier, über dein Haupt und das Thal flattern ließ. Weißt du noch? Fania, o Fania, aber da erschien . . .

Hier unterbrach er sich plötzlich, und ließ die Stimme fallen, indem er unwillkürlich, durch Erzählung seines Traumes, an Renold erinnert wurde. — Epiphanie bemerkte, bei den letzten Worten, Verwandlung in seinem Gesichte. Er wandte verlegen den Blick von ihr und ließ ihn hierhin und dahin irren, als möcht' er sich von einem Gedanken loswinden, oder ihn nicht sehen lassen. Während dessen neigten sich die Augenbraunen zusammen und verriethen den innersten Verdruß.

„Nun, Fabi, nun? Was erschien?“ sagte sie und beobachtete mit aufmerksamer Neugierlichkeit seine Geberde.

— Dein Verlobter, Hauptmann Renold, dein Bräutigam erschien! erwiderte er halblaut.

Der Name und das Wort warfen in das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen plötzlich den Ausdruck des lebendigsten Abscheu's. Sie zog die Hände von seinen Achseln zurück und sagte, indem sie sich um ein paar kleine Schritte entfernte: „Darum betrübest du mich so, Fabi? Wer denn hat's dir gesagt?“

— Abdrück that es.

„Und du, Fabi, und du? Was dachtest du, als er das sagte?“

Fabian, der noch immer vor sich niedersah, zauberte stockend mit der Antwort und erwiderte endlich: „Gideon ist ein schöner Mann.“

„Ja!“ versetzte sie und trat mit einem ihrer kleinen Füße auf die vor ihr am Boden blühende Daphne: „Ja, wie dieser giftige,

träglische Jyland *) mit der Pfirsichblüthe und dem Gewürzbusch! Das ist die Sinnblume der Sünde, das ist des Oldeon Ebenbild!“

Der Jüngling richtete forschend den Blick vom Spiel ihrer Fußspitze gegen ihr Antlitz auf. Da stand sie mit heiligem Zorn in unnennbarer Anmuth, reizender, als der Traum sie gewiesen hatte. „Wirklich, Jania, du seine Braut nicht? Warum sagt es Abdrich? Warum rühmt sich Oldeon deiner? Bist du nicht gern an seiner Seite durch diese wilde Einsamkeit gewandelt? Doch, vielleicht hab' ich kein Recht zu solchen Fragen.“

„Du? Kein Recht? O Fabi, Fabi, wer denn sonst? Bin ich nicht mehr deine Schwester? Fabi, willst du schon wieder unter uns der erste Zänker sein, da wir kaum zusammengetroffen sind? Nein, thue das nicht! Laß' uns friedlich bleiben. Ich will ja in meinem Leben nicht mehr mit dir zänkeln, denn wenn du von mir bist, hab' ich nichts davon, als die weinende Neue, die mir bleibt. Höre nicht auf Abdrich und auf Oldeon nicht. Sie sagen dir nur, was sie wünschen, nicht was ich fühle. Ich möchte lieber tausendmal die Braut des Grabes sein. Glaube an mich, wie ich nur an dich glaube. Ich schalt ja auch den Oldeon einen Lasterer, als er mir sagte, die Obrigkeit habe dich eines Verbrechens willen eingekerkert. Warum schaltest du ihn nicht und den Abdrich, als sie Böses von mir redeten?“

Fabian nahm Eplhantiens Hand und sagte: „Ich habe keine Suveränität unterm Himmel, als zu Gott und dir. Aber Oldeon ist ein schöner Mann . . .“

Eplhantie betrachtete ihn mit dem ihr eigenthümlichen, schelmischen Lächeln, während sein Blick voll ruhigen Wohlbehagens an ihr hing. Endlich sagte sie etwas stammelnd, aber lebhaft: „Und bist du denn nicht — viel schöner, als er? Und bist du —

*) Benennung des Daphne Mezereum in der Schweiz.

denn nicht unendlich besser, als er? O du ehrliche Seele, mußt ich dir das erst sagen, und du hast das nicht gewußt? Es schickt sich freilich nicht für mich, dich aus der Unwissenheit zu ziehen, die dir gewiß recht wohl steht. Aber Fabi, du bist noch ein wirkliches Kind und bleibst ein Kind, bei aller deiner Gesehsamkeit. Das muß ich dir sagen.“

Fabian ward feuerroth, sah hinweg und wieder zu Epiphanien und versetzte: „Hofmeisterei mich nur und mache dich lustig. Ich mag nun keinen Streit mit dir anheben, denn ich werde wohl zu kurze Zeit bei dir sein, und habe auch Vieles mit dir zu besprechen und dich Vieles zu fragen.“

„Nur kurze Zeit?“ rief Epiphanie schnell ernster werdend: „Wer treibt dich von uns? Nein, Fabi, du mußt bleiben. Du mußt! Wer soll mich gegen die erschreckliche Wildheit des Gideon in Schutz nehmen, wenn er wiederkehrt?“

Jetzt erzählte sie ihm Alles, was sie von Renolds Art und Weise und seinen Ansprüchen zu sagen wußte, und was sie von seinen bösen Künsten zu wissen glaubte, die er gegen sie in Anwendung gebracht haben sollte, um ihr Herz zu betrüben. Ihre Erzählung war so schlicht und aufrichtig, wie eine Schwester sich nur dem Bruder vertrauen mag. Sein Inneres empörte sich gegen Gideons rohe Annahmen. Er schwor, zwischen den Zähnen murrend, dem hochfahrenden, gewaltthätigen Kriegsknecht blutige Strafe zu und rief endlich: „Fania, nein, du bist gegen List und Wuth des wüsten Bösewichts hier nicht geborgen, hier nicht! Denn Abdrich selbst schirmt dich nicht. Abdrich verkauft dich Jedem, der ihm in den unseligen Händeln wider die Landesobrigkeit hilft. Ach, Faneli, warum kann ich dich nicht elnathmen, wie diese reine Lust, daß dich Niemand sähe, dich Niemand hätte; daß man mich tödten müßte, um dich zu rauben! Eben dieser Renold, eben er, und kein Anderer, ist der Nordbrenner, der mein Heimwesen zer-

hören ließ, damit ich ein armer Bettler und ganz ohnmächtig würde, dich zu schützen. Alle Mittel hat er mir in dieser Zeit entzogen, wo Gesetz und Recht und Richter unter dem Aufruhr des Landes verstummt sind. Denke nach, Faneli, rathe, wie wir uns beide aus dieser Noth retten? Was hilft's, wenn ich ihn erschlage und die Schweiz verlasse und dich? Warum traf doch mein gutes Schwert den Frechen so übel in der Nacht vor deinem Geburtstag!"

Hier wandte sich die Unterredung durch Epiphaniens neugierige Zwischenfragen auf die Begebenheit jener Nacht. Epiphantie wollte Alles wissen. Nun that es zwar ihrem Herzen wohl, zu hören, daß der kleine niedliche Vogel, der Fabians Namen und einen Denkspruch zu rufen verstand, im Gefängniß zu Bern von der treuen Bruderliebe Unterricht empfangen habe; doch fast that es ihr auch leid, daß das Wundergeschöpf ein ganz natürliches Wesen, kein Berggeist, kein Höhlensfürst oder Schrätteli gewesen sei. Als sie aber, bei Fortsetzung des Gesprächs, in Fabians Augen die Thränen des frommen Jorns, der Liebe und des Schmerzes um Verarmung blitzen sah, löseten sich alle ihre Gefühle in Mitleiden auf. Sie suchte ihn mit ihrer ganzen Verehsamkeit zu beruhigen, zu trösten und zu neuen Hoffnungen aufzurichten.

"Nein, du liebe Seele," sagte sie, indem sie traulich und sanft mit ihrer linken Hand seine Schulter berührte, und, während sie selbst sich kaum der Zähren erwehrte, mit der Rechten ein Tuch an seine nassen Augen drückte, „nein, traure du nicht. Wir stehen beide in Gottes gutem Schuß. Ihn halten wir, er hält uns fest. Ich bin überreich, wenn du bei mir bist, Fabi. Bist du denn nicht auch so reich bei mir, Fabi?"

Sie sagte und fragte dies mit so rührender, harmloser Zuversicht, und die ganze Zärtlichkeit ihrer Seele sprach so hell aus Blick und Stimme, daß Fabian bewegt sie mit beiden Armen an seine

zu halten. Das ist Alles. Ich bitte dich, geh' hinab ins Thal."

— Aber, Mädchen, bist du sicher? Man könnte ja Böses im Schilde führen! Warum auf diesem abgelegenen Berge allein bleiben, wo selten Menschen umherwandeln? Du solltest nie allein gehen, nie!

„Geh allein zu erscheinen, Fabi, hab' ich versprochen. Darum schickt' ich die Großmagd zurück, die mich herauf begleitete. Fürchte meinethwillen nichts. Ich habe mit einer mir wohlbekannten, grundeehrlichen Person zu thun. Aber,“ setzte sie hinzu und legte ihre Fingerspitzen an seinen Mund: „daß du dich nicht unterfängst, branten aller Welt zu sagen, warum ich auf der Dampf zurückblieb! Ich kenne dich, Plaudermäulchen. Hörst du? Keine Silbe, daß du mich hier gesehen hast.“

Gehn wollte der Streit über Gehen und Bleiben beginnen, als beide zu gleicher Zeit eine Bäuerin über den öden Bergrücken daher wandeln sahen, die aus einem Gehölz gekommen, zuweilen stehen blieb, und zu horchen, und mit den Augen zu suchen schien.

Jetzt drängte sich Epiphante bittender, schmeichelnder an Fabian, und trieb ihn, den Berg zu verlassen. „Gelt, Fabi, du gehorchst? Fort! ich bin bei dir und Leonoren, eh' ein Viertelstündchen verfliegt. Fort!“ sagte sie, und gab ihm mit schalkhaftem Lächeln zum Abschied einen leisen Schlag auf die Wange und eilte aus dem Gebüsch ins Freie hervor, zur Höhe der Bergfläcke.

34.

Stummes Schauspiel.

Fabian blickte ihr nach, festgebannt auf der heiligen Stätte, wo er für alle vergangenen Schmerzen seines Lebens den süßesten Ertrag gefunden hatte. Er wollte da die Rückkehr der schönen

Nein doch, Schmerz ist es nicht! Aber gewiß dein Athem war Gluth, und in dieser Gluth möcht' ich gestorben sein."

Diese sonderbare Unterhaltung, welche freilich wenigen Zusammenhang zeigte, und daher von den Lesern, als Unsinn, mit Recht getadelt werden könnte, wollen wir nicht so weit fortsetzen, als es den jungen Leuten gefiel, sie zu spinnen. Nur bemerken wir, daß beide dabei endlich nüchtern wurden, und zuletzt die Sprache vernünftiger Menschenkinder annahmen. Die Nüchternheit ward noch vollständiger, als Fabian die Frage an seine zärtliche Schwester richtete: „Wie hast du wissen mögen, daß ich den Weg ins Moos über die Dampf wählen würde? oder erwartest du mich später?“ — und Epiphanie dann, in sich selbst erschreckend, ihm die Hände entzog und mit ihrem Nienenspiel verrieth, sie erinnere sich an Vergessenes.

Sie ergriff seinen Arm und drängte ihn mit sanfter Gewalt auf dem Fußwege zum Moose fort, indem sie schmelzend sagte: „Nun geh' hinab, liebes Kind, geh' zu Abdrichs Hütte. Der Alte erwartet dich. Geh', ich folge dir bald nach!“

— Und du, Fania?

„Ich bleibe noch. Ich muß! Geh' denn, ich erwarte hier eine Person, die mir wichtige Nachrichten bringen will. Aber ich muß sie ganz allein sprechen. O, wenn du wüßtest, Fabi! Geh' nur! Ich habe Verschwiegenheit gelobt, heilig und theuer gelobt. Darum erkleg ich den Berg.“

— Hast du Geheimniß vor mir? Nein, Faneli, in dir sollte kein Dunkel sein, und wär' es von der Größe eines Sonnenfläubchens. Ich lasse mich von dir durchblicken, wie vom Auge des Allwissenden.

„Was soll ich dir sagen, du Neugieriger? Ich weiß etwas und nichts, und will erst das Geheimniß selber erfahren. Nun forsche nicht weiter. Ich habe gelobt, einstweilen reinen Mund

zu halten. Das ist Alles. Ich bitte dich, geh' hinab ins Thal."

— Aber, Mädchen, bist du sicher? Man könnte ja Böses im Schilde führen! Darum auf diesem abgelegenen Berge allein bleiben, wo selten Menschen umherwandeln? Du solltest nie allein gehen, nie!

„Geh allein zu erscheinen, Fabi, hab' ich versprochen. Darum schickt' ich die Großmagd zurück, die mich herauf begleitete. Fürchte meinethwillen nichts. Ich habe mit einer mir wohlbekannten, grundehehrlichen Person zu thun. Aber,“ setzte sie hinzu und legte ihre Fingerspitzen an seinen Mund: „daß du dich nicht unterfängst, drunten aller Welt zu sagen, warum ich auf der Dampf zurückblieb! Ich kenne dich, Plaudermäulchen. Hörst du? Keine Silbe, daß du mich hier gesehen hast.“

Geh wollte der Streit über Gehen und Bleiben beginnen, als beide zu gleicher Zeit eine Bäuerin über den öden Bergrücken daher wandeln sahen, die aus einem Gehölz gekommen, zuweilen stehen blieb, und zu horchen, und mit den Augen zu suchen schien.

Jetzt drängte sich Epiphanie bittender, schmelzender an Fabian, und trieb ihn, den Berg zu verlassen. „Gelt, Fabi, du gehorcht? Fort! ich bin bei dir und Leonoren, eh' ein Viertelröndchen verfliegt. Fort!“ sagte sie, und gab ihm mit schalkhaftem Lächeln zum Abschied einen leisen Schlag auf die Wange und eilte aus dem Gebüsch ins Freie hervor, zur Höhe der Bergfläcke.

34.

Stummes Schauspiel.

Fabian blickte ihr nach, festgebannt auf der heiligen Stätte, wo er für alle vergangenen Schmerzen seines Lebens den süßesten Ersatz gefunden hatte. Er wollte da die Rückkehr der schönen

Schwester erwarten. Es war ihm Schwelgerei der Augen genug, sie auch nur in der Ferne zu sehen, wie sie neben der Bäuerin plaudernd auf der Höhe stand, wo sich gegen den blauen Hintergrund des Himmels der Umriß ihrer edeln Gestalt und die Anmuth ihrer Bewegungen zeichnete.

Das Gespräch schien lebhaft geführt zu werden. Die Bäuerin besonders drückte mit ihren Geberden große Theilnahme aus. Bald zeigte sie wiederholt auf einen jungen Föhrenhorst, am Abhang des Berges gegen den Hallwylser See, von wannen sie selbst gekommen war; bald legte sie die flachen Hände theuernd auf ihre Brust; bald streckte sie, wie etwas Vertrauliches flüsternd, den Kopf näher gegen das Ohr der Jungfrau. Diese hinwieder schien unentschlossen, warf zuweilen das Gesicht nach den Gestrüchen, in denen Fabian verborgen stand, und senkte das Köpfchen einigemal auf die Brust nieder, als sänne sie über wichtige Dinge. Dann that die Bäuerin einige Schritte gegen das Föhrenwäldchen; lehrte wieder gegen Epiphaniens zurück; ging abermals und kam abermals mit auffordernder Bewegung der Hände. Endlich sah die Jungfrau des Mooses schnell zurück nach den Gebüsch, in denen sie Fabian verlassen hatte, wandte sich und nahm mit schnellen Schritten, begleitet von der Bäuerin, die Richtung gegen die blaugrüne Gruppe der Föhren.

Der Jüngling wandte eine Zeit lang, als er sie hinter dem vorstehenden Hügel verschwunden sah, ob er folgen solle? Das Gespräch des Lauschers schien ihm nicht ehrenvoll; auch fürchtete er, seine junge Freundin durch den Schein vorwitziger Neugier, oder bösen Mißtrauens, zu kränken. Freilich erschien das geheimnißvolle Treiben Epiphaniens etwas unfreundlich gegen ihn selbst und Mangel eines unbedingten, schwesterlichen Zutrauens zu werden, das er ansprechen zu können glaubte. Und doch — welches Geheimniß konnte hier zuletzt walten? Vielleicht wußte die Bäuerin

die Grotte eines Bergmännleins, die nächtlichen Sammelplätze unterirdischer Wesen nachzuweisen; oder ein Goldbrünnlein, ein wunderbares Zeichen am Berge, ein Geisterdenkmal, ein fernes Drachenloch, eine Stätte, wo sich weissagende Bergstimmen hören ließen. Fabian kannte den unüberwindlichen Glauben und Gang der schönen Moos-Jungfrau zu überirdischen Dingen, mit denen sich ihre Einbildungskraft, in der Abgeschiedenheit ihres Lebens, zu beschäftigen liebte. Er hatte sich wohl zuweilen erlaubt, diese Neigung mit seinem Unglauben zu belächeln, nie aber sie zu tadeln, da sie so harmlos war, und der Aberglaube mit seiner Sehnsucht zu überfinnlichen Dingen doch immer ein Bruder der innern, gehelmen Religion ist.

Indessen konnte das arglose Mädchen eben so leicht in den Hinterhalt irgend eines Frevlers, der ihr nachstellte, verlockt werden. Was wäre da nicht alles möglich gewesen? Er dachte an den wißfremden Renold, er dachte an den zweideutigen Niederländer Don Marbo. Das Blut aus allen Adern wogte ihm gegen das Herz an, bei diesem Gedanken. Es brausete um seine Ohren, wie Sturm in Tannen. Mit pochender Brust verließ er den Platz, entschlossen, Epiphantien aus der Ferne mit den Augen zu bewachen, ohne von ihr entdeckt zu werden. Er umging in Busch und Wald die nackte Bergfläche, damit er sich der Gegend des Fohrenhorstes nähere, und riß von einer aufgeklafferten Holzbeige einen Scheitstock zur willkommenen Waffe in der Noth.

Seine Bangigkeit stieg mit jedem Schritt, da er einen weiten Umweg zu machen hatte, und bald undurchbringlich-verwachsenem Gestrüpp ausweichen mußte, bald im flächlichen, zähen Reß von Ranken der Brombeeren und Himbeeren über den Waldboden gesponnen, die Füße behangen fühlte; noch mehr aber, als er seitwärts auf dem öden Rücken der Dampfung die bekannte Bäuerin einsam stehen sah und Epiphantien nicht mehr bei derselben.

Endlich ward die andere Seite des Berges erreicht, und zugleich blieb sein Fuß fest, wie in die Erde gewurzelt. Sein Blut starre in den Adern.

Zwischen den gelbröthlichen Säulen hundertjähriger Kienföhren, durch welche die Abendsonne schneidende Schatten und Lichter warf, stand Epiphantie mit vor sich hingefalteten Händen in demuthsvoller Stellung, und vor ihr ein Mann in edler Haltung, welcher die Hand feierlich gen Himmel hob. Obgleich Fabian einige hundert Schritte noch entfernt war, verrieth ihm dennoch das schwarze Barettlein, um welches Goldschnüre am Sonnenstrahl schimmerten, der lange, schwarze Leibrock, und die ganze Gestalt mit ihrer ruhigen Bewegung, daß dieser Mann kein anderer, als der Fremdling sei, der ihm schon in der Berghütte ob Stüßlingen gerechten Argwohn eingeflößt hatte. Umsonst hielt der erschrockene Jüngling den Odem an, die Worte des Herrn von Grönkerkenbosch oder Epiphantiens zu erlauschen. Er stand zu fern; und näher zu schleichen, war, ohne entdeckt zu werden, unmöglich, weil zwischen dem Dickicht, das ihn verbarg, und dem Hain der Föhren, offenes Wiesenland lag.

Er legte sein Gehör in die Augen. Er glaubte zu erhörchen, daß Epiphantie weine. Dann sah er mit unbeschreiblichem Erstaunen, wie sie plötzlich vor dem Menschen auf die Knie fiel; erst wie sie jammernd ihre Hände zu ihm aufstreckte, dann mit ihren Armen seine Knie umfaßte, und ihre Stirn an dieselben lehnte. Er aber breitete erst seine Arme, mit vorgebogenem Leibe, gegen die Kniende nieder; schlug dann mit den Fingern der rechten Hand, nach priesterlicher Weise, ein dreifaches Kreuz über die Kniende in der Luft und bengte sich, sie emporzuheben. Lange währte der Kampf zwischen ihr und ihm, denn sie schien ihre ehrerbietige Stellung nicht verlassen zu wollen.

Endlich sah sie Fabian den anhaltenden Bitten gehorchen. Sie

richtete sich auf, und faltete, indem sie ihm wieder gegenüber stand, wie in unaussprechlich tiefer und heftiger Bewegung des Gemüths, die Hände auf ihrer Brust mit Inbrunst zusammen, und hob sie dann, wie betend, gegen den Himmel. Von Harbo aber trat jetzt mit offenen Armen gegen die Jungfrau, umfaßte sie und drückte sie küßend an seine Brust. Epiphantie ließ es ruhig geschehen. Keine Bewegung verrieth ihren Widerstand. Ein heller Sonnenstrahl fiel auf beide blendend zwischen den Baumstämmen, deren blaßgrüne Zweige sich hoch über dem wunderbaren Paar tempelhaft wölbten.

Doch dem guten Fabian hing bald Alles dämmernd und dunkel vor den Augen. „Sie ist verloren!“ rief's wie Ahnung in ihm: „Der Pfaff hat sich ihrer schwärmerischen Träumereien und Religionen zu bemächtigen gewußt. Epiphantie hat ihren Glauben abgeschworen, sie ist zum Papstthum übergetreten. Sie ist verloren; die verschmizte Scheinheiligkeit des lüsternten Priesters hat gesagt. Das verhehlte sie mir.“

Er umklammerte mit der Faust krampfhaft die Keule, und war im Begriff, aus seinem Hinterhalt hervorzukürzen. Er taumelte, wie ein Trunkener, und mußte sich an einer jungen Buche aufrecht halten. Er blieb. Seine Besonnenheit kehrte schnell zurück. Er faßte den Entschluß, sich selbst zu überwinden und das Ende des herzzerreißenden Schauspiels zu erwarten, in welchem ein gutmüthiges, schwärmerisches Kind das Opfer der blindesten Leichtgläubigkeit und der gleisnerischen Priesterlist ward.

Er blickte hin. Die Umarmung dauerte fort, doch so, daß, während Epiphantie an der Brust des Fremden lag, dieser von Zeit zu Zeit die rechte Hand mäßig und mit vorgestrecktem Zeigefinger, wie ein Lehrender, erhob. Dann und wann nur richtete die Jungfrau das Angesicht wie fragend gegen ihn auf, und dann und wann ward Fabian wieder vom Krampf befallen, wenn er

Augenzeuge sein mußte, wie sich die Lippen des Lehrenden wieder zum Kusse auf des Mädchens Stirn senkten. Eine lange halbe Stunde hatte diese Unterhaltung gebauert. Dem heimlichen Beobachter schien am Himmel die Sonne still zu stehen; denn nach seinem Dasthrhalten hätte sie in dieser Frist nicht nur hinter den Alpen unter-, sondern im Osten wieder aufgehen können.

Epiphantie schien zuerst an Trennung zu denken. Sie trat um einen kleinen Schritt von ihrem geistlichen Lehrer zurück, in dessen beide vorgestreckten Hände sie jedoch die ihrigen legte. Jetzt schien, den Bewegungen ihres Köpfs nach, die Reihe des Redens an sie gekommen zu sein. Einigemal wandte sie das Gesicht hinter sich, als suche sie die Bäuerin, welche auf der Höhe wahrscheinlich Wacht stand. Dann ward das Gespräch wieder fortgesetzt, und in der Lebendigkeit desselben sah Fabian sogar, daß Epiphantie mit allzuärztlicher Ehrerbietung eine Hand des Niederländers an ihren Mund drückte, während seinerseits dieser die andere auf ihr Haupt legte, wie zur Ertheilung des geistlichen Segens. Fabian murmelte im Uebermaß seiner Ungebuld sehr unchristliche Verwünschungen zwischen den Zähnen, bis er deutlich Epiphantens Stimme durch den Wald tönen hörte. Sie rief hinter sich der Bäuerin zu, und trennte sich dann alsbald von ihrem bisherigen Gesellschafter bis auf anständige Weite.

Als der Lauscher in der That das zurückgebliebene Weib vom Berg herschreiten sah, machte er sich eilig auf, um Abdrichs Hütte im Moos vor Epiphantien, doch unbemerkt von ihr, zu erreichen. Daher mußte er den gemachten Umweg durch die Gebüsche wiederholen. Aber er hatte fest in sich beschloffen, Epiphantien nicht ahnen zu lassen, daß er Zeuge der heimlichen Zusammenkunft gewesen sei. Beobachten, allmählig ausforschen wollt' er sie, und nicht ruhen, bis er das traurige Geheimniß enthüllt,

oder gesehen hätte, wie weit es ein Mädchen mit Geberden voll Unschuld in der Verstellungskunst treiben könne.

35.

Die Fragen.

Er eilte fliegenden Fußes durch Dorn und Dickicht. Im Sturm des Jorns, der Liebe und des Schmerzes war er seiner selbst vergessen. Das Leben des Jünglings hatte bisher der glatten Oberfläche eines der stillen Bergseen des Vaterlandes geglichen, der zwischen einförmigen Felswänden, deren Gestalten und Pflanzensfamilien zurückspiegelnd, nur selten vom Zug des Windes berührt und nur leicht gekräuselt werden kann, bis der Orkan einmal die einzige Schlucht des Gebirges findet, die Eingang gewährt. Dann aber fahren seine Wogen kochend aus einander, und steigen brüllend an den Felsen auf, daß von ihrem Donner das Gebirg erdröhnt.

Einigemal hielt er im Lauf an, legte die Hand an seine Stirn, und schlen unentschlossen nachzudenken, was er in diesen Augenblicken zu wählen habe, um nicht bereuen zu müssen. Er kämpfte wider sich, als wär' er selbst über den nie empfundenen Zustand seines Gemüths erschrocken, und verdroffen, daß er jenen Tauselnden gleich geworden sei, die ihm in der Trunkenheit ihrer Leidenschaft bisher nur Uel oder Mitleiden erregt hatten. Dann wandelte er langsamer vorwärts, bis der wiederkehrende Schmerz ihn von neuem fortspornte.

In diesem Augenblick, da er bleich und odemlos, die braunen Locken verwirbelt um das Haupt, aus dem Gebüsch auf den Fußweg trat, der zum kleinen Moosthale Abdricks führte, flog von der andern Seite Cyphanie mit nicht geringerer Eile daher; die Wangen glühend; die Augen Entzückten strahlend; der Busen stür-

misch steigend und fallend. Beide, überrascht durch das unerwartete Zusammentreffen, blieben verstummt auf ihren Stellen. Ihm entging nicht die Seligkeit, in der Epiphaniens Antlitz strahlte; ihr nicht seine tobtenhafte Blässe und Verwilderung. Beide erschrafen vor einander.

„Du noch hier, Fabi!“ sagte sie endlich: „Ich glaubte dich längst bei Abdrich. Fabi, wie bist du so schrecklich verstört? Was ist dir geschehen? Rede doch!“

„Ein Unglück, ein großes!“ seufzte Fabian.

„Ein Unglück?“ wiederholte Epiphanie zitternd, und trat mit langsamen Schritten gegen ihn, und legte ihre Hand auf seinen Arm, während ihre Augen seine weggewandten Blicke suchten. Er aber, ohne zu ihr aufzuschauen, drängte sie sanft von sich zurück und sagte: „Ich habe meinen ganzen Himmel verloren, denn du bist nun aus ihm, ohne Wiederkehr, verschwunden!“

„Rede, Fabi, rede!“ sagte sie voll gutherzigen Mitleids und trat wieder zu ihm: „Dein Himmel verloren und ich daraus entschwunden? Sprich, was ist dir geschehen? Dränge mich nicht zurück. Bin ich nicht deine Schwester? Vertraue.“

„D dir vertrauen, o dir!“ rief er voll innigen Schmerzes: „Und du hast alle meine Zuversicht gebrochen; nicht Vertrauen mit Vertrauen vergolten! Wozu noch Erklärungen unter uns? Komm hinab ins Thal zu Abdrich. Gott hat's gesügt. Ich sollte heut' die Hinfälligkeit alles Irdischen, die Eitelkeit aller Hoffnungen erfahren. Ich bin nun unendlich ärmer, als ich war, da ich ins Leben eingetreten bin. Ich habe dich verloren. Morgen verlass' ich die Schweiz und gehe in die weite Welt hinaus, so weit mich der Boden trägt. Komm hinab ins Thal!“

Epiphanie ward blaß und erstarrte. Stumm ergriff sie seine Hand; er zog diese aber zurück. Sie betrachtete ihn mit forschendem, bangem Blick und flammelte: „Fabi, weißt du, was dein

Mund spricht? Fabi, erkennen mich deine Augen? Fabi, willst du mein Herz brechen?"

— Was weiß ich's? Das meine ist gebrochen. Du solltest mein Todesengel werden; du bist es geworden. Ach, hätte die leidende Seele schon den letzten der Fäden gesprengt, mit denen sie noch ans Leben gebunden hängt! — Komm, komm! mir ist nicht wohl, gar nicht!

„Fabi!“ rief sie mit unbeschreiblicher Angst, denn sie sah ihn bleicher werden und mit den Armen um sich fassen, als wollt' er sich an etwas aufrecht halten; dann sich beugen und auf den Boden niedersetzen, wie Elner, dem die Kräfte entweichen sind. Sie kniete zitternd neben ihn und hielt mit den Händen sein Haupt, das an ihre Brust sank. Sie wagte kaum, Athem zu schöpfen, bis er, nach langem Schweigen, endlich tief aufseufzte, und sagte: „Es ist Alles gut. Geh' hinab; ich komme nach. Ich schäme mich meiner Schwäche. Geh', dir zürn' ich nicht. Aber nur du — nur du, nichts in der Schöpfung sonst, nur du . . . Dein Nahsein ist mir tödtlich.“

„Blicke doch auf, Fabi, blick' auf zu mir!“ sagte sie, neben ihm kniend, indem die Thränen des Kummerd über ihre Wangen felen und sie ihm die vorgefallenen, langen, braunen Haarlocken von der Stirn zurückstrich: „Ich bin Epiphanie. Sieh' deine Schwester an.“

— Wie? Bildest du dir ein, der Wahnsinn habe meine treuen Sinne bestrichen und verwirrt? rief er auf und rückte von ihr: Ich erkenne dich wohl; fürchte nichts. Meine Sinne und mein Gedächtniß sind jung geblieben, indessen mich eine einzige Stunde zum Greise gemacht hat, erfahren und lebensmüde, als trüg' ich hundert Jahre.

„Du bist sehr krank, sehr, o theurer Fabi! Du thust und redest nicht das Gewöhnliche mehr.“

— Kein Wunder, der ich das Unglaubliche sah! rief er, indem er sich vom Boden aufraffte: Täusche dich und mich nicht! Die Wassertropfen da auf deiner Wange werden die Stellen nicht rein waschen, die des Pfaffen Kuß entweiht hat, als du dich von ihm geduldig herzen ließeſt.

„Gott im Himmel!“ schrie Epiphantie und sprang mit Entsetzen auf: „Du sahst uns? Fabel, ich mag es nicht glauben, du wärest uns nachgeschlichen? Mich heimlich belauscht hättest du?“ — Sie ging bei diesen Worten rasch von ihm, dann kehrte sie sich wieder gegen ihn und sagte mit stolzem Unwillen: „Das war deiner unwürdig. Ich hatte dich gebeten, mich und den Berg zu verlassen. Du haßt mein Zutrauen betrogen; und sträfliche Neugier zu sättigen, ward dir lieber, als meine Bitte zu erfüllen . . .“

— Du irrest! Keine Neugier zog mich, sondern Besorgniß, deine leichtgläubige Gutmüthigkeit könnte dich in Gefahr locken. Ich wußte freilich nicht, daß du eben diese Gefahr suchen wolltest.

„Gefahr? Nirgends, Fabel. Du haßt also, — o Fabel, sage mir ehrlich, wie dein Gewissen es dem Unwissenden sagt: haßt du Alles gehört? Kennst du ihn?“

— Und wenn auch schon mein Gehör aus der Ferne nicht zu euch reichte, las ich doch eure Gespräche, Wort um Wort, in euerm Geberdenspiel, Alles, Alles! Ja, ich kenn' ihn, diesen Abenteurer, diesen Schleicher, den tückischen Papisten! Er ist glatt und still und kalt und heimtückisch, wie die Gierinde des gefrorenen Sees, die den Knaben im Winter anfrirt, um dann unter seinen Sohlen zu brechen und ihn zu verschlingen.

„Fabel, bei deinem und meinem Herzen, lästere diesen Heiligen nicht, oder ich entferne mich; denn ich darf und will die Zunge, mit der du mich Schwester heißest, nicht rucklos an dem freveln hören, was mir theurer als das eigene Leben gilt.“

— Unglückliche! Dir theurer! Er, der uns für die Ewigkeit scheidet!

„Fabi!“ rief sie und wollte fortfahren. Er aber unterbrach sie und fragte mit zitternder Stimme: „Sage mir, in Gegenwart des lebendigen Gottes, sage mir, . . . Epiphanie, in deiner Antwort liegt die ganze Wendung meines Schicksals, . . . Epiphanie, warum tritt dieser zwischen dich und mich hin? Was ist sein Zweck? Er will dich dem heiligen, evangelischen Glauben deiner Väter abtrünnig machen; er will dich zum Uebertritt ins Papstthum bewegen! Epiphanie, will er? Und wenn es der Jesuit will, warum das? Epiphanie, weiche mir nicht aus, antworte: Will er dich zur römischen Kirche hinüberziehen? Will er?“

Epiphanie erblaste, senkte die Augen, und, ohne diese zu erheben, streckte sie die Hände in flehentlichster Stellung gegen Fabian aus. Da verstummte auch der Jüngling, und sein Antlitz ward bleicher, als das Antlitz eines im Sarge Liegenden. Er that einige Schritte schwanfend umher. Dann bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht, lehnte das Haupt an den Stamm eines vom Sturm gebrochenen Ahorns und weinte laut und bitterlich. Sie hörte sein Schluchzen, aber bewegte sich nicht von der Stelle. Die Hände gefaltet und mit Innigkeit an ihre Brust gedrückt, stand sie da, ein rührendes Bild des unendlichen Schmerzes, der sie beklemmte. Obgleich die Thränen ihre Augenlider rötheten und über die blassen Wangen niederperkten, verzog sich doch keine Miene ihres schönen Gesichts, gab sie doch keinen Klage laut, als wäre sie in ein weinendes Marmorbild verwandelt. Nur unhörbar zitterten ihre Seufzer über ihre Lippen.

Durch die Wohlthat der Thränen erquickt, ermannete sich der Jüngling endlich. Er trocknete die Augen. Sein Entschluß war genommen. Er wandte sich fest und mit der Ruhe verzweiflungsvollen Verzichtens zu Epiphantien, die in ihrem Innern erstarrt blieb.

„Lebe wohl, Schwesterherz, mein Leben!“ rief er: „Es ist um mich gethan. Hülfe mir Gott weiter. Ich will diese Nacht ein anderes Obdach suchen; ich kann dich nicht zum Moose begleiten. Lebe wohl. Weine nicht; ich liebe dich noch. Ich bin allzubetrübt; ich kann dir nichts mehr sagen. Lebe wohl. Gott erbarme sich deiner Seele!“

Sie antwortete nicht und starrte ihn mit unbeschreiblicher Wehmuth durch das helle Raß der Thränen an, ohne eine Bewegung zu machen. Er wandte sich mit tiefem Seufzer von ihr und ging mit schweren, langsamen Schritten auf den Fußweg im Gebüsch vor sich hin gegen die Bergfläche; blieb wieder stehen und machte seinen unbefiegbaren Gram abermals in Thränen frei. Dann schwankte er weiter, kehrte aber wieder um, Epiphantie noch einmal zu sehen und zu befragen. Und als er zurück kam, stand sie noch mit Händen auf der Brust gesalbet, und mit dem erblassten Gesicht da, wie vorher; den Blick, wie im Gebet, auf den Wangen und im Auge stillstehende Thränen.

„Ich komme zurück, ich will eine Antwort aus deinem Munde hören, warum verweigerst du sie mir?“ sagte er mit Fassung: „Warum willst du schweigen, da ich dich vielleicht von einem Abgrunde zurückführen könnte, an dessen Rand dich, unerfahrenes Kind, arglose Güte, blinder Glaube an das Menschenherz geleitet hat?“

Epiphantie senkte ihren Blick vom Himmel auf ihn nieder, aber während sie den Jüngling mit klagenden Augen betrachtete, blieb ihr Mund versiegelt.

„So hat er dich schon ganz von mir abgerissen?“ rief Fabian: „Warum frag' ich's denn noch! Was meine Augen sahen, darüber kann ja kein Wort und kein Bild von dir mehr die Decke werfen. Ich habe dich in den Armen der Hölle erblickt.“

— Fab! sagte Epiphantie mit einer Stimme, die sein Inner-

sie nicht mehr sehen. Gott sei deiner Seele gnädig; gehab dich wohl.“

Wie er bei diesen Worten von ihr gehen wollte, rief sie einen lauten Schrei aus, warf ihre Arme um seinen Hals und rief mit Verzweiflung: „Fabi, verlaß mich nicht!“

— Hast du mich nicht schon verlassen? fragte er traurig: Du mich nicht verstoßen?

„Ich dich verstoßen? Kann ich denn meine einzige Seele aus mir verstoßen? Verlaß mich nicht, Fabi; meine Seele zieht dir nach, und es bleibt nur meine Leiche, wenn du gehst. Verlaß mich nicht; ich will ja Alles thun, was du willst und gebietest; aber bleib' bei mir, daß ich nicht sterbe.“

Sie rief diese Worte mit so durchdringender, schmerzlicher Stimme, sie hielt ihn so fest umklammert, daß er keinen Versuch wagen wollte, sich loszuwinden.

— Und wenn ich fordere, daß du . . . sagte er mit neuer Hoffnung. Aber sie unterbrach ihn und rief: „Alles, Alles, Fabi, nur das Eine nicht, bis Leonore genesen oder im Grabe ist. Dann, dann . . .!“

— O meine Schwester, dann zu spät!

„Nicht doch, grausamer Fabi, nicht doch! Vertraue mir mit Zuversicht! Hat dich mein Herz denn je belügen können? Nur das Eine begehre nicht; Alles sonst. Aber verlaß mich nicht!“

Fabian fühlte sich von ihrem Schmerz erschüttert, und doch von ihrer beharrlichen Anhänglichkeit an den Störer seines Friedens zurückgebrängt. „Wer aber ist er? Was will er? Warum hast du dich ihm ergeben mit Leib und Seele?“

„Nur das Eine nicht!“ rief sie wieder: „Ghre mein Schweigen. Denn wenn ich ihm mein Gelübde bräche, wie würdest du mir je Glauben geben können?“

Fabian schwieg nachdenkend. Er ward bei Epiphaniens Hart-

näcstgkeit und dem unwidersprechlichen Ausdruck ihrer Liebe zu ihm in sich selbst irre. Dann versuchte er einen andern Weg, diesen Widerspruch auf entscheidende Weise zu lösen.

— Fanelli, sagte er und legte seinen Arm um sie: Ich will dir zwei Fragen thun. Deine Antworten können mir die ganze Ruhe wieder geben, nach der ich mich sehne.

„Fabi, frage Alles, nur nicht um das, was Ihn angeht.“

— Kannst du mir versprechen, Epiphanie, nie, unter keinen Verhältnissen, welche es auch sein mögen, deinen evangelisch-christlichen Glauben zu verlängnen, nie dich zum Uebertritt in die Gemeinschaft der Papisten bewegen zu lassen?

Epiphanie fragte stockend entgegen: „In die Gemeinschaft? Wie denkst du das?“

— Daß du niemals römisch-katholischer Religion werden willst; daß du es auch jetzt noch nicht bist?

Sie schien über die Frage nachzusinnen. Fabian fühlte einen Schauer in seinen Gliedern, da sie zu antworten einige Augenblicke anstand.

Endlich sagte sie: „Könnt' es dich also ganz und über Alles beruhigen, wenn ich dir antworten würde: ich bin noch nicht katholisch und will evangelisch bleiben, wie du, und so lange, wie du selbst?“

— Ja, es gäbe mir meine Zufriedenheit zurück.

„Nun denn, stille deine Sorge. Ich bin ja nicht katholisch und will keinen andern Glauben annehmen, als deinen Glauben. Könnt' ich denn anders, Fabi? Ist es nun Alles?“

Fabian drückte sie fest an sein Herz und sagte stammelnd: „Ich hätte noch die zweite Frage. Aber . . . ich frage sie nicht. Ich sah ja . . .“ Hier fielen seine Arme, mit denen er sie umschloß, wie gelähmt von ihr ab. Er zog den Kopf von ihr zurück, als wollte er sich von ihrem Umschlingen frei wissen.

„Nun, was sagst du, Fabi?“ fragte sie etwas ängstlich und wollte die Antwort aus seinen Augen lesen.

Er seufzte, und hinwegblickend sagte er: „Ich sah seine Lippen auf deinen Wangen!“

— Schon wieder von ihm? Du brichst dein Wort! Berühre ihn nicht, Fabi! Vertraue! Bin ich nicht deine Schwester?

„Meine Schwester, ja, aber seine . . ., laß mich, Epiphanie!“

— Thu' deine zweite Frage, Fabi, aber berühre ihn nicht.

„Nun denn, Epiphanie, soll ich die Frage thun?“

— Warum quälst du dich und mich, Fabi? Rede.

„Du hast mich noch lieb, Fani?“

— Ist das die Frage?

„Nein, aber . . . o Fani, rede frei vor Gott und mir: kannst du geloben, keines Andern Geliebte, keines Andern Braut je zu werden, . . . Fani, keines Andern Weib je zu werden, . . . Fani, Gott hört uns! — als das meinige?“

Mit aller Anstrengung brachte Fabian doch die letzten Worte nur sehr leise hervor.

Eine lange Stille erfolgte. Ihr erröthendes Antlitz sank auf die Brust nieder, deren Bewegung innern Kampf oder eine Furcht verrieth, die sie verhehlen wollte. — Er bemerkte diese nicht unerwartete Verlegenheit und trat einige Schritte von ihr zurück. Sie hielt ihn diesmal nicht fest. Je länger sie stumm blieb, je mehr stieg seine Angst. Einigemal bat er, mit lautschlagendem Herzen, um Antwort. Endlich legte er die Hände beide vor sein Gesicht und sagte in der tiefsten Betrübniß der Seele: „Nein, antworte nicht!“

Jetzt wandte sie furchtsam und verschämt das Angesicht zu ihm auf und sagte: „Warum bist du heut' mit mir, wie du nie gewesen? Du hast Kenolds Rede, Kenolds Ungeßüm und, der Himmel verzeih' mir oder dir, Kenolds verdammliches Wesen. Bin ich nicht deine Schwester?“

Er nickte schweigend mit dem Haupte.

„Bist du nicht mein Alles? Oder könnt' ich dir mehr werden?“

— Nein, du darfst nicht. Ich kam zu spät! versetzte er, ließ die Hände vom Gesicht und sagte mit erzwungener Ruhe des Tones, indem er ihre Hand nahm: Ade, es muß geschieden sein. Lebe wohl, Schwesterherz. Es war nicht deine Schuld. Ich kam zu spät.

„Fabi!“ schrie das beängstigte Mädchen: „Es peinigst und verwirrt dich ein böser Geist. Verlaß mich nicht; um Gottes willen nicht!“

— Antworte auf meine Frage deutlich: keines Andern Verlobte, Braut, Weib? — rief er und seine Hand zitterte dabei in der ihrigen.

„Deine Braut? Fabi, besinne dich doch! Du sprichst wie ein Trunkener mit der Schwester.“

— Antworte! Gib mir das Recht des Bräutigams, Fabi! —

Sie blickte wieder zu ihm auf und senkte schamvoll die Augen, als sie den sehnigen begegnete. Dann sagte sie mit kaum verständlicher Stimme: „Es ist etwas Sündiges an dir.“ Nach einigem Bedenken hob sie wieder an: „Gedulde dich, o etnige Tage nur, dann — ja, dann bring' ich dir die Antwort.“

— Also hast du keine Freiheit mehr? Bist du schon eines Andern Verlobte? eines Andern Braut?

„Nein!“ erwiderte sie schnell: „Nun sei ruhig.“

— Und willst, wenn nicht meine Braut, mein Weib, nie Weib eines Andern werden?

Nach einigem Sinnen sagte sie mit erneutem Erröthen, aber fester Stimme: „Das darf ich dir und Gott geloben. Nein, ich will nie eines Andern sein, so lange du es selbst mit nicht gebietest.“

Ueberrascht und als hätt' er Argwohn gegen sein Gehör, verlangte er die Wiederholung der Worte. Sie gehorchte und sagte

Sch. Nov. IV.

darauf wieder mit aller schwesterlichen Traulichkeit: „Gelt, Fabi, nun bist du ruhig? Nun weichst du nicht von mir?“

Er heftete sie mit seinem Arm fest an seine Brust, und seine Lippen brennend an die ihrigen. So standen sie lange. Die Sonne sank. Die Gletscher traten erblässhend in blauen Düst' zurück, und die Thäler zerfloßen in ungewissen Dämmerungen.

„Hinab ins Noos!“ rief Fabian.

— Ach! seufzte Ephyphante: Geduld! ich muß mich sammeln. Fabi, du bist nicht mehr, der du gewesen bist. Gewiß nicht! es wohnt ein anderes Wesen in dir. Oder hab' ich dich noch nie gekannt, als heut'? Oder hab' ich dich nicht immer über Alles geliebt, daß ich dich nun noch unaussprechlicher liebe? Oder ist meine Freundschaft sündig geworden, daß sie mir fremd und neu scheint? Sonst ist's nicht so gewesen. Was wird Er sagen!

„Wer, Fani?“

— Hinab ins Noos! rief sie, ergriff seine Hand und führte ihn durch die Gebüsche hinab zur Hütte ins Thal.

36.

Unerwartete Höfning.

Fabian ging an der Hand seiner Schwester gegen die schattige Tiefe, zwischen den Wäldern der Hügelhalben, mit dem seltsamen Gefühl, als hätt' er, nachdem er die Welt verloren, eine neue Welt erobert. Er ging weich, wie auf Wolken. Ephyphante schwebte leicht neben ihm hin, sinnend und träumend, von fremdartigen Gefühlen verwirrt. Sie dankte der Dämmerung, in ihr verborgen zu sein vor Fabians Augen, vor dem Blick aller Sterblichen, vor den vertrauten Bergen und Bäumen und vor dem Himmel.

Lobesstille wohnte in Abdrichs Hause. Das einfache Nachteffen stand bereit: Brod und Milch und Käse, nebst einer irdenen Schüssel gekochten, dürrn Obstes. Für Fabian setzte freundlich das geschäftige Kennell eine Flasche Weins dazu. Knechte und Mägde standen versammelt umher. Aber Abdrich erschien nicht, auch als Epiphanie ihm die Ankunft Fabians gemeldet hatte. Er verweilte im Krankenzimmer seiner Tochter Leonore, und beehrte mit ihr und seinem Grame einsam zu bleiben.

Nach langen Tischgebeten, die abwechselnd von Mägden und Knechten halblaut und eintönig hergemurmelt wurden, nahm man auf den Bänken Platz. Niemand versuchte, das Nachtmahl mit Gespräch und Scherz zu würzen. Wenn einer der Speisenden das Schweigen unterbrach, geschah es mit kurzen Worten und gedämpfter Stimme. So war die Ordnung dieses traurigen Hauses. Epiphanie schien nur der Hauezucht wegen gegenwärtig zu sein. Sie selber genoß nichts, sondern blickte stillsinnend vor sich auf die Holzscheibe nieder, welche Tellers Stelle vertrat, indem ihr Köpfchen dabei seitwärts zur Achsel geneigt hing, und ihre Hand mit dem leichten, aus Bergahorn geschnittenen Löffel tändelte. Nur von Zeit zu Zeit erhoben sich die dunkeln Wimpern des Auges, wie zarte Vorhänge, und ein Lichtblick der verborgenen Freude fiel auf den Liebling, der ihr gegenüber wohlgemuth weder Kost noch Nebensast verschmähte. Aber wenn er sie ansah, floh ihn unter verschämtem Lächeln der Blick, den ihm die Liebe geweiht hatte.

Als das Mahl geendet, der Tisch von Kennell's gewandter Hand abgeräumt und das Zimmer von Allen verlassen war, blieben Epiphanie und Fabian auf ihren Plätzen am Tisch zurück, im leisen Geplauder mit einander, beim gelben Schein der Lampenflamme. So fand sie Abdrich, als er hereintrat, und sie beide, die Hände einander über dem Tisch vertraulich haltend, sein Kommen nicht bemerkten, bis er neben ihnen stand und den jungen Freund be-

grüßte. Fabian, ohne die Schwesterhand fahren zu lassen, reichte ihm von seinem Sitze die Linke entgegen, und sagte: „So möcht' ich euch beide mein Lebenlang an mir halten!“

„Wir sind Schatten,“ erwiderte der Alte, „die du nicht binden kannst. Schatten, was war, und ist, und sein wird! Doch du hast Recht. Laß dich vom Gaukelspiel deiner Wünsche ergötzen! Ich bin auch vor Zeiten Kind gewesen, wie du.“ Er sagte dies mit einer innern, tiefen Bewegung, mit einer bebenden Stimme, wie er jedesmal zu sein pflegte, wenn er vom Siechenbette des heißgeliebten Töchterleins kam. Seine Augen waren gerötheter, denn sonst. Als hätte der Seelenschmerz alle Kraft seiner riesigen Gestalt verzehrt, hing er matt und schlaff über den Tisch, indem er den vorgebogenen Leib mit aufgesträumten Händen und Armen unterstützte.

Fabian versuchte, und wie immer vergebens, ihn durch Vorstellungen und Gründe zu ermuntern und zu erheben, die ihm Vernunft, oder Religion, oder Mannesstolz darbieten konnten. Abdrich erwiderte nach seiner Gewohnheit entweder mit einem Lächeln, welches seine ganze Verachtung solcher Arzneien ausdrückte, von der kein wahrhaft krankes Gemüth gesunden könne; oder mit einer Bemerkung über Schicksal und Leben, die schrecklicher noch, als sein Lächeln war. Endlich brach er die Unterredung plötzlich ab und sagte zu Euphrosin: „Hinauf, Kind, zum armen Loreli! Es hat hent' einen seiner mildern Leidestage, und hängt an nichts mehr auf Erden, als an seinem Vater und an dir. So geh' denn. Entzieh' deiner Schwester keinen Augenblick, da deine Gegenwart, dein freundliches Geplauder ihr noch die Reize ihres Daseins süß machen kann. Geh'! Es ist noch nicht spät. Ich habe mit Fabian zu reden. Ich thue vielleicht noch einen weiten Gang diesen Abend. Geh'.“

Sie gehorchte und stand auf; Fabian mit ihr. „Vielleicht seh'

ich dich, Fabi, heut' nicht wieder!" sagte sie: „Gute Nacht, Fabi.“ Sie reichten sich die Hände und schieden.

Abdrich setzte sich jetzt zu Fabian auf die Bank, den Rücken an den Tisch gelehnt, und begann, als wollt' er sich gewaltsam zerstreuen, allerlei Fragen, die anfangs ohne Zusammenhang schienen. Fabian mußte ihm allerlei berichten; auch die Unterredung mit dem Dekan zu Aarau. Als er von der Feuersbrunst am Thunersee, der dabei bewiesenen Thätigkeit des Schweden, und von Fabians gänzlicher Dürftigkeit hörte, rief er, einen schweren Fluch über Gideon Renold murmelnd: „Hätt' ich diese Bestie nicht vonnöthen gegen die Wälle von Bern und Solothurn, wollt' ich sie nächster Tage am Galgen zappeln lassen. Er ist schon verrufen, wie ein Thurer Bazen. Aber man muß hier zu Lande manchen zu Gast bitten, der längst vom Henkersmahl hätte satt sein sollen. Habe Geduld, und wahre dich einstweilen, denn er stellt dir nach, bis wir ihm das Bohnenlied singen.“

Fabian bewies durch seine Gleichgültigkeit gegen Abdrichs Warnung, wie wenig er den Schweden fürchte, und setzte seine Erzählung von dem fort, was er im Pfundhause zu Aarau durch den Dekan vernommen. Abdrich hörte ihm mit wachsender Theilnahme zu, besonders, als die Rede auf den lateinischen Brief, und auf die Vermuthung des ehrwürdigen Geistlichen von Aarau kam, ob nicht der Prälat von St. Urban vielleicht mit dem Briefsteller, der so geheim thue, ein und dieselbe Person sein möge?

„Wiß!" rief Abdrich und sprang auf, „es wird hell! Hast du mir nicht bei Olten von einem Mohren erzählt, den er bei sich gehabt? Es ist dies Negergeßicht schon vor einigen Wochen in dem alten Zisterzienserkloster bemerkt worden; nein, nicht da, aber doch wenige Büchsenkugeln davon, im Wirthshause vor Roggwyl. Die Pfaffen hassen wohl die Keger, aber nicht die Kegerinnen, und

heirathen nicht, so lange die Bauern Weiber haben. Ich will dem Abte nächstens über den Hag schauen!“

Fabianen drängte es jetzt, von dem Schauspiel zu reden, welches er vor wenigen Stunden noch auf der Dampf gehabt. Doch Ehrsucht und Liebe für Epiphaniens geboten ihm Schweigen. Indessen unterließ er nicht, den Alten zu warnen, auf der Hut zu sein; man müsse vor der Mönche List und Gewalt so sehr, als für Epiphaniens gutmüthige Leichtgläubigkeit zittern.

Abdrich beruhigte den Jüngling. „Dies Haus steht wohl bewacht,“ fügte er hinzu: „meine Knechte sind auserwählte Bursche; alle bewaffnet, wie zu einer Belagerung. Wer hier Gewalt versucht, wird kalt gemacht, und Fanelli verläßt mein armes Kind nicht, so lang' es athmet. Aber Fabian, hätt' ich das Alles nicht erfahren, was ich nun weiß, ich müßte dennoch mit dir ein Wort im Ernst reden, und der Bitte meines armen Lorell Genüge thun. Sie will Epiphaniens geborgen und glücklich sehen; sie zittert vor dem Loos der selben, wenn der Schwede . . . sie hat mir gesagt, was ich selber wußte, daß meine Nichte nur dir Lebe. Fabian, ohne Umstände, lege die Kinderschuhe ab; es ist Zeit! Fanelli ist deine Schwester nicht, du bist nicht ihr Bruder. Es ist die letzte Luft, die du meiner armen Tochter ins sterbende Herz legen kannst, wenn du die unschuldige, kindliche, treue Fani nicht verlässest; wenn du sie, ehe Leonorens Augen brechen, zu deinem Weibe machst. Frage nicht, nun du um Gab' und Gut gekommen bist, wovon eine Frau nähren? — Ich theile mit dir, was ich besitze. Epiphanie erbt ja von mir, da ich keine Tochter hinterlassen werde.“

Er sagte die letzten Worte mit leiser werdender Stimme, die zuletzt ganz tonlos zum Seufzer ward. Der Jüngling, anfangs durch den Antrag überrascht, flammte plötzlich in allen Strahlen der Freude auf, und rief: „Abdrich, das ist's, was ich selber dir sagen wollte. Heut' oder morgen wollt' ich ihre Hand von dir forbern.“

— Du kennst die kleine Thörin. Sie wird sich sträuben . . .
fuhr Abdrich ruhig fort.

„Nein, glaub' es nicht!“ rief Fabian: „Sie hat gelobt, keines
Andern Weib zu werden, wenn nicht das meinige.“

— Desto besser, sagte der Alte: Freilich diese Lage haben
das Ansehen, mehr Wittwen, als Bräute, zu machen. Doch Leo-
noren muß die letzte Freude werden. Also bleib's dabei! Aber
Fabian, unter uns Weibsen muß zuerst noch etwas abgethan sein.
Reiche mir die Hand, und versprich zu erfüllen, was ich verlange.

„Rede erst, Abdrich. Ich gebe meine Hand nicht, ohne zu
sehen, wohin?“

— Wie, Bursch, du möchtest gewinnen, aber nichts auf die
Karte setzen? Wie hoch hält dir meine Richte?

„Mehr, als das Leben, Abdrich.“

— So hoch ist der Preis nicht, den ich für sie anschlage. Hand
her! Schlag ein!

„Nein, thu' den Sack vorher auf und laß mich hineinschauen,
eh' ich die Waare kaufe.“

— Nun denn: Du versprichst mir, Epiphantien nicht zu zwin-
gen oder zu beschwären, mein Haus zu verlassen, so lange Leonore
am Leben ist.

„Hier, Abdrich, die Hand! Ein Mann ein Mann, ein Wort
ein Wort!“ Fabian schlug in Abdrichs Hand die feinnige.

— Gut! sagte Abdrich: ich halte sie fest für ein gewisses Wort.

„Sie hilft dir nicht, eh' ich das zweite Wort gegeben; laß
hören.“ Fabian zog die Hand wieder zurück.

— Du mußt mir treu in gegenwärtigen Zeiten zur Seite bleiben,
Fabian; ich bedarf vielleicht deiner. Du hast Wissenschaft und
kannst die Feder besser, als mancher Pfarrer und Landschreiber,
führen. Auch bist du Arzt und Wundarzt. Es wird nächstens
Manchem der Magen verdorben werden, wenn sich Herren und

Bauern mit blauen Bohnen gastiren. Du weichst nicht von mir, bis die Sache des Volks entschieden ist.

„Nein, Abdrich, ich helfe der Obrigkeit nicht das Volk unterdrücken; aber ich helfe deinen wilden Bauern nicht gegen die Obrigkeit anbellern.“

— Bursch, vergiß nicht, du bist ehrlicher Bauern Kind, und hier heißt's: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns. Bursch, vergiß nicht, es steht dir eine Braut und stattliche Aussteuer auf dem Spiel. Der Tanz mit den Städten wird bald abgethan sein, und vor Pfingsten, hoff' ich, machen wir mit ihnen den Kehraus. Jakob diente vierzehn Jahre um Rahel; ich verlange von dir keine vierzehn Wochen!

„Nicht der Lohn macht den Unterschied, aber die Arbeit.“

— Was begehrt' ich, Bursch? Es gilt die gerechteste Sache; es gilt, daß der Schweizername keine Lüge, und der Tell mit dem Apfel kein Helgeli *) sei, was die Herren den Bauern ins Psalmbuch legen, um aus langer Weile die Augen daran zu ergözen. Man soll den armen Leuten in diesen Bergen nur gnädigst erlauben, Menschen zu sein; mehr nicht.

„Die Menschwerbung macht bei euch unmenslichen Anfang. Nein, Abdrich, nein, dazu biet' ich keine Fingerspitze.“

— Und wenn es Fanelli von dir fordert?

„Nein, Abdrich.“

— Bursch, und du wolltest vorhin das Leben für das arme Mädchen daran setzen?

„Ja, mein Leben wohl, aber nicht mein Gewissen . . .“

— Tropf, ich merke, woran ich mit dir bin. Du kommst vom Pfarrer und Dorfschulmeister, aber hast noch nicht die Hochschule

*) Helgeli heißen in der Schweiz kleine, bunte Prägenbilder.

des Schicksals besucht. Versteht meisterlich deinen Heibelberger*) herzusagen, aber von den Fragen des Menschenherzens an die Welt hast du nichts vernommen. Du sprichst Bernerdeutsch, ich Schweizerdeutsch, wir verstehen einander nicht!

Abdrich ging mit hastigen Schritten einigemal schweigend das Zimmer auf und ab, und kehrte endlich langsam gegen Fabian mit den Worten zurück: „Du thust mir leid, Fabian. Es hilft dir Alles nicht. Freund oder Feind, hart oder lind mußt du sein. Was nicht zu den Scheerenklingen gehört, wird zwischen beiden zerschnitten. Ich schlage dir ein Anderes vor, deines eigenen Fells willen. Ich gebe dir meine Richte: du aber begleitest mich morgen nach Hutwyl zur Landgemeinde aller Bundesgenossen. Da sollst du hören, was das gesammte Volk begehrt, und ob es Recht oder Unrecht will? Nachher entscheide dich. — Von da begleitest du mich, und wachst bis Auetrag des Handels nicht von meiner Seite.“

Fabian blieb eine Weile nachdenkend und sagte: „Warum das?“

— Wie du willst, deiner oder meiner Sicherheit willen.

„Der deinetigen willen, Abdrich, möcht' ich's wohl.“

— Auch als Arzt kannst du Dienste leisten, ohne dein Katechismengewissen in Gefahr zu stürzen, denn du kannst mit deinen Pflastern Juden und Samaritaner beisspringen.

„Auch das kann ich!“

— Mehr verlang' ich nicht, als dein Wund- und Scheermesser. Der Degen und Spieße haben wir genug, ohne dich. Allenfalls deine Feder nimm mit dir. Es gibt zu schreiben.

„Nein, Abdrich, für diesen tollen Aufruhr versprich' ich weder Blut noch Linte. Schwert und Feder haben ungleiches Gewicht; wisse jedoch: ein Schwertstreich kann wohl Fleisch und Knochen

*) So nennen die reformirten Landleute der Schweiz den pfälzischen Katechismus, den 1562 Ursinus zu Heidelberg geschrieben hatte.

spalten, ein Federstrich aber scheibet Länder und Völker. Ich gehe, wohin du willst, Abdrich, als dein Schutengel. Allein die Feder bleibt daheim!

— Mag's gelten! Hand her! Du weichst nicht von mir! Das Andere wird sich finden.

„Hier die Hand, Abdrich. Das Andere aber suche nicht, denn du wirst's nie finden.“

Fabian gab ihm die Hand, welche der Alte kräftig, doch nicht ohne Lächeln, schüttelte, worin etwas Schalkheit verborgen lag. Abdrich führte ihn darauf mit der Lampe in eine anstoßende Kammer und sagte: „Du wirst ermüdet sein, Fabian. Hier steht dein Bett. Morgen sprechen wir weiter. Epiphantie ist bei meinem Kinde. Störe die Töchter nicht mehr. Gute Nacht!“

Damit entfernte sich der Alte rasch. Fabian trat zum Fenster. Es war noch nicht spät Abends. Die Thalschlucht schwamm im bleichen Mondlicht. Wie ein unferner Strom scholl das Getöse der Lannen im Windzug. Da wankte eine menschliche Gestalt unter Fabians Fenster vorüber. Es war Abdrich, der, in seinen Mantel gewickelt, mit Hut und Degen noch eine geheimnißvolle Nachtreise antrat. Er verschwand bald in die nahen Walbschatten.

37.

Unerwartete Erfüllung.

Fabian, in aller Harmlosigkeit, überließ sich seinem gesunden Schlaf und kam, da es schon eine Stunde Tag war, der Letzte, zur Morgensuppe. Auch Abdrich, reisefertig, leistete Gesellschaft; sprach viel und lebhaft und mit großen Erwartungen von der nahen Volksversammlung zu Gutwyl, der feierlichen Beschworung des Landesbundes und den daraus nothwendig hervorspringenden

Entscheidungen über das Schicksal der gesammten Eidgenossenschaft. „Die Töchter wissen,“ fuhr er fort, „daß du mir Wort gegeben, mein Begleiter zu sein; und kennen beide auch den Preis dafür. Geh', nimm deinen Abschied von der armen Leonore und weibe dich an der letzten Freude, die aus ihrem sterbenden Auge lächelt.“ Der Jüngling gehorchte; der Alte folgte nach.

Beide traten leise in das Gemach der Leidenden, über welches die vorgezogenen Umhänge des Fensters nur dämmerndes Licht zu dringen gestatteten. Epiphanie stand am Bett der Freundin und reichte dem schüchtern herantretenden Liebling schweigend die Hand zum Morgengruß. Er wagte kein Wort. Leonore aber, an erhöhten Hauptkissen in halb sitzender Lage, streckte ihm mit himmlischem Lächeln den Arm entgegen, und indem der Wiederglanz innerer Freude die blassen Wangen der verschämten Kranken, wie der letzte Abendstrahl der Mai-Sonne den reinen Schnee der Alpenfirnen, röthete, sagte sie mit matter Stimme: „O Fabi, lieber Fabi, du findest mich noch. Gottlob, daß dich mein Auge noch einmal sehen darf, eh' es bricht. Gib mir deine Hand, Fanelli!“

Epiphanie reichte ihre Hand. Leonore legte sie in die des Jünglings, sah mit neuem Erröthen und Lächeln zu beiden empor und sagte: „Meine Seele segnet euch! Vor Gott betet sie für euer Heil. Ich werde oft bei euch sein.“

Fabian und Epiphanie standen stumm und mit thränengefüllten Augen da. Leonore bemerkte es, lächelte zärtlich das Paar an und sagte: „Ich weine nicht mehr. Ihr habt noch Thränen. Die Freude weint auch; die Seligkeit nicht. Das Leben ist schön, doch nur Schatten, — Schatten des Ueberirdischen.“

Sie sprach mit leiser, aber fester Stimme. Es war die Stimme eines Engels über seinem Leichnam. Ihr Haupt schien von Heiligenglanz umflossen; ihre Miene hatte den Ausdruck jener innern Wonne, die man in den Zügen der Verstorbenen, wenige Stunden nach

ihrem Ausathmen, wahrzunehmen pflegt. Epiphanie und Fabian, gleichzeitig wie von unsichtbarer Macht genöthigt, knieten vor Eleonorens Bett nieder und küßten die kalte, blasse Hand der schönen Sterbenden. Adrichs Herz bei diesem Anblick brach. Er stoh stilljammernnd aus dem Gemach in eine Einsamkeit.

Es waltete langes Schweigen. Die Knietenden wagten nicht einmal laut zu seufzen. Endlich sagte Eleonore: „Nimm mir die harten Ringe wieder von den Fingern, Fanelli. — Dir den einen; dir, Fabi, den andern! Traget sie zu meinem Gedächtniß.“ — Und nachdem der rührende Befehl erfüllt war, lächelte die Selige und sagte: „Geh! es ist Zeit! es ist Zeit! Ich bete für euch.“

Epiphanie und Fabian standen auf. Welche küßten die blassen Lippen der Jungfrau, die nur mit stilllächelndem Blick antwortete. Dann verließen beide das Zimmer leise, in welches, zur Pflege der Dulderin, eine der Mägde eintrat. Epiphanie führte aber ihren Freund in ihr Gemach und sagte: „Fabi, also mußt du schon wieder von hinnen mit dem Dohm? Er hat mir Alles gesagt und mir erlaubt, dich und ihn bis Kulm hinab zu begleiten. Fabi, du gehst ohne Gewehr, und es ist böse Zeit, unsichere Straße. Wache über dein Leben, denn es ist ja auch mein Leben, und kehre bald wieder.“

Nach diesen Worten sprang sie zu einer beinahe fünf Schuh langen, mit rothem Tuch und schwarzem Leder zerstück beschlagenen Kiste, wie dergleichen damals in reichen Bürgerhäusern zum Nutzen und Schmuck der Gemächer standen. Dicht aneinander in Streifen oder blumenartigen Bindungen zusammengereimte Messingknöpfe zahlloser Nägel des Deckels oder der Seiten, bildeten daran den vornehmsten Prachttheil. Epiphanie öffnete mit dem Schlüssel den Kasten, und nahm daraus ein breites Schwert, dessen Handgriff mit Silber angelegt, so wie das Gehenk mit Silber gestickt war. „Sieh' Fabi,“ sagte sie, indem sie ihm das Degengehent

über die Achsel warf, „ich will dich rüsten. Ich gebe dir das Einzige, was mir aus dem Erbtheil meines unglückseligen Vaters geblieben ist, dessen ewiger Grabstein der hohe Rath geworden.“ Sie drückte bei diesen Worten den Griff des Schwertes an ihren Mund und fuhr fort: „Diese Stelle ist durch seine Handberührung heilig.“

— Und mir durch deine Lippen! sagte Fabian: Ich werde es für keine ungerechte Sache entblößen.

„Weh' dir, Fabi, wenn du das könntest! Ich weiß vom Dheim, daß mein Vater, er soll heftigen Gemüths gewesen sein, einst im Irrthum fehlte, und einen Mann mit Unrecht erbitterte. Da riß ihm dieser das Schwert aus der Scheide, um ihn damit zu durchbohren. Fabi, ich erzähle dir's nicht vergebens. Seitdem ich die Geschichte gehört hatte, blieb in mir ein Glaube, an diesem Schwerte hänge eine geheime Bestimmung.“

— Und welche?

Es sei seinem eigenen Besitzer gefährlich, wenn er sündigt. Ich selbst bin schon von der Schärfe der Klinge einmal verwundet worden; es schien zwar damals, wie bloßer Zufall; — aber, Fabi, ich wußte wohl, wie ich mich vorher schwer an Gott und Menschen vergangen hatte. Fabi, traue meiner Ahnung. Es gibt keinen Zufall, weil ein Gott ist. Und glaub' es, Fabi, in der Menschenbrust klingt und weissagt, wenn man aufhört, zu wollen eine Stimme, die nicht Menschenstimme ist.“

Sie plauderte dies und mehr noch so ernst und festgläubig, und sah dabei mit den Himmelsaugen so flehentlich und zärtlich zum Jüngling auf, daß dieser gegen die Schwerterstimme aus Epiphaniens Brust nicht das Mindeste erwidern konnte und wollte. Er reichte ihr die Hand und sagte an die Waffe schlagend: „Dem Unrecht Kreuz, dem Rechte Schutz!“

In dieser Unterredung wurden sie durch Kennell's Eintritt ge-

hört, welches ihnen ankündete, daß Abdrich mit Ungeduld vor der Hausthür harre. Kenneli selbst deutete schweigend durch ihr sonn- und festtägliches Kleid an, daß sie der Gesellschaft folgen werde, um Epiphanten wieder ins Moos zurück zu begleiten. Man ging hinab und trat sogleich den Weg niederwärts durchs Thal an. Abdrich schritt stumm mit weiten Schritten voran. Hand in Hand, im ununterbrochenen Gespräch, eilten ihm Fabian und Epiphantie durch Gebüsch und Wiesen nach. Deselben blieb Kenneli eine Strecke zurück, und verkündete die lange Weile mit Sammeln bunter Feldblumen, die sie rechts und links am Wege pflückte und in kleine Sträuße band. Wellchen und Ragglöckchen bestimmte sie Epiphanten; Malbanemonen und duftige Traubenhyacinthen dem schönen Jüngling; einen pfirsichblüthenen Zylandfengel dem Abdrich, sie wußte, den liebte er; sich selbst heftete sie die blaßgoldigen zarten Primeln vor den Busen, die, wie manchmal auch sie, das Köpfchen hingen.

Nur zu schnell für die Plaudernden war man an den Ruinen der Trostburg, und an den Leusenthaler Strohköthen vorüber, am Fuße des Steinbergs von Kulm. Abdrich stand still in der Ferne bei den ersten Häusern, der Nachkommenen wartend. Epiphantie hatte Halmen gepflückt; Fabian mußte sie halten, während sie die Enden derselben zum wahrsagenden Ringe verknüpfen wollte. „Aber, Fabi,“ rief sie, indem beide still standen und sie die prophetische Arbeit begann: „denke indeß kein andern Gedanken, als unser baldiges Wiedersehen. Hörst du? Sind alle Halmen zuletzt ein ganzer Ring, so werden wir bald wieder vereintigt sein; hängt aber im größern Ring, wie zwei Kettenglieder, ein kleiner: so sehen wir uns lang, lange nicht. Ach, Fabi, es drückt mich ein hanges Gefühl, und das wird wohl so sein! Denn du mußt Abdrich zu wilden Dingen begleiten. Man spricht ja noch immer

von Krieg. Aber wenn gar zwei getrennte Ringe werden, — — dann steht uns Schweres bevor!“

Sie knüpfte mit den kleinen Fingern die Halmenenden; beide schwiegen. Es trippelte um beide Kenneli herum, den Ausgang ängstlich erwartend. Dann ließ Epiphantie das Verknüpfte auseinander. Es entwickelte sich ein großer Halmenring. „Ach!“ schrie Kenneli laut. Es war ein kleinerer, einzelner zur Erde gefallen. — „Was?“ stammelte Epiphantie erschrocken: „Trennung? Immer? Du nicht wieder heimkehren zu mir? — O Fabi, was deutet es? Dich nicht wiedersehen?“

Wenn gleich das Jur-*Erde*-Fallen des kleinen Halmenringes dem Jüngling unangenehmen Eindruck verursacht hatte, wollt' er doch Alles kindischen Aberglauben nennen. Er lachte und spottete; sie aber schüttelte mit trüben Augen, ohne ein Wort zu erwidern, den Kopf und seufzte endlich: „Du wirst's erfahren, Fabi! Es wartet unser beider großes Unglück. Fabi, geh' nicht mit Abdrich! Fabi, geh' nicht! Er zieht dich in ein schweres Verderben hinab.“

In diesem Augenblick erklangen vom Dorsthurm die Glocken des freitägigen Gottesdienstes. Abdrich, schon weit voraus, kehrte hastig gegen die Zögernden zurück, und ermahnte zur Eile. Indem sie den Weg fortsetzten, schalt Abdrich, da er vom Halmen-Drakel vernahm, die Thorheit seiner Nichte, und sprach: „Ich will dir, Mägdlein, auf der Stelle das Gegentheil aller deiner Kinderträumeri geben.“

„So geh' allein deinen gefährlichen Gang, Dheim,“ sagte Epiphantie, „und laß den Fabi im Moos!“

„Poffen!“ rief der Alte unwillig: „Sollen verständige Männer ihren Rath vom blinden Finger eines Mädchens abnehmen? Kommt ins Dorf.“

Indem sie gingen, vertheilte Kenneli ihre Sträußer. „Warum

thust du das, und gibst ihm die bleichen Todtenblümchen und die Blumen da mit Robergeruch?" rief Epiphanie. Sie nahm Fabians Strauß mit geschwinde Hand fort und gab ihm die Beilichen.

Wie sie unter den lauthallenden Glocken der Kirche waren, lehnte sich Abdrich mit eigenthümlichem, boshaftem Lächeln zu ihnen und sagte: „Dieweil wir doch, wie Fanelli meint, einen gefährlichen Gang thun, so laßt uns ein Vaterunser lang in die Kirche treten.

„Spotte nicht, Abdrich, spotte nicht!“ sagte die Jungfrau ernst und mit dem Zeigefinger warnend: „Du machst das Wirthshaus zu deinem Gotteshaus; laß Gottes Haus einmal dein Wirthshaus werden! Ja, kommet! kommet hinein! Lasset uns, eh' denn wir scheiden, zusammen beten. Und ist Gottes Segen vonnöthen!“

„Dir und Fabian nämlich!“ erwiderte Abdrich. „Der Pfarrer ist bereit, eure Trauung zu verrichten; ich hab's gestern noch spät Abends mit ihm abgethan. Zu anderer Zeit hätt' er mir die Thür gewiesen, wie ein Landvogt; jetzt ist er geschmeidig wie ein Ohrwurm. Treteet hinein!“

Epiphanie erblaßte. Sie wollte reden, aber die Worte starben auf ihren Lippen. Fabian betrachtete verlegen bald den Alten, der ein Kränzlein von künstlichen Myrthen aus einem kleinen Truhe hervorzog und es dem bestürzten Knecht mit dem Befehl reichte, dasselbe auf Epiphaniens Haupt zu heften.

„Nein!“ rief Epiphanie: „Welches Spiel treibst du mit uns?“

Abdrich suchte sie mit Ernst und Güte zu beruhigen: „Willst du Fabian verschmähen, den du lieb hast und den ich dir für immer gebe, weil es der letzte Wille Leonorens ist? Dieser Kranz, du kennst ihn wohl, er ist der Brautkranz ihrer Mutter! Vorell gab ihn mir mit den Worten gestern: Er soll erst auf Epiphaniens Scheitel, dann auf meinem Sarge liegen. Gehorche der

sterbenden Schwester. Sie reichte euch ihre Silberringe nicht eitler Weise.“

Epiphanie stand bleich, bebend und wortlos da. Der Kranz war schon auf ihrem Haupt. Sie warf einen klagenden Blick zum Himmel und faltete die Hände stumm zusammen.

„Du hast uns überraschen wollen in deiner Art, Abdrich,“ sagte der Jüngling, „aber du hast uns betäubt. Nein, Fanell, zittere nicht! Nimm den Kranz aus den Haaren, und geh' frei ins Moos heim. Ich will dich von dir allein, nicht durch Willen eines Lebenden oder Sterbenden, nicht durch List oder Gewalt. Geh' frei zurück; Abdrichs roher Streich gegen unsere Herzen hat mich erschüttert, wie dich. Aber in meinem Schrecken wachte eine Freude auf; in deinem nur Verzweiflung. Ich binde dich los von dem Gelübde, das du mir auf der Pampf gegeben. Sei jedes Andern, wenn du schaudern mußt, ewig allein mir zu gehören.“

Sie betrachtete ihn mit traurigem Blick, in welchem ein Vorwurf lag, als wollte sie sagen: Wie kannst du also reden, Fabi?

„Kehr' heim, Fanell,“ fuhr er fort: „Du bist frei. Ohne deinen Frieden hab' ich keine Seligkeit. Ich will dich nie anklagen. Du wurdest auf grausame Weise durch Abdrichs Einfall überstimmt. Wir kennen den Dheim! Er scherzt mit dem Heiligsten in roher Art; er steht dort nur Mauer und Thurm, wo wir die Kirche und die Ewigkeit vor uns sehen. Du kannst mir deine Hand nicht geben; dein Erzittern und Erblassen haben dich losgesprochen.“

Er sagte dies mit bebendem Tone und bleicher werdendem Antlitze. Epiphanie warf einen stummen Schmerzensblick auf ihn, ergriff aber seine Hand und ging langsam, das Haupt auf die Brust gesenkt, den Blick zur Erde gewandt, vorwärts mit ihm zum Kirchhof, zwischen frischen Gräbern hin; dann in die kleine, schmutzlose Kirche.

„Epiphanie!“ rief Fabian leise, indem er unter der Kirchentür.
34. Nov. IV.

psorte stehen blieb und seine Führerin mit einem zweifelhaften Blick voller Bangigkeit und Freude ansah.

„Fabi!“ sagte sie gefaßt: „tritt mit mir vor Gottes Angesicht!“

Sie schritten durch den mittlern Gang, zwischen den zerdeslofen, grob aus Holz gezimmerten, vom Alter und Gebrauch glänzend gebräunten Bänken, zum Taufstein. Adbrich und Kenneli folgten; jener trat mit Fabian zur Rechten, diese mit Epiphantien zur Linken. In den Eizen der Kirche hatte die Andacht nur wenige alte Leute versammelt, die nun Zeuge einer unerwarteten Feierlichkeit wurden. Der Pfarrer erschien; die Glocken verstummten. Die Trauungsgebete ertönten. Die Ringe und das Jawort wurden gewechselt. Man ging zu den Eizen der Zuhörer zurück, um noch das Gebet des Geistlichen auf der Kanzel anzuhören, mit dem die heilige Handlung geschlossen ward. Epiphantie, auf den Knien, in sich selbst zusammengefunken, verloren in der Inbrunst des Lebens zu Gott, vernahm weder das heilige Wort, noch das Schweigen des Mannes auf der Kanzel. Das Geräusch derer, welche die Kirche verließen, störte sie nicht. Lange harrten ihre Begleiter schweigend oder stüßend neben dem Geistlichen, der sich zu denselben begeben hatte. Endlich erhob sie sich, und trat zu den Wartenden mit einer Miene, welche verrieth, daß sich ihr Geist noch nicht ganz in das Gegenwärtige zurückgefunden habe.

38.

T r e u n n g.

Schweigend, nachdem die Neuvermählten noch die frommen Glückwünsche des Geistlichen empfangen hatten, gingen sie mit einander durchs Dorf zurück und über die Wiesen rechts zum Steinberg, den Fußweg, den sie gekommen waren. Jeder hing eigenen

Gebanken nach. Abdrück, düster voran, minder mit der Gegenwart als Zukunft rechnend, murmelte zuweilen einzelne, unverständliche Worte vor sich. Fabian blinnte von Zeit zu Zeit still beobachtend auf Epiphanie. Was seit einer Viertelstunde vor dem Taufstein der Dorfkirche verhandelt worden war, hatte seinen Gemüthszustand unverändert gelassen, wie er gewesen, und schien an den alten Verhältnissen zu der Jugendspielen nichts geändert zu haben. Der Abend auf der Dampf war für ihn mit weit höherer Feierlichkeit geschmückt gewesen; die kirchliche Trauung hatte ihm nur die Gestalt einer trockenen Förmlichkeit und Uebung oder einer bürgerlichen Anerkennung dessen gehabt, was sich schon von selbst zwischen beiden Herzen gethan.

Ganz anders aber stand das Geschehene in Epiphaniens Seele. Ihr hatte nicht der Pfarrer, sondern der ewige Gott gesprochen für die Ewigkeit; das Jawort war kein öffentliches Geständniß, sondern der furchtbarste Eid gewesen, den sie vor dem Throne des Allerhöchsten abgelegt; das Wechseln der Ringe das Auswechseln der Seelen, das Ende des Sichselbstgehörens. Sie hatte Fabian geliebt. Die Liebe war geblieben, aber vom Irdischen ins Ueberirdische gehoben, nun Gottesache geworden. Sie selber begriff nicht, woher sie Kraft empfangen, Majestät und Gewalt eines Augenblicks zu ertragen, der, ihr ganzes Schicksal drehend, erhabener als ihr gesamtes Leben prangte. Sie mußte Einzelheiten der ganzen Begebenheit in ihrem Gedächtniß wiederholen, um deren Wirklichkeit zu glauben.

Während dessen trippelte Kennell dem jungen Ehepaar nach, mit sehr weltlichen Gedanken beschäftigt. Diese Vermählung, Knall und Fall, ohne Vorbereitung, ohne Nachgeschmack, ohne Kranz und Tanz, diese Hochzeit ohne Hochzeit, diese Brautleute in Haus- und Reisfelldern, — dies Alles hatte anfangs nur ihre Verwunderung, nachher völlige Mißbilligung, zuletzt die Ueber-

zeugung bewirkt, das sei Winkelheirath, vor Gott und Menschen ohne Gültigkeit. Wenn sie ihren eigenen alten Sonntagrock, ihr abgetragenes Wamms betrachtete, mußte sie nothwendig über die unerwartete Ehre derselben lächeln, Brautjungfernschmuck geworden zu sein.

Als man zur Waldspitze am Fuß des Steinberges gekommen war, von wo der schmale Pfad sich in den Matten zum Fahrweg gen Dürrenäsch schlängelte, hielt Abdrich still und mahnte an die Trennung. „Ich hoffe,“ sagte er, „ihr werdet mit mir zufrieden sein. Alles ist abgethan nach Wunsch; kurz und gut!“

Fabian entgegnete: „Ich weiß nicht, ob gut, aber kurz gewiß! Gethan ist's, wie es der Plazregen auf durstigem Felbe endet, der, was nicht verborrt ist, zu Boden schlägt. Dich plagt ein eigenes Geschick. Selbst das Almosen, welches du gibst, überstimmelt zwischen deinen Fingern sogleich mit giftigem Grünspan; und die Freude, die du bringst, kommt mit keinem Lächeln, sondern mit Entsetzen und Schrecken, wie Unglück, daher.“

„Mag sein, Bursch!“ sagte der Alte düster: „Aber ich wünschte wenigstens, du verständest, mir besser zu danken.“

„Zürne nicht!“ rief der Jüngling gerührt und reuig, indem er die Hand des Alten ergriff und an seine Brust drückte: „Ich danke dir dennoch. Du hast mich zu deinem Nessen gemacht, ich aber will dich zu meinem Vater machen. Ich werde dir folgen, wohin du winkst. Leb' wohl, Fanell; gedenke seiner und meiner in Liebe und Gebet. Ich gehe mit dem Dheim.“

Epiphanie, als hätte sie sich aus den Ereignissen dieser Stunde noch nicht ganz wiedergewonnen, betrachtete den Dheim und den ihr vermählten Jüngling mit träumerischem Nachdenken und sagte: „Was treibet ihr Beide mit mir? Wohin wollet ihr, ohne mich? Was beginnet ihr?“

„Abdrich erwiderte sanft: „Wir wandern gen Gutwyl. Geh'

heim, Kind, bewache das Haus und pflege deiner kranken Schwester, wie du mir's angelobt hast."

"Was denn? Wie redest du, Abdrich?" rief Epiphanie: "Bin ich nicht das Weib dieses Jünglings, dessen Schwester ich noch am Morgen war? Wie willst du scheiden, was Gott verbunden hat? Ich habe einen Schwur gethan vor dem Himmel, der alle Eide löset, und ein Gelübde, neben dem kein anderes mehr gilt. Und hätt' ich Vater und Mutter auf Erden, ich müßte Vater und Mutter verlassen dieses Mannes willen."

Der Alte schüttelte heftig den Kopf und sagte: "Schweig, Thörin, und versäume uns nicht durch deine Grillen. Wir thun einen Gang, den kein Weib gehen darf."

"Das sei Gott geklagt!" schrie Epiphanie mit schmerzvoll zum Himmel gerichtetem Blick und auf die Brust gedrückten Händen: "Ich kenne deinen Gang, es ist der Gang in den Abgrund! Du schleppst den Schullosen mit dir hinunter und führst ihn aus der Hölle nicht wieder zurück. Ich bin einem Todten vermählt worden, keinem lebendigen Manne; Braut, Eheweib und Wittve bin ich in der nämlichen Unglücksstunde geworden. Du hast ihn und mich betrogen, Abdrich; wie wirst du dein frevelhaftes Spiel vor dem Angesicht dessen verantworten, vor dem du mich in dieser Stunde ihm geweiht hast?"

Fabian schloß mitleidig die Hand der Wehklagenden in seine Hände und suchte sie durch einige Trostworte zu beruhigen. Abdrich schien die Gebuld zu verlieren, lief einige Schritte davon und wieder zurück und sagte ärgerlich: "Mit weichehzigem Weiberg und hartmäuligen Roffen bringt's keiner zum Ziel. Fort, Fabian, und Woll' in die Ohren! Sie wird sich wieder trösten, wenn wir hundert Schritte von ihr find. Ich kenne die Weiber; sie lachen die nämlichen Thränen, die sie weinen, und drehen, wie den Rücken, ihren Sinn."

Anwillig erwiederte Fabian: „Du bist ein feiner Maler, Abdrich; wenn dir die Engel nicht gerathen, machst du Teufel daraus. — Kanell, fasse dich. Wir kehren bald zurück. Ich beschwöre dich, brich mir das Herz nicht durch deinen Jammerblick. Nur noch ein einziges Lächeln gib mir zum Valet.“

„Wie soll ich neben deiner Leiche lächeln, Fabian?“ senfte sie: „Du kehrt nicht wieder, glaube mir, nimmer kehrt du wieder. Denkst du nicht mehr an die verhängnißvollen Kränze, die auseinander fielen, eh' wir zur Trauung traten? O Lorell's weilsagender Gesang!“

„Kindereien!“ fiel ihr Abdrich in die Rede: „Schäme dich; eine junge Frau muß nicht alten Weibertröbel feil haben. Es geht im Leben nicht Alles nach Wunsch, auch wenn's zum Besten geht. Du mußt dich aus Unglück gewöhnen, denn es gewöhnt sich an dich. Du weißt wohl, man rutscht nicht auf Sammetkissen ins Himmelreich hinein. Also, gehab dich wohl; grüße meine kranke Heilige. Ich führe dir dein Männlein über ein Kleines wieder zu.“

Epiphantie verneinte mit einer Bewegung ihres Hauptes, ohne zu antworten. „Was gilt die Wette,“ rief der Alte: „ich bring' ihn dir, wenn du uns am wenigsten erwartest, und ich richt' euch eine Hochzeit aus, wie sie noch kein Werner Landvogt prächtiger gehabt!“

„Du bringst ihn nie wieder, Abdrich; du nicht!“ senfte die Neuvermählte: „Es ist sein Loos gefallen, und das meinige mit dem seinen. O rede nicht vom alten Weibertröbel! Hast du den Gesang vergessen, den unsere Seherin zu meinem Geburtstage sang?“ — Mit warnender Stimme fuhr sie fort:

Vom rosenfarb'nen Munde
Erlischt die Lebensgluth.
Des Jünglings Purpurwunde
Verhaut das Gras mit Blut.

In spät eist deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrer Schilfe,
Sein Kissen ist der Stein.

Abdrichs Gesicht verdüsterte sich bei diesen Worten auf schreckhafte Weise, indem er den Kopf zur Brust niederhängen ließ. Endlich fuhr er rasch in die Höhe und rief: „Hat's der Satan aufs Dacklen angelegt, muß ihm der Engel selbst die Pechpfanne füllen. Fort, fort, ich brauche meinen Verstand noch ein paar Tage oder Wochen, dann will ich wahnsinnig werden! — Ade, Fanelli, ade!“ Bei diesen Worten küßte er die Stirn der Jungfrau, drückte ihre Hand, ging davon und rief: „Mir nach, Fabian!“

Der Jüngling wollte seiner Freundin das Lebenswohl sagen. Er konnte nicht reden. Beider Hände lagen fest in einander. Er lehnte seine Stirn an die ihrige. So standen sie lange schweigend da, zitternd, thränenlos. Kenneli warf sich unter einer alten Eiche nieder, verbarg ihr Gesicht auf dem Erdboden im Grase und weinte überlaut. Sie hörten beide nichts vom mitleidigen Jammer des Mädchens.

„Laß Gott walten und die Welt unter uns vergehen!“ sagte Fabian: „Wenn dich auch mein Auge nicht sieht, bin ich doch allezeit mit dir beisammen. Uns kann nichts mehr von einander scheiden, nicht Welt, nicht Grab, nicht Gewalt der Hölle, nicht Ewigkeit. Der Allmächtige ist unser Vater, und seine Liebe hält uns mit gleichem Arm umfassen. Sei standhaft, du Tochter Gottes! Dein Schmerz ist ein Zweifel an seiner Weisheit.“

— Nein, o nein, kein Zweifel, Fabi, sondern der Wiederklang seiner unendlichen Liebe in meiner Brust, mit der ich lieben muß. Nur das Irdische in mir will verzagen; aber hat Er uns nicht das Herz gegeben, daß es blute, und das Auge, daß es weine? Laß mich bluten und weinen, denn ich stehe an deinem

Sterbebett; ich bin nicht deine Schwester, deine Braut, dein Weib, sondern deine Wittwe. Habi, ich bin betrübt bis in den Tod; wie reich muß der göttliche Freudenhimmel sein, wenn er die Bitterkeit dieses Augenblicks vergelten will!

„Leb' wohl, Fant!“ rief er vom Schmerze übermannt: „Holt'ern wir uns nicht länger. Bleib' Gott und mir getreu. Leb' wohl!“

— O Habi, sage lieber, stirb! Im Sarge ist mein Wohlleben; nicht über der Erde. Fahre wohl, du theures Licht meiner Seele; nun wird es ewige Nacht. Ich bin noch nicht gestorben, und doch ist Alles schon Grab, und der Himmel nur Schutt über mir. — Wie Gott will, Habi! Wer kann widerstreben? Seine Liebe ist unaussprechlich; aber wie kann das Vaterherz mir so unaussprechliches Wehe anthun? Ach, ich könnt' es nicht, auch dem größten der Sünder nicht könnt' ich's!

Nach einiger Zeit fuhr sie leise fort mit Ton und Geberde frommer Ergebung und Verzichtung: „Fahre wohl, Engel, hin zu den Engeln des Himmels; du siehst mich bald unter ihnen. Flieg' du mir, der Erste, broden entgegen an den Schwellen des Paradieses!“

Er küßte sie stumm. Sie wandte sich von ihm. Er ging oder taumelte einige Schritte ihr nach. Damit wandte auch er sich wieder zurück, um den entfernten Abdrück zu suchen. Aber ihre Stimme rief wieder und er blieb auf den ersten Laut festgebannt. Sie kam und schlug ihren Arm um seinen Nacken, umklammerte ihn fest und sagte: „Soll ich dich sterben lassen ohne den Abschiedskuß? Gib mir deine Augen, daß ich sie mit meinen Lippen zudrücke, ehe denn sie brechen. Und noch einmal will ich meinen tiefsten Seufzer auf diese deine rothen Wangen hauchen, ehe sie im Tode erbleichen wollen. Und sollt' ich undankbar dieses Mundes vergebens, aus dem Brudergeist athmete? — Armer Habi! Lieber

Fabi, weine nicht. Und wenn dich dein Himmel vergißt, Epiphantie vergißt dein nicht."

Jede Stelle seines Gesichts ward küßend von ihr berührt. Dann betrachtete sie ihn noch einmal voll Zärtlichkeit und Verzweiflung, und nun erst ergoß sich ihr Jammer in einen Strom von Thränen. Schluchzend lag sie lange an seiner Brust. Dann drängte sie ihn mit sanfter Gewalt von sich, drehte sich, ohne ihn anzusehen, von ihm hinweg, und ging, ohne einen Rückblick, in die Gebüsche zum Thalgrund nieder. Fabian, in gedankenloser Betäubung, wandte nach entgegengesetzter Richtung.

39.

Der Landtag zu Putwyl.

In der Ferne stand Abdrich wartend. Als der Jüngling zu ihm heran kam, erschrak er fast über dessen blasse und verstörte Miene; aber er empfing ihn ohne Anrede und ging schweigend mit ihm durchs Dorf, das heitere Kulmerthal hinauf. Erst da sie, nach einigen Stunden, jenseits der zerstreuten Hütten von Reinach und Menzikon, die felsige Anhöhe erstiegen hatten, wo sich im Vordergrund eine anmuthige Landschaft von niedrigen Thälern und umhüschten Hügeln ausfaltete und das Riesenbild der Alpenkette im Hintergrund vor ihnen aufsprang, hielt Fabian im Lauf an und sagte: „Ich bin zermalmt in meinen Gebelnen, und die Zunge ist wie ein trockener Scherben.“

Abdrich antwortete: „Hinter den Baumwipfeln, drunten vor uns, steht die Thürme des Stiftes Beromünster. Da soll dich ein gutes Mittagsmahl erquicken.“

„Das ist's nicht, was erquickt!“ erwiderte Fabian und setzte sich vor einer einsamen Bergkapelle, neben der sie standen, auf die

Steinbank an die Pforte derselben: „Barum Beromünster, Abdrich? Wollten wir nicht über St. Urban, den Abt zu sehen?“

„Ich behalt' ihn für den Rückweg vor!“ versetzte Abdrich: „Jetzt will ich horehen, welches Lied hier zu Lande die Vögel pfeisen im Luzernergebiet. Gehl's dem Christen Schybi, so ist Alles gefehlt; schlägt der Hagel in die Küche, schlägt er ins ganze Haus. — Bist du ermüdet, ruhe aus und folge mir bald. Ich geh' indessen voran in den Flecken und bestelle das Mittagsbrod.“ Da Fabian nichts erwiderte, stieg der Alte den Berg hinab.

Fabian blieb auf der Bank und warf den Blick auf die Hochgebirge, welche über der vorliegenden Hügelwelt in der Luft zu schweben schienen; rechts die majestätische Pyramide des Pilatus, finster, wie eine breite Wetterwolke über den schwarzen Wäldern der Tiefe, links den Bergkönig Rigi, von dessen kahlem Rücken die Felslager schräg und streifig herabfloßen, wie ein farbiger Talar, den er nachschleppt; inmitten beider die ätherische Silberstraße der Gletscher am fernen Himmel von Uri. Dies, und zu seinen Füßen die in leichten Hügeln und Thälungen wallende Landschaft, deren tiefes Grün der Nähe, je mehr es sich entfernte, in matte Perlenbläue zerrann, mahnte ihn an die ähnliche Fernsicht auf der Wampf, an die Augenblicke des höchsten Leidens und Entzückens, die ihm dort der Engel seines Lebens gegeben hatte. Diese Erinnerungen erweichten sein vom Schmerz erstarrtes Herz. Er rief Epiphaniens Namen und fand Thränen. Er überließ sich ohne Hemmung dem Ausbruch seines ganzen Jammers bis zur Erschöpfung, und fand erst in dieser wieder Ruhe, Stärke und die alte Entschlossenheit. Aber seine Ruhe glich der Stille einer Wüste, durch welche der Wanderer mit Verzichtung auf das Leben fortschreitet.

Der Südwind kühlte und heilte wehend seine brennenden Augenlieder. So ging er hinab zum Flecken Münster, dessen bescheidene Gebäude sich vor dem alterthümlichen, reichen Stift hinlagerten,

wie Knechte vor ihrem Herrn, den sie mit Frohndiensten beglücken. Abdrich stand auf der übrigens menschenleeren Gasse, von einem Haufen horchender Bauern umringt, denen er mit heiserer Stimme die Nähe großer Ereignisse verkündete und Muth zu den äussersten Wagnissen predigte, damit Schweizerfreiheit siegreich in allen Thälen zwischen Alpen und Jura werde. Sobald er aber seines Reisegefährten ansichtig ward, brach er ab, und führte diesen ins Wirthshaus zur Mahlzeit. Das dunkle Zimmer füllte sich bald mit hoch- und trinklustigen Gästen, die anfangs nur schweigend oder flüsternd die beiden Fremden beobachteten, bald nach und nach lauter wurden, und, durch einzelne Flüche über das fette Kollegiatstisch, Abdrichs Aufmerksamkeit an sich zu locken suchten. Fabian beobachtete die Schreier wenig; er stürzte einen Becher Weins um den andern hinunter, sich zu betäuben. Abdrich beachtete sie um so schärfer, er trank nur Wasser.

Auch bei Fortsetzung der Reise kümmerte sich Fabian wenig um das, was geschah. Abdrich hingegen war von sechs bis acht rüstigen Männern begleitet, mit denen er abwechselnd Unterredung pflog. Ihre seltsamen, verschiedenen Trachten verriethen, daß sie aus sehr verschiedenen Gegenden des Landes gekommen waren. Die einen trugen kurze Wämme, weite Fäلتelhosen; die Andern große runde Filzhüte, lange rothe Röcke, rothe Westen, deren Schöße bis zu den Knien reichten, und die Schuhbündel mit breitem, rothgefärbtem Umschlagleder bedeckt; wieder Andere hatten den kleinen Strohhut mit rothen, grünen, gelben Bändern, die Röhre des Fäلتchens mit bunten Schnüren verziert. Und, wie die Trachten, bezeichneten auch die Mundarten das Herkommen aus verschiedenen Thälern.

Der Weg ging über den Berg nach Sursee hinab und ohne Raft bis in die Nacht am kleinen, schiffigen Mawensee entlang, von Thal zu Thal über die Berge, bis zum Städtlein Willisau.

Von Zeit zu Zeit zwar hatte Abdrich bald diesen, bald jenen seiner Begleiter mit geheimen Aufträgen nach allerlei Richtungen versandt; aber mehr noch, als er verschickte, riefen unterwegs von verschiedenen Seiten wieder zu ihm. „Gelobt sei Jesus Christ!“ und „Grüß euch Gott, ihr Mannen!“ schollen die Grüße katholisch und reformirt durch einander. Der laute Handschlag erfolgte darauf von Mann zu Mann und die Losung Aller ward Gutwohl und Bundesversammlung. Abdrich und Fabian fanden im engen Städtlein Willisau kaum Nachtherberge; so groß war das Gedränge der Leute, die aus allerlei Gegenden zum ausgeschriebenem Landtag herbeiströmten.

Beim ersten Hahnenschrei des folgenden Morgens war Abdrich schon wach, und rüttelte er Fabian aus dem Schlafe. Den Alten hatte die Gegenwart des verhängnißvollen Tages, die Nähe entscheidender Schicksale, um einige Jahrzehnde verjüngt; den Jüngling hinwieder die Gewalt der Erfahrungen, die in den letzten Tagen sein Gemüth erschüttert, um einige Jahrzehnde ernster gemacht.

So schritten sie, in entgegengesetzten Stimmungen, durch die schlafenden Gassen der Stadt und durch das gethürmte Thor hinaus. Ein Waldkranz von Bergen und Hügeln umfing sie, deren Fuß die Wellen der eilenden Wigger neigten. Links leuchteten goldbraun die Tannen auf der Spitze des finstern Williberges; rechts im ersten Sonnenstrahl, vom schroffen Schloßhügel herab, die Trümmer der alten Zwingherrnburg Castelen, deren hohes, vierecktes Gemäuer röthlich aus dem Schooße eines hohen Buchenhains hervorstieg. Der Weg schlängelte sich durch stille Waldthäler zwischen schattigen Hügeln. Das Auge entdeckte nur selten, an den Abhängen der Anhöhen, eine einsame Bauernhütte, mit Schindeln bedeckt, von rohbehauenen Tannenstämmen erbaut, denen Luft und Wetter die graue Farbe der Demuth, als Zeichen innen wohnender Dürftigkeit, gegeben hatte. Schon das Äußere ver-

kündete, daß dem Vieh und dessen Futtervorrath der größere Raum des Gebäudes angehörte, während der menschlichen Familie ein enges Gemach mit Bett und Ofen, als Schlafkammer, Küche und Wohnung zugleich, genügen mußte.

Nach einigen Stunden endlich traten die Wanderer aus den Wäldern hervor in eine weite sonnige Ebene, in die Almend des Städtleins Gutwyl, welches sich im Hintergrund, wie ein grauer, verwitterter Schutthaufen, erhob; links und rechts schwoh die Thälung, welche vielleicht in der Urzeit Bodenfläche eines kleinen Landes gewesen, zu anmuthigen Hügeln auf. Einzelne Schwärme von Bauern standen zerstreut in den Wiesen umher; andere kamen aus Gutwyl hervor, andere zogen aus verschiedenen Richtungen erst dahin. Wenn man aber aus der Tiefe, wo sich der wilde Langletenbach in die Sandfelsen eingegraben hat, zu den wenigen Gassen und hölzernen Häusern des Städtchens hinaufstieg, fehlte es der Menschenmenge fast an Raum, sich zu bewegen. Wohl nie seit Erbauung des Ortes, war eine so große Zahl Volks aus allen Gegenden der Eidgenossenschaft hier gesehen worden, und Fabian fürchtete nicht ohne Grund den allgemeinen Zusammensturz der Gebäude. Denn diese, von auf einander liegenden Baumstämmen errichtet, ruhten mit ihrem Stockwerke und dem Schindeldache nur auf hölzernen Pfeilern gegen die Straße. Zwischen dem Erdgeschoß mit der Hausthür, und den Pfeilern, bildete der Raum eine Art Halle oder niedriger Laube.

In eines dieser Gebäude, welches sich, als Gemeinbehau, nur durch seine Größe von den übrigen unterschied, wurde Abdrich von einem seiner Bekannten geführt, dem er zufällig begegnet. Vor dem Hause hielten sechs Hellebardirer Wache. Erst nach besonderer Meldung, auf welche ein wohlgekleideter Landmann aus dem Hause erschien, ward der Eintritt für Abdrich gestattet, aber Fabian zurückgewiesen.

In einem langen, niedrigen Saale, aus dessen Mitte ein hölzerner Pfeiler die Decke unterstützen half, sah Adrich mehrere wohlbekannte und fremde Gesichter um einen wohlgekleideten Herrn versammelt, der in gebrochenem Deutsch zu ihnen sprach. Adrichs Ankunft unterbrach einige Augenblicke das Gespräch; denn Klaus Leuenberg, Adam Zeltner, der Untervogt, der greisse Ulli Galli, auch Christen Schybi von Escholzmat und sein Gefährte Stürmli aus dem Entlibuch traten dem Kommenden mit Gruß und Handschlag entgegen, und verdeuteten, mit einer Wichtigkeit in der Miene, daß man eben mit dem Geheimschreiber des französischen Botschafters, Herrn de la Barbe, Marquis de Marolles, im Verhandeln begriffen sei.

Sobald die Stille hergestellt war, nahm der Franzose, der sich indessen die breite, mit den feinsten Spitzen umsäumte Halskrause über die Achseln gezupft hatte, den Faden der Rede wieder auf, und sagte: „Meine Herren, ich habe eure Resolution vernommen. Sie scheint mir sehr loyal, aber, mit eurer Erlaubniß, nicht politisch zu sein. Ihr begreift leicht, daß bei allem Wohlwollen des Herrn Ambassadeurs für euch, er, in seiner offiziellen Note, unmöglich der Tagelohnung der dreizehn Orte Dementi geben konnte. Ihr werdet nicht zweifeln, ich kenne den Inhalt der Depesche, die ich überbringe. Der Herr Marquis rath darin offenkündig von aller Gewalt und Revolte ab, und er ermahnt, wie er in seiner Position muß, zu einem billigen Vergleich mit euern Herren und Obern. Wollet ihr nun erst den Brief vor den tausend Leuten erbrehen, die ich hier im Städtlein zusammenlaufen sehe, so wird die Vorlesung den übelsten Effect productiren. Man wird am guten Willen des Herrn de la Barbe zweifeln, und ihr macht euch, wie ihm, den Weg zur Intervention und Mediation Sr. Majestät des Königs, meines Herrn, unmöglich.“

Leuenberg, nach einer höflichen, doch leichten Verbeugung, er-

wieberle: „Die großmüthigen Absichten und Gesinnungen des Herrn Ambassadors, wie Ihr sie uns eröffnet, sind der höchsten Ehren werth. Jedoch sind wir pro tempore nur Sprecher des Volks, nicht dessen Häupter. Wir dürfen und sollen vor demselben keinerlei Geheimniß halten; können ohne dessen Willen auch nichts verrichten, und ohne dessen Vollmacht etwas verfügen.“

„Mais pourtant Messieurs!“ fiel ihm der Gesandtschaftsschreiber in die Rede: „Ihr seid hier zu Lande wunderliche Leute. Seid ihr die Sprecher, so seid ihr die Häupter; denn in aller Welt ist der Mund immer am Kopf. Kurz, meine Herren, reflektirt über die Sache. Es ist eure Affaire, und nicht die des Ambassadeurs.“

Hier nahm Schybl das Wort und sagte: „Es ist auch nicht unsere, sondern des Volkes Sache, darum muß die Gemeinde entscheiden. Im Uebrigen aber scheint der Herr Ambassador doch, wenn ich Euch ganz verstanden habe, einzusehen, daß das Recht auf unserer Seite sei?“

„Und gesetzt nun, es wäre?“ entgegnete der Gesandtschaftsschreiber etwas verdrießlich: „Das ist schon besprochen. Ihr repetirt kontinuierlich das alte Lied, und die Diskussion erreicht kein Ende. Wenn das Recht immerbar siegte, wären keine Armeen, keine Flotten, keine Festungen nöthig auf Erden.“

„Ihr wollt sagen,“ fiel Leuenberger ein, „das Recht muß Speer und Schild führen, und an seiner Seite die Stärke sehen. Wohl-an, zweifelt nicht, der Arm unseres Volkes ist gewaltig genug, sein Recht zu behaupten.“

„Tout doucement!“ rief der Unterhändler: „Wenn Recht und Stärke Alles wären, würde kein Stier mehr zur Schlachtbank geführt werden. Der Stier hat heiliges Recht zum Leben und größere Stärke, als der Mensch. Klugheit aber wirft ihm das Seil um die Hörner. Versteht ihr mich?“

Der Untervogt von Buchstien erhob nun die Stimme und sagte:

„Ihr Herren, der Fall ist einfach und klar. Wir sollen uns den Rücken sichern, es laufe ab, wie es wolle. An der Gerechtigkeit unserer Beschwerden zweifelt der Herr Ambassador nicht; aber, als königlichem Botschafter an die Eidgenossenschaft, steht ihm nicht zu, dies offiziell zu erklären. Dürfen wir auf seine und seines Königs mächtige Verwendung für uns rechnen: ich frage euch, warum sollen wir sie muthwillig oder stolz zurückstoßen? Warum nicht morgen vor dem versammelten Volk darauf antragen, daß man Ausschüsse nach Solothurn zum Herrn de la Barde schicke, seine Dazwischenkunft zu erbitten? Meinst du nicht, Mooser?“

Bisher hatte Abdrich den französischen Gesandtschaftsschreiber mit unverwandten Blicken beobachtet, der in seiner glänzenden, zierlichen Hoffkleidung neben den Schweizerbauern so sehr, als von ihrem ehrbar-reißen Wesen durch seine Beweglichkeit abfiel. Bald schnellte er mit den Fingern ein Stäubchen vom knappen, schwarzseidenen Wammes, auf dessen glänzendem Grund man große Blumen, Ranken und andere Gestalten eingewebt sah; bald fuhr er mit der Hand spielend über die dicke Kette der kleinen, goldenen Knöpfe des Gewandes nieder; bald drehte er an den Brillantringen der Finger, bald am silbernen Degengriff von durchbrochener und getriebener Arbeit; bald schlug er die über die Finger gefallenem köstlichen Spitzen der Handtrausen über den Untertheil des Hemdes zurück. Eben so beweglich war sein lauerfamer Fuchsblick und das Geberdenspiel seines salben, zusammengeschrumpften Gesichts, über welches in einer Kette von Jahren so viel Leidenenschaften ihren Weg genommen zu haben schienen, daß man in den zurückgelassenen Fußspalten derselben keine einzige mehr mit Bestimmtheit unterschied.

„Fragst du mich?“ sagte Abdrich zu Adam Zeltner gewandt: „Dir ist's schon um den Kopf hange, daß du ihn in Sicherheit bringen und unter den Mantel des Ambassadors verstecken willst.

Wer im Hausstreit den Fremdling zum Vermittler anruft, macht den Fremden zum Herrn im Hause und verkündet seine Furcht und Schwäche. Die alten Eidgenossen, wenn es Freiheit galt, hatten keine Vermittler bei Morgarten und Sempach, als ihren Gott und ihr Schwert. Thor, meinst du, wenn Völker mit Obrigkeit reichten, die Könige werden ihres Handwerks vergessen und den eigenen Unterthanen und Sklaven mit den Laternen voranzukunden, wo sie Freiheit suchen sollen? Oder glaubst du, der König und sein Volschafter haben nicht schon den Herren zu Bern und Luzern, Solothurn und Basel, eben so höflich, als uns, die Hand zur Vermittlung angeboten? Fürwahr, Keiner verkauft schlechte Waare theurer, als ein Fürst. Der König von Frankreich will zwischen Herren und Bauern vermitteln, um über beide die Hand zu schlagen. Den Herren legt er goldene Ketten und Ordensbänder um den Hals, uns ein häusenes Seil; dann hat er vermittelt und singt ein Te Deum über das verrathene und betrogene Schweizerland.“

Der Geheimschreiber des französischen Volschasters horchte kopfnickend und Vetsfall lächelnd der Rede des heisern Alten und sagte: „Parbleu; Messieurs, dieser alte, gute Mann hat nicht übel gesprochen und meint es redlich. Nur in einer seiner Prämissen ging er irre. Die wahre Politik der Herren Schweizer . . .“

„Mit Erlaubniß,“ unterbrach ihn Abdrich höflich: „die Politik der Schweizer besteht allein im schlichten Muth, Recht zu thun und dann Niemanden zu scheuen. Wir haben zu grobe Häute für die spianenselnen Gewebe der politischen Arglist. Hier ist unser Vaterland, da wollen wir uns frei betten, so gut wir's vermögen, und hat uns Niemand einzureben, er trage eine Kappe oder eine Krone. Wer anders thut und fremde Macht anruft, treibt Hochverrath.“

„Nichtig! Par Dieu, was sag' ich anders?“ antwortete der
3sq. Nov. IV.

Geheimschreiber: „Nur beliebt eines Umstandes nicht zu vergessen. Frankreich ist der erste Bundesgenosß der hochlöblichen Eidsgenossenschaft, und diese hat, im Fall der Noth, das Recht, den Beistand des Königs, meines Herrn, anzurufen. Gesezt, der Beistand würde gefordert; der König ließe seine Truppen in die Schweiz einrücken; ihr hättet versäumt, euch mit dem Marquis de Narrolles ins Einverständniß zu setzen, um von dieser Seite eure Rechte zu sichern; gesezt . . .“

„Alles gesezt,“ rief Abdrich, „so ist Hochverrath gesezt, und dessen sind die Städte noch heut' so fähig, wie vor zweihundert Jahren, da Zürich die Oesterreicher und Franzosen ins Land rief.“

Der Franzose lächelte und nickte ihm wieder Beifall, zog dann aber bedenklich die Augenbraunen weit in die Höhe, und sagte: „Man muß jede Möglichkeit in Rechnung bringen. Wie nun aber, wenn? Zum Grempel, wenn Frankreich sechszigtausend Mann an eure Grenzen schickt, was wird dann das Ende sein?“

Abdrich sagte mit seinem hämischen Grinsen: „Frage der Herr doch in St. Jakob nach; oder vielleicht wird er selbst am besten wissen, wo seine Landolente dort begraben liegen.“

Der Abgeordnete des Herrn de la Varde machte mit komischem Anstande eine Verbeugung ringsum; hob sich dann plötzlich, warf sich stolz in die Brust und sagte mit warnender Hoheit: „Ihr Herren, ich geb' euch Bedenkzeit bis morgen. Bleibt ihr bei euerm Sinn, so wird das Schreiben des königlichen Ambassadeurs vor dem ganzen Volke verlesen. Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Dann schritt er durch die Versammlung und verließ, nach kurzem, trockenem Umhergrüßen, den Saal. Adam Zeltner und einige Andere sprangen ihm nach, ihm mit Höflichkeit das Geleit zum Wirthshause zu geben.

Der ganze Morgen verstrich unter lärmenden und fruchtlosen Berathungen über die Anträge der französischen Gesandtschaft. Nach-

mittags wurden Gesandte der Stadt und Republik Bern angemeldet und vor dem Ausschuss des Landvolks angehört; doch hatten sie eben so wenigen Erfolg von ihrer Bereitschaft, als der Bote des Marquis de Marolles. Diejenigen von den wortführenden Landleuten, welche vielleicht aus Klugheit oder Furcht am aufrichtigsten im Herzen eine Versöhnung mit den Regierungen wollten, schwiegen, um nicht vor dem Volke als feige Männer oder selbstsüchtige Verräther der großen Sache zu erscheinen. Eins hätte ihnen, wie das andere, lebensgefährlich werden können. Die Uebrigen sprachen gegen alle Vorschläge zur Ausöhnung desto lauter, entweder weil sie von der Gerechtigkeit der allgemein in den Landschaften geführten Beschwerden überzeugt waren, und den süßen Verheissungen der Städter mißtrauten; oder weil es ihrem Ehrgeiz behaglich war, als Sprecher des Volks ihren bisherigen Gebietern mit einer Art Gleichheit des Ranges gegenüber zu stehen und, statt ehemaliger Geringschätzung, Achtungsbezeugungen und Höflichkeiten zu erfahren.

Die abgeordneten Patrizier des bernischen Senats hinwieder konnten sich um so weniger überwinden, selbst nur im Aeußerlichen, das Mindeste von der Rolle geborner gnädiger Herren und Obern fahren zu lassen, da man ihnen eben das Recht dazu streitig machen wollte. Auch mocht' es ihrer Klugheit unangemessen dünken, die Würde einer oberherrlichen Stadt durch eine Art furchtsam-traulicher Annäherung gegen Unterthanen, oder gar durch schmeichelnde Worte gegen Rebellen bloßzustellen. Ihr vornehmes Sichherablassen beleidigte nun aber das stolze Selbstgefühl der Landleute weit empfindlicher, als die sonst üblüche väterliche Sprache der Herren; und die Drohworte eines Senats, der inner seinen Stadtmauern nur die eigene Vertheidigung rüstete, mußte wenig Eindruck auf Leute machen, die sich vom Arm und Muth vieler Tausende ihres Gleichen geschützt sahen.

So geschah sehr natürlich, daß die Unterhandlung, welche den Bruch zwischen Obrigkeit und Unterthanen ausgleichen sollte, ihn nur erweitern konnte. Kleinliche Privatschwächen, unbedeutende Nebenrücksichten und armselige Vorurtheile derer, die über Völkerschicksale verhandeln, entscheiden gar gewöhnlich weit mehr zum Unheil und Verderben, als die Hauptsache, um die es zu thun ist.

Niklaus Leuenberg führte das Wort mit größerer Gewandtheit und Würde, denn die bernischen Abgeordneten von einem Manne seines Standes erwartet hatten. Sowohl die Gemeinden des Landes, als auch der Senat der Stadt, betrachteten ihn, wie das Haupt der gesammten, großen Bewegung. Auch war er es selbst gewesen, der in einem Schreiben die Regierung ersucht hatte, Gesandte zum Landtag nach Hütwohl zu schicken, um lieblich mit ihnen das Friedenswerk zu berathen. Ja, er hatte dazu sogar die Männer bezeichnet, welche dem Volke besonders angenehm sein würden, und neben denselben auch zwei Geistliche der Stadt. Aber die fleiß-fromme Beredsamkeit der Gottesgelehrten, welche die Sünde der Empörung mit Bibelstellen zu beweisen und in ihrer schweren Verdammlichkeit zu schildern bemüht waren, versang bei den Trostköpfen so wenig, als die gebietende Sprache der weltlichen Herren, die keine andere Vollmacht zu haben schienen, als Gnade und Verzeihung anzubieten.

Mit höflich-schneuem Achselzucken und bedauerndem Tone erklärte ihnen Leuenberg zuletzt, einen Antrag, wie diesen, müßten die Herren des Rathes und der wohllehrwürdigen Geistlichkeit den versammelten Ausschüssen des ganzen Volks selbst thun. Der Aufstand sei nicht Sache und Werk einiger Personen, sondern eines großen Theils der Nation. Weder er, als Obmann, noch einer der im Saale Anwesenden, hätten das Recht, im Namen der Tausende Begnadigung zu verlangen oder anzunehmen, noch Macht,

das Volk zur Sinnesänderung zu zwingen. Man müsse das öffentlich im freien Felde verhandeln.

Einer der bernischen Rathsherren konnte sich, bei dieser Erwiederung, des aufwallenden Zorns nicht erwehren, drückte das Varet tiefer über die Sitra und sagte: „Run denn, in Gottes Namen, so muß die Sache im freien Felde abgethan werden; aber nicht, wie ihr meint, mit dem Worte, sondern mit dem Schwerte. Warum habet ihr uns frecherweise hieher gelockt, wenn ihr keine Vollmacht hattet, Namens eurer rebellischen Spießgesellen mit uns zu handeln? Warum stellet ihr euch vor unser Angesicht, wenn ihr ohne Auftrag daselbst? Was haben wir mit einem aus allen Winkeln zusammengelaufenen Volk zu schaffen, darunter auch die Angehörigen Solothurns, Basels und Luzerns sind, denen wir nichts anzubieten und die nichts von uns zu begehren haben? Stadt und Republik Bern will und kann großmüthig nur ihren eigenen meuterischen Unterthanen, nicht jenen fremden, Gnade für Recht widerfahren lassen. Ja, Gnade für Recht! Euer Aufruhr besudelt den Schweizernamen mit ewiger Schmach. Und wenden wir euch den Rücken, so wendet die Barmherzigkeit selbst ihn auf immer.“

Die Landleute blieben nach dieser donnernden Anrede still und etwas betreten; selbst Leuenberg. Nur Adrich lächelte bitter und sagte: „Wohlgethan! Wendet den Rücken; wir verlangen diese Barmherzigkeit nicht, die uns zur Verzweiflung getrieben hat. Wir begehren, versteht es wohl, berichtet es euern Herren wohl, wir begehren keine Gnade! Ihr aber wollet lieber gnädige Herren sein, als gerechte Herren, weil ihr bei der Gerechtigkeit den Kürzern zöget, aber bei der Gnade willkürlich fahren könnt. Gott sei dem Volke gnädig, das ein paar Hundert gnädige Herren füttern muß!“

„Schamloser Gefell, wer bist denn du?“ schnob ihn der Rathsherr mit zornrothem Gesicht an.

Abdrich erwiderte ganz kalt: „Ein Schweizer, wenn auch nicht von der Berner Falschmünzerei, dennoch vom alten Schrot und Korn.“

„Pack dich, eisgrauer Lügner!“ schrie der Rathsherr: „Du Strolch hast nie ein Vaterland gehabt!“

„Wer trägt die Schuld,“ entgegnete Abdrich, „wenn, außer in den Urkantonen und Hauptstädten, die übrigen Schweizer alle ohne Vaterland sind? Ihr, gnädige Herren, ihr habt sie heimlich darum betrogen, und ihnen in eurer Gnade nichts, als Obdach, Acker und Geräth gelassen, für euch frohnen zu können. Soviel mußtet ihr natürlich auch dem Vieh im Stalle lassen, von dem ihr Milch verlangt. Die Schweizer fordern ihr Vaterland wieder, das ihr in euern Stadtbann zusammengepackt habt. Ihr lasset uns nur ein Geburtsland, das der Sklav in Algier auch hat, der unter der Geißel des Guarbiens ohne Recht, ohne Willen, seinem gnädigen Herrn mit Jittern das Feld baut. Wir verlangen Vaterland und Vaterlandsrecht, nicht eure Darmherzigkeit und eure Gnade.“

„Will's Gott,“ rief der Rathsherr, „seh' ich dich nach dieser Gnade noch auf den Knien wimmern.“

Abdrich drehte ihm stolz den Rücken hin und sagte mit lauter Stimme, über die Achsel zurückblickend: „Es wünscht Mancher wohl Herrgott zu werden, eh' er ins Irrenhaus kommt.“

Nicht minder durch diese blutige Beleidigung, als durch das halbverbissene Lachen der anwesenden Bauern empört, brach die Gesandtschaft schnell auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, und ohne Gruß. Leuenberg sprang den Davoneilenden zur Thür nach, um sie zu besänftigen. „Lasset euch,“ sagte er, „durch das lose Maul dieses Alten nicht vom heilsamen Friedenswerk abwendig machen. Er ist ein Igel und sticht, wo man ihn anrührt.“

„Wir haben mit euch nicht länger zu verkehren!“ ward ihm

zur Antwort: „Sehen wir den Fuß in den Steigbügel, wird eure Unterwerfung zu spät.“

Raum hatten die Berner Gesandten Gutwyl verlassen, wurde dem Ausschusse des Landvolks im Rathhause die Ankunft eines Boten der eidgenössischen Tagsatzung verkündet, welche zu Baden im Aargau wegen der obwaltenden Unruhen versammelt saß. Es war der Untervogt von Baden. Er trat mit sichtbarer Mengilligkeit und kleinstädtischer Höflichkeit in den Saal, wo Leuenberg ihn mit noch etwas stolzerer Haltung, als zuvor die Herren von Bern, empfing. Der Untervogt überreichte unter tiefer Verbeugung das Patent der eidgenössischen Tagherren.

„Morgen mag das Schreiben an versammeltem Landtag vorgelesen werden,“ sprach Leuenberg, „und Ihr werdet Antwort empfangen. Unterdessen, Herr Untervogt, soll Euch geziemende Nachtherberge und Verpflegung angewiesen werden. Ich hoffe, Ihr solltet nicht zu klagen haben.“

Mit diesem kurzen Bescheid ward der Untervogt entlassen; welcher unter Rebellen kaum eines so milden Empfangs gewärtig gewesen sein mochte.

40.

Des Landtags Ende.

Abdrich beschloß sein Tagewerk mit rastloser Thätigkeit erst nach Mitternacht. Vor Sonnenaufgang weckte ihn die Ungebuld wieder und das Getöse der im Städtlein umherwogenden Volksmenge. Schwer erhob sich Fabian neben ihm vom Lager und verwunderte sich über die seltsame Heiterkeit des Alten und das Fröhlich-Leichte in dessen Bewegungen.

„D, du sollst mich noch anders sehen!“ erwiderte Abdrich:

„Ich bin, wie die Seemöve, welche verbannt zwischen den Klippen des Meerufers haufen muß: ihr Element ist der Sturm. Laß mich ungestört meine Flügel zwischen Wolken und Bogen schlagen, im Aufruhr der Dinge.“

„Nur allzugut gesagt!“ entgegnete Fabian: „Vergiß nicht, das die beweglichen Wogen das Volk sind, heut' wüthend, morgen lachend; daß die Obrigkeit, wie die Wolke, Blitze trägt.“

„Und wenn nun das!“ sagte der Alte, indem er das Fensterlein gegen die Straße öffnete und mit Lust in das Getümmel der Leute hinab sah: „Was steht zu fürchten? Der Mensch kennt das Ziel seiner Tage nicht, aber das Ziel seines Willens. Ich möchte Ketten brechen; ich möchte Unfinn entthronen; ich möchte Rechte und gesunde Vernunft in die thiergewordenen Ebenbilder Gottes heimbringen. Ist das nicht Etwas, des Sterbens oder Lebens werth?“

„Brechen wir ab davon!“ sagte der Jüngling: „Wir werden uns nie verstehen. Auch bin ich ohne Willen hier, weil ich Laban um Rahel diene. Für mich bleibt Alles bloßes Schaugericht.“

„Und du wirfst mir damit kein Ragenhaar in die Suppe!“ entgegnete ihm Abdrich: „Die Karte schlage mir zuletzt ein, oder nicht, Bursch, das Spielen selbst macht die wahre Lust aus. Wenn ich mir die Seligkeit des Schöpfers denke, so seh' ich sie bloß in der allwirkenden Gewalt, die eine Welt baut. Ich will eine neue Welt bauen; darum muß Zerstörung des alten Bracks vorangehen. Mich belustigt die thurmhohe Klugheit des Leuenbergers und seiner vielweisen Rathgeber, welche an den Schleusen des breiten Stroms vorsichtig zupfen, um ihre kleinen, dünnen Matten ein wenig zu wässern. Durchs Maulwurfsloch aber bricht die Ueberschwemmung herein. Jetzt ist das Dämmen zu spät! — Komm Fabian, erst zum Imbiß, dann zum Acker. Heute soll die Saat eingeeggt werden. Verliere mich nicht aus den Augen,

denn mit steh'n Geschäfte vollauf bevor; ich kann mich nicht um dich bekümmern.“

Sie gingen, und nach flüchtig genommenem Morgenessen eilten beide hinaus, und verloren sich im Gewühl.

Es war früh um fünf Uhr. Alles strömte fort in die weite Almend, sobald die Sonne hinter den buschigen Höhen hervorblitzte. Unzählige Volksmenge war aus den Thälern der benachbarten Kantone gekommen, Zeugen des Schauspiels zu werden. Sie lagerte im weiten Halbkreis am Hügelrain. Tiefer im Wiesengrunde sammelten sich die Volksansammlungen von den Landschaften, die längs der Aare, von deren Ursprung bis zur Ausmündung in den Rhein, längs den Ufern der Emmen und Reuss gelegen sind, oder die in den Hochgebirgen des bernischen Oberlandes in der Nähe der Eisberge wohnen. Es waren dieser Abgeordneten zur großen Landsgemeinde nicht weniger als dreitausend Männer, abweichend in Mundart, Sprache, Sitte, Landestracht und Kirchenglauben; aber insgesamt von starkem, kräftigem Schlag und trotzigem Ansehen. Der Anblick dieser zahlreichen Haufen erhöhte Muth und Stolz jedes Einzelnen. Sie grüßten unter einander brüderlich, ohne einander zu kennen, mit Ruf und Handschlag; fragten um die Lage ihrer gegenseitigen Heimathen und deren besondere Beschwerden und Lasten. Alle hatte verschiedenartiger Druck ihrer Vögte und Regierungen, und einerlei Begierde nach Freiheit durch gemeinsamen Beistand, zusammengeführt.

Endlich sah man vom Städtlein daher einen neuen Zug langsam gegen die Almend rücken. Es war Niklaus Leuenberg, welchen man, seit dem Tage von Sumiswald, den Bundesobmann, so wie die Ansammlungen der Landschaften Bundesgenossen, hieß. Er erschien in einem rothen Kleide, stattlich und mit höherer Sorgfalt angethan. Vor ihm her schritten sechs Trabanten, mit Helmbarden; ihm nach zog ein Gefolge ausgewählter Sprecher der Kan-

tone. Das Feierliche und Ernstliche seiner Haltung schien den Landkenten keineswegs missfällig, wiewohl er nur ihres Gleichen war. „Reinst du nicht,“ sagte ein Entlibücher zu einem vom Lägerberg, als der Obmann vorüberging und die Reihen der Männer ihr Haupt ehrerbietig entblößten: „gelt, man kann wohl aus Bauernsteig einen eben so guten Schulttheißen von Luzern oder Solothurn kneten, als aus Junkernteig der Städte, und ist dannzumal doch hausbacken und Landesgewächs.“

Leuenberg bestieg eine erhabene Erdbühne, die oben abgeplattet, und für ihn und sein Gefolge mit Stühlen und einem schwarz behangenen Tisch versehen war. Er selbst nahm den obersten Platz ein; ihm zur Rechten und Linken saßen vier Schreiber. Die Hellebardenträger umringten seinen Stuhl. Dicht neben diesem ward ein hoher Spieß aufgespfanzt, an welchem, statt des Schmucks, zwei jener bei Wangen erbeuteten Granaten aufgehangen waren, die von Bern ins Schloß Lenzburg hatten geschickt werden sollen. „Schaut her!“ rief einer der Trabanten mit gewaltiger Stimme; und im weiten, beweglichen Kreise der Tausende, die den Hügel umringten, ward Todesstille: „Schaut da! Das ist der süße Wein, den man uns hat einschenken wollen!“

Dumpfes Gemurmel, Hohngelächter, dann verworrenes Geschrei scholl aus dem Ring der Landsgemeinde herauf: „Es wären ja nur die leeren Becher; man müsse sie mit siedendem Pech füllen; die Landbögte und Junker sollten sich daran satt saufen, genug bekommen; mehr als genug!“

Dreimal rief der Herold den nämlichen Spruch und eben so oft machte das Jauchzen der Versammlung den Wiederhall. Nachdem es still geworden, erhob sich der Obmann von seinem breiten, alterthümlichen Lehnseffel, begrüßte in feierlicher Anrede die Versammlung der „edeln, mannhaften, treuen, lieben Bundesgenossen“, und schilberte die Wichtigkeit dieses Tages, der für des gesam-

ten Vaterlandes „Freiheit, Ehre und Wohlfahrt“ den spätesten Enkeln heilig bleiben würde. Dann sprach er, mit Anführung vieler biblischen Stellen, vom Widerstand und Hochmuth der Städte und von der Arglist ihrer Verheißungen, womit er den Uebergang zu den Geschäften des Tages machte. Diese begann er, indem er durch seinen Schreiber Brömer eine beträchtliche Anzahl aufgefanger Briefe laut und öffentlich ablesen ließ. — Man vernahm daraus einerseits von der furchtsamen Verlegenheit der regierenden Städte, anderseits von ihrer unwiderstehlichen Lust, eine schwere Rache an den rebellischen Bauern zu üben. Hier war den Landvögten, besonders in gemeinen Herrschaften und freien Aemtern, befohlen, gimpflich und hold mit den Landleuten zu fahren; dort, sich jedes Verdächtigen auf alle Weise, durch List und Gewalt, Recht und Unrecht zu obrigkeitlichen Händen zu bemächtigen. Hier ward von kriegerischen Rüstungen zur Unterjochung des Volks, dort von Mitteln zur Versöhnung desselben gesprochen. Man erfuhr selbst Näheres von Entwürfen der Tagsatzung zu Baden, den großen Aufstand durch Waffengewalt aller Eidgenossen zu dämpfen; und von allen Richtungen zugleich in die empörten Gegenden einzubringen. General Jweyer von Uri sollte mit Urnern, Unterwaldnern und Kriegsvölkern des Abts von St. Gallen die Stadt Luzern, die Bergpässe zwischen Entlibuch und Unterwalden, ferner mit Schwyzern und Zugern die Stadt Sursee und die Pässe des obern Frei-Amtes besetzen; General Wermüller von Zürich das untere Frei-Amt mit Glarnern und Appenzellern decken, an der Spitze der Schlachthäuser von Zürich, Schaffhausen und St. Gallen aber in den untern Aargau eindringen; die Mülhhauser und Basler sollten über den Jura heranziehen, während von Abend her General Erlach von Bern mit den Waadtländern, Wallisern, Freiburgern und Solothurnern gegen den obern Aargau vorrücken sollte.

Doch schon in diesen vorgelesenen Briefen ward, neben dem

alten, reichstädtischen Stolz, die Unbehilflichkeit der Schweizerischen Herren und Obern, das Unzusammenhängende ihrer Maßregeln, die gegenseitige Scheelsucht und Gehässigkeit sichtbar, und wie bei Allen nur der Voratz im Hintergrund lag, sich selber mit den eignen Unterthanen, so gut es gehe, abzufinden, und für andere Orte und Städte so wenig als möglich zu leisten.

Daher thaten die Briefe, als sie das Volk hörte, vollkommen die Wirkung bei demselben, welche Leuenberg vermuthlich beabsichtigt hatte. Man spottete, lachte und sah das große Spiel durch Zwietracht und Schwäche der Gegner schon halb gewonnen. Um die Wirkung zu verstärken, erzählte Leuenberg mit lauter Stimme, wie die Tagherren zu Baden ihre Rechnung ohne Wirth gemacht hätten; wie das freie Volk in den Bergen Graubündens schon erklärt habe, man werde wohl zur Befreiung, nie aber zur Unterjochung des Landmanns Hand bieten; wie die Stadt Basel in ihrem eigenen Gebiet nicht mehr Meisterin sei; wie dem Rath von Solothurn die Lust zu kriegen vergangen wäre, als er rings um die Stadt und in allen Umkelen die wider ihn drohenden Volkehaufen erblickt hätte; wie die Herren zu Freiburg zweitausend Mann angeboden und wieder entlassen hätten, vielleicht weil ihnen recht wäre, den Stolz der Herren zu Bern ein wenig gebemüthigt zu wissen; wie Schaffhausen und St. Gallen zwar Alles versprächen, aber nicht geneigt wären, etwas mehr, denn eidgenössische Nebensarten auf Papier zu liefern.

Nach dieser Vorbereitung ward der Sumiswaldner Landesbund dem versammelten Volk abgelesen. Es herrschte die tiefste Stille. Die Urkunde begann unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit und gab dann zu erkennen: Es solle der alte Bund der ersten Eidgenossen verjüngt werden, zur Abthnung aller Ungerechtigkeit, also daß zwar den Herren und Obrigkeiten, aber auch den Bauern und Unterthanen verbleiben sollte, was jedem gebühre. Der Bundes-

leute Recht sei zu schirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut, doch ohne Nachtheil der Religion. Die Angehörigen jedes eidgenössischen Standes hätten für sich selbst mit ihren Obrigkeiten zu handeln; entstand' aber Streit mit diesen, sollen die Unterthanen nicht durch Eigenmacht ihr Recht verschaffen, sondern der Volksbund müsse entscheiden. Würden die Obrigkeiten hingegen fremdes oder einheimisches Kriegsvolk zur Unterdrückung des Bundes herbeiführen, solle man einander tröstlich mit aller Macht gegen die Unterjocher beispringen; desgleichen auch, sobald nur ein einzelner Angehöriger des Bundes, und zwar des Bundes wegen, an Leib, Gut und Leben beschädigt werden würde. Kein Theil der Bundesgenossen könne sich, ohne Zustimmung Aller, mit seiner Regierung ausöhnen und Frieden schließen. Würde aber ein Bundesgenoss vermessen genug sein, wider den Bundeschwur zu reden oder zu handeln, solle man den Frevler als meinelbigen, ehrlosen Verräth'er abstrafen. Alle zehn Jahre werde der Bund mit dem Schwur erneuert.

Nach diesem wurden in einem langen Verzeichniß diejenigen Ämter und Herrschaften der verschiedenen Kantone namhaft gemacht, welche dem festen Bunde schon beigetreten waren.

Während dessen lächelte Abdrich, der hinter des Obmanns Stuhle stand, etwas tückisch vor sich hin. Er hatte, wie schon bei der Verathung im Moos, auch bei der Verathung in Sumtswald gegen die abentheuerliche Ausgestaltung des Bundes gearbeitet, welche vorzüglich aus Leuenbergs Gehirn hervorgetreten war. Er hatte mit scharfem und richtigem Blick die Unhaltbarkeit eines Vertrages durchschaut, der die Unterthanen zu Aufsehern und Richtern ihrer Obrigkeit erheben wollte, beide Theile in ewigen Widerspruch und Krieg stürzte, und nothwendig entweder mit Unterwerfung des Volks und Auflösung des Bundes oder mit Umsturz und Verbannung der Regierungen enden mußte. Doch was er

nicht hatte hindern können, ließ er, voll Spottes über die Kurzsichtigkeit der Volksführer, gesehen, überzeugt, nichts werde bleiben von Allem, was beschloffen sei, sondern früh oder spät das Wahre zwischen Stadt und Land auf dem Schlachtfeld mit dem Schwert bestimmt werden. Erst dann werde der Sieger so weit schreiten, wie seine Gewalt. Darauf gefaßt, war sein ganzes Trachten nur allgemeine Bewaffnung und kriegerische Besetzung der vornehmsten Pässe gegen Bern und Zürich. Die große Feyerlichkeit auf der Almend von Gütewyl blieb in seinen Augen ein, wenn auch kein überflüssiges, doch lächerliches Kinderspiel.

Indessen war er selbst bald, wider seinen Willen, von der Größe des Schauspiels ergriffen, als der Obmann des festen Bundes das versammelte Volk zur Leistung des Schwurs aufforderte; als die Tausende mit entblößten Häuptern zur Erde unter freiem Himmel niederknieten und die Hände zum Hilde emporstreckten. Der Geheimschreiber des Bundes las mit lauter Stimme die Formel: „Allen diesen Worten, wie die Schrift ausweist, will ich nachgehen und dieselben vollbringen und halten in guten Treuen. Wenn ich das halte, daß mir Gott wolle gnädig sein an meinem End. Wenn ich aber das nicht halte, daß mir Gott nicht wolle gnädig sein. So wahr mir Gott helfe! Alle Gefährde vermieden! Gott gebe Gnad' und behüte uns vor Falsch und Untren!“

Sagweis las der Schreiber die Worte ab; sagweis saugten sie dumpf vom Munde der Landsgemeinde zurück, wie Marmeln fernem Donners. Die religiöse Handlung erschütterte die Gemüther. Leuenberg sah mit nassen Augen auf den Ring der knenden Menge nieder und sprach: „Im Grütli haben einst drei Männer geschworen; heut' schwören dreitausend! Es gilt Freiheit und Gerechtigkeit! Bundesgenossen, es gilt das Fell unserer Kinder! Blut und Leben soll gering werden für das edle Kleinod, welches wir den Nachkommen erwerben wollen!“

Er war zu bewegt, um mehr zu sagen, oder beim Zittern seiner Stimme von Vielen verstanden werden zu können. Dennoch jauchzte das Volk laut auf, welches, sobald er sein Haupt bedeckte, sich wieder von der Erde erhob.

Geraume Zeit mußte vergehen, ehe die Wellen dieses aufgeregten Menschenmeeres ruhiger wurden; ehe das Losen der Stimmen leiser ward, die halb auseinander fließenden, bald sich zusammendrängenden Haufen zum Stillstand gelangten und die Tagesgeschäfte fortgesetzt werden konnten.

Dann wurde die Zuschrift des französischen Botschafters de la Barde abgelesen, welcher zur Eintracht und Versöhnung mit den Regierungen ermahnte; an das Verderben erinnerte, welches durch innerliche Unruhen und Bürgerkriege über das königliche Frankreich gekommen sei; vor Oesterreich, dem Erzfeinde der Eidgenossenschaft, warnte, die weil Erzherzog Leopold wirklich schon in der Nähe der Schweizergrenzen befindlich wäre, um die allgemeine Verwirrung durch seine Ausgesandten zu vermehren, oder Vorwand zu gewinnen, ein Kriegsheer in das Innere des Landes zu führen. Dieses Schreiben endete mit dem dringenden Wunsch und Rath des allerchristlichsten Königs, man solle den Obrigkeiten zu billigem Vergleich Hand bieten. Den schriftlichen Ermahnungen fügte der Schreiber der französischen Gesandtschaft noch Einiges mündlich bei.

Obgleich er seinen Vortrag, um ihm mehr Wirksamkeit zu verschaffen, im Geschmack damaliger Zeiten mit den besten Blumen geistlicher Beredsamkeit verzierte, verfehlte er nichts desto weniger das Ziel. Herr de la Barde zu Solothurn hatte das Schicksal der Staatsmänner, die Alles geheim halten können, nur ihre Feinheit nicht. Darum mußte er sich gefallen lassen, daß er im Felde von Gutwyl keinen größern Glauben fand, als bei den in Baden versammelten Eidgenossen. Nachdem über den Antrag der französischen Gesandtschaft einzelne Volkredner ihre Stimme er-

hoben und immer auf den eben beschwornen Bund hingewiesen hatten, erklärte die Landsgemeinde durch Handmehr *) ihren Willen. Der Obmann des Bundes sprach denselben ungefähr in folgenden Worten gegen den Voten des königlichen Ministers aus: „Wir sind keine Rebellen; denn wir wollen unsern Herren und Obern unterthänig bleiben und denselben gehorchen, wie unsere Vorfahren gethan haben. Doch widerstreben wir billig ungerechter Eigenmacht und Willkür, und verlangen, daß man uns bei alten Freiheiten und Herkommen lasse, gleichwie wir Freiheiten, Rechte und Herkommen der Städte ehren. Nichts anderes will der von uns vor Gott geschworne Bundesseid, den Ihr vernommen habet. Wir mußten zusammentreten, weil wir keine Bürgschaft für unser Recht gegen die Städte finden, als in unserer Eintracht. Doch zweifeln wir keineswegs, daß zwischen uns und den Obrigkeitten billiger Vergleich gedethen werde. Also bitten wir den französischen Herrn Ambassador, er wolle durch Schrift und Mund mit-helfen, und die Völkerschaften des Schweizerlandes und deren Schritte bei der königlichen Majestät zu Frankreich und bei den Herren seines Hofes rechtfertigen, insofern uns nicht unbekannt ist, daß man unser Beginnen in aller Welt fälschlich verschreit und mit Unwahrheit verlästert.“

Diese Antwort, welche in solchen Verhältnissen selbst gewandten Staatsmännern zur Ehre gereicht haben würde, empfing der Vote des Gesandten auch schriftlich zur Erwiederung von de la Harde's Sendschreiben.

Dann ward das Patent der eidgenössischen Tagherren zu Baden vorgetragen, welches der Untervogt von Baden überbracht hatte. Die Antwort darauf war eine Abschrift des beschwornen Bundes-

*) Handmehr wird in der Schweiz das Abstimmen beratender Versammlungen durch Aufhebung der Hände geheißen.

briefes, mit den lakonischen Worten: „Dabei wollen wir bleiben.“ Auch ließ man noch für das Volk der Kantone Bern, Luzern, Solothurn und Basel den Bundesbrief in vier gleichlautenden Urkunden ausfertigen und mit dem Landesiegel vom Entlibuch bekräftigen.

So endete die Versammlung, nachdem sie von Morgens fünf Uhr bis Abends fünf Uhr gedauert hatte.

41.

Der Gang des Aufsturus.

„Nun haben wir ihnen den Knoten stark genug geknüpft!“ sagte Abdrich voller Triumph des Nachts zu Fabian, als er mit diesem, den er den ganzen Tag nicht gesehen, in der engen Schlafkammer zusammentrat.

„Ich sah das Gegentheil!“ erwiderte Fabian: „Ihr habt den morschen Knoten zerrissen. Alles fällt auseinander und ihr insgesammt werdet's nicht wieder binden können.“

„Gelt, Fabian,“ sagte Abdrich lächelnd, „du denkst an deine Haut, und weit davon ist gut für den Schuß? Fürchte nichts! Das Spiel ist unverlierbar, weil wir nicht rückwärts können. Jeder weiß, es geht an Kopf und Kragen; also muß es durchgehauen sein. Der Stärkste aber wird Meister; und der Stärkste ist der Verzweiflungsvolle, dem gesagt wird: Vogel friß, oder stirb! Ich gebe für des Leuenbergs Verstand keinen Angster; er weiß zur Stunde nicht, wohin er rennt. Aber man muß ihn vorwärts schießen, wohin er soll. Ihm bleibt keine freie Wahl. Das soll meine Sache werden. Morgen ziehen wir ins Berner Oberland, Bern muß fallen, so oder so!“

„Davon ist aber keine Rede in euern Bundesartikeln!“ ent-
sich. Nov. IV.

gegnete Fabian: „Ihr wollet die Obrigkeit ehren und ihr gehorchen.“

„Allerdings,“ versetzte Abdrich, „wenn sie den Gutwyler Landebund anerkennt. Du Narr, sie wird sich aber lieber beschneiden lassen, und türkisch werden, als unsern Glauben annehmen. Folglich — das Uebrige zähle dir an den Fingern ab! Wir essen morgen beide ins Oberland. Das Volk ist in diesem Augenblick zu Allem aufgelegt. Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Die Städte sind unter sich zwieträftig. Ehe sie einander verstehen, haben wir sie im Sack. Wenn die Hirten zanken, hat der Wolf leichten Einkauf bei der Heerde.“

Wirklich reiste Abdrich folgenden Morgens ins Oberland, von Fabian begleitet. Er war unermüdet. Wo Berathung gehalten, wo Treue einer Gegend verbächtigt wurden, wo von einem Auslaß gehört ward, — überall sah man ihn. Mit unglaublicher Gewandtheit schmiegt' er sich den entgegengesetztesten Denkart und den einander widersprechendsten Entwürfen an, um sie in sich selber zu zerstören, wenn sie ihm mißfielen, oder sie seinem Hauptplan dienstbar zu machen. Er wollte Einmüthigkeit Aller zur Freiheit Aller; daher gänzliche Vernichtung aller städtischen Vorrechte; Vereitelung jedes Antrags der Regierungen zu freundlichen Ausgleichungen. Er fürchtete die täuschbare Leichtgläubigkeit der Bauern, ihre durch lange Gewohnheit erblich gewordene Ehrfurcht vor den Städten; und daneben auch die tiefgewurzelte Neigung des Schweizervolks, sobald es unabhängig handeln konnte, sich nicht nur von Kanton zu Kanton, sondern von Landschaft zu Landschaft, von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf gegen einander, als besondere unabhängige Republiken, mit eigenen Verfassungen, Gesetzen und Vorstehern zu vereinzeln, ja selbst jedem Dorf nur das Ansehen eines kleinen Bundesstaats von Haushaltungen zu geben.

Wie bewundernswürdig aber auch die Geschäftigkeit des Alten

aus dem Dürrenäschener Moose war, hörte man doch nie, daß er einer der Hauptmänner des Aufstandes sei. Nirgends erschien er selber an der Spitze. Er blieb vielmehr bloß einem der vielen ganz untergeordneten Umherläufer, Schreier und Zwischenträger. Was er im Grunde für das gewagte Unternehmen leistete, ward erst dem deutlich, der, wie z. B. Fabian, wissen konnte, wie er an hundert verschiedenen Orten, überall gleichförmig und seinem Zweck entsprechend, wirkte. Auf jedem einzelnen Punkt erschien sein Thun ganz unerheblich.

Man würde sich aber irren, das wohlberechnete Betragen des schlauen Alten etwa seiner Feigheit oder Vorsichtigkeit zuzuschreiben, um, im Falle des Mißlingens, unerkannt entschlüpfen zu können. Nein, in ihm stand schon mehr, denn vielleicht in allen Andern, entschieden, an dies Werk ein Leben zu wagen, das ihm nichts mehr galt. Aber er wollte Viele begeistern und bethätigen, und darum die Sache ganz zu ihrer Sache, zu ihrem Gedanken erheben und die Menschen, mit dem Sporn des Ehrgeizes oder auch nur der Eitelkeit, vorwärts treiben, während er selbst in einer untergeordneten Rolle verschwand.

Ohne Zweifel sind meine Leser wohl zufrieden, wenn ich ihnen Abdricks Kreuz- und Querkzüge durch die empörten Gebirgsgegenden nicht ausführlich beschreibe. Die Wendung, welche der Aufbruch von nun an im Allgemeinen nahm, darf aber nothwendig nicht unberührt bleiben.

Der Tag bei Gutwyl hatte entschieden. Die, welche an demselben zum Bunde geschworen hatten, trugen die Funken oder Flammen ihrer Begeisterung den entferntesten Thälern zu, und verbreiteten Begierde zum Aufstande. Wehe dem, der ohne Theilnahme bleiben wollte. Er wurde, als Vaterlandsverräther und Linder, von der Partei der Harten bis aufs Leben verfolgt. Der zerrissene Jamm des Gehorsams und herkömmlicher Sitte ließ jeder

Lebenschaft offenes Feld. Manche Hütte ging in Rauch auf; mancher Unglückliche fiel verstümmelt durch Wuth des Pöbels. Wie bei solcher Entfesselung von allem Gesetz immer, trieb auch hier bald nur der rohe Eigennuß, der kalte Ehrgeiz, der thätische Parteilhaß großes Spiel durch Schreckensherrschaft. Die Hefen schwammen oben; verklumptes Bettelvolk wollte Plünderung der Reichen, bestrafte Gefindel Raube an ehemaligen Vorstehern.

Die Bauern besetzten alle Pässe mit starken Bächen; hielten die gewöhnlichen Voten an; erbrachen die Briefe, besonders die der Obrigkeiten, verschonten selbst die der französischen Gesandtschaft nicht; schleppten Reisende in Verhaft und entließen sie selten ganz ungerufen.

Es war in den ersten Ratwochen. Aller Orten wurden Waffen jeder Art gesammelt, neue geschmiedet, obrigkeitliche Gebäude, die nicht fest waren, erbrochen und ausgeleert. Man scharte sich tausendweis zusammen und lebte auf Unkosten der Gegenben, die man durchzog. Die Landleute von Basel versammelten sich mit Ober- und Untergewehr bei Klethal und drohten gegen ihre Hauptstadt. — Christen Schybi mit den Entlibuchern und dem Volk der übrigen Kemter rückte gegen die Stadt Luzern, schnitt ihr von der Landseite Zufuhr ab und drohte ihre Einäscherung. Zeitig genug rückten noch die Landesfähnen von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug zum Schutz der Stadt ein; doch Schwyzer, Luzer und Unterwaldner hatten es kein Gehl: sie wollten die Stadt schützen, aber nicht zur Unterdrückung des Landmanns sechten helfen. Oberst Zweyer trieb zwar durch muthigen Ausfall, den er mit zweihundert Arnern that, die Empörten zurück und entriß ihnen den Paß an der Emme. Er verlor dabei einige Gefangene und Tödt; auch den Aufständischen wurden acht Mann erschossen. Aber Zwietracht inner den Mauern der Stadt Luzern selbst lähmte eine Zeit lang ihre Unternehmungen. Die Bürgerschaft haberte

dort mit dem Patriziat um die ihr durch List und Stärke nach und nach entwundenen Vorrechte in Wahl der Obrigkeit, in Besetzung des großen Rathes, der Aemter und Vogteien. Sie benutzte jetzt den günstigen Augenblick, das Verlorne zurück zu erzwingen. — Kraftloser noch, als Luzern, zitterte die Stadt Solothurn bei verschlossenen Thoren. Ihr gesammtes Volk stand in Waffen, und war, weil es von der Stadt nichts zu fürchten hatte, in ungebundenen Schwärmen theils den Stadtmauern nahe, theils in starken Banden den Bundesgenossen anderer Gegenden zugezogen.

Gleiche Gährungen und Verwirrungen herrschten im Aargau. Hier hatten sich die Empörten des Jahrs von Windisch über die Reuß bemeistert; vierhundert Mann der Ihrigen standen als Vorwacht in Königsefelden gegen Brugg. Die Bauern aus den Freiamtern hielten die Stadt Mellingen besetzt, während die Reußbrücken von Eins, Mifikon und Bremgarten durch die Zuger verwahrt wurden. Muthig behaupteten aber die übrigen Städte des Aargau's in diesem allgemeinen Sturm noch Selbstständigkeit. Aarburg und Lenzburg, am Fuße ihrer hohen Felsenschlöffer, standen durch diese gegen die streifenden Banden gesichert; Baden schlug Freunden und Feinden ab, Besatzung einzunehmen; Brugg, inner dessen Ringmauer Berns flüchtige Amilente Schutz fanden, rüstete guten Widerstand; dasselbe that Pfingen, von deren Bürgerschaft Niklaus Leuenberg vergebens schweres Geschütz begehrt hatte. Am heftigsten ward Aarau bedrängt, viele Tage von unzähligem Volk berannt, um Durchpaß zu erzwingen; der Mühlenbach abgeleitet, welcher der Stadt Gewerbe mannigfach beförderte, und, was draußen lag, ward verödet. Als aber, nach vielen gütlichen Versuchen der Aarauer, selbst die Veredsamkeit des greisen Dekans Rüspelli eitel geblieben war, der an der Spitze einiger Rathsglieder in das Lager der Landstürmer hinausgesandt worden und Gefahr der Mißhandlungen

hoben und immer auf den eben beschwornen Bund hingewiesen hatten, erklärte die Landesgemeinde durch Handmehr *) ihren Willen. Der Obmann des Bundes sprach denselben ungefähr in folgenden Worten gegen den Voten des königlichen Ministers aus: „Wir sind keine Rebellen; denn wir wollen unsern Herren und Obern unterthänig bleiben und denselben gehorchen, wie unsere Vorfahren gethan haben. Doch widerstreben wir billig ungerechter Eigenmacht und Willkür, und verlangen, daß man uns bei alten Freiheiten und Herkommen lasse, gleichwie wir Freiheiten, Rechte und Herkommen der Städte ehren. Nichts anderes will der von uns vor Gott geschworne Bundeseid, den Ihr vernommen habet. Wir mußten zusammentreten, weil wir keine Bürgschaft für unser Recht gegen die Städte finden, als in unserer Eintracht. Doch zweifeln wir keineswegs, daß zwischen uns und den Obrigkeiten billiger Vergleich gebethen werde. Also bitten wir den französischen Herrn Ambassador, er wolle durch Schrift und Mund mit-helfen, und die Völkerschaften des Schweizerlandes und deren Schritte bei der königlichen Majestät zu Frankreich und bei den Herren seines Hofes rechtfertigen, insofern uns nicht unbewußt ist, daß man unser Beginnen in aller Welt fälschlich verschreiet und mit Unwahrheit verlästert.“

Diese Antwort, welche in solchen Verhältnissen selbst gewandten Staatsmännern zur Ehre gereicht haben würde, empfing der VOTE des Gesandten auch schriftlich zur Erwiederung von de la Barde's Sendschreiben.

Dann ward das Patent der eidgenössischen Tagherren zu Baden vorgetragen, welches der Untervogt von Baden überbracht hatte. Die Antwort darauf war eine Abschrift des beschwornen Bundes:

*) Handmehr wird in der Schweiz das Abstimmen beratender Versammlungen durch Aufhebung der Hände geheißen.

briefes, mit den lakonischen Worten: „Dabei wollen wir bleiben.“ Auch ließ man noch für das Volk der Kantone Bern, Zugern, Solothurn und Basel den Bundesbrief in vier gleichlautenden Urkunden ausfertigen und mit dem Landesiegel vom Untlibuch bekräftigen.

So endete die Versammlung, nachdem sie von Morgens fünf Uhr bis Abends fünf Uhr gedauert hatte.

41.

Der Gang des Aufbruchs.

„Nun haben wir ihnen den Knoten stark genug geknüpft!“ sagte Abdrich voller Triumph des Nachts zu Fabian, als er mit diesem, den er den ganzen Tag nicht gesehen, in der engen Schlafkammer zusammentrat.

„Ich sah das Gegentheil!“ erwiderte Fabian: „Ihr habt den morschen Knoten zerrissen. Alles fällt auseinander und ihr insgesammt werdet's nicht wieder binden können.“

„Gelt, Fabian,“ sagte Abdrich lächelnd, „du denkst an deine Haut, und weit davon ist gut für den Schuß? Fürchte nichts! Das Spiel ist unverlierbar, weil wir nicht rückwärts können. Jeder weiß, es geht an Kopf und Kragen; also muß es durchgehauen sein. Der Stärkste aber wird Meister; und der Stärkste ist der Verzweiflungsvolle, dem gesagt wird: Vogel friß, oder stirb! Ich gebe für des Leuenbergs Verstand keinen Angster; er weiß zur Stunde nicht, wohin er rennt. Aber man muß ihn vorwärts schieben, wohin er soll. Ihm bleibt keine freie Wahl. Das soll meine Sache werden. Morgen ziehen wir ins Berner Oberland, Bern muß fallen, so oder so!“

„Davon ist aber keine Rede in euern Bundesartikeln!“ entz.
Bis. Nov. IV.

geguete Fabian: „Ihr wollet die Obrigkeit ehren und ihr gehorchen.“

„Allerdings,“ versetzte Abdrich, „wenn sie den Gutwyler Landebund anerkennt. Du Narr, sie wird sich aber lieber beschneiden lassen, und türkisch werden, als unsern Glauben annehmen. Folglich — das Uebrige zähle dir an den Fingern ab! Wir eilen morgen beide ins Oberland. Das Volk ist in diesem Augenblick zu Allem aufgelegt. Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Die Städte sind unter sich zwieträftig. Ghe sie einander verstehen, haben wir sie im Sack. Wenn die Hirten zanken, hat der Wolf leichten Einkauf bei der Heerde.“

Wirklich reiste Abdrich folgenden Morgens ins Oberland, von Fabian begleitet. Er war unermüdet. Wo Berathung gehalten, wo Treue einer Gegend verdächtig wurden, wo von einem Auslauf gehört ward, — überall sah man ihn. Mit unglaublicher Gewandtheit schmiegt' er sich den entgegengesetztesten Denkart und den einander widersprechendsten Entwürfen an, um sie in sich selber zu zerstoren, wenn sie ihm mißfielen, oder sie seinem Hauptplan dienbar zu machen. Er wollte Einmüthigkeit Aller zur Freiheit Aller; daher gänzliche Vernichtung aller städtischen Vorrechte; Vereitelung jedes Antrags der Regierungen zu freundlichen Ausgleichungen. Er fürchtete die täuschbare Leichtgläubigkeit der Bauern, ihre durch lange Gewohnheit erblich gewordene Ehrfurcht vor den Städten; und daneben auch die tiefgewurzelte Neigung des Schweizervolks, sobald es unabhängig handeln konnte, sich nicht nur von Kanton zu Kanton, sondern von Landschaft zu Landschaft, von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf gegen einander, als besondere unabhängige Republiken, mit eigenen Verfassungen, Gesetzen und Vorstehern zu vereinzeln, ja selbst jedem Dorf nur das Ansehen eines kleinen Bundesstaats von Haushaltungen zu geben.

Wie bewundernswürdig aber auch die Geschäftigkeit des Alten

aus dem Dürrenäschener Moose war, hörte man doch nie, daß er einer der Hauptmänner des Aufstandes sei. Nirgends erschien er selber an der Spitze. Er glied vielmehr bloß einem der vielen ganz untergeordneten Umherläufer, Schreier und Zwischenträger. Was er im Grunde für das gewagte Unternehmen leistete, ward erst dem deutlich, der, wie z. B. Fabian, wissen konnte, wie er an hundert verschiedenen Orten, überall gleichförmig und seinem Zweck entsprechend, wirkte. Auf jedem einzelnen Punkt erschien sein Thun ganz unerheblich.

Man würde sich aber irren, das wohlberechnete Betragen des schlaun Alten etwa seiner Feigheit oder Vorsichtigkeit zuzuschreiben, um, im Falle des Mißlingens, unerkannt entschlüpfen zu können. Nein, in ihm stand schon mehr, denn vielleicht in allen Andern, entschieden, an dies Werk ein Leben zu wagen, das ihm nichts mehr galt. Aber er wollte Viele begeistern und bethätigen, und darum die Sache ganz zu ihrer Sache, zu ihrem Gedanken erheben und die Menschen, mit dem Sporn des Ehrgeizes oder auch nur der Eitelkeit, vorwärts treiben, während er selbst in einer untergeordneten Rolle verschwand.

Ohne Zweifel sind meine Leser wohl zufrieden, wenn ich ihnen Adrichs Kreuz- und Duerzüge durch die empörten Gebirgsgegenden nicht ausführlich beschreibe. Die Wendung, welche der Aufbruch von nun an im Allgemeinen nahm, darf aber nothwendig nicht unberührt bleiben.

Der Tag bei Gutwyl hatte entschieden. Die, welche an demselben zum Bunde geschworen hatten, trugen die Funken oder Flammen ihrer Begeisterung den entferntesten Thälern zu, und verbreiteten Begierde zum Aufstande. Wehe dem, der ohne Theilnahme bleiben wollte. Er wurde, als Vaterlandsverräther und Linder, von der Partei der Harten bis aufs Leben verfolgt. Der zerrißene Jannu des Gehorsams und herkömmlicher Sitte ließ jeder

Lebenskraft offenes Feld. Manche Hütte ging in Rauch auf; mancher Unglückliche fiel verthümelt durch Wuth des Pöbels. Wie bei solcher Entfesselung von allem Gesetz immer, trieb auch hier bald nur der rohe Eigennuß, der kalte Ehrgeiz, der tödtliche Parteihaß großes Spiel durch Schreckensherrschaft. Die Hefen schwammen oben; verlumpstes Bettelvolk wollte Plünderung der Reichen, bestraftes Gefindel Rache an ehemaligen Vorstehern.

Die Bauern besetzten alle Pässe mit starken Wachen; hielten die gewöhnlichen Woten an; erbrachen die Briefe, besonders die der Obrigkeiten, verschonten selbst die der französischen Gesandtschaft nicht; schleppten Reisende in Verhaft und entließen sie selten ganz ungenüßt.

Es war in den ersten Maiwochen. Aller Orten wurden Waffen jeder Art gesammelt, neue geschmiedet, obrigkeitliche Gebäude, die nicht fest waren, erbrochen und ausgeleert. Man scharte sich tausendweis zusammen und lebte auf Kosten der Gegenden, die man durchzog. Die Landleute von Basel versammelten sich mit Ober- und Untergewehr bei Lieshal und drohten gegen ihre Hauptstadt. — Christen Schybi mit den Entlibuchern und dem Volk der übrigen Aemter rückte gegen die Stadt Luzern, schnitt ihr von der Landseite Zufuhr ab und drohte ihre Einkäufung. Zeitig genug rückten noch die Landesfahnen von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug zum Schutz der Stadt ein; doch Schwyzzer, Zugger und Unterwaldner hatten es kein Gehl: sie wollten die Stadt schützen, aber nicht zur Unterdrückung des Landmanns sechten helfen. Oberst Zweyer trieb zwar durch muthigen Ausfall, den er mit zweihundert Urnern that, die Empörten zurück und entriß ihnen den Paß an der Emme. Er verlor dabei einige Gefangene und Tödt; auch den Aufständischen wurden acht Mann erschossen. Aber Zwietracht inner den Mauern der Stadt Luzern selbst lähmte eine Zeit lang ihre Unternehmungen. Die Bürgerschaft haberte

dort mit dem Patriziat um die ihr durch List und Stärke nach und nach entwundenen Vorrechte in Wahl der Obrigkeiten, in Befetzung des großen Rathes, der Aemter und Vogteien. Sie benutzte jetzt den günstigen Augenblick, das Verlorne zurück zu erzwingen. — Kräftiger noch, als Luzern, zitterte die Stadt Solothurn bei verschlossenen Thoren. Ihr gesamtes Volk stand in Waffen, und war, weil es von der Stadt nichts zu fürchten hatte, in ungebundenen Schwärmen theils den Stadtmauern nahe, theils in starken Banden den Bundesgenossen anderer Gegenden zugezogen.

Gleiche Gährungen und Verwirrungen herrschten im Aargau. Hier hatten sich die Empörten des Jahres von Windisch über die Reuß bemächtigt; vierhundert Mann der Ihrigen standen als Vorkampf in Königsfelden gegen Brugg. Die Bauern aus den Freiländern hielten die Stadt Rellingen besetzt, während die Zugbrücken von Eins, Mülken und Bremgarten durch die Zuger verwahrt wurden. Muthig behaupteten aber die übrigen Städte des Aargau's in diesem allgemeinen Sturm noch Selbstständigkeit. Aarburg und Lenzburg, am Fuße ihrer hohen Felsenschlösser, standen durch diese gegen die streifenden Banden gesichert; Baden schlug Freunden und Feinden ab, Befatzung einzunehmen; Brugg, inner dessen Ringmauer Berns flüchtige Anführer Schutz fanden, rüstete guten Widerstand; dasselbe that Pfingen, von deren Bürgerschaft Niklaus Leuenberg vergebens schweres Geschütz begehrt hatte. Am heftigsten ward Aarau bedrängt, viele Tage von unzähligem Volk herannt, um Durchpaß zu erzwingen; der Mühlenbach abgeleitet, welcher der Stadt Gewerbe mannigfach beförderte, und, was draußen lag, ward verödet. Als aber, nach vielen gütlichen Versuchen der Aarauer, selbst die Veredsamkeit des greisen Defans Rösperli eitel geblieben war, der an der Spitze einiger Rathsglieder in das Lager der Landstürmer hinausgeschickt worden und Gefahr der Mißhandlungen

und selbst des Lebens bestanden hatte: schwor die bewaffnete Bürgerschaft der Stadt, ihre morschen Ringmauern mit ihren Leibern zu bedecken und Gegenwehr bis auf den letzten Mann zu leisten. Zum Glück ward nach einigen Tagen das Blutvergießen durch die Botschaft verhindert, daß Bern (am 17. Mai) auf dem Rurifelbe mit dem Obmann des Bundes endlich Vergleich und Friede geschlossen habe.

Wirklich hatte der Rath zu Bern, auch nach dem Landtag zu Guttwyl, die Unterhandlungen mit Leuenberg fortgesetzt, der zuletzt an der Spitze mit 6000 Oberländern und einigem schwerem Geschütz gegen die Hauptstadt vorgerückt war. Er lagerte nur noch einige Stunden von ihr entfernt, bei Ostermündingen, während das wenige Kriegsvolk der Stadt bei der Schloßhalde in guten Verschanzungen stand. Bern wollte Zeit gewinnen, die verheißenen Hilfsvölker aus Welschland, Freiburg und dem Fürstenthum Neuenburg an sich zu ziehen. Um diesen Preis sah es gelassen rings umher die Verwüstung der Stadtgüter, die Plünderung der Landhäuser. Endlich bemerkte der Obmann des Bundes, daß er von den Bernern mit Absicht hingehalten und überlistet worden sei. Boten brachten Nachricht, es rücke ein beträchtlicher Heerhaufen von Murten gegen den Paß von Gümminen und den Saanestrom, der Stadt zu Hilfe; neuenburgische Schlachthaufen zögen gegen Aarberg. Nun beschleunigte Leuenberg dringend, mit Androhung plötzlichen Angriffs, den Ausgang der Unterhandlungen. Er wollte sich mit Allem begnügen, wenn nur die Hauptsätze des zu Guttwyl geschwornen Bundes unangefochten blieben und die Stadt an sein Volk 50,000 Pfund Goldes, als Entschädigung der Kriegskosten, zahlen würde.

Bern, nicht ohne alle Furcht, gegen Uebermacht und Zweiflung empörter Unterthanen ungleichen Kampf eingehen zu müssen; ohne Kunde von den Hilfsvölkern, die es erwartete, weil

alle Boten durch Nachsamkeit der Bauern aufgefangen wurden, entschloß sich, einen Vertrag zu unterzeichnen, der unter günstiger Wendung der Umstände vielleicht doch ohne Erfüllung bleiben konnte. Einzig noch war es bedacht, in dieser Lage zu retten, was für den Augenblick zu retten war, — heheltliche Ehre. Es bewilligte also die 50,000 Pfund, nicht aber für Kriegskosten, ober als Ersatz für den herabgesetzten Werth der Münze, sondern „aus väterlicher Guld wegen der Klagen des Volks über Armuth.“ Die Summe sollte auch erst nach gänzlichem Rückzug der Landleute in ihre Heimathen, nach Auslieferung des Bundesbriefes und nach der neuen Guldigung entrichtet werden, welche die Unterthanen zu leisten hätten.

Leuenberg willigte plötzlich in Alles, ohne es damit ernstlich zu meinen, um nur von dieser Seite frei und sicher zu werden. Denn er hatte Melburg, Seckelmeister Konrad Bertmüller von Zürich rücke mit mehr denn 6000 Mann zu Fuß und Pferd und zahlreichem Geschütz gegen den Hiltersberg und die Reuß an; von der andern Seite komme der Urner Feldherr Zweyer mit 5000 Mann, von Luzern her, gegen das Amt Lenzburg. Bertmüller hatte außer den Zürchern auch Schaffhauser, Thurgauer und Appenzeller unter seinen Fahnen. Die Tage der Entscheidung traten ein. Leuenberg, sobald er Vern zuleben gestellt zu haben glaubte, ließ den Ruf zum allgemeinen kriegerischen Ausbruch durch alle Thäler und Gebirge ergehen, und Alles die Richtung in den Aargau und gegen die Reuß nehmen. Er selber eilte dahin mit schlagendem Herzen, sich Glück wünschend, wenigstens Vern hinter sich einstweilen unschädlich gemacht zu haben.

Dem Obmann waren Stolz und Muth bei allen bösen Rundschaften, welche über die Rüstungen der Eidgenossen ihm unterwegs zugetragen wurden, bedeutend verschwunden. Wenn seine Eitelkeit auch nicht erlaubte, öffentlich Verlegenheit zu zeigen,

konnt' er sich selber doch nicht läugnen, daß er dem ins Ungeheure hinausgewachsenen Unternehmen auf keine Art gewachsen sei. Die Menge der Fragen, welche er Kommenden und Gehenden stündlich zu beantworten, die Menge der Befehle und Weisungen, welche er nach allen Seiten hin zu erteilen hatte, brachte ihn in volle Verwirrung, daß sein Geist im Chaos von tausend Dingen unterging und die Uebersicht des Ganzen verlor. Eben so deutlich verspürte er in sich den Mangel jeder Felbherrngabe: Geistesgegenwart, treffenden Blick, Würdigung des Augenblicks und Festigkeit des Willens. Und doch trieb ihn die Macht der Verhältnisse, das blinde Vertrauen des Volks, der Ruf, der ihm geworden, die Rolle des Felbobersten unter seinen Bundesgenossen zu übernehmen.

Orst als er, in der Nähe des aargauischen Schlosses Wildegg vorübergekommen, mit seiner zahlreichen Begleitung in die Ebene eintrat, welche Lager und Sammelplatz des aufständischen Heeres war, richtete sich sein schwer erschüttertes Selbstvertrauen wieder auf. Er erblickte hier schon an 10,000 Mann beisammengelagert, deren Zahl sich beständig durch frisch anrückende Haufen verstärkte. Alle erschienen dabei wohlbewaffnet, und nach ihren Waffenarten in Schlachthaufen getheilt; meistens unter dem Befehl von Hauptleuten, welche schon als gemeine Soldaten in ausländischen oder einheimischen Kriegen gedient hatten. Auch waren allesammt gewissermaßen gleichförmig gekleidet, um sich in Gefechten oder schon in der Ferne auf Marschen zu erkennen. Ihr Kriegsgewand bestand in einem rothen Wollenhemd, welches jeder über seine Kleider trug. Der rechte Flügel dieses Heeres lehnte an das Dorf Rängenwyl und an die schroffen Felswände neben demselben; der linke an die walbige Halbe des Berges, von welchem Gemäuer und Thurm des alten halbverfallenen Schlosses Brunnegg durch die benachbarten Landschaften weit umher schaute. Das Ganze unterließ sich in vier Abtheilungen mit eben so vielen fliegenden

Zahnen nach den Kantonen Bern, Luzern, Basel und Solothurn, von wannen die Streiktrotten stammten.

Alles das hatte Christen Schybi geordnet und vorbereitet, der vielleicht unter allen Befehlenden der kriegserfahrenste Mann sein mochte. Er hatte für Vorrath und Nachhut gesorgt und für reichliche Zufuhr von Lebensmitteln, welche die umliegenden Dorfschaften mit freiwilliger Thätigkeit, doch gewöhnlich auf Unkosten derer herbeischafften, die im Verdacht standen, Linde zu sein. Halbe Dörfer wurden unter diesem Vorwand ihrer Heerden und aufgespeicherten Vorräthe gewaltsam beraubt.

Gingegen an Mannszucht, Regelmäßigkeit der Bewaffnung und Geschicklichkeit im Waffengebrauch, zumal des Schießgewehrs, fehlte es dem Kriegsvolke desto mehr. Doch diese Eigenschaften mangelten nicht nur den zügellosen Banden der empörten Landleute, sondern selbst den eidgenössischen Truppen damaliger Zeit. Dieselbe Nation, welche ihrem kriegerischen Geist und ihrer Waffengewandtheit theilweise Freiheit im Innern und Gesamtunabhängigkeit vom Auslande zu danken gehabt hatte, stand damals allen Nachbarstaaten in der Kunst des Heerwesens weit nach. Daher ward man jetzt auch, gleich beim Einzug der Eidgenossen unter Bertmüllers Befehl, die heillosste Verwirrung in den Reihen derselben gewahr. Man sah ganze Rotten vom Heer laufen, um in abgelegenen Höfen und Weibern zu plündern, zu brennen und Unzucht zu treiben. Man zählte schon Verwundete und Tote, ehe man noch mit dem Feinde zusammengetroffen war, bloß durch unverständiges Handeln des Gewehrs oder der Spieße *).

*) Wie z. B. ein Ritter in den vollen Haufen seines Geschwaders hineinschoß. — So kam nachher selbst der Sohn des Zürcher Feldherrn Bertmüller, ein Jüngling von zwanzig Jahren, in Fesseln durch unvorsichtigen Schuß ums Leben.

Dieser allgemeine Verfall des Kriegswesens war zum Theil durch unkluge Haushalterei und Sparsucht der eidgenössischen Regierungen, mehr noch durch peinliche Furcht derselben vor ihren Unterthanen bewirkt, deren Zufriedenheit freilich, bei immer geschmälernten Rechten und Freiheiten, nicht im Steigen sein konnte. Die größter werdende Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten in spätern Zeiten, und die schlaffe Sicherheit der Oberherren bei langem Frieden mit dem Auslande, vermehrte die gefährliche Verachtung der Kriegeskunst in solchem Maße, daß die Schweiz anderthalb hundert Jahre später beinahe wehrlos unterging, als sie durch Frankreichs völkerrechtsmörderische Staatsklugheit feindlich überrast ward.

42.

Im Feldlager.

An demselben Tage, da Leuenberg den Oberbefehl seines Bundesheeres übernahm, waren auch Adrich und Fabian in dem Lager angekommen. Aus dem Gasllande, am Fuße der Schneeberge, hatte sich der Mooser über den Bränig in die wildschönen Thäler ob dem Kernwald begeben, hier die Stimmung der freien Unterwaldner behorcht und von ihnen überall tröstliche Verheißungen mitgenommen, dann sich, durch den Kanton Luzern, gegen die freien Aemter hinab zum Ufer der Aargau gewandt, und überall die waffenfähige Mannschaft zum Aufbruch bereit oder schon auf den Landstraßen schaarenweise im Anzug gefunden. Er sammelte und reihete und begeisterte durch sein Wort die verworrenen, einzelnen Bänden und führte sie in einem langen Zuge, ihrer fast 2000 Mann, durch die sumpfigen Gefilde von Dismarzingen dem allgemeinen Lagerplatz zu.

Hier begrüßte die frischen Ankömmlinge der wilde Freudenruf der schon gelagerten Tausende. Leuenberg, Schybi, Zeltner und die übrigen Befehlshaber, welche den heranziehenden Haufen entgegengeritten waren, um sie zu mustern und in das Gesamt-heer einzugliedern, erkannten nicht sobald den Abdrich an der Spitze dieser Schaaren, als sie ihm entgegen sprangten und ihr fröhliches Willkommen jauchzten.

„Teufel, von welchen Bergen und Thälern hast du das Volk noch zusammengewischt, du alter Kriegsbesen?“ rief Christian Schybi und schüttelte des Roosers Hand: „Das ist eine wackere Nachhut.“

„Nachhut!“ erwiderte Abdrich lachend: „Ich meine, es sei Vorhut einer neuen Armee, die sich mit uns vereinigen wird, sobald ihr sie ruft. Die Völker von Obwalden und Nidwalden, sag' ich euch, von Zug, Uri und Schwyz und den Bündnerbergen, sind schlagfertig. Sie erwarten alle nur das Zeichen zum Ausbruch.“

„He, wann, wie, wo sollen wir's geben?“ schrie Leuenberg entzückt: „Morgen, heut', den Augenblick!“

„Auf dem Schlachtfelde, auf dem Siegesfelde müßt ihr's geben, wenn sie es hören sollen!“ antwortete Abdrich: „Kein Blitz leuchtet schneller und weiter, als, nach gewonnener Schlacht, Kanonenblitz des Siegers im Nacken des flüchtigen Feindes. Ich sag' euch, führen wir den ersten großen Schwertstreich glücklich, ist Alles entschieden; so kürzen die Rathsherrenstühle um; so erhebt sich alles Volk des Schweizerlandes in Berg und Boden für unsere Freiheits-sache. Also nicht gezaubert, auch nichts überreilt! Wo steht der Feind?“

„Auf der Schlierer Almend an der Zürcher Grenze, wie wir von den Rundschaffnern genau wissen!“ sagte Adam Zeltner: „Dem General Werkmüller ist nicht gar wohl zu Muth; er traut seinen Leuten nicht, die ihre Spieße lieber gegen die Stadt kehren mögen,

zumal die Leute vom See. Er will sich daher noch mit zwei Appenzeller Fährleuten von Anser-Rhoden verstärken, die unterwegs sind.“

„Vorwärts,“ rief Abdrich: „ihm entgegen! Warum lagern wir, wie Tagelöhne, hinter der Reuß? Warum nicht gegen die Limmat, und hinüber vor Zürich?“

„Abdrich, laß die Hand von meinem Plan!“ versetzte Schybi: „Ich habe mehr Pulver gerochen, als du. Hier haben wir feste Stellung, die Reuß vor uns, Mellingen und Bremgarten besetzt. Erst muß uns Bertmüller den Uebergang über die Reuß theuer bezahlen, dann stehen wir vor ihm auf den Höhen, und er steht drunten, mit dem Strom im Rücken. Geh's nach Wunsch, so sprengen wir sie alle ins Wasser und lehren sie schwimmen. Es muß eine Hauptniederlage geben. Wer nicht ins Gras beißt, muß sich zu Tode saufen.“

„Ihr Herren, davon zu Nacht mehr im Hauptquartier!“ sagte der Bundesobmann: „Die tapfere Mannschaft, welche uns der Rooser herbeigeführt hat, wird der Ruhe bedürfen. Herr Kommandant Schybi, weist ihr in der Lagerordnung den Platz an! Herr Untervogt, setze, als Oberproviandmeister, für ihre Verpflegung, daß den braven Vaterlandsmännern nichts abgehe! Nach vollzogenem Geschäft verfüget ihr euch zu mir ins Hauptquartier. Ich gehe mit dem Rooser und seinem Adjutanten“ — er deutete dabei auf Fabian — „voraus. Es ist noch Vieles abzutun.“

Alle gehorchten ohne Widerrede dem gebieterisch ausgesprochenen Befehl des Kriegsobersten. Der dichte Haufen der Bauern, welcher sich neugierig um die hier versammelten Anführer zusammengebrängt hatte, trennte sich, um den Weggehenden Platz zu machen. Abdrich und Fabian empfingen ihre Herberge für die Nacht in einem einzelnen großen Landhause, wo sich auch das Hauptlager des Obmanns und seiner untern Befehlshaber befand. Links und rechts

war das Haus durch daneben gelagerte Truppen gedeckt, die ihre Gewehre und Spieße in Bündel zusammengestellt hatten und bei vielen einzelnen Feuern ihr Nachtmahl bereiteten. Vor dem Eingang des Gebäudes wanderten Schildwachen hin und her.

Fabian fand in dem wilden, kriegerischen Treiben die beste Zerstreuung seines Trübseins. Selbst für ihn hatte das ungewohnte Schauspiel begeisterter, und für Freiheit bewaffneter Volksmengen etwas Erhebendes. Die allgemeine Entschlossenheit zu jedem Opfer, die Ausdauer und Freudigkeit jedes Einzelnen in Mühseligkeiten und Entbehrungen, der blinde Gehorsam, mit welchem Leuenbergs Befehle vollstreckt wurden, konnte allerdings einen glücklichen Ausgang des großen Unternehmens weisagen. Fabian bezweifelte denselben um so weniger, da bis spät in die Nacht Boten um Boten Nachricht von den neu anrückenden Hilfsvölkern des Bundes brachten, indessen Wertmüller auf der Almend von Schlieren kaum 7000 Mann beisammen hatte, die er gegen Leuenberg ins Feld führen wollte. Dennoch blieb Fabian seinen Grundsätzen treu, sich nicht in das Geschäft zu mischen, sondern, als Abdrichs Wächter, die Rolle des Zuschauers zu spielen. Auch Abdrich hielt Wort und müdete dem Jüngling nichts zu, denn die Ausübung seiner wohlthätigen Kunst, als Wundarzt, wenn es Noth thun würde. In der That hatten die neugeschaffenen Feldherren wohl an Schlachten und Siege, aber nicht an Wunden, noch weniger an ärztliche Hilfe gedacht. Daher behandelten sie den jungen Mann mit größter Auszeichnung, und der Obmann ernannte ihn auf der Stelle zum obersten Feldarzt des gesammten Bundesheeres, der jederzeit in der Nähe des Hauptquartiers sein müsse. Noch spät Nachts sandte Leuenberg Befehle in die benachbarten Städte aus, um Leinwand, Salben, Speereien, Heilmittel verschiedener Gattung und wundärztliche Werkzeuge herbeizuschaffen, wie sie Fabian aufgezeichnet hatte; dergleichen gebot er allen Aerzten, Wundärzten und Scherern

der ganzen Nachbarschaft, unter Androhung der Todesstrafe, ins Lager zu kommen.

Folgenden Morgens war es wiederum Abdrich, welcher, wie gewöhnlich, zuerst vom Bett sprang und den schlummernden Jüngling aus seinem Traume von Epiphänien weckte.

„Auf, auf!“ rief er: „der Mann des Kriegs soll wachen und gar nicht, oder nur mit halbgeschlossenen Augen schlafen. Es ist noch viel an Schiff und Geschütz zu flicken, eh' wir hinaus ans Meer können. Komm', Bursch, laß uns das Feldlager durchlaufen, und nachschauen, wie es um uns stände, wenn der Feind schon binnen vierundzwanzig Stunden Besuch abkriegen würde. Zwar ist der Kommandant Ehrichen Schybi ein ganzer Mann, allezeit auf den Beinen und mit dem Maul voran. Aber er enthält auch mehr Kupfer als Silber; lebt und treibt's, wie der Schuldenbote; kann laufen und nicht müde werden, saufen und nicht voll werden, lügen und nicht roth werden.“

„Hättest du mir lieber noch den Schlaf gelassen!“ sagte Fabian, indem er sich anleidete, etwas mürrisch: „Es ist unrecht von dir, daß du mir nimmst, was du mir nie geben kannst.“

„Hm, Kamerad!“ brummte Abdrich: „bist du so ernstlich deines jungen Lebens satt? Geduld, dein Weib im Noose soll dich bald entschädigen. Aber es kann dir nicht schaden. Was man erfahren hat, das hat man gelernt. Sieh', das eben ist das Glend des Lebens, daß es eitel Bruchstück bleibt; ein täglich Hin- und Herfallen zwischen Dasein und Nichtsein. Ein Ganzes wäre mir auch lieber; entweder nie gelebt, oder nie gestorben!“

„Wie kommst du nun wieder darauf?“ entgegnete der Jüngling: „Was willst du mit deiner wunderlichen Rede?“

„Entweder nie gelebt oder nie gestorben,“ wiederholte sich der Alte: „das wäre auf jeden Fall Unsterblichkeit; denn wer nie gelebt hat, kann so wenig sterben, als einer, der nie zu leben auf-

hört. Schlaf ist Tod, Erwachen Geburt. Es gibt Tage, Wochen, Monate, da möcht' ich ohne Erwachen schlafen, und ich verwünsche die Grausamkeit der Natur, welche mir nicht einmal das Almosen der Bewußtlosigkeit gönnt; jetzt würde ich ewiges Wachen vorziehen, und muß nun jede Nacht, wider Willen, den Faden alles Thuns abreißen, den ich lieber ohn' Unterbrechen fortspänne . . .“

Fabian betrachtete ihn lächelnd von der Seite mit einiger Verwunderung, indem er sagte: „Zum ersten Mal seh' ich dich lebenslustig, Abdrich; aber ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll.“

„Freue dich nur,“ erwiderte der Alte: „denn im stürmischen Meer von Geschichten und Geschäften dieser Art geh' ich wieder zu wahrer Selbstvergessenheit unter. Mehr begehrt' ich nicht. Ich allein fühle mich stark genug, die alte Eisensorte des Weltkerkers aus den verrosteten Angeln zu läpfen, und ein ganzes Volk aus der sinkenden Gruft in den Sonnenscheiteln der Freiheit vorwärts zu drängen. Zeltner, Leuenberg, Brömer, Schybi, alle erkennen und fühlen sie das, und gestern in der Nacht schworen sie mir zu, ohne meinen Rath keinen Schritt mehr zu thun. Sie heißen mich den Meister. Darum, Fabian, laß uns aufbrechen und das Kriegsvolk und die Stellungen mustern. Ich will die Karten nicht nur mischen und geben, ich muß auch Allen ins Spiel sehen, damit nicht einer seinen Trumpf verwerfe.“

Fabian, der sich das Degengehert über die Achsel warf, versetzte mit voriger Verwunderung: „Ich bin fertig, Abdrich. Du aber bist wahrhaftig deinem Ende nahe, oder auf dem Wege der Genesung von der schweren Krankheit, die dich plagt. Denn es ist in dir große Aenderung vorgegangen. Du fühlst dich wieder im Fleisch und Blut selber, da du bisher durch und durch taub und starr warst. Eigenliebe kann dich kitzeln und dir Lust zum Leben geben, da dich bisher nichts mehr schmerzte, nichts mehr

figelte. Komm', widersprich mir nicht! Du bist auf guten Wegen; ich hoffe, das Bessere soll folgen."

Abdrich, wie von der Wahrheit des jungen Menschen überrascht, lächelte über sich selber und wollte Einrede thun. Fabian aber mochte nichts hören, lachte und zog ihn fort. Der Anblick des Lagers, als sie ins Freie hinaustraten, gab ihrem Gespräch bald andere Wendung.

43.

V ö s e Z u s a m m e n k u n f t .

Sie gingen durch die langen Reihen des Lagers bis zum Ablerberg, auf dessen östlichem Flügel die alte Burg von Brunegg hing. Es war ein trüber Morgen. Ein schwermüthiges, einformiges Grau des Himmels hing über der blühenden Frühlinglandschaft. Dort und hier stiegen Rauchsäulen auf von frisch angezündeten Feuern, bei denen die in Krieger verwandelten Landleute ihr Morgenessen kochten. Man erblickte nur wenige Zelte. Die Nacht war von den meisten auf einem Bündel Heu oder Stroh, ohne Obdach, zugebracht. Hin und wieder sah man wohl, statt der Gezelle, an einander gelehnte Bretter und Thüren, die man den Häusern, Scheuern und Ställen benachbarter Ortschaften entführt hatte; oder Leinlachen, große Lächer von Frachtwagen und zerschnittene Säcke über aufgesteckte Stangen ausgespannt.

Noch herrschte nicht minder allgemeine Fröhlichkeit im Volke. Das Ungewohnte der Lebensart und wie man aus der Noth eine Tugend, aus Mangel neue Erfindungen machen, bald über die glücklichen Einfälle des Ginen, bald über die klägliche Unbeholfenheit des Andern lachen mußte, belustigte Alle. Abdrich und sein Begleiter gefielen sich in dem bunten Getümmel. Sie theilten mit

einem der heitern Häufen das kräftige Frühstück und die kräftigen Späße. Dann begaben sie sich beide weiter, um auch die Vorwachen des Lagers zu besuchen, welche längs der Reuß und vor der Stadt Mellingen aufgestellt sein sollten.

Nach einer starken Viertelstunde Weges über die Wiesen gelangten sie zum Gebüsch, welches die Halben der Höhe bekleidete, die längs dem schmalen und ebenen Reußthale hinzieht. Vor ihnen in geringer Entfernung lag das Städtlein Mellingen, am dunkeln Strom der Reuß, nach alter Art und Kunst mit Ringmauer und Graben umgeben. Dahinter erhob sich, allmählig emporanschwellend, wild und waldig das Gebirg, und der Feltersberg, über welchen ein rauher Weg gen Zürich führt.

„Laß uns hinab ins Städtlein gehen, die Freiamtler halten es besetzt,“ sagte Abdrich: „denn wir sind auf den Wiesen zu weit links gegangen. Die Vorhut steht in der Nähe von Wohlschöwl auf der Höhe, an der Straße von Lenzburg. Verfolgen wir diesen Fußpfad; er führt rechts, ohne Zweifel, ins Dorf.“

Wie sie eine Strecke fortgewandert waren, hörten sie durchs Gebüsch schon aus geringer Ferne das Rufen, Lachen und Lärmen der ländlichen Krieger tönen. Bald führte sie ihr Pfad zu einer einsam gelegenen Hütte, welche auf freiem Platz, am Abhang der Höhe, ungehemmte Aussicht über Thal, Strom und Gebirg darbot. Eine uralte Eiche, die ihre schwarzen Arme über das Strohdach streckte, schien mitleidig der Unzulänglichkeit desselben gegen die Unbill der Witterung abhelfen zu wollen; und der Hinterrheil des Hauses schien seine Haltbarkeit weniger der eigenen Stärke, als der Stütze von einem jener ungeheuren Granitblöcke danken zu müssen, welche, durch Fluthen der Urwelt aus den Alpen hieher gewälzt, noch zur Hälfte aus dem Erdboden ragen.

„Ich wette,“ sagte Abdrich, indem er auf ein kleines hölzernes Kreuz wies, das den Obertheil des Giebels schmückte, „hier
Bsch. Nov. IV.

ist das Nest eines heiligen Lagediebs. Wir wollen dem Waldbroder Besuch abstatten. Man kann von solchen Leuten etwas erfahren."

Die Thür stand offen. Sie traten in den engen Raum, wo sich auf dem Tischlein zur Seite ein paar große, halbleere Weinflaschen, Brobstücke und geräuchertes Fleisch, als Ueberbleibsel eines Frühstückes, ober des gestrigen Nachtschmauses, zeigten. Rechts erblickten sie auf einem Laubsack am Boden, statt des Waldbroders, einen jungen, schlanken Kriegermann in tiefem Schlaf.

Abdrich, der vorausgegangen war, fuhr bei diesem Anblick zurück, sah sich finster nach Fabian um und sagte: „Seh' ich recht, so ist's ein Schurke, der sein Loth Wei durch den Schädel mehr, als verdient hat. Ich gebe dem Kase einen Fußtritt, und damit gehen wir.“

Fabian erkannte im Schlafenden jetzt den Hauptmann Gideon Renold. Sein Herz zog sich zusammen. Er wandte sich rasch ab, und rief: „Fort von der Pestillen! Was hab' ich mit diesem Bösewicht?“ Die Festigkeit, mit welcher er die Worte ansprach, weckte den Schläfer. Derselbe fuhr mit halbem Leibe plötzlich vom Lager auf und starrte, ungewissen, rathenden Blicks, die vor ihm schwebenden Gestalten an. Je deutlicher diese wurden, je starrer dehnten sich seine Nieren und Augen, wie die eines Menschen, der voller Entsetzen Gespenster wahrnimmt. Sein erblasstes Antlitz war durch die todtenhafte Wellenbläue schauerlich, die sich um seine Augen und Lippen legte.

Abdrich, der ihn jetzt in der That für krank hielt, fühlte bei dem Anblick eine Art Anwandlung des Mitleidens, und sprach mit sanfter Stimme und erzwungenem Scherz: „Du hier, Gideon? Was treibst du, Faulpelz? Zum Müßiggang gehören entweder große Zinsen oder hohe Galgen.“

„Was? Galgen?“ sagte halbtaub und unverständlich, wie aus trockener Kehle die Töne brängend, der Hauptmann, ohne seine

Stellung zu ändern. Dann aber schrie er nach einigem Besinnen plötzlich laut und wiederholt: „Mörder! Wacht! Schildwache! Hilfe!“

„Menschenkind, rasest du?“ sprach Abdrich: „Kennst du mich nicht?“

„Und warum überfallet ihr mich im Schlafe?“ entgegnete Steadon, indem er aufsprang, beide misstrauisch beobachtete und links und rechts mit den Augen umherfuhr: „Weh dem, der Hand an mich legt! Wißet, ich bin der Vorpostenkommandant, und jedes Haar meines Hauptes ist bewacht, wenn ich schon den Augenblick wehrlos bin.“

Er bewegte sich während dieser und ähnlichen Reden, ohne von beiden je mit den Augen zu lassen, rückwärts, und gar allmählig, wie wenn jene es nicht merken sollten, gegen einen Häutenwinkel im Hintergrund, bückte sich da rasch seitwärts, raffte ein am Boden liegendes Schwert auf, warf dessen Gehent über die Schulter, bedeckte sich das Haupt mit seinem daneben gelegenen Hut, und drückte denselben tief in die Stirn nieder.

„Jetzt, ihr Herren,“ sprach er mit jener stolzen Haltung und Festigkeit der Stimme, worin sich das Gefühl seiner Sicherheit verkündete: „jetzt will ich euch wohlgemeint invitiren, auf der Stelle das Feld zu räumen und mich nicht länger zu inkommodiren, widrigenfalls Einem wie dem Andern, wegen des schändlichen Attentates, üble Kompens bevorsteht.“

„Hör' an,“ sagte Abdrich: „du arger Gesell, ich vermuthe, du hast dein Quintlein Verstand beim Nordbrand am Thunersee verloren; und, wahrhaftig, das würde dir allein noch zur größten Ehre gereichen. Denn sonst wäre keine ehrenwerthe Faser an dir. Man müßte dich dann nicht henken, sondern nur bebauern. Aber auf jeden Fall hat der das Roß hinter den Wagen gespannt, der dich hierher stellte, als Kommandant der Vorposten. Ein Narr

muß bewacht werden, aber nicht Wacht halten; und ein Bösewicht gehört nicht unter ehrliche Leute."

"Schweig mit deinen Insulten, du meinelbiger Betrüger," versetzte Sibeon: „oder ich operire dir die Zunge im Halse, daß sie nie wieder falsch schwören soll. Ich darf allezeit mit gutem Gewissen vor honnetten Personagen stehen, aber du . . ."

„O ja!“ unterbrach ihn der Alte mit bitterm Lächeln: „du darfst dich sehen lassen, wenn's finster ist, und darfst mit deinem Gewissen prahlen, denn es ist groß genug, daß man mit einem Fuder Heu durchfahren könnte. Aber die Leute riechen dir den Brand an.“

„Den Brand!“ schrie der Hauptmann auffahrend: „Daß dich hunderttausend Teufel zerreißen, denen du deine arme Sündenseele längst verpfändet hast! Was Brand? Und wenn man dir einen rothen Hahn über die Barale im Moos schickt, hast du Besseres meritirt? Meinst du, ich lasse mir von des Satans Gaulsack, wie du einer bist, Nasen drehen und mir pochen? Hast du mir nicht Epiphantien verheißen, und das Weibsbild dem Schnapphahn dort angehenkt? Gottes Marter, Wunden und Blut! Retirire, oder ich jage dir die Klinge durch die Gedärme!“

Abdrich schüttelte den Kopf und erwiderte gelassen: „Vor deinen schwedischen Fläcken ergreift unser einer das Gasenpanier nicht. Aber Antwort will ich dir geben. Meine Richte ist dieses Ehrenmannes Weib worden, weil es der letzte Wunsch meiner sterbenden Tochter, und der Wille Epiphantiens war. Ich hatte dir nichts wider Epiphantiens Willen verheißen; sie aber hatte von ganzem Herzen. Und wär' Alles nicht gewesen, ich hätte meines Bruders Kind eher einem Steckenfnecht und Sauhirten an den Hals geworfen, als einem Mordbrenner um Tonnen Goldes gegeben; und der bist du!“

„Gut, gut!“ erwiderte Sibeon höhnißch: „Triumphiret, ban-

fehtret, ihr sollet euren Hochzeitsschmaus mit Teufelsbrod geschmalzen sünden, Messeln im Bett und vielsüßige Lanzknechtsthierlein auf der Weibe haben. Du sollst wissen, was es heißt, einem tapfern Offiziere nicht Parole halten. Ich habe andere Majestäten gesehen!“

„Ich deren auch!“ versetzte Abdrich: „Ich bin weit in der Welt herumgefahren, aber diesseits und jenseits des Meeres sah ich keinen verdorbenen Buschlepper und Laugenichts, auf Ehre, als dich!“

„Mit Gunst, laß die Ehre aus dem Spiel!“ schrie Gideon bitter lachend: „Es fährt heutzutage manche Ehre über das Meer und ersäuft nicht, weil sie strangulirt sein will. Und jetzt macht euch aus dem Staube, — oder ich“ — hier zog er den Degen — „auf Kavallerparole, ich schicke euch in des Teufels Magen hinab.“

Er hatte die Worte noch nicht vollendet, als Fabian, der bisher schweigend unter der Thür dem Wortwechsel zugehört hatte, mit gezuckter Klinge vorsprang, den Alten hinter sich zurückwarf und rief: „Du Molch! stecke dich denn zur Wehr!“

„O mit nichts!“ erwiderte Gideon verächtlich: „dich menagire ich, denn du bist zum Gahnrei geboren und sollst noch sehen, wie ich deine Mattresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Kappuse gebe.“

Abdrich riß den Jüngling zurück und hielt ihm den Arm, indem er rief: „Fabian, bestecke dein Schwert nicht an diesem rüddigen Hund!“

Während sie noch unter einander stritten, hörte man draußen Geschrei nach dem Hauptmann. Ein Haufe bewaffneter Bauern eilte herbei und drängte zur Thür und rief: „Kommet, Hauptmann, heraus! Der Feind ist im Anzug! der Feind!“

Das Gefecht bei Mellingen.

Diese unerwartete Dazwischenkunft veränderte plötzlich die Gestalt der Dinge zwischen den drei Männern in der Waldbruders-
hütte. Zwar wetterte der Hauptmann noch gegen Adbrich und
Fabian, man solle ihnen die Degen entreißen, und beide als Ge-
fangene fortführen; zwar wüthete er noch lange mit allen Kläffen,
die er in deutschen Kriegen gesammelt, über schlechte Disziplin
seiner Soldateska, über strafbare Entweichung seiner Schildwacht,
die man vierundzwanzig Stunden lang, bei Wasser und Brod,
krumm schließen müsse; allein es hörte Niemand auf ihn. Einer
überschrie den Andern, der Feind ziehe gegen Mellingen, die Stadt
sei überrumpelt; man müsse ihr zu Hülfe laufen. — Menge und
Gedränge vor der Hütte mehrten sich. Es kamen neue Bauern-
haufen mit neuem Geschrei: „Hauptmann heraus! Mellingen ist
über! Wir sind verrathen! Hört nur, hört, in der Stadt wird
geschossen! Alles ist an die Zürcher verrathen und verkauft!“

Botschaften der Art waren allerdings ganz geeignet, den Zorn
des Hauptmanns schnell zu zerstreuen und seinen Gedanken eine
andere Richtung zu geben, zumal einige Stimmen aus dem Ge-
tömmel Drohungen gegen den faumseligen Kommandanten aus-
stießen: „Will er nicht heraus, so machen wir einen andern Haupt-
mann. Nun es heißt: Vogel friß oder stirb! verschlüpft er sich in
den Hag. Hat er vielleicht auch schon Hand- und Fußgelb von
den Zürchern genommen? Er soll heraus! Heraus!“

Sibeon stieß den Schwall der in die Hütte Gedrungenen hastig
zurück, und auch Adbrich und Fabian gelangten mit dem Strom,
der zur Thür hinausging, ins Freie. Sibeon stellte sich dem Haufen
entgegen und befahl wiederholt, zu schweigen. „Was ist das für
eine Mannszucht?“ schrie er: „Wisset ihr nicht einmal, wie ihr

die Charge des Befehlshabers zu respektiren habt, daß ihr ohne Befehl des Offiziers alle vom Lager und Posten laufet? Bei solcher Libertinage und unziemlicher Lizenz hat der Feind im ersten Rencontre und Scharmügel die Oberhand. Euch Gefellen muß man noch besser zu Gehorsam, Courage und Kriegesmanier gewöhnen.“

„Aber, Kommandant!“ rief Einer aus dem Haufen: „Das Maul zu und sperr' die Augen auf, dann siehst du selbst von hier den Feind schon hinter der Mellinger Reußbrücke!“

„Schweig, Lotterbub', mit deiner Insolenz!“ schrie Gideon, über den neuen Mangel der Achtung ergrimmt: „Wer noch einmal muckset, den sollen zehntausend Millionen Schock Donnerwetter . . .“

„Gott sei bei uns!“ unterbrach ihn ein Kerl, der voran stand: „Wir haben einen frommen Kriegshelben zum Hauptmann verlangt, aber keinen gotteslästerlichen Flucher und Schwörer deines Gleichen. Ich rathe dir wohlmeinend, bring' uns deine Höllenskomplimente nicht wieder. Wir wollen gottesfürchtige Christen sein und bleiben. Der Himmel soll uns beinetwillen nicht strafen. Man muß vor dir bald ein Kreuz in die Diele machen.“

Diese Worte schienen aber die Stimmung des gesammten kriegerischen Haufens ziemlich treu auszusprechen. Denn ihrer viele murmelten halblaut und mißvergnügt unter sich; andere schüttelten die Köpfe; andere traten verbossen aus einander. Gideon spürte Ungutes. Er änderte deswillen sogleich den Ton, und sagte: „Se, was hier, was da? Soldaten sind generaliter schlechte Pfaffen; das wißt ihr wohl. Ihr bauet auch gern die Kirche mitten ins Dorf, aber hört lieber mit Beckern zusammenläuten, als mit Glocken. Vorwärts, ihr tapfern Landseute, laßt uns dem Feind zeigen, was wir prästiren. Wir spielen Karnöffelspiel *); der

*) Ein noch im siebenzehnten Jahrhundert gemeines Kartenspiel, in wel-

Alles vom ersten Schrecken, der zusammengefunzene Muth schwoll von neuem auf. Einer wollte es dem Andern an Entschlossenheit zuvorthun. Die bewaffneten, zahlreichen Haufen sandten Anschläge an Leuenberg, er solle sie gegen den Feind führen. Christen Schybt bestimmte den Dienstag zum allgemeinen Angriff, und machte dem Kriegsrath seine Entwürfe bekannt. Er selbst hatte vom Lager der Eidgenossen den Angenscheln genommen, und es zum Theil hinter aufgeworfenen Gräben, zum Theil mit Verhauen von gefälltten Bäumen und zwölf Stück groben Geschüßes, zehn Feldstücken, zwei Feldschlangen und zwei halben Kartthäunen bedeckt gefunden. Nun ließ er die Höhen von Sägglingen mit zahlreichem Volk besetzen, welches bestimmt war, am Dienstag über die Nigelsweid und Tegerlig das Feindeelager zu umgehen, während andere Haufen Bremgarten beobachten und berennen, die Hauptangriffe aber gegen Wohlenschwyl gerichtet werden sollten.

Noch war man am Montag zur Ausführung des Plans in voller Thätigkeit, als von den Vorwachen Meldungen einliefen, der Feind sei im Anzuge. Jählings fand Alles in Waffen. Die verworrenen Mengen scharten sich zusammen. Leuenberg zählte eine Heeresmacht von sechs- bis zwanzigtausend Mann. Mit Trommelschlag und fliegenden Bannern zogen die Schlachthaufen vorwärts.

Beim Anblick dieser Uebermacht hielten die feindlichen Haufen still. Es waren ihrer kaum dreitausend Mann, welche unter Anführung des Obersten Wertmüller, eines Verwandten vom Oberfeldherrn der Züricher, vorgesandt waren, Stellung und Stärke der Campörten zu erkennen. Ein einzelner Trompeter, als Herold des Züricher Befehlshabers, sprengte, indem er die Trompete blies, auf der Landstraße allein gegen die vorrückenden Banden an und begehrte Unterredung mit dem Kommandanten. Leuenberg, umringt von seinen vornehmsten Hauptleuten, gebot den Truppen auf der ganzen Schlachtklinie Halt und vernahm das Anbringen des Herolds.

Gebanken sind wohlfeile Waare; aber für den da ist mir der kleinste zu köstlich. Laß ihn!"

"Es wunderte mich längst, Abdrich, daß du ihn in deinem Umgange unter deinem Dache duldest."

"Man duldet wohl vieles, was die Natur duldet, und man brauch't's, wie sie. Sie hat Adler und Asenaden. Gätt' ich Raches früher gewußt! Nicht' ihn doch auch Epiphanie lange Zeit wohl leiden."

"Den Gleisner! Ihr Innerstes verabscheute ihn."

"Leonore, die arme Leonore, eben so! Sie hatte Neigung für ihn, bis sie den höllischen Gaß erkannte. Da brach es ihr Herz. Sie gestand es Epiphanien erst unlängst. Nun erklär' ich mir Raches."

"Das fromme, stille, heilige Loreli? Das ist wildernatürlich!"

"Um, eben darum in der Ordnung. Die Einfälle der Natur sind nicht immer die natürlichsten. Sie verkuppelt am liebsten, was sich am tödtlichsten widersetzt. Das Licht schleppt Schatten nach sich, der Sommer den Fluch der Hagelwetter; der Weizenacker das Unkraut. — Pest! das sind die Zürcher! Die Freiamtlerische Befragung hat sich ohne Hinterschuß ergeben. Was schlagen unsere Tölpel links und rechts ihre Kalbfelle, statt vorzuweisen und die Hand voll Zürcher zu klopfen?"

Man sah, während auf beiden Seiten in den Ortschaften Bällikon und Bohlenschwyl die Trommeln der Aufständischen gerührt wurden, aus dem offenen Thor des Städtchens Mellingen einige Kompagnien der Eidgenossen in die Ebene hervorgehen, denen auch schweres Geschütz und Kletterei folgte. Bald entwickelten sich auf der Fläche einige Schlachthaufen in ziemlicher Ordnung. Als Abdrich, der die feindlichen Bewegungen in der Tiefe mit keinem Auge verließ, von ungefähr aufwärts sah, erblickte er links auf der Straße von Baden hinter der Stadt den langen Zug des eidgenössischen Kriegsheers, und selbst rechts von den Höhen des

würde auszuführen: Wertmüllers linken Flügel zu umgehen, dessen Heermittle in der Stirnseite über Bühlson und Wohlschwyf zu ergreifen und das Ganze gegen die reißenden Fluthen der Reuß zu werfen. Gleichzeitig sollten weiter aufwärts die bei Willmergen versammelten Schaaren des Aufstandes das Städtlein Bremgarten anfallen, und dort die Reußbrücke, wie die Stadt selbst, erstürmen.

Lange vor Tagesanbruch ward zum Auszug gerüfct; aber die Sonne strahlte schon hell und warm durch die aufgestiegenen Nebel der Thäler, ehe die verworrenen Banden dieses ungelenkten Kriegsvolks aus einander gewickelt und einzeln über ihre Richtungslinien, Angriffspunkte und gegenseitigen Unterstützungswesen belehrt worden waren. Bei solcher Langsamkeit der Bewegungen hatten die eidgenössischen Feldherren im Lager vor Mellingen bequeme Zeit, sich gegen Ueberraschung zu bewahren, selbst wenn nicht schon am Abend zuvor Botenschaft eingetroffen wäre, daß der Paß von Bremgarten durch anrückende Massen des Aufstandes bedroht sei. Indessen hatten auch sie nicht geringe Arbeit, ihre in Waffen und Wendungen ungelübten Streiter gehörig zu ordnen, um die gesammte Reiterei, die fünfhundert Mann stark sein mochte, dreitausend Fußgänger und acht Feldstücke aus dem Lager zu schieben, dem bebrängten Bremgarten zum Beistand.

Gerade diese Schwerfälligkeit kam dem Oberbefehlshaber hier wohl zu statten. Denn sein Verwandter, Oberst Wertmüller, war kaum mit der Entsendung ausgerückt und seit einer Viertelstunde am linken Ufer des Reußstroms hinauf in Bewegung, ließ er auf die rothen Schaaren des Aufstandes, welche in derselben Zeit nach Schybi's Anleitung daher zogen, das Lager von Mellingen in die Seite zu nehmen. Beide Heere, als sie sich ganz unerwartet erblickten, schienen gleich sehr vor einander zu erschauern und machten Halt, ohne daß es erst geboten werden mußte. Christen Schybi, in dessen Begleitung auch Abdrich mit Fabian war, weil auf dieser

„Deine Geberde, Abdrich, bekennst keine so freudige Zuversicht als deine Zunge!“ sagte Fabian, der die plötzliche Verfinsterung des Altes wahrnahm.

„Um!“ brummte jener ärgerlich, und wischte mit der Hand über die Augen hin: „wüßte Gespensterei, wenn der Menschenverstand auf dem Gipfel seiner Höhe gerade den Aberglauben wieder zum ersten Nachbar hat, oder wenn der alberne Zufall ein Gesicht macht, wie die Vorsehung auf dem Stuhl des Schicksals. Still! — Etwas anderes! — Schau rechts unsere Mannschaft auf dem Mellinger Fels längs dem Baldhügel. Erkennst du den Gideon, wie er immer zwanzig Schritte vor dem Haufen einhergeht? Herz hat der Teufel! Er ist Soldat mit Haut und Haar. Laß seh'n, Kerl, was du ausrüfste!“

Abdrichs und Fabians Aufmerksamkeit wurde aufs höchste gespannt, als sie einige kleine Rotten, in allem kaum über hundert Mann, fest gegen die Züricher vor der Kapelle anrücken sahen. Gideon Renold in seinem eigenthümlichen, stolzen Gang und seiner schwebischen Tracht, war unverkennbar. Er ließ Halt machen und stellte seine Leute. Diese schrien den Zürchern Hohnreden zu, oder winkten ihnen mit geschwungenen Hüten, oder drückten ihren Troß durch andere, minder ehrbare Geberden aus, wie sie der Pöbel am liebsten anwendet und am leichtesten versteht. Unter dessen lösete sich aus den Schlachtreihen der Eidgenossen eine mäßige Schaar ab, die den Aufständischen unter Trommelschlag entgegenzog. Ehe man sich noch gegenseitig mit Kugeln erreichen konnte, wurden schon Schüsse gewechselt. Renolds Schützen standen in den vorbern Reihen; hinter denselben die Speerträger mit niedergehaltenen Spießen. Sie schienen den Feind festen Fußes erwarten zu wollen.

Als die Züricher auf halber Schußweite Stillstand machten, wirkten die Trommeln der Aufständischen; man hörte Gideons

Alles vom ersten Schrecken, der zusammengefunksene Muth schwoll von neuem auf. Einer wollte es dem Andern an Entschlossenheit zuvorthun. Die bewaffneten, zahlreichen Haufen sandten Ausschüsse an Leuenberg, er solle sie gegen den Feind führen. Christen Schybi bestimmte den Dienstag zum allgemeinen Angriff, und machte dem Kriegsrath seine Entwürfe bekannt. Er selbst hatte vom Lager der Eidgenossen den Augenschein genommen, und es zum Theil hinter aufgeworfenen Gräben, zum Theil mit Verhauen von gefällten Bäumen und zwölf Stücken groben Geschüßes, zehn Feldstücken, zwei Feldschlangen und zwei halben Kartthäunen bedeckt gefunden. Nun ließ er die Höhen von Hüglingen mit zahlreichem Volk besetzen, welches bestimmt war, am Dienstag über die Nigelsweid und Tegerig das Feindeslager zu umgehen, während andere Haufen Bremgarten beobachten und berennen, die Hauptangriffe aber gegen Wohleneschwyl gerichtet werden sollten.

Noch war man am Montag zur Ausführung des Plans in voller Thätigkeit, als von den Vorwachen Meldungen einliefen, der Feind sei im Anzuge. Jählings stand Alles in Waffen. Die verworrenen Mengen scharten sich zusammen. Leuenberg zählte eine Heeresmacht von sechs- bis zwanzigtausend Mann. Mit Trommelschlag und fliegenden Bannern zogen die Schlachthaufen vorwärts.

Beim Anblick dieser Uebermacht hielten die feindlichen Haufen still. Es waren ihrer kaum dreitausend Mann, welche unter Anführung des Obersten Werthmüller, eines Verwandten vom Oberfeldherrn der Züricher, vorgeschandt waren, Stellung und Stärke der Empörten zu erkennen. Ein einzelner Trompeter, als Herold des Züricher Befehlshabers, sprengte, indem er die Trompete blies, auf der Landstraße allein gegen die vorrückenden Banden an und begehrte Unterredung mit dem Kommandanten. Leuenberg, umringt von seinen vornehmsten Hauptleuten, gebot den Truppen auf der ganzen Schlachtlinie Halt und vernahm das Anbringen des Herolds.

Dieser lud im Namen seines Obersten, um Blutvergießen zu hindern, zu Unterhandlungen ein, ehe die Feindseligkeiten begannen.

„Nichts; kein längeres Federlesen!“ rief Abdrich im Kriegsrath, den Leuenberg alsbald in einiger Entfernung hinter den Truppen hielt: „Vorwärts, umzingelt diese wenigen Tausend Mann, erbrücht sie, reißt sie auf. Das schwächt den Feind fast um die Hälfte seiner Streiträfte, wirft Bestürzung und Schrecken in die andern, die im Lager vor Mellingen zurückblieben, und gibt unsern Leuten Siegesmuth.“

„Nein!“ rief Schybi, dem das unerwartete Erscheinen eines Feindes alle Pläne zu vereiteln drohte: „Nein, nur Geduld! nur vierundzwanzig Stunden gebt mir Frist, und ich liefere Wertmüller morgen mit seinem ganzen Lager in eure Gewalt. Ich hab' ihn schon so gut als im Garn. Seid ihr zu voreilig, entschlüpft der Vogel und sieht sich besser um. Macht ihn sicher, unterhandelt, verspricht goldene Berge, Friede, Unterwerfung, alles, was ihr wollt; nur schaffet, daß ich Frist habe bis Morgens acht Uhr.“

Abdrich verschwendete seine Berebfsamkeit vergebens für ungesäumten Angriff. Schybi, welcher als Kriegskundiger allgemeines Vertrauen genoß, drang durch, und Abdrich selbst, nebst einem Andern aus dem Kriegsrath, empfing Auftrag, mit dem feindlichen Anführer Waffenstillstand bis zum folgenden Tag zu unterhandeln. Die Abgeordneten hatten leichtes Spiel, diesen Waffenstillstand zu bewirken. Oberst Wertmüller von Jürsch und der Schaffhauser Oberst Rühums, die ihnen schon von weitem entgegengeritten waren, bewilligten, was sie forderten, mit großer Freundschaft; ermahnten eifrig zum Frieden und zur Ablegung der Waffen, und versetzten dagegen unbedingte Verzeihung für alles schon angerichtete Unglück. Sie zogen darauf wirklich ihre Truppen zurück; auch das Bundesheer des Landvolks kehrte wieder zum verlassenen Lager heim.

Hier aber herrschte nun die größte Thätigkeit, Schybi's Ent-

die Häupter des Aufstandes um den Obmann versammelt standen. Alle begrüßten ihn kleinlaut und fragten ihn um seine Meinung.

„Fast ist guter Rath theuer!“ sagte Lenenberg: „Rede, Mooser, du triffst immer den Nagel auf den Kopf.“

„Und gerade jetzt,“ erwiderte Abdrich ärgerlich, „kann der Hammer nicht fehl treffen. Entweder vorwärts zum Sieg oder rückwärts zum Galgen! das bleibt eure Wahl. Wir haben das Spiel nicht eher verloren, bis wir's aufgeben. Die Remmen bekommen nur darum Schläge, weil sie den Rücken selbst darbieten.“

„Beim Sanniklaus, Mooser!“ rief Schybi: „du bist der einzige Mann von Herz. Ich sage, wir wollen das Junfernlager vor Nellingen noch diese Nacht mit dem Degen in der Faust erkürmen, und niedermeßeln, was drin lebt.“

Abdrich stimmte bei und bewies die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs. Man haberte darüber, ohne einig zu werden, bis tief in die Nacht. Man beschloß, den folgenden Morgen zu erwarten, da werde auch das Kriegsvolk geruht und frischere Zuversicht gewonnen haben.

Allein am folgenden Tag folgte eine böse Nachricht der andern. Man erfuhr, daß während der Nacht viele Bauern einzeln das Lager verlassen und den Weg in ihre Heimaathen unter die Füße genommen hätten. Dann, daß, nach langen Berathungen, ein Ausschuß von vierzig Männern im Namen der Berner, Luzerner, Solothurner und Basler Landleute früh schon den Pfarrer Hemmann aus dem Dorfe Ammerswyl herbeigeholt, und, von ihm begleitet, sich ins Lager der Eidgenossen begeben hätten, wohin von Zürich auch der Bürgermeister Waser angekommen sei. Der Ausschuß sollte reuige Unterwerfung versprechen, wenn man billige Bedingungen gestatten und künftig auch mit dem geplagten Landvolf so umgehen würde, daß es zu ertragen wäre.

„Da haben wir den Unglückschafen voll!“ rief Abdrich erbost,

als er zum Obmann und den übrigen Anführern in den Saal trat: „Es ist Alles aufgelöst, und daran ist dein Hasenberg Schuld, Leuenberg. Warum ließest du den Schybi nicht in der Nacht das feindliche Lager überfallen? Jetzt sitzen wir zu Mellingen oder im Paradiese am Morgenessen? Nun aber kriechen die feigen Hunde, mit gesenktem Schwanz, zum Kreuz.“

Leuenberg antwortete nicht, sondern ging nachdenkend und ernst im Zimmer auf und nieder.

„So fahrt insgesamt zur Hölle!“ rief Christen Schybi: „Glückliche Reise! Ich gehe zu meinen Entlibuchern und Luzernerbleiern; die bring' ich mit drei Worten herum. Wir kapituliren nicht und ziehen heim.“ Damit entfernte er sich. Leuenberg erblaßte; Abdrichs Augen funkelten von innerm Grimm und sein Gesicht glühte im Jornfeuer dunkelroth. Er brückte sich mit geballter Faust den Hut über die Stirn nieder und rief: „He, Obmann des festen Bundes, hast du noch einen Entschluß im Saß, wie er dem Manne geziemt, oder nur breite Worte nach deiner Art im Maul?“

„Wenn einer verderben soll, so muß Alles dazu helfen!“ sagte Leuenberg mit schwacher Stimme.

„So verdirb und stirb!“ schrie Abdrich mit Verachtung und Unwillen: „Ich gehe zu meinen Oberländern; sie werden keine Lust haben, sich vor den Thoren von Mellingen aufknüpfen zu lassen. Die Männer aus Saanenland haben Mark in den Knochen!“ Damit ging er und schmetterte die Thür hinter sich, daß das Haus bebte.

Mittags kamen die Abgeordneten aus Wertmüllers Lager zurück. Sie sagten: man müsse die Waffen niederlegen, aus einander gehen und die Bundesbriefe ausliefern. Alle Beschwerden soll gültig abgethan oder an das Recht gesetzt werden. Wer Gehorsam leiste, komme ohne Strafe davon.

Die bewaffneten Haufen, je nach den verschiedenen Gegenden

und Kantonen, traten berathend zusammen. Nach langem Geschrei erklärte sich eine Rotte nach der andern zur Unterwerfung geneigt. Nur die aus dem Kanton Luzern verschmähten die angebotene Gnade, stellten sich mit ihrem Gepäc in Reih' und Glied auf, wie zum kriegerischen Abzuge. Eben so sah man die Oberländer auf einer andern Seite, weit entfernt von Unterwerfung, sich zum bewaffneten Zuge nach ihren heimathtlichen Gebirgen rüsten.

Noch pflog Leuenberg mit den übrigen Häuption Rathes, als die Bauern schon vor seinem Quartier die weiße Fahne aufsteceten und durch einige Kanonenschüsse den Eidgenossen verkündeten, daß die Bedingungen angenommen wären.

46.

Die Nacht auf der Bampf.

„Brich auf! auf!“ rief Abdrich seinem jungen Freunde zu, als er diesen, nach langem Suchen, in einer großen Scheune hilfs- thätig zwischen den Reihen auf Stroh gelagerter Verwundeten fand: „Du äle diese armen Sünder nicht länger mit deiner Kunst. Selig sind die Todten!“

Fabian erwiderte, ohne aufzusehen: „Dein Feierabend, Abdrich, ist vorhanden; nun beginnt me ine Arbeit. Ich verlasse diese Unglücklichen nicht, bevor ich den letzten Verband angelegt habe.“

„Gib dir nicht die Mühe, Bursch,“ sagte Abdrich, „Gottes Ebenbilder ausstücken zu wollen. Du hast im Himmel und auf Erden keinen Dank dafür. Komm, laß ihren armen Seelen die Thore offen, durch die sie zur ewigen Freiheit enttrinnen können. Komm, all' unsere Helden laufen davon, und denken; weit vom Bick gibt alte Kriegerseute! In wenigen Stunden wirst

und Geiern noch allein bei Todten und Sterbenden sein. Morgen feiert der Henker seinen Ehrentag. Geh' ihm aus dem Weg!"

Der Alte fuhr noch lange fort, den jungen Arzt in diesem Ton zu mahnen, in welchem sich die Verzweiflung über sich selbst be-lustigen zu wollen schien. Fabian antwortete zuletzt nicht mehr, sondern, von mehreren Gehilfen umringt, setzte er sein menschen-freundliches Geschäft fort, bis der letzte Mann versorgt und die Dämmerung schon eingebrochen war. Dann wandte er sich zum Al-ten und sagte: „Nun folg' ich dir. Sprich, wohin? Das Schweizer-land aber hat keinen Freistaat für dich, flüchte über den Rhein.“

„Tropf!“ rief Abdrich, ergriff ihn beim Arm und riß ihn mit sich fort, zum Dorf hinaus auf die Straße gen Lenzburg: „Ein freier Mann hat überall seine Freistätte. Ich und der Tod fürch-ten weder Kerker noch Henker; wir sind aller Orten Meister. Ich gehe nicht über den Rhein. Komm mit mir hinaus ins Noos, daß ich meine sterbende Tochter noch einmal sehe. Du bleibst mit deinem Weibe an Korell's Lager, und pflegest der Leidenden, bis sie ausgerungen hat. Dann geb' ich dir und Epiphantien Recht, bei mir über Haus und Hof nach Gefallen zu schalten. Ich werde nie dahin zurückkehren. Ich scheide von euch; frage Keines mehr nach mir.“

„Das ist böser Ausgang!“ seufzte Fabian und verdoppelte sei-nen Schritt, denn der Alte ging scharf: „Ich hatt' ihn geweissagt. Warum mußtest du meine Warnung in den Wind schlagen? Es ist Alles verloren! Die Städte werden Raube nehmen und auf ihren Nichtplätzen so viel Hemden mit Blut tünchen, als sie auf dem Schlachtfelde bei Mellingen Scharlachhemden sahen.“

„Es ist manchmal eine Sau im Kartenspiel,“ versetzte Abdrich, „und diesmal war's der Leuenberg, an dem selbst der Name un-ehrlich ist, weil er lügt. Der Gase kann Männlein machen, und bleibt doch ein Gase. Er hat uns Alles verdorben. Freß' er nun,

„Komm!“ rief Abdrichs Stimme in einiger Entfernung.

„Ich habe dich verloren! wo gehst du?“ fragte Fabian.

„Überall den Weg zum Tode!“ war die Antwort.

Indem fuhr knatternd, sprühend, betäubend ein Blitzstrahl vom Himmel in die Tiefe. Alles war Feuer; dann plötzlich alles schwarze Nacht. Die Erde bebte im Donner, als wäre die ewige Feste des Himmels zusammengebrochen.

„Holla!“ rief Fabian: „Das traf schier zu nahe!“ Er wollte seinen Weg verfolgen, als er mit Entsetzen seitwärts ein ängstliches Stöhnen vernahm. Im ersten Augenblick glaubt' er, Abdrich sei erschlagen. Er fühlte, die Haare seines Hauptes regten sich im Entsetzen aufwärts. Dies Entsetzen wuchs, als er in dem Stöhnen und Wimmern eine weibliche Stimme zu erkennen glaubte, und sie klang ihm, wie Gypshaulens Stimme. Er ging tappend durch die Gebüsch der Dampf dem Tone nach. Neues Wetterlicht. Unter einem alten Ahorn saß mit gefalteten Händen betend und weinend ein Weib, welches vor der Erscheinung des gewaffneten Jünglings erschrockener noch, als vor dem Blitz selbst, zurückprallte und einen Schrei ausstieß.

„Ist dir Unglück widerfahren?“ sagte Fabian bekümmert.

„Unglück?“ seufzte das Weib: „O meine Kinder, o die armen Würmer! Des Herrgotts Gerichte sind erschrecklich. Nun hab' ich den Tag seines Zorns erlebt. Ich will ja Buße thun mein Leben lang, wenn dies Stündlein nicht das letzte der Welt und seine Gnadenpforte nicht ewiglich verschlossen ist.“

„Fürchte nichts, Weib, das Wetter zieht vorüber!“ tröstete Fabian.

„Ja, es zieht vorüber, verheerend, zerstörend, wie der Würengel, der die Erstgeburt Aegyptens schlug. O meine Kinder, die armen Würmer! Unsere Männer sind bei Mellingen erschlagen; wir haben von den Bergen Rauch und Flammen der Dörfer

gesehen. Morgen kommen die Feinde. Die Zürcher schonen des Kindes nicht im Mutterleib. Herr, mein Gott, Schlag auf Schlag, vertilg' uns nicht in deinem Zorn! — Die armen Würmer sind unschuldig. Die Alten haben sich gegen die gnädige Obrigkeit empört, und wußten doch, daß alle Obrigkeit ist an Gottes Statt. Die armen Würmer sind unschuldig.“ So sprach das Weib und weinte laut.

Fabian fühlte Mitleiden. Er fürchtete nicht ohne Grund, daß die Furcht den Verstand des Weibes zerrüttet habe und sagte: „Weib, komm mit mir unter ein Obdach.“

Sie aber fuhr fort: „Wir brauchen eine Obrigkeit, wie das liebe Brod. Wir begehren ja nur, daß man mit uns armen Leuten umgehe, daß es zu ertragen sei. Aber der Herr Pfarrer drohte mit den Strafgerichten Gottes, und die Männer hätten es besser verstehen sollen, als wir einfältigen Weiber. Nun ist das Unglück da; wer kann der Rache Gottes entfliehen? Er geißelt die sündliche Welt mit den Flammen des Himmels. Er sendet seine Heerschaaren mit Schwert und Feuer über uns; Hunger und Pestilenz über unsere Dörfer! Jesus, die Welt geht unter!“

Es fuhr in diesem Augenblick ein gewaltiger Blitzstrahl über die Höhen der Vampf; der Himmel schien, als ungeheure, einzige Flamme, zur Erde zu sinken. Vom Donner bröhrnte der Berg. Wie ein Wolkenbruch stühteten, mit wiederkehrender Finsterniß, die Regengüsse nieder. Das Weib heulte laut durch den Sturm. Fabian stand betäubt.

„Fabian, was verweilst du?“ sagte Abdrich, der zurückkam, indem das Geheul des Weibes ihm den Weg zeigte: „Mit wem redest du hier?“

„Es ist eine Verlassene,“ antwortete der Jüngling, „die wahrscheinlich den Weg verloren hat.“

„Richte dich auf, Weib,“ rief Abdrich: „wir geleiten dich in eine nahegelegene Hütte.“

„Wohin, um Gottes Barmherzigkeit willen?“ fragte die Frau.

„Zur Hütte Abdrichs im Noos,“ erwiderte der Alte.

„Bewahre mich Gott!“ schrie das Weib: „Das Haus des Gottlosen, von der Erde vertilgt, muß eine Stätte des Fluchs und Jammers werden. Meine Augen haben den Gräuel gesehen. Da wird kein Kind mehr geboren. Kein Wassertropfen ward zur Flamme getragen, nicht einmal ein Thränlein fiel auf eine der glühenden Kohlen.“

„Sie redet wahnwitzig!“ sagte der Alte: „Wir können die Unglückliche nicht in dieser Nacht der Schrecken allein auf dem Berge lassen. Hilf mir, Fabian, wir führen sie mit uns hinab. Sprich, Weib, wer bist du? Wo ist dein Heimwesen?“

„Ach, Gott sei's geklagt!“ heulte das Weib: „Wer bin ich, wer kann's wissen, wer er ist? Ich bin vielleicht schon elende Wittfrau mit drei armen Waisen. Kommt ihr aus der Mellingner Schlacht? Ich bin die Rätli Gloor von Seon. Habet ihr nicht den Karl Marti Gloor, Anken-Joggli's, gesehen? Der war mein Mann. Wie ich von Karau heimkehrte, spät Abends, sah ich viele Fluchende. Da hab' ich gefragt Mann um Mann, und fragte bis in die Nacht. Gott erbarm' sich meiner, keiner wußte von ihm. Er war ein guter Mann, und wir lebten wohl, wenn auch in Noth und Armuth. Aber ein gutes Gewissen ist das beste Wohlleben.“

Ein Wiedersehen des Blutes machte plötzlich Tageshelle um den Ahorn. Das Weib fuhr mit Entsetzen vom Erdboden auf und schrie entsetzt: „Jesus, mein Helland, das ist der Abdrich selber! Hebe dich weg, du Mensch des Fluchs, du Kind des Verderbens, du bist gezeichnet, wie Rain. Keh' um, flücht' in die Berge und Wästen; dich wird tödten, wer dich findet. Ich sah dein Haus um Mittag, am Abend die Kohlen. Gott sei deiner armen Seele gnädig!“

Sie entfernte sich mit diesen Worten immer weiter in der Finster-

nist. Aber durch Wind und Regen hörte man noch lange ihre Stimme unverständlich schallen, bis sie in größerer Ferne erlosch.

Abdrich stand schweigend und bewegungslos unter dem Dach der Ahornzweige, erschüttert von den verworrenen Reden des Weibes, die er mit Bangigkeit erwog. Fabian lehnte nachdenkend Arm und Kopf an den Stamm und fragte endlich halblaut: „Hast du dies Weib verstanden?“

Abdrich blieb stumm. Die Wetterwolken blühten seismwärts. Die schwarze Himmelskühle zerriß und ließ Mondglanz durchschimmern, um Licht genug zu geben, die Künöde des Berges noch grauenhafter zu machen.

„Hast du dies Weib verstanden?“ fragte Fabian ängstlicher und noch leiser. Der Alte stand in sich gekehrt, stumm.

Fabian richtete die Augen auf ihn, der wie ein schwarzer Menschenschatten in der Luft vor ihm her ging, und keine Bewegung zeigte, als das Flattern des Gewandes im Sturmwind. „Ich fühle die unaussprechlichste Seelenangst, Abdrich!“ sagte der Jüngling mit gepreßter Stimme; fuhr dann hastig gegen den Alten, ergriff ihn und schrie: „Komm, komm' hinab! Es hat sich ein Unglück begeben!“

„Laß die Wahnsinnige, wir würden sie vergebens suchen!“ sagte Abdrich mit tonloser Stimme. „Gehen wir ins Moos zu den Unsrigen. Fabian, es muß um Mitternacht sein.“

Beide wandelten schweigend über den Berg, der entgegengekehrten Seite zu. Sie gelangten zu Gestrüpp und Gebüsch, und irrten lange umher, bevor sie in der Dunkelheit den Fußweg hinein entdeckten. Dann schritten sie, jenseits des Dickichts, die Tiefen hinab zum Moos, unsichtbare Pfade.

Die letzte Nacht im Moor.

„Alter, wohin rennst du?“ rief Fabian und blieb stehen: „Erblickst du nicht rechts ganz nahe in der Felse den Steinhaufen, den man des Selbstmörders Grab heißt? und links am Himmel den Berg- und Waldeinschnitt? Wir müssen dem Hause schon vorüber sein.“

„Die Nacht ist finster!“ erwiderte Abdrich, und kehrte um. „Finster ist die Nacht und mein Auge dunkel. Ich bin müde und in Verwirrung, und schaue nach Fensterlicht. Aber sie schlafen alle; selbst Leonorens Lämplein ist erloschen.“ Abdrich blieb stehen, als mangelte ihm Odem, und setzte hiezu: „Fabian, ihr Lämplein erloschen!“ Diese Worte sprach er langsam und hauchte sie nur leise vor sich aus. Der Jüngling ergriff ihn mit Heftigkeit und riß ihn ungestüm fort. „Laß uns höher steigen, höher, Abdrich; in der Höhe am Waldsaum verfehlen wir das Gebäude nicht!“

„Geduld, Fabian, die Nacht ist dunkel; das Wetterleuchten blendet. Die Hütte will uns nicht entinnen; aber Hast und Eil' verfehlt auch beim hellen Sonnenschein den Kirchturm.“

„Abdrich! es jagt mich eine Hölleangst, Abdrich! Witterst du nichts? Es weht mich an, wie Kellergeruch. Spürst du nichts?“

„Das weht herüber von dem qualmennden Rottthausen, Fabian, vom frischen Landausbruch, wo Bascht Dornen und Grasswurzeln brennt.“

„Alter, ich denke immer an des Weibes Neben. Hast du sie verstanden?“

„Was willst du, Fabian?“ Sei still! Sieh hinunter! Ich erblicke Licht.“

„Wir wandern zu hoch, Abdrich. Das ist kein Fensterchein! Wie Irrelichter seh' ich's hüpfen.“

„Fabian, du hast helle Stimme. Ruf' an! Es mag meiner Knechte einer sein mit der Hornleuchte, wie er durch den Wald sucht.“

„Halt! halt! Abdrich!“ schrie Fabian mit Entsetzen und hielt den Alten: „Schlag' deine Augen auf. Hier ist Waldbweg, hier Garten, hier Brunnen. Hier war deine Hütte.“

„Ich gewahre nichts!“ erwiderte Abdrich eintönig: „Bin ich erblindet? Sind das nicht Funken am Boden? Dampft da nicht Rauch?“ —

Fabian senkte schauernd das Haupt zwischen beide Hände nieder und flammelte: „Unglückseliger Mann!“

Es entstand langes Schweigen. Beide starrten in einer Art Bewußtlosigkeit auf den finstern Raum hin, von welchem zuweilen dunkelrothe Funken im Windzug aufsprühten, oder kleine Stellen Licht wurden und wieder unter den fallenden Regentropfen zischend verschwanden. Durch den Bruch der Wolken zog bisweilen Dämmererschein des verhüllten Mondes über die Brandstätte, und zeigte einige über einander gestürzte halbverkohlte Balken. Dann und wann sprang der Gräuel der Verwüstung im Widerschein fernen Wetterleuchtens aus dem Abgrund der Nacht in die volle Klarheit des Tages auf, um wieder zu verschwinden. So zeigen die tödtlichen Wellen des Stroms suchenden Freunden von Zeit zu Zeit einen geliebten Leichnam, den sie verschlangen.

Abdrich sah zum Himmel auf, zur glimmenden Stätte nieder und streifte mit den Augen längs den dunkeln Rändern der Bergshöhen am Himmel, als wollt' er an ihren bekannten Umrissen erkennen, ob er nicht in ein fremdes Thal gerathen sei? Dann ließ er sein widerliches innerliches Lachen hören. „Glaubst du es nun, Bursch?“ sagte er: „Oder denkst du noch immerdar, es sei schwermüthige Einbildung, das das Schuldloseste und Edelste dem unentrinnbaren Verderben geweiht sei, wenn ich es berühre? Hier stand meine arme Hütte. Das Schicksal hat sein Maleszgericht

gehalten, und mir den Stab gebrochen und die Stücke zu meinen Füßen geworfen. Was mir angehört, soll von der Erde vertilgt werden. Ich bin auf dieser Brandstätte wieder so arm, als da ich aus Indien kam und mich der Algerier in Ketten geschlagen hatte. Meinst du, Bursch, es schmerze mich? Du irrst; ich lache und verachte den Roth des Reichthums, der mich nie ergötzt hat, als er noch prangen konnte. Fahr' hin!" — Er spie, indem er es sprach, in die Asche, und Funken knisterten auf.

„Aber warum mir das?“ fuhr er wieder, nach einiger Stille, mit schrecklicher Stimme und aufgehobenen Armen, fort: „Auf dem Schutt meiner Habe und meines elenden Lebens bleibt mir das Recht zur Frage: Warum verfolgst du mich, finstere Faust des Verhängnisses, mich, von der Wiege rastlos zur Gruft? Was hab' ich verbrochen? Ist's Verbrechen, daß ich bin? Es ist das deine. Warum schlägst du mich? Ich trag' ein Zeugniß hin meiner Brust, in allen meinen Tagen hab' ich nachgejagt dem Heiligen und Wahren, dem Gerechten und Guten. Mein Bewußtsein spricht mich von Verdammung los, warum schlägst du mich? Ich habe, was göttlich heißt, höher gestellt, als das Leben, und bin dem Teufel gleichgestellt. Ich habe Segen gestreut, und mir wuchs Fluch; ich habe Freuden gesäet, und mir wuchs Schmerz daraus; ich habe, was recht ist, geschirmt, und verachtete Willkür zog daraus Triumph; ich half zur Freiheit des niedergetretenen Volkes, und Sklaverei ist fester und blutiger geworden? Wie? bin ich wahnsinnig, so haben die reisenden Bestien Vernunft. Und dieser Wahnsinn ist nicht mein, sondern dein Verbrechen! Warum verfolgst du mich? Du hast mir den Sinn der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie das Licht des Auges, gegeben, warum wüthest du wider mich? Du mir das Herz voll Liebe, warum zerreibst du es? O mein armes Kind! o du Engel inmitten dieser Hölle! Loreli! Loreli!“

Hier verfloßen die Worte des Greises in ein schmerzliches Wimmern.

In schwerer Betäubung unbeweglich stand unweit der Jüngling. Es rauschte, wie Strombrausen, durch seine Ohren, und zwischen dem Brausen schollen Klagen und Hader des Alten mit dem Schicksal. Das erschütternde, nächtliche Schauspiel des großen Verderbens hatte einen wahren Stillstand alles eigenen Denkens und Empfindens in ihm bewirkt. Aber Abdrichs wiederholtes, leises Rufen von Eleonorens Namen schreckte ihn jählings auf. „Und Epiphanie!“ rief er: „Wohin ist sie gerathen? Entflohen? erschlagen? verbrannt?“

Er schwieg, über eine schauerliche Reihe von Möglichkeiten Musterung haltend; ließ einen heftigen Schrei aus, und rannte dann mitten durch die Brandstätte, daß Gluth und Funken unter seinen Fersen hoch aufstoben, gegen die Berghalbe aufwärts. Er schrie durch Wald und Nacht Epiphanies Namen. Er würde am Tage einem Rasenden geglichen haben. Er irrte durch die Wildniß umher bis der Morgenhimmel dämmerte, bis er odemlos und entkräftet eine Hütte an den Dürrenäcker Bergen ersah, wohin er, um Menschen zu finden, die Richtung nahm.

Noch lag in der Hütte, wenn etwas darin lebte, Alles vom Schlaf gebunden. Er wollte die Glücklichen nicht hören, und unter dem vorhangenden Strohdach auf einer Bank den Tag erwarten, indessen er besonnener mit sich zu Rath gehen konnte, was er beginnen müsse? Und er sank bald in Ermüdung und Bewußtlosigkeit zusammen. Der Schlummer, mit welcher Macht, raubte ihm Erinnerung und Schmerz.

Die Sonne durchdrang schon seine feuchten Kleider mit wohlthätiger Wärme, als er erwachte, und vor seinen Augen das stille Thal von Aesch mit dem Wiesengrunde zwischen waldigen Halben, wie ein blendendes grünes Lustbild schwamm. Und in dem Bilde

184. Nov. IV.

bewegte sich um einen Holzspeer der Hütte, mit halbem Leibe, ein Mädchen, neugierig, zwischen wilden Rosen, nach dem Schläfer schauend. Er erkannte augenblicks das regsame Kenneli aus dem Moose, und sprang auf, den Schmerz der halberstarrten Glieder vergessend. Kenneli trippelte ihm langsam entgegen und weinte laut, indem sie ihm zum traulichen Grusse die Hand reichte.

„Und Epiphantie?“ fragte Fabian sogleich und auf eine Art, als hätt' er die Antwort schon vor der Frage erwartet.

„Sieben Tage nach dem Begräbniß vor Abdrichs Tochter war sie ja, wißt Ihr's denn nicht? verschwunden!“ schluchzte die Kleine: „Aber noch gestern erschien das Volk von der verlorenen Schlacht und plünderte und zerstörte im Moos Alles, was war; schlug Abdrichs Knechte blutrünstig und jündete Haus und Stall und Scheuer an. Ich reitete mein Leben in dem Wald. Zwei Stunden, und Alles lag grausam zur Erde gebrannt. Keine helfende Hand der Nachbarn streckte sich aus, kein Eimer Wassers. Die Flammen flackerten wohl himmelhoch; aber keine Glocke lärmte! Das hat ein Ende mit Schrecken genommen. Bewahr' uns Gott vor bösen Nachbarn! Nichts hab' ich geküßet, ich armes Kind, als das Leben und die Lumpen, die ich am Leibe trage. Keine Hütte in Aesch nahm mich barmherzig auf. Hätte nicht die alte Mutter Walst ein Christenherz gehabt, ich wär' unter freiem Himmel im Unwetter gestorben.“

„Und Epiphantie?“ rief der leichenblasse Jüngling, der am ganzen Leibe zitterte, und das Mädchen mit starren Augen durchforschte.

„Alle Tage war sie hinab gen Kulm zu Lorell's Grab gegangen; am sechsten kam sie nicht wieder!“ antwortete Kenneli: „Wißt Ihr, wie der Palmenkranz vor der Trauung zerfiel, und Janelli's Wort beim Abschiede? O mein Lebtag vergeß' ich der thränenvollen Hochzeit nicht. Begräbnistage sind frohlicher. Wär' ich

nicht so traurig, ich müßte wohl über den Bettelschmuck der Brautjungfer noch heut' lachen. Aber auch der ist verbrannt, oder geplündert vom Volk. Mag es ihnen Gott verzeihen!"

„Und Epiphanie!" rief der junge Mensch heftiger: „Wo ist sie? Rede doch!"

„Das fraget den allwissenden Himmel!" erwiderte das Mädchen: „Wir haben sie gesucht, ihren Namen von Höhen und Mäldern gerufen den ganzen Tag, die ganze Nacht, dann wochenlang, und — kein Stäubchen von ihr gefunden. Wir haben alle Thäler, alle Höfe durchfragt, die Dörfer bis Aarau, die Stadt selbst. Sie war von Niemandem gesehen worden. Niemand hat sie am siebenten Tage, wie sonst, auf dem Wege von Kulm, Niemand im Dorf, oder wie sonst auf dem Kirchhofe, bemerkt. Die Leute sprechen wahre Dinge. Fauei war aber ein heiliger Engel, o gewiß, ein ganz heiliger Engel. Es sind nicht allesammt Heilige, die in der Kirche beten und singen; und unter Adrichs Dach sind wir nicht allesammt Kinder der Finsterniß gewesen. Als ich gestern zu den Meschern floh, aus der Feuersbrunst, vor dem Kriegsvolk, riefen sie mich vor ihren Thüren hinweg und riefen: Hoch an das Höllenpförtlein, da wird dir aufgethan, da wartet man dein. Es ist der Wirthschaft des Teufels im Moose der Garau gemacht. Erst holte er die Besessene ab; dann sieben Tage darauf die Kräutersucherin; nach sieben Tagen nimmt er dich beim Genick. Und wie sie mich aus ihrem Dorfe trieben, schrien Buben und Kinder: Satansbuhle! Bellasmagd! Heren-Kenni!"

Der ungeduldige Jüngling wiederholte seine Fragen um Epiphanien vergebens. Er erfuhr nicht mehr, als er schon wußte, wie geläufig ihm auch das junge Mädchen alle übrigen Begebenheiten mit den unwichtigsten Nebenumständen erzählte, sich das Herz zu leeren.

Während dieser traurigen Unterhaltung vor der Hütte war auch

bewegte sich um einen Holzspeer der Hütte, mit halbem Leibe, ein Mädchen, neugierig, zwischen wilden Rosen, nach dem Schläfer schauend. Er erkannte augenblicks das regsame Kennell aus dem Moose, und sprang auf, den Schmerz der halberkarrten Glieder vergessend. Kennell trippelte ihm langsam entgegen und weinte laut, indem sie ihm zum traulichen Gruße die Hand reichte.

„Und Epiphanie?“ fragte Fabian sogleich und auf eine Art, als hätt' er die Antwort schon vor der Frage erwartet.

„Sieben Tage nach dem Begräbniß vor Abdrichs Tochter war sie ja, wißt Ihr's denn nicht? verschwunden!“ schluchzte die Kleine: „Aber noch gestern erschien das Volk von der verlorenen Schlacht und plünderte und zerstörte im Moos Alles, was war; schlug Abdrichs Knechte blutrünstig und zündete Haus und Stall und Scheuer an. Ich rettete mein Leben in dem Walde. Zwei Stunden, und Alles lag grausam zur Erde gebrannt. Keine helfende Hand der Nachbarn streckte sich aus, kein Eimer Wassers. Die Flammen flackerten wohl himmelhoch; aber keine Glocke stürmte! Das hat ein Ende mit Schrecken genommen. Bewahr' uns Gott vor bösen Nachbarn! Nichts hab' ich geklüchtet, ich armes Kind, als das Leben und die Lumpen, die ich am Leibe trage. Keine Hütte in Aesch nahm mich barmherzig auf. Hätte nicht die alte Mutter Balki ein Christenherz gehabt, ich wär' unter freiem Himmel im Unwetter gestorben.“

„Und Epiphanie?“ rief der leichenblasse Jüngling, der am ganzen Leibe zitterte, und das Mädchen mit starren Augen durchsforchte.

„Alle Tage war sie hinab gen Kulm zu Lorell's Grab gegangen; am siebenten kam sie nicht wieder!“ antwortete Kennell: „Wißt Ihr, wie der Salmenkranz vor der Trauung zerfiel, und Fanell's Wort beim Abschiede? O mein Lebtag vergeß' ich der thränenvollen Hochzeit nicht. Begräbnistage sind frohlicher. Wär' ich

nicht so traurig, ich müßte wohl über den Bettelschmuck der Brautjungfer noch heut' lachen. Aber auch der ist verbrannt, oder geplündert vom Volk. Mag es ihnen Gott verzeihen!"

"Und Epiphantie!" rief der junge Mensch heftiger: „Wo ist sie? Rede doch!"

„Das fraget den allwissenden Himmel!" erwiderte das Mädchen: „Wir haben sie gesucht, ihren Namen von Höhen und Thälern gerufen den ganzen Tag, die ganze Nacht, dann wochenlang, und — kein Stäubchen von ihr gefunden. Wir haben alle Thäler, alle Höfe durchfragt, die Dörfer bis Aarau, die Stadt selbst. Sie war von Niemandem gesehen worden. Niemand hat sie am siebenten Tage, wie sonst, auf dem Wege von Kulm, Niemand im Dorf, oder wie sonst auf dem Kirchhofe, bemerkt. Die Leute sprechen wüste Dinge. Faueü war aber ein heiliger Engel, o gewiß, ein ganz heiliger Engel. Es sind nicht allesammt Heilige, die in der Kirche beten und singen; und unter Abdrichs Dach sind wir nicht allesammt Kinder der Finsterniß gewesen. Als ich gestern zu den Meschern floh, aus der Feuersbrunst, vor dem Kriegsvolk, stießen sie mich vor ihren Thüren hinweg und riefen: Hoch an das Höllenpförtlein, da wird dir aufgethan, da wartet man dein. Es ist der Wirthschaft des Teufels im Moose der Garaus gemacht. Erst holte er die Besessene ab; dann sieben Tage darauf die Kräutersucherin; nach sieben Tagen nimmt er dich beim Genick. Und wie sie mich aus ihrem Dorfe trieben, schrien Buben und Kinder: Satansbuhle! Bellasmagb! Heren-Nenni!"

Der ungeduldige Jüngling wiederholte seine Fragen um Epiphantie vergebens. Er erfuhr nicht mehr, als er schon wußte, wie geläufig ihm auch das junge Mädchen alle übrigen Begebenheiten mit den unwichtigsten Nebenumständen erzählte, sich das Herz zu leeren.

Während dieser traurigen Unterhaltung vor der Hütte war auch

Mutter Watti, die Eigenthümerin derselben, hervorgetreten. Die alte Frau heulte laut um das Loos ihrer zwei Söhne, welche in die Mellinger Schlacht gezogen und noch nicht zurückgekehrt waren. Indessen vergaß sie über ihr Leid die Sorge der Gastfreundlichkeit nicht, und lud den Jüngling, sowie Abdrichs gewesene Magd zur Theilnahme am bereiteten Morgenessen ins Stübchen ein. Hier vernahm er, bei der warmen Milchsuppe und dem rauhen Brode, durch Kennelt's Geplauder, wenn auch nicht das, was ihm das Wichtigste blieb, doch Vieles, was ihm von nicht geringerer Bedeutung war. Er hörte, daß Abdrichs Tochter schon seit Jahr und Tag heimlich den Hauptmann Renold geliebt habe; auch dann noch, als sie sein verborgenes Gemüth erkannt und ihn nie mehr vor sich gelassen hätte. Er hörte, daß sie ihrem Vater, der für das geliebte Kind alles gern that, bei seinem Abschiede zur Pflicht gemacht habe, Fabian nicht mit sich zu nehmen, ohne ihn zuvor mit Epiphantien in der Kirche zu Kulm trauen zu lassen. Sie hatte die Neuvermählte, bei deren Heimkehr von Kulm, mit wahrer Seligkeit empfangen und ihr bekannt, daß die Ueberraschung und Trauung ihr Werk, ihr letzter Wunsch gewesen sei vor dem Sterben. „Ohne die Ueberraschung,“ hatte sie gesagt, „würdet ihr beide, ich kenne euch, noch lange nicht, vielleicht nimmer, vor Gott verbunden worden sein, und Sibeons Ausschloßigkeit hätte Nacht über euch beide behalten, vielleicht euch ewig zu trennen.“

Oben so berichtete Kennelt, wie Epiphantie seitdem nie wieder frohen Sinnes geworden, oft heimlich geweint, nie das Haus, bis zum Tode Leonorens, verlassen hätte. Dieser wäre am zwölften Tage nach der Abreise Abdrichs erfolgt, ein ruhiges Entschlummern gewesen. Niemand wäre aber, außer den Bewohnern des Mooses, dem Sarge der Verstorbenen zur ewigen Ruhestätte nachgegangen. Selbst als der Leichenzug durchs Dorf gekommen, hätte sich, außer Pfarrer und Sigrift, Niemand angeschlossen. Jedem

Morgen wäre nachdem Epiphanie, in tiefer Trauer, mit frischen Blumen zum Grabe der Schwester hingewallsfahrt, bis sie nicht mehr zurückgekehrt sei.

Fabian, um sich das Verschwinden seiner jungen Gattin zu enträthseln, hatte auch Raub und Entführung geargwohnt; abwechselnd bald seinen Verdacht auf den Mann gerichtet, dem Epiphanie einst auf der Wamys so viel Liebe, Vertrauen und Geheimniß gewähren wollte, bald gegen den Hauptmann Renold, dessen Leidenschaft für Epiphaniens, dessen Gewaltthätigkeit er kannte, dessen ausgestoßene Drohungen ihm in frischer Erinnerung lebten, und die, vom Entsetzen des bösen Gewissens, welches Gideon in der Walddruderhütte nicht verhehlt hatte, schreckliche Glaubwürdigkeit empfangen. Da erinnerte er sich der damaligen Worte des Schweden: „Du sollst noch sehen, wie ich deine Maitresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Kappuse gebe!“

„Das hat er nicht aus der Luft gegriffen!“ dachte Fabian schauernd in sich: „Das konnte der Schurke nicht drohen, wenn er sie nicht schon in seinen Klauen hatte.“

Er forschte nun mit hundert Fragen an Kenneli, ob sich der Hauptmann nach Abdrichs Abreise nie im Hause gezeigt, ob man nicht dort, oder im Moose, oder ringsum in der Gegend, unbekannt, verdächtige Leute gesehen habe.

„Nein,“ erwiderte das Mädchen: „nie, als am gestrigen Unglückstage, da das Volk aus der Schlacht kam, ins Haus drang und alles raubte. Mich aber machte der Schrecken stink, da ich die brüllenden Haufen hörte, und war zum Wald entsprungen, ehe die wilden Bauern einbrachen. Wie alles brannte und Waski mit blutigem Gesicht in den Wald floh, und mir begegnete, — ich kannte ihn kaum an den Kleidern, — sagte er: allesamt wären es Fremde, aber er glaubte sogar den Schweden bei ihnen gesehen zu haben. Doch thut er dem freundlichen, hübschen Haupt-

mann offenbar Unrecht, der uns so lieb war, den wir ja auf den Händen getragen haben. O, wär' er nur erschienen in der gräßlichen Stunde, wär' er nur! Ach, alles würde noch ungeschehen sein. Nun . . . o, wie wird der Adריך sein graues Haar über Lorell's Grab, über dem Schutt seines Hauses zerreißen, wenn er lebt, wenn er das Erschreckliche mit seinen wunden Augen schauen muß!“

Lange noch klagte und jammerte Kennell erzählend fort. Fabian achtete nicht mehr auf ihre Worte. Er hatte genug gehört. Denn daß Baschi den Schweden im Gewühl der mordbrennerischen Bande erkannt zu haben glaubte, ward ihm unverwerfliches Zeugniß, Sibeon Renold sei Anstifter des Grauels gewesen. Er sprang auf und wollte den verlassenen, greisen Adריך suchen; er wollte weiltum nach Spuren Ephraimens spähen; er wollte dem Hauptmann Renold nachspringen, bis er ihn gefunden. Hundert Vorsätze drängten sich ihm durch einander, und jeder schien zur Ausführung bringender, denn die andern, aufzufordern.

„Aber ich,“ schrie das junge Mädchen kläglich, und warf sich, ihn mit Angst umklammernd, an seine Brust, als er, dankend und Lebewohl rufend, davon wollte: „aber ich, um der himmlischen Barmherzigkeit willen, muß ich arme Waise im Elend verderben und sterben? Ich stehe allein unterm Himmel und kennt mich und will mich ja Niemand mehr.“

Fabian, voller Mitleiden, nahm einige Silberstücke Geldes, gab sie ihr und sprach: „Wähle den Weg gen Arau; bringe dem frommen Dekan Rüsperli meinen Gruß, die Botschaft unsers ungeheuern Unglücks und die Bitte, sich deiner anzunehmen. Er wird dein Helfer sein! Geh', Kind, geh' mit Gott!“

Er riß sich los, eilte zur Hütte hinaus und die Höhe hinauf, von der er vergangene Nacht in Verzweiflung und Verwirrung seines Gemüthes herabgekommen war.

Das Gefecht bei Herzogenbuchsee.

Sein Gang war ins Noos. Ihn rief das Mittelbein für Abdrich dahin. Er schämte sich der eigenen Unmännlichkeit, den beklagenswerthen Alten in jenen Augenblicken verlassen zu haben, da sich Himmel und Erde verschworen hatten, den festen Muth des grauen Dulbers zu brechen; er schämte sich des Wahnsinnes, der ihn beim Gedanken an Gylphaniens Loos hatte in der Irre umherjagen können. Mit starker Brust dem feindlichen Verhängniß entgegentretend, schien ihm das Edelste, sein Schicksal an Abdrichs Schicksal zu knüpfen, der seiner Güter, seiner Kinder, selbst der Sicherheit seines Lebens beraubt, unsät und flüchtig, ein Bettler und geächtet, durch die Welt gehen mußte. Der höchste Stolz des Mannes bleibt, dem widerwärtigen Glücke nicht zu weichen, und die Macht der Umstände nirgends zu fürchten.

Schon hauchte ihn der wüste, bittere Dunst der Brandstätte an, von den dürren Zweigen halbverkohlter Obstbäume umringt, welche vormalis die verschwundene Wohnung beschatteten. So gehen getreue Diener willig mit einer geliebten Herrschaft in den Untergang, den sie nicht verschuldet haben. Aber Abdrich war nirgends zu erblicken.

Als Fabian emsig die Umgebungen durchstreifte, und den schmalen Pfad, vom Noos nach Teufenthal, im Tannenhain verfolgte, fand er am Wege Abdrichs runden, hochgespißten Hut liegend, daneben das dünne Gras des Rasens eingedrückt, wie von einem Menschen, der dort gelegen gewesen. Mit heimlichem Schauer hob der Jüngling den noch vom Regen schweren Hut auf, der ihm zu deuten schien, daß diese Stätte wohl eine der Stationen des Greises am Galvarienberge seines Lebens gewesen sein möge. Er ließ sich durch ein dunkles Ahnen auf dem Fußwege bis zum Dorfe führen.

Und wirklich vernahm er schon bei der ersten Leusenthaler Hütte, wie Abdrich, bei Tagesanbruch, die schlafenden Bewohner derselben mit Pochen und Rufen erschreckt und um das Unglück seines Hauses befragt habe. Schweigend, ja ohne daß er einen Seufzer ausgestoßen hätte, sei von ihm angehört worden, was man vom Tode seines Kindes, vom Unsichtbarwerden seiner Richte, vom Untergang seines ganzen Hauses zu erzählen wußte. Dann hab' er sich schweigend entfernt und, so viel sich in der Dämmerung des Morgens erkennen ließ, die Richtung gen Kulm genommen.

Auch dahin eilte ihm mit großen Schritten der Jüngling nach. Einige Kinder und Weiber, welche am Eingange des Kirchhofes still lauschend standen, und das Antlitz gegen die Gräber gerichtet hatten, verhießen, schon durch ihre furchtsame Neugier in den Gesichtsern, die Nähe des Gesuchten. Fabian erblickte ihn wirklich, sobald er auf den Kirchhof trat. Der Unglückselige lag unbeweglich über dem jüngsten der Todtenhügel hingestreckt, mit zur Erde gekehrtem Gesicht. Fabian erkannte an den welken Ueberbleibseln vieler darüber gestreuten Blumen, diesen Zeugen von Epiphaniens Liebestrauer, der Vater habe die Gruft des Kindes nicht verfehlt. Der Jüngling aber, zitternd für das gebrechliche Leben des Greises, umfaßte ihn leise, und richtete ihn mit halbem Leibe auf. Abdrich öffnete die Augen, einem Schlaftrunkenen gleich, nahm, an das Grab gelehnt, sitzende Stellung, sah halb träumend auf den jungen Mann, auf die ganze Umgebung, auf den Erdhügel, der ihn stützte; aber beantwortete keine von Fabians mit kummervoller Zärtlichkeit wiederholten Fragen.

„Es schläft sich bei den Todten süß!“ sagte er endlich, wie für sich.

Fabian redete ihn von neuem an. Abdrich ließ ihn aber, wie vorhin, vergebens Antwort erwarten, während dessen der Jüngling einige der verbliebenen Blumen sammelte und bewahrte, die

Epiphaniens Hand berührt und zu Todtenopfern geweiht gehabt hatte. Endlich führte Fabian den halberstarrten und entkräfteten Alten mit einiger Gewalt zum Wirthshause, wo er ihn mit kräftiger Weinsuppe erquickte, dann entkleiden half und in ein Bett brachte. Abdrich hielt einen todtenhaften Schlaf von beinahe vierundzwanzig Stunden und erwachte erst am folgenden Morgen, gestärkt und mit voller Besonnenheit. Fabian, der ihn voll kindlichen Mitlebens bewachte, hatte indeffen die traurige Ruße mit Säuberung des verwürdeten Reisegewandes und Nachforschungen über die Ereignisse im Moose, so gut er konnte, verkürzt. Alle Nachrichten bestätigten den schrecklichen Verdacht, daß Hauptmann Gideon Renold Epiphaniens Entführung und den Mordbrand veranlaßt habe.

„Ich bin reisefertig!“ sagte Abdrich: „Alles liegt für mich in der Welt abgethan. Höre zu, es klingt wunderbarlich:

Aus ist dein Licht geblasen,
Mit aller Hoffnung aus.
Dein Kind deckt dir der Asen,
Die Asche dir das Haus.

Ich lebe noch und lebe doch nicht mehr. Es widert mich an, Bewußtsein im Grabe zu behalten. Doch fürchte nichts von mir, Fabian, fürchte nichts. Du bist treu geblieben; darum erfüllt' ich meine Verheißung, und schelbe nicht, bis ich dir dein Weib gegeben habe. Komm! Gideon ist mit einem Haufen der Oberländer gezogen. Ich setz' ihm die Degenspitze aufs Herz; er soll mir Epiphaniens Aufenthalt nennen. Komm, früher ruhen wir nicht. Dann soll's Felberabend schlagen. Komm!“

Sie gingen. Weil die Sage lief, daß sich der Schlachthausen der Oberländer, etwa zweitausend Mann stark, nach der Gegend von Langenthal zurückziehe, an ihrer Spitze Leuenberg mit andern Häuptern des Aufstandes, schlugen Abdrich und Fabian ebenfalls

den Weg dahin ein. Doch machten sie nur eine kleine Lagertelle, denn Abdrichs Kraft, in dem riesigen, nun unter eigener Last zusammenstinkenden Körper, schien gebrochen; selbst sein Geist verwandelt. Nichts mehr reizte seine Theilnahme. Selbst die Botschaft, daß am Tage vorher Schybl mit den Entlibuchern, bei Root am Reußpaß Gislton, sieghaft gegen die Luzerner gefochten, deren Hauptmann Kreslinger gefangen, deren Pulvermagazin, das in einer Scheune war, in die Luft gesprengt habe; daß sich dort Schwyzzer, Unterwaldner und Zuger gewelgert hätten, gegen die tapfern Landleute die Waffen zu wenden; daß Leuenberg und die Oberländer entschlossen wären, neuerdings in den Kampf gegen die Städte zu treten, — nichts weckte Abdrichs Muth und alte Hoffnung auf. Er glich einer am Tage wandelnden Leiche. Lust und Schrecken hatten ihre Gewalt an ihm verloren. Er sprach nichts. Fabians freundliche Worte empfingen keine Erwiderung.

Den schreckhaftesten Beweis seiner Abgestorbenheit aber gab er folgendes Tages. Welke waren durch das einförmige Flachland von Langenthal, wo man nur im Hintergrunde niedrige Hügel erblickte, zwischen den Lebhügel der Matten, schweigend neben dem Dorf Herzogenbuchsee vorbeigegangen, um gen Wangen zu wandern. Denn dahin sollte sich Leuenberg gewandt haben. Als sie aber vor Herzogenbuchsee auf das Feld kamen, erblickten sie dort schon einzelne Schildwachen der Oberländer mit Hellebarden bewaffnet, und in geringer Entfernung vor sich die Schaaren des bernischen Heeres mit wehenden Fahnen aufgestellt. Fabian erschrak; Abdrich warf einen gleichgültigen Blick auf das Schauspiel und setzte gelassen seinen Weg gegen die feindlichen Schlachthäufen fort. Da riß ihn der Jüngling zurück gegen das Dorf, wohin eben auch mit seinem Gefolge der bernische Feldherr Erlach vorsprengte, weil ihm die Schildwachen gesagt hatten, es sei leer von Rebellen. Aber schon bei den ersten Häusern empfing ein so mörderisches Feuer

den General und seine Begleiter, daß sie in stürmischer Eile zu den Ihrigen zurückjagten. Während Fabian seitwärts sprang, schritt Abdrich gelassen mitten durch den Kugelregen in das Dorf hinein. Fabian suchte ihn sogleich wieder zu finden. Allein das Dorf, in welchem noch kurz vorher die tiefste Stille geherrscht hatte, war plötzlich mit einigen Tausenden der bewaffneten Oberländer angefüllt, als wären sie durch ein Wunder hieher gezaubert. In geschlossenem Haufen drangen sie hervor, dem Feinde entgegen.

Mit Ungeflüm warfen sie sich auf die Vorhut der Berner und trieben sie zurück, während Erlach langsam seine Streikmassen entfaltete. Nach einer Stunde sahen die Oberländer nicht nur vor sich, sondern auch links und rechts über die Wiesen lange blaßgrau gestreiften von Pulverdampf, in denen sich Erlachs Schlachtreihen näherten. Da bemächtigten sich die Ueberflügelten eines nahen Gehölzes und setzten das Gefecht mit Wuth fort. Endlich auch hier fast von allen Seiten umzingelt und zusammengebrängt, eilten sie wieder hervor, den Rückzug ins Dorf nehmend. Schritt um Schritt machten sie dem Sieger streitig. Von Hag zu Hag war Gefecht, bis das Dorf erreicht wurde. Vertheilt in den Häusern, zerstreut hinter den Hütten, in den Gärten, unterhielten sie verzweiflungsvoll den Kampf, bis Haus um Haus in Rauch und Flammen aufging. Nun getrennt, behauptete sich noch ein Theil von ihnen lange auf dem erhabenen gelegenen Kirchhofe, hinter der hohen Mauer, die zur Brustwehr diente. Andere wandten sich langsam, in voller Ordnung, stets schlagend, gegen den Wald. Andere liefen, zerstreut, sechtend, abwärts durch die Baumgärten gegen die Gebüsche und Wiesen von Denz.

Dahin hatte der Ausgang des Treffens und die Gewalt der Umstände auch den Liebling Epiphaniens getrieben, der anfangs lange Zeit den verlorenen Alten vergebens gesucht, hernach aber, den Tag über, seinen menschenfreundlichen Beruf, als Wundarzt

ohne Unterschied an Freunden und Feinden gekbt hatte, die verwundet aus dem Streit schieden.

Er wandelte, unschlüssig, ob er in der Nähe des Dorfes bleiben oder sich entfernen solle, durch eine üppige Matte. Man sah und hörte hier nichts mehr, weder von Verfolgern, noch Verfolgten. Aber selbstwärts, hinter niederem Weidengebüsch, ließ sich Stöhnen einer menschlichen Stimme vernehmen. Er drang durch das Dickicht, dem Klagen nach, und erblickte jenseits desselben, am schiffigen Ufer eines klaren Weihers, längs welchem ein Fußpfad hinlief, einen Kriegermann am Boden liegend, der sich vergebens aufzurichten strebte. Das reich mit Blut benetzte Gewand desselben ließ an der Traurigkeit seiner Lage nicht zweifeln. Fabian, noch indem er sich näherte, griff zu seinem Bestek, welches er stets bei sich führte, und rief, indem er neben dem Verwundeten niederkniete: „Muth, Kamerad! Wo fehlts?“

„Zum mindesten nicht an Courage!“ erwiderte der Kriegermann und wandte den Kopf, um den Erdrger zu sehen. Fabian erschrak, als er in das bleiche Gesicht blickte und den Hauptmann Renold erkannte. „Du hier?“ rief er voller Bestürzung und Zorn, setzte aber, indem er auf die blutige Brust des schönen Mannes die Augen warf, mittelbig hinzu: „Es scheint, um dich steht's schlimm!“

Gideon aber verzog den Mund mit höhnischem Stolz und sagte: „Gelt, gefundenes Fressen für Deinesgleichen! Kannst Revange nehmen, ohne Resistenz zu fürchten. Jetzt sind wir quitt. Mach's ohne Präparatoria mit mir ab.“

„Zeig' mir deine Wunden.“ versetzte Fabian, ohne auf ihn zu hören, neigte einen Schwamm im Wasser des Weihers, kniete wieder zu ihm nieder und rollte das wundärztliche Bestek aus einander.

„Kömmst post festum, Herr Medicus!“ rief Gideon: „Hab'

die Pillen schon aus Büchsenhüblers Apotheke empfangen, und sie purgiren mir die Seele richtig zum Leib hinaus. So will ich, als tapferer Soldat, auf dem Feld der Ehren dieser Welt Valet sagen; krepiret ihr unterdessen am Schnellgalgen."

"Ich hoffe, Renold, du bist noch zu retten!" sagte Fabian: "Laß dich untersuchen."

"Mit Günst, bleib' mir vom Hals!" erwiderte der Verwundete: "Ich begehre keine Visitation; zwei Kugeln fuhren mir in den Leib, zweifelsohne hinten wieder aus, denn ich hielt den weltlichen Teufeln nahe genug vor der Mündung. Unsere Sache hat manquirt; sie hätte glorieusem Ausgang meritirt. Aber der Feind hatte uns mit Trasiquen und Pratiquen schon bei Mellingen ruinirt. Heut' schlug sich unsere Mannschaft während der Bataille heroisch. Der Feind, welcher eine wohl montirte Reiterei, Fußvolf und Artillerie gegen uns ins Feld stellte, hätte noch lange nicht Victoria schließen können. Doch uns fehlte es im Fundament aller Kriegsoperationen: an verständigen Kriegsräthen und wohlgeübten Disziplin."

Fabian, der unterdessen Gibeons Wamms geöffnet und mit dem Schwamm das Blut von dessen Brust gewaschen hatte, sagte: "Spare deine Worte für nöthigere Dinge, denn du hast nicht viel Dementzue mehr zu verschwenden."

"Danke der Glücksgöttin dafür, du schelmischer Auenturirer!" sagte Gideon mit matterer Stimme, während ihm Fabian zwei Schußwunden an der Brust mit Leinwand und Pflaster bedeckte, um das vorquellende Blut aufzuhalten. Der Soldat schien nichts davon zu empfinden; denn ohne auf Fabians Beschäftigung zu achten, fuhr er fort: "Beim ersten Rencontre hätt' ich dich niedergefäbelt und in Präsenz deiner Maitresse massaktrirt."

"Schweig mit deinen Prahlhanferelen, Renold!" rief Fabian:

„Dein letztes Stündlein hat geschlagen. Der Tod steht vor dir. Fürchte die Ewigkeit!“

„Was fürchten? was?“ entgegnete Sibeon: „Ich habe andere Majestäten gesehen. Ich sterbe honorabel, wie ich es jederzeit beidernt habe. Unterfange dich nicht, Calumnien zu spargiren, daß ich nicht bis an mein Ende ein herzhafter Kriegermann geblieben sei.“

„Renold, bald stehst du vor dem Richterstuhl des Allwissenden; bekenne die Wahrheit, erfülle meine letzte Bitte, sage mir noch . . .“

Sibeon unterbrach ihn und sagte: „Molestire mich nicht. Sic transit gloria . . . Alles vorbei.“

„Bekenne, du hast Epiphanius aus dem Moose entführt; bekenne, wohin du die Unglückliche geschleppt hast . . .“

— Wär' das Vögelein nicht ausgeflogen gewesen, ich hätt's, dir zum Poffen und Chagrin, in den Sack gesteckt. Aber das Nest war leer.

„Epiphanie ist verschwunden!“ rief Fabian mit wachsender Angst, denn er bemerkte Renolds zunehmende Schwäche und fürchtete dessen ewiges Verstummen, ehe das Geheimniß von Epiphaniens Loos enthüllt wäre: „Ich beschwöre dich, rede! Lügne nicht! Verfühne dich mit Gott und Menschen durch das Geständniß der Wahrheit. Wo ist der Aufenthalt des unglücklichen Geschöpfes?“

Renold schloß die Augen und versetzte mit leiser Stimme: „Das Weibsbild ist . . . nescio . . .“

„Nenne, Sibeon Renold, nenne mir den Ort, um Gotteswillen, nenne ihn!“

„Nescio,“ antwortete jener leise stöhnend, indem sich die Züge seines bleichen Gesichts plötzlich entstellten und nach einigen Zuckungen in die kalte Ruhe des Todes zusammensanken.

Fabian wiederholte verzweifelt sein Aufen. Sibeon antwortete nicht mehr. Da trat der Trager schauernd von der schweigenden Leiche zurück. Er betrachtete sie lange mit den Empfindungen des

Entsetzens, Unwillens und Mitlebens. Wie er in düsterer Ueberlegung dastand mit gefalteten, vor sich hingestreckten Händen, auf die Brust gesenktem Haupte, die Blicke, unter finstern zusammengezogenen Augenbraunen, auf das noch im Tode schöne Antlitz des Soldaten geheftet, rauschten Schritte hinter ihm, auf dem Fußweg am Weiler, durchs Buschwerk. Fabian wandte das Gesicht zurück und erblickte mit froher Verwunderung den lang vermissten Abdrich. Er ging ihm entgegen.

„Ich hörte deine Stimme schon in der Ferne, Fabian!“ sagte der Alte: „Mit wem sprachst du?“

„Gottlob,“ rief der Jüngling, „daß uns der Himmel wieder zusammenführt. Ich suchte dich lange mit vergeblicher Mühe und hielt dich für verloren, gefangen oder getödtet.“

„Leere Sorge,“ versetzte Abdrich, „der Tod verlangt mich nicht, und das Leben will mich nicht. So muß ich über die Erde wandern, wie der ewige Jude. Mir sind die Kugeln ausgewichen; ich wisch nur den Klauen der Berner und ihrer Senkeroßknechte aus. Gut, daß du lebst; mit wem sprachst du?“

Fabian zeigte stillschweigend auf Renolds Leichnam und beobachtete Abdrichs Miene, um zu erkennen, welche Empfindungen dieser traurige Anblick in dem Alten erzeugen würde, der fast gefühllos geworden zu sein schien.

Abdrich trat langsam hinzu und blieb in stummer Beschauung stehen. Kein Zug seines Gesichts änderte. Zuweilen brummte er ein „Gm, Gm!“ in sich herein, wie wenn ihm etwas Unerwartetes leichte Verwunderung verursache. Nach einiger Zeit murmelte er mit halbflügender halbblauer Stimme:

„Vom rosenfarbnen Munde
Erlischt die Lebensgluth;
Des Jünglings Purpurwunde
Verthaut das Gras mit Blut.“

Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilf,
Sein Kissen ist der Stein.

Jabian erschraf und fürchtete für den Verstand des Alten, der in Versen sprach.

„Auf, auf, laß uns von hinnen eilen, Abdrich!“ rief er: „denn für uns ist keine Sicherheit in der Nähe des Schlachtfeldes!“

49.

R e t t u n g.

Er ergriff ihn am Arm und führte ihn eilends mit sich hinweg, durch Wald und Feld, ohne Rast, Weg und Steg weder meidend noch suchend, aber in gerader Richtung nordwärts, den Marstrom zu erreichen. Unterwegs erzählte er, mit vielen beigemischten Bemerkungen, von dem letzten und kurzen Gespräch, das er mit Gibeon Renold gehalten; dann entwarf er Pläne, wie sie durchs Münsterthal oder die österreichischen Waldbüchte am Rhein gen Frankreich oder Deutschland entkommen könnten, und wie er, sobald für Abdrich geborgene Zukunft gefunden sein würde, in das Schweizerland heimkehren und Epiphaniens Spur suchen wolle. Abdrich schlen das Alles kaum zu hören und ließ zuweilen nur ein trockenes „Ja“ oder „Nein“ oder „Wohl möglich“ vernehmen, mehr aus Gefälligkeit, oder den Frager zufrieden zu stellen, als aus Lust an Unterhaltung.

Wie sie beide nach einer Stunde durch ein stilles Wiesenthal hervortraten, erblickten sie das Ufer der Aar, und, wo sich der Bach, dessen Lauf sie verfolgt hatten, in den Strom ausmündet, einzelne Fischerhütten. Vor einer derselben stand ein junger Mann

ausgespannte Netze, den Fabian, wegen der Uebersahrt zum jenseitigen Ufer, ansprach, indem er gutes Trinkgeld verheiß. Sener betrachtete beide abwechselnd lange mit besonderer Aufmerksamkeit und sagte: „Gelt, ihr kommt von Herzogenbuchsee, und der Boden hier brennt euch unter den Füßen? Jesus, Maria und Joseph! das ist übel ausgegangen. Folget mir nach!“

Er warf eilfertig das Garn zur Erde, sprang zur Mure, rüstete ein Schiffelein und ließ die Wanderer einsteigen. Als er vom Lande gestoßen hatte, sagte er rudernd: „Ihr Herren, ist euch zu rathen, so fahrt stromab, je weiter, je besser, bis die Nacht auf dem Lande liegt. Das Licht ist euer Freund nicht.“

„Du bist ein Ehrenmann!“ sagte Fabian: „Fahr' uns so weit du magst; um den Fährlohn wollen wir nicht habern. Du wirst mit uns zufrieden sein.“

„Danke! der Ritter Gottes hunderttausendmal, daß ihr mich am Staad gefunden!“ erwiderte der Schiffer: „Ich setze meinen Kopf daran, du heißest Fabian ab der Almen, und der Alte dort, Abdrich der Mooser. Jesus Maria! Nun geht's Manchem um den Hals!“

Fabian erblaßte vor Schrecken, sich von einem Unbekannten und in unbekannter Gegend genannt zu hören. „Was weißt du von uns?“ fragte er den Schiffer.

„Daß man nach euch beiden aller Orten das Netz ausgeworfen hat!“ antwortete dieser: „Daß man kaum des Leuenberg so sehr, als euer habhaft zu werden trachtet; daß ich armer Gesell mit geringer Mühe ein paar Dublonen gewinnen könnte, wenn ich zu Ulten im Leuen Nachricht von euch brächte. Das wär' aber Blutgeld. Behüt' uns Gott! Ich erkannte euch beide augenblicks an Geberde, Kleid und Art, als ihr vorhin am Staad zu mir tratet; denn der Steckbriefträger hat euch aufs Haar genau konterfett.“

Obwohl sich Fabian unschuldig fühlte, suchte ihm doch das

Zsch. Nov. IV. 13*

Herz bei diesen unerwarteten Botschaften gewaltig, nicht minder aus Besorgniß für Abdrich, als sich selber, da man ihn überall, als dessen unzertrennlichen Gefährten, im Anfuhr gesehen hatte.

Der Fischer bemerkte Fabians Unruhe und sagte: „Sei du ohne Furcht, hast nicht allein im verbotenen Wasser gefischt; ich war auch dabei, als wir Landleute den Zug nach Solothurn machten und die Stadt-Gesche fangen wollten. Seitdem hielt ich mich aber im Staaß mäuschenstill, und ging nicht einmal, wie die andern, auf die Höhe, die Schlacht von Herzogenbuchsee zu schauen. Ich habe meine guten Gründe. Als diesen Morgen der Kerl von Bipp mit dem verdächtigen Gesicht kam und euch beschrieb, und was für euch geboten wäre, wußt' ich, was die Glocke geschlagen. Mich soll keiner dumm machen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen des Schiffers mit dem beängstigten Fabian, brach die Dämmerung des Abends herein. Das Schifflein glitt rasch mit dem Strom dahin.

„Es soll dich nicht gereuen!“ sagte Fabian: „Ich zahle dir eine Dublone in blankem Gold, wenn du mit uns durch die Nacht fährst; bis morgen sind wir, wo die Aare in den Rhein fällt.“

„Nimmermehr!“ entgegnete der Schiffer: „Ich kenne das Wasser nicht weiter, denn bis Brugg; und nächstlicher Welle ist mit dem Strom übel spassen. Soll's aber gelten, so geleit ich euch um das halbe Angebot über den Berg zu meiner Base ins Jfenthal. Da seid ihr geborgen, besser, als in Abrahams Schoofe. Und eh' der Tag kommt, bin ich wieder am Staaß.“

Fabian willigte in Alles, um sich und seinem Unglücksgefährten einen Schlupfwinkel zu finden. Der Schiffer steuerte endlich dem linken Ufer und einem Erlengebüsch zu, wo er die Wanderer ans Land gehen ließ, während er den Rahn besetzte; dann schritt er, als Wegweiser, voran über die Felder, durch Wiesen und Acker, bis in die Nähe eines Dorfes an der Landstraße gen Olten.

ausgespannte Netze, den Fabian, wegen der Ueberrfahrt zum jenseitigen Ufer, ansprach, indem er gutes Trinkgeld verhiess. Sener betrachtete beide abwechselnd lange mit besonderer Aufmerksamkeit und sagte: „Welt, ihr kommt von Herzogenbuchsee, und der Boden hier brennt euch unter den Füßen? Jesus, Maria und Joseph! das ist übel ausgegangen. Folget mir nach!“

Er warf eifertig das Garn zur Erde, sprang zur Mähe, rüstete ein Schiffelein und liess die Wanderer einsteigen. Als er vom Lande gestoßen hatte, sagte er rudernd: „Ihr Herren, ist euch zu rathen, so fahrt stromab, je weiter, je besser, bis die Nacht auf dem Lande liegt. Das Licht ist euer Freund nicht.“

„Du bist ein Ehrenmann!“ sagte Fabian: „Fahr' uns so weit du magst; um den Fährlohn wollen wir nicht habern. Du wirst mit uns zufrieden sein.“

„Danket der Mutter Gottes hunderttausendmal, daß ihr mich am Staad gefunden!“ erwiderte der Schiffer: „Ich setze meinen Kopf daran, du hilfst Fabian ab der Almen, und der Alte dort, Aldrich der Mooser. Jesus Maria! Nun geht's Manchem um den Hals!“

Fabian erblaßte vor Schrecken, sich von einem Unbekannten und in unbekannter Gegend genannt zu hören. „Was weißt du von uns?“ fragte er den Schiffer.

„Daß man nach euch beiden aller Orten das Netz ausgeworfen hat!“ antwortete dieser: „Daß man kaum des Leuenberg so sehr, als euer habhaft zu werden trachtet; daß ich armer Gesell mit geringer Mühe ein paar Dublonen gewinnen könnte, wenn ich zu Ulten im Leuen Nachricht von euch brächte. Das wär' aber Blutgeld. Behüt' uns Gott! Ich erkannte euch beide augenblicks an Geberde, Kleid und Art, als ihr vorhin am Staad zu mir tratet; denn der Steckbriefträger hat euch aufs Haar genau konterfäht.“

Obwohl sich Fabian unschuldig fühlte, suchte ihm doch das

354. Nov. IV. 13

werden. Als am Sonntag darauf (3. Juli) ein erschreckliches Ungewitter, von Sturmwinden und Wolkenbrüchen begleitet, über Bern zog, die Stadt schwer beschädigte, das Hochgericht mit den angehefteten Köpfen der Rebellen niederwarf und zertrümmerte, erkannte der Bergglaube eines Volkes, welches unter dem obrigkeitlichen Jorne zitterte, wenigstens darin zu seinem Trost des Himmels Mißbilligung so blutdürstigen Wüthens der gnädigen Herren und Obern.

Die Zahl der Hingerichteten war groß; noch größer die Zahl derer, denen vom Henker ein Ohr abgeschnitten, oder die Zunge gespalten wurde; die man mit Ruthen strich, aus dem Vaterlande verbannte, auf die venezianischen Galeeren verschickte, um ihren Tod in Seeschlachten gegen die Ungläubigen zu suchen, oder die man ehr- und wehrlos machte, und mit schweren Gelddußen ungroßmüthig an den Bettelstab warf.

50.

Die letzten Erscheinungen.

„Ich will lieber unter Menschenfressern, Türken, Heiden und reißenden Thieren wohnen, die ihr Gebiß nur da einschlagen, wo Hunger oder Nothwehr Blut begehren!“ schrie Fabian, „als unter diesen christlichen Obrigkeiten, die nun ihre Feigheit und überstandene Angst mit Grausamkeit verdecken; ihre Rache gleichnerisch hinter den Schild gesetzlicher Gerechtigkeit verbergen; das arme Volk erst mit Blutsangerei und Frechheit am Boden zertreten, dann die Verzweiflung desselben an Schuldigen und Unschuldigen in blinder Wuth strafen; sich dabei gottesfürchtige, gnädige Obrigkeiten und die armen, rechtlosen Unterthanen freie, glückselige Unterthanen nennen! Verruchte Annatur!“

„Warum tobest du, Bursch, wider die Natur?“ entgegnete Abdrich gelassen oder vielmehr kalt: „Sie geht ihren bleiernen Schritt. Wir Ebenbilder Gottes haben kaum nur das Menschengesicht aus dem alten Fell der Bestialität hervorgestreckt. Wenn sich eine Nation mit der Kinderruthe züchtigen, mit der Peitsche geißeln läßt, verdient sie nichts Besseres, denn Ruthe und Peitsche.“

„O Abdrich! fesselte mich nichts mehr an diesen blutbedüngten Felsenboden,“ rief Fabian bewegt, mit der Thräne heiligen Grimmes im Auge, „ich möcht' in eine Wüste ziehen und mich mit den Tigern verbrüdern. Hast du von unserm Schiffer die Geschichte des alten Weibes von Olten gehört, welches nach Zofingen lief und vor den unbarmherzigen Richtern für das Leben des Ehemanns und Sohnes, endlich nur für das Leben eines einzigen von beiden, den Fußfall wiederholte? Und als man ihr nun die schauerliche Wahl öffnete, als nach langem entsetzlichem Kampf des Mutterherzens und der Gattenliebe die eheliche Zärtlichkeit überwog — da hohnlächelte gefühlloser Wiß über die Betrogene. Das scheint mir die höllische Krone auf das Haupt alles Frevels zu legen! . . .“

„Still, Bursch!“ erwiderte Abdrich: „Trag' Sorge für deine junge Haut. Wo Tyrannen wohnen, haben die Steine Ohren.“

Er hatte nicht Unrecht. Denn der Pfarrer des Iffenthalles hatte den Aufenthalt der Flüchtlinge entdeckt, das Weib des Schiffers berufen und ausgeforscht, und demselben darauf geboten, reinen Mund zu halten, über Alles, was er gefragt und gesagt. Die junge Frau aber gehorchte mehr der Stimme ihres Mitleides, als des Beichtigers und warnte die Fremdlinge angervoll. Da blieb diesen die abgelegene Ginde kein Asyl mehr.

„Fort denn,“ sagte Fabian, „das Leben zu retten, muß das Leben gewagt sein. Versuchen wir's durch das unwegsame Ge-

birg, an den bewohnten Höfen und Bergdörfern vorüber, das kaiserliche Gebiet am Rhein zu erreichen.“

„Mir gleich!“ entgegnete Adbrich gleichgültig: „Mein Leben kannst du nicht retten. Hätte ich kein Wort gegeben, es wäre längst weggeworfen. Ich folge dir. Die grüne Schale des dehnigen hält noch einen Kern; der meinige ist vermodert.“

Mit Dank und gerührtem Herzen schied Fabian, Adbrich aber stumm, von der gastfreundlichen Berghütte, in der folgenden Morgenfrühe, ehe der Tag graute. Dicker Nebel lag auf dem Thal und verbarg ihre Flucht, aber zugleich auch Weg und Gegend so sehr, daß sie erst mit Sonnenaufgang aus der Bergschlucht hervortraten, durch welche ihnen ein wildes Waldwasser zwischen Felsenschnitt den Ausgang zur Heerstraße über den untern Hauenstein gezeigt hatte.

Wie sie den gähnen Felsenweg des Hauensteins emporgestiegen, dessen letzte Höhe durch eine blaugraue Wolke, längs den Klippen gähnend, bedeckte, wurden sie bald eines Wanderers gewahr, der vor ihnen, in städtischer Tracht, gemach bergauf schritt. Fabian drückte das braune Sammetbaret tiefer in die Augen, und, das Gesicht abgewandt, eilte er an dem Manne vorbei, indem er trocken einen Morgengruß sprach.

„Geda! Halt!“ rief der Wanderer: „Sonntag und Montag kommen alle Wochen zusammen, aber nicht Menschen. Es freut mich, Herr Freund, Euch hier zu treffen und mit Euch gleichen Weg zu machen, wenn Ihr nicht wie ein Bürstenbinder lauset.“

„Schon früh auf den Beinen!“ antwortete Fabian, der den wohlgemuthen Meistersänger von Aarau erkannte, und sich von Herzen nun des alten Bekannten erfreute: „Was gibt's Neues? Jetzt ist wieder Ruh' und Sicherheit im Land und das Regiment frisch und wohl bestellt.“

„Ja, ja, Herr Freund! es wird aufgeräumt, wie sich's ge-

bährt. Nur sag' ich, frische Wefen wiſchen wohl, doch gehen ſie nicht in die Winkel. Den Erzäbelöfſührer Abdrich haben ſie noch nicht gefunden; wer weiß, wo er ſteht? Hat aber der Teufel den Sattel, ſo holt er auch den Saum. Ich wette, der trägt ſein Kupfergeld nicht lange mehr auf der Naſe herum. Gent' oder morgen hängt er in Scharfrichters Dohnenkrieg, oder läuft wenigſtens mit nacktem Rücken durch den Wefenmarkt. Er hat's um mich allein ſchon verdient. Und ſiß' er in einem Dachloch, ich fröche hinein, und holte ihn heraus.“

„Kannſt ihn wohlfeiler haben!“ ſagte Abdrich, der jezt von hinten herankam: „Hier bin ich. Wie viel hat man für mich geboten?“

Meiſter Witri ſtand ſtill, und ſtarre den Alten verblüfft an; ſaßte ſich aber halb und ſagte halb ängſtlich, halb freundlich zu ihm: „Nun, nun, ich hoffe, Ihr werdet Spaß verſtehen, Herr Freund. Ich hatte Euch wohl geſehen und nur vergleichen geſehen, Euch Furcht zu machen. Ich ſoll Euch auch höfliche Grüße bringen von meinem Knecht, das ehemals in Euerm Dienſte ſtand und Euch noch immer belobt.“

„Iſt's dein Knecht geworden?“ entgegnete Abdrich mit gleichgültiger Miene.

„Gelt, das nimmt dich Wunder!“ rief Witri, der ſein Vergnügen nicht verbergen konnte, den fürchtbaren Alten ſchnell auf ein anderes Geſpräch zu leiten: „Nun, was nicht iſt, kann noch werden. Es lebt beim hochwürbigen Herrn Deſchanten Herrentage, und das Jünglein geht ihm noch immer, wie der Bachkelze der Schwanz.“

„Wie viel alſo hat man für mich geboten?“ fragte Abdrich wieder.

Den Spielmann machte die Frage wieder ganz ernſt, doch zwang er ein Lächeln durch die erſteiften Geſichtsmuskeln und verſetzte:

„Gi was? macht doch aus der Wille keine Bombe. Jedermann begriff, es ging auf den alten Socken nicht länger, und die Bauern hatten ihr Recht. Niemand verdenkt's Euch. Hättet Ihr nur Euer Eisen geschmiedet, als Ihr vor der Gasse waret. Aber da wollte jeder von den Bauern sein eigen Kraut schmalzen. Und wenn zwei Hunde an einem Bein nagen, kommen sie selten überein. Das war das Unglück. Ein Mann wie Ihr, Herr Freund, hätte das Ruder führen müssen, aber kein hochmüthiger Löpel, wie der Leuenberg, der sich meinte, als höre er die Glöde hupfen und das Gras wachsen, und der den Kopf im Gehen streckte, als ob er einen Degen verschluckt hätte.“

„Schweig, Rops!“ entgegnete der Alte: „Laß die Todten ungelästert. Er starb wenigstens für etwas Besseres, als wofür du lebst.“

„Nun ja,“ stimmte Birri verlegen ein, „es gibt Mancher mehr um Karrensälbe, als er mit dem Karren verdient.“

„Ich rede von der Landfreiheit!“ sagte Abdrich.

— Richtig! ach die liebe Freiheit! Man kauft sie allezeit theuer ein, aber verkauft sie um einen Pfifferling wieder. Glaubt mir's. Der Welsche versingt sie, der Deutsche vertrinkt sie, der Franzos vertanzt sie, der Holländer verschachtet, der Spaniol verhetet, der Schweizer verschläft sie. Kann der Bauer nicht Landvogt werden, muß er seinen Käse selbst von der Alp tragen.

„Ich merke,“ sagte Abdrich, „du bist einer, der mit allen Winden segeln will.“

Jabian, der die Unterhaltung auf andere Dinge zu lenken wünschte, fiel hier mit der Frage ein: „Wo hin geht die Reise so früh, Meister?“

„Ich komme von Olten und ziehe nach Basel. Man muß viel für den lieben Gott und fürs liebe Brod thun. Der wohllehwürdige Herr Dechant hat einmal sein Vertrauen zu mir, drum muß ich und kein Anderer seinen Brief nach Basel tragen, an

den . . . , an den Dan . . . Din . . . Don . . . Dar . . . Ihr kennet ihn ja. Ich bringe leichter zehn Ketten in den Hals, als den gewünschten Namen heraus!“ Er griff ins Wamms und zog einen Brief hervor, um die Aufschrift zu lesen.

Fabian, der auch den Herrn von Grönkertensbosch wegen Epiphantien in Verbaht genommen, stupte, als er vom Briefwechsel des Dekans mit jenem Manne hörte, und der Gedanke ging ihm auf, er könne hier Licht für seine Finsterniß finden.

„An Don Harbo?“ rief der Jüngling auffahrend und riß den Brief aus der Hand des Spielmanns ungestüm an sich.

„Richtig!“ antwortete der Meister Birri und setzte hinzu, indem er mit schalkisch drohender Miene auf Abdrich deutete: „gebt das Schreiben nicht weiter. Da steht ein Männlein, das mir schon einmal den Votenlohn verbarb und einen Brief öffnete, der nicht für ihn geschrieben war.“

„Das kann ich selbst, und werde es beim Dekan Rüßperkl beantworten!“ sagte Fabian, riß das Siegel auf und durchslog mit brennenden Augen hastig die Zeilen.

Meister Birri stand verduzt mit offenem Munde da, und als er die Sprache wieder gewonnen, stammelte er halb scheu, halb zornig: „Plagt Euch denn . . . Gott sei mir gnädig . . . da muß einem der Hasen, ohne Feuer, überlaufen; anderer Orten nennt man das Straßenraub. Aber spornstreichs kehrt ich um und flag’ es dem Herrn Dekanten. Er wird Euch Späne unter den Speck haßen. Gedulb!“

„Schweig!“ rief Abdrich und hob eine geballte Faust drohend.

Meister Birri duckte sich und nahm hastig den Rückzug nach Osten, indem er rief: „Zwischen Fuchs und Wolf ist bös spazieren gehen. Behüt’ Euch Gott! Es gibt noch Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat. Den Streich schreib’ ich Euch nicht mit Kohlen in den Kamin.“

Während er sich brummend entfernte, zwar immer zurückkehrte, aber eben so oft den Rückzug antrat, so oft er Abdrichs Bewegung gegen sich erneuern sah, las Fabian den Brief. Er war in lateinischer Sprache geschrieben, dem Jüngling der Inhalt dunkel. Folgendes ungefähr sagten die Worte des Dekans an Don Nardo:

„Ach, daß wir Wasser genug hätten in unserm Haupt, und unsere Augen Thränenquellen wären, daß wir Tag und Nacht weinen möchten. (Jer. 9). Dir wäre besser gewesen, du wärest von der Höhe des Felsens gestürzt, oder mit einem Mühlstein am Hals in die Tiefe des Meeres gefallen, daß du nur das zeitliche und nicht das ewige Leben verloren hättest.

„Abdrich hat, wie Dathan und Abiram, schwer gesündigt, als er von der durch Gott eingesetzten Obrigkeit abfiel. Aber seine Schuld ist federleicht, neben deinem Hochverrath an Jesu Christo. Denn du hast in deiner Apostasie eine Sünde gegen den heiligen Geist gethan, die nie vergeben wird. Ich darf nicht mehr der Freund dessen sein, der Gottes Feind geworden ist; mein Haus hat für dich nur verschlossene Pforten. Darum, bist du in Basel: so bleibe; trifft dich dies Blatt schon auf der Straße gen Arau: so kehre um und sei gewarnt! Denn den Jüngling, den du suchst, findest du nicht. Wir wissen nichts von ihm.

„Wehe, daß dich der böse Geist blendete und du in die Fallstricke der spanischen Katholiken fiellst! Hätten die Wilden der philippinischen Inseln dir den Todesreich versetzt, als nur dein Antlitz mit einer Narbe entstellte: du würdest minder zu beklagen sein, denn deine arme Seele wäre gerettet worden. Aber alle Tonnen Goldes, die du von deinem reichen Weibe dort ererbt hast, weil du dessen Leben von den Barbaren befreitest, sind kein Lösegeld aus der Verdammniß. Und hättest du ganz Ostindien, ja die ganze Welt gewonnen, was hätte es dir, nun du Schaden an deiner Seele genommen?

„Ich unwürdiger Diener des göttlichen Wortes beschwöre dich bei den blutigen Wunden meines lieben Herrn und Heilandes, kehre zurück zur wahren, evangelischen Kirche, in der du geboren und erzogen worden bist, und verführe nicht das Nägblein zur verfluchten Abtrünnigkeit. Ich werde dieses Kindes Seele vor dem Thron Gottes einst wieder von dir fordern. Noch einmal, lehre zum wahren Glauben an Jesum zurück; dann darf ich dich wieder sehen, sonst nie! Ich werde zu Gott Tag und Nacht schreien, daß er dein Herz bewege und dich auf den Weg des Heils zurückführen wolle.“

Verfunken im Erforschen und Denken des Sinnes dieser Zellen, und in unruhigen Ahnungen über das vom Felsan bezeichnete Kind oder Nägblein, war Fabian mit scharfen Schritten, lesend und wiederlesend, gegen die wüste Höhe des Weges hinangekommen, unbekümmert um Abdrich und Wirri, die hadernd zurückgeblieben waren. Als er die Augen aufschlug, sah er sich schon von jener Wolke umfassen, die er vorher über sich auf dem Rücken des Gebirgs erblickt hatte. Ein frohlicher Lustzug strich ihm zwischen den schroffen, kahlen Felsen entgegen, aus deren Klüften die Gebüsche durch den salben Nebel, wie seltsame, lebendige Gestalten nickten und gaukelten. Aber eine andere Gestalt lösete sich vor ihm aus dem Innern der Wolke zu immer bestimmtern Umrissen. Er erkannte einen Reithen, der sein Roß am Jügel führte. Es stand plötzlich Don Harbo neben dem Rosse, im Begriff, zum Deckanten nach Marau zu reisen.

„Halt!“ schrie Fabian, und zog den Degen: „dich sendet Gott selbst in meine Gewalt. Steh' mir Rede! Steh'!“

Don Harbo, des Ueberfalls nicht gewärtig, stand anfangs betroffen da; wie er aber den Jüngling erkannte, sagte er gelassen: „Ich ließ mir's keine Geldsumme kosten, wochenlang Leute auf allen Wegen nach dir auszusenden und dich zu suchen. Aber daß

du in diesen Wildnissen Räubergewert fährest, ließ ich mir nicht träumen. Kennst du mich nicht, Unglücklicher?"

"Steh' mir Rede!" rief Fabian und setzte ihm die Degenspitze auf die Brust: „Du, du haßt Epiphanien entführt, die Richte Abdrichs, mein Weib!"

Während er sprach, tönten viele Pferdehufe, und neue Gestalten schwebten im Nebel, wie dunkle Schatten, heran. Ein lauter Schrei erscholl: „Morde meinen Vater nicht!" und mit dem Schrei schlug ein weiblicher Arm den Degen Fabians auf die Seite. Der Ton klang betäubend in des Jünglings Ohr und erschütterte sein Wesen, daß ihm aus der gelähmten Faust das Schwert zu Boden fiel. Aber die Retterin bebte, als sie des Jünglings recht ansichtig ward, erst mit Erschrecken zurück; dann erhob sie laut weinend die Arme und rief: „Fabi! ach, Fabi! du selbst!" und sank an seine Brust. Er starrte unbeweglich auf sie nieder, und stammelte todtensblaß und mit zitternden Lippen: „Fanel! meine Seele! o mein Leben!"

Indessen belbe im Sturm der ersten Seligkeit, sich wiedergesunden zu haben und umfaßt zu halten, Alles vergaßen, was um sie her war, kam Abdrich obemlos den jähren Bergweg daher geeilt. Er hatte das Geschrei auf der Höhe vernommen, und seine Schritte alsbald verdoppelt, weil er befürchtete, Fabian sei vom angestellten Wächtern im Nebel überfallen und gefangen worden. Entschlossen, ihn zu befreien, und beim Anblick der Rösse und Menschen in der wolkigen Umbämmerung die Wahrheit seines Argwohn's nicht mehr bezweifelnd, zuckte er das Schwert und schwang es gegen den Ersten, der ihm aus dem Haufen entgegentrat. Doch wie vom Schlag getroffen, sank der gehobene Arm schlaff zurück. Sein Gesicht war vom Entsetzen schrecklich entstellt. Die finstern Augen starrten, als wollten sie ihre Höhlen verlassen, aus der rothen Umfassung der Augenlider graußig vor, wie eine veraschte

Rohle aus der Gluth. Er lachte mit bebender Zunge, unbewußt, halblaut: „Das ist mein todtter Bruder Diethelm.“

Auch der Herr von Grönkerkenbosch, den sonst nichts aus seinem stillen Gleichmuth warf, verlor hier die Fassung, fuhr bestürzt zurück und rief: „Abdrich!“ aber der vielerfahrene Mann sammelte sich schnell zur Besonnenheit und sagte: „Unglücklicher, du bist der Gräuel des Landes geworden, weil du keinen Gott hattest, als dein schreckliches Ich. Dich allein wollt' ich vermeiden. Aber du hast mich zu deinem Schuldner gemacht durch das, was du meinem Kinde gethan. Mir steht nicht zu, mit dir zu rechten. Flieh' dies Land, das dich versucht; mein Schloß am Rhein hat Raum und Freude für uns Alle. Hier nimm die Hand. Wir sind versöhnt.“

Abdrich wich schauernd vor der ausgestreckten Hand und sagte mit leiser, heiserer Stimme: „Bist du nicht unter dem Eis des Rawylgletschers vergraben?“

Von Harbo schüttelte mit traurigem Lächeln das Haupt und sagte: „Still davon, mein Bruder. Aber, wenn du es denn willst, so höre Alles in vier Worten. Gottes Barmherzigkeit und Vorsehung haben gewaltet. Deine wohl etwas unbrüderliche Härte wies mir aber nur den Weg über den Rawyl nach Ostindien zu meinem Glück hinüber. Eine fromme, reiche Pflanzerin der Philippinen ward meine Gemahlin; ich nach ihrem Tode der Erbe ihres Reichthums. Wir kehren auf der Stelle gen Basel um. Mein Ziel ist unerwartet getroffen. — Die Hand her!“

„Mensch, was habe ich mit dir zu schaffen?“ sagte Abdrich, und blieb in seiner Stellung unbeweglich: „Bist du nicht der ausserordne Dualgeist meines Daseins? Hast du dem verflohenen Knaben nicht schon das Herz des Vaters geraubt? nicht dem Jüngling die Liebe der erwählten Braut? — Du, und kein Anderer, hast mir Euphrasien entwendet, mir und dem Gatten.“

„Laß den alten Haber fahren!“ rief der Stiefbruder mit besänftigendem Ton: „Das Herz der Andern ist in keines Andern, denn in Gottes Gewalt; ihre Liebe war ja nicht meine Schuld, nicht mein Verdienst. Und dort steht Epiphanie! Ich mußte sie entwenden, weil ich sie nicht forbern durfte. Du bist wegen deines Unglaubens, ich wegen des alleinseligmachenden Glaubens gedächet. Ich darf nicht mehr in der Heimath meiner Väter ohne Gefahr wandeln, weil ich zur römisch-katholischen Kirche heimgekehrt bin. Ich stehe rechtlos vor euern Richtern, und meine Tochter würde mir vom Glaubenshaß eurer Obrigkeit verweigert worden sein. Selbst jener Landvogt, für den ich, du weißt es, Vermögen, Würde, Alles verlor; er, dem ich mich zuerst und einzig offenbarte, hatte nur so viel Dankbarkeit erübrigt, mich zu warnen, nicht Werner Grund und Boden zu betreten, als wär' ich ein Ausfälliger.“

Abdrich schien der Worte seines Bruders nicht zu achten, sondern in andern Gedanken vertieft, stand er mit zur Erde gewandtem Blick da.

„Nun, Alter.“ fuhr Diethelm fort nach einigem Schweigen, in welchem er den finstern Greis mittheilsvoll beobachtete: „Hand her! In den Wolken des Himmels, hoch über der Erde, führt uns die Hand Gottes zusammen auf der vaterländischen Höhe. Hand her! Das Vergangene sei vergangen! Ich will alle deine Sorgen von dir nehmen.“

Hier richtete Abdrich das Haupt empor und sprach: „Ich habe deine Tochter, die du verlassen hattest, jenem Jüngling Fabian ab der Almen zum Weibe gegeben, daß sie nicht schirmlos bleibe.“

Mit sanftem, billigendem Kopfsneigen erwiderte Don Marbo: „Er will mein Sohn sein.“

Abdrich warf den Blick suchend durch den Nebel, schritt an seinem Bruder vorüber zu Fabian und Epiphanien hin, die noch einander fest umschlungen hielten und bei seinem Erscheinen mit

Selligkeit in Stimm' und Blick riefen: „Abdrich! o Abdrich! aller Schmerz und alles Weh hat nun sein Ende!“

„Alles!“ murmelte Abdrich. Da sein Bruder herankam, wich er langsam zurück, seitwärts, sinnend, in den Nebel, wo er, wie ein dunklerer Schatten, zwischen Felsen irrte.

„O mein Fabi!“ rief Epiphanie, indem sie den zärtlichen Blick, noch schwer von Freudenthränen, zu dem Geliebten erhob: „Nimm deinen Vater an deine Brust!“

Fabian hielt mit einer Hand die schöne Gattin fest, als fürchte er, sie könne ihm noch einmal entrisen werden; mit der andern Hand entblößte er vor Don Marbo das Haupt und sagte: „Epiphanie, Eure Tochter, ist mein mir anvermähltes Weib. Ich fleh' um Euern Vatersegen.“

„Du sollst mein Sohn sein!“ antwortete mit gutigem Blick Don Marbo, indem er seine Hand auf Fabians Scheitel, wie zu einem Segen legte: „Des Himmels Wille waltet unverkennbar. Dich, den ich nebst Abdrich seit sieben Wochen von so viel ausgesandten Leuten vergebens suchen ließ; dich, von dem nie eine Spur entdeckt ward, dich leitet Gottes Hand mir selbst wunderbar entgegen. Wir waren im Begriff, nach Araucan, heimzukehren, im Begriff zum Dekan Mäyserli . . .“

„O wie viel Angst hab' ich für dich getragen, Fabi!“ seufzte Epiphanie und küßte ihres Liebling's Hand.

„Verzeiht mir,“ sagte Fabian zum Herrn von Grönkerenbosch, „wenn ich Euch verkannt und im Irrthum beleidigt habe. Warum verhehltet Ihr mir doch, daß Ihr der Vater meines Kanelli wäret? Warum verbarget Ihr Euch, den ich wohl als Herrn Diethelm kannte, hinter falschem Namen?“

„Mein Nam' ist ächt aus der Taufe!“ erwiderte jener: „Ich heiße Leonhard Diethelm. Unter fremdem Himmel streift' ich Alles ab, was mich an Unglückslage mahnen mochte, selbst den Namen.

Ich ward glücklicher, als Leonardo, denn Diethelm je gewesen war; dir aber, junger Freund, wie konnt' ich dir vertrauen, den ich nicht kannte? Ich wußte nur durch Sagen von einem leistungsfertigen Gesellen, der um meine Tochter bei Abdrich würde, einem lockern Kriegsknecht. Lange hielt ich dich für ihn."

Fabian umarmte den Vater Epiphaniens und sagte mit Herzlichkeit in Geberd' und Ton: „Seid mein Vater! Ich will Euer gehorsamer Sohn sein. Geht nicht gen Karau! Euer harret kein freundlicher Empfang."

Von Harbo küßte des Jünglings Stirn mit sichtbarer Rührung und legte Epiphaniem an des Jünglings Herz: „Hier ist dein Weib!"

In diesem Augenblick zerriß der graue Nebel um sie her, wie ein Vorhang des Himmels, und schlang sich goldgesäumt um die Scheitel der Berge. Die Sonne mit blendender Pracht überstrahlte die schroffen Felsen und grünen Gebüsche der hohen Gänge; und von jedem Galm blühte, in wechselnden Schimmern, ein flüßiger Diamant am reinen Morgenlicht. Wie liebende Seelen, die sich nach dem Tode des Leibes im Elysium begegnen, standen Fabian und Epiphanie, einander umfangend, stillbewundernd, mit stummer Zärtlichkeit um Liebe fragend. Des Vaters Blick ruhte lange Zeit mit Wohlgefallen auf dem schönen Paar, das Ueberirdischen glück. Endlich wandte er sich zu seinen Dienern, welche bei den Rossen in einiger Entfernung harrten, und rief: „Wendet um! wir kehren nach Basel zurück. Wo aber ist mein Bruder?"

Abdrich war im Nebel verschwunden; keiner von den Dienern hatte ihn wahrgenommen. Nun ward er von allen Seiten gerufen. Es tönte keine Antwort. Er ward von Allen gesucht; nach zwei Stunden hatte ihn Keiner gefunden.

„Lasset ab!" sagte Fabian: „Den Unglücklichen drückt die Seligkeit der Glücklichen. Er ist allein hinüber, wohin wir beide heut' wollten, durchs Gebirg in des Kaisers Gebiet."

Kohle aus der Gluth. Er lastete mit bebender Zunge, unbewußt, halblaut: „Das ist mein todtter Bruder Diethelm.“

Auch der Herr von Grönkerkenbosch, den sonst nichts aus seinem stillen Gleichmuth warf, verlor hier die Fassung, fuhr bestürzt zurück und rief: „Abdrich!“ aber der vielerfahrene Mann sammelte sich schnell zur Besonnenheit und sagte: „Unglücklicher, du bist der Gräuel des Landes geworden, weil du keinen Gott hattest, als dein schreckliches Ich. Dich allein wollt' ich vermeiden. Aber du hast mich zu deinem Schuldner gemacht durch das, was du meinem Kinde gethan. Mir steht nicht zu, mit dir zu rechten. Flieh' dies Land, das dich versucht; mein Schloß am Rhein hat Raum und Freude für uns Alle. Hier nimm die Hand. Wir sind versöhnt.“

Abdrich wich schauernd vor der ausgestreckten Hand und sagte mit leiser, heiserer Stimme: „Bist du nicht unter dem Eis des Rawylgletschers vergraben?“

Von Harbo schüttelte mit traurigem Lächeln das Haupt und sagte: „Still davon, mein Bruder. Oder, wenn du es denn willst, so höre Alles in vier Worten. Gottes Barmherzigkeit und Vorsehung haben gewaltet. Deine wohl etwas unbrüderliche Härte wies mir aber nur den Weg über den Rawyl nach Ostindien zu meinem Glück hinüber. Eine fromme, reiche Pflanzlerin der Philippinen ward meine Gemahlin; ich nach ihrem Tode der Erbe ihres Reichthums. Wir kehren auf der Stelle gen Basel um. Mein Ziel ist unerwartet getroffen. — Die Hand her!“

„Mensch, was habe ich mit dir zu schaffen?“ sagte Abdrich, und blieb in seiner Stellung unbeweglich: „Bist du nicht der auferborne Dämongeist meines Daseins? Hast du dem verflohenen Knaben nicht schon das Herz des Vaters geraubt? nicht dem Jüngling die Liebe der erwählten Braut? — Du, und kein Anderer, hast mir Cyprianen entwenbet, mir und dem Gatten.“

Druck von G. H. Cauerländer in Marau.

